Digitized by Google

Biogr. C. 282 n

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Militärische Biographieen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Militärische Biographieen.

10764

I.

David, Xenophon, Montluc.

Von

W. Rüstow.

Zürich.

Verlag von Meyer & Zeller.

1858.

Wbg 166 390

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Einleitung.

IIV

Digitized by Google

Altbestand 58317

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Digitized by Google

Die Kriegsgeſchichte iſt die Erzählung kriegeriſcher Thaten; jede Erzählung aber iſt zugleich *Kritik*. Die letztere kann in der Erzählung in den Vordergrund, ſie kann in den Hintergrund treten, ſie kann ſich offen mit Namen nennen oder ſich nur in der Gruppirung von Thaten und Thatſachen documentiren; aber fehlen kann ſie nicht.

Alle Kritik beruht nun auf dem Satze, daß ſich für jede Art menſchlicher Thätigkeit beſtimmte Grundſätze und feſte Regeln aufſtellen laſſen, nach denen und in deren Grenzen dieſe Thätigkeit allein zweckmäßig geübt wird, mit andern Worten, daß es eine *Wiſſenſchaft* dieſer Thätigkeit gibt. Denn ein abgeſchloſſenes Syſtem von Grundſätzen und abgeleiteten Regeln iſt eben eine Wiſſenſchaft. Mit der Verwerfung jenes Satzes hört jedes Recht zur Kritik auf. Denn dieſe iſt nichts als ein Meſſen oder Wiegen und ohne Maßſtab iſt jedes Meſſen, wie ohne Gewichtseinheit jedes Wiegen unmöglich. Gäbe es für eine beſtimmte Thätigkeit keine Wiſſenſchaft, ſo wird eine Kritik der Thaten, die in den Kreis jener fallen, gleichfalls undenkbar; die räſonnirende Erzählung würde zu nichtsnützigem Kohl.

Ob es eine Kriegswiſſenſchaft gebe oder nicht, darüber iſt viel hin- und hergeſtritten worden. Für uns exiſtirt ſie und in dem Sinne, in welchem wir oben das Wort Wiſſenſchaft ge-

braucht haben. Nur darüber kann gestritten werden, ob wir bis heute zu einem bereits vollendeten System dieser Wissenschaft gelangt sind oder nicht. Wäre das nicht der Fall, so könnte auch die kriegsgeschichtliche Kritik keine wahre und richtige sein; denn der Maaßstab wäre ein unvollkommener, daher falscher, mit dem nicht richtig gemessen werden kann.

Wenn man aber nur die Möglichkeit einer Kriegswissenschaft, wenn auch nur einer unvollkommenen, doch immer vervollkommnungsfähigen annimmt, so treten diese und die kriegshistorische Kritik in ein lebendiges Wechselverhältniß, ihnen beiden zum Nutzen, für beide die Grundlage des Fortschrittes. Denn es ist einleuchtend, wie die Anwendung des Maaßstabes zum Messen, der Wissenschaft zum Urtheilen, dazu dienen kann, den Maaßstab selbst zu prüfen und seine Mängel zu berichtigen und wie jede Berichtigung des Maaßstabes wieder seiner Anwendung, der Kritik zu Gute kommen muß. In der That hat sich denn auch an der kriegsgeschichtlichen Kritik und mittelst ihrer die Kriegswissenschaft vorzugsweise entwickelt.

Jede That setzt einen Thäter voraus und einen — guten oder schlechten — Erfolg. Die Kriegsgeschichte kann nun die Thaten erzählen mit bestimmter Hervorhebung der Thätigkeit ohne besondere Rücksicht auf den Thäter, oder sie kann gerade diesen in den Mittelpunkt stellen.

In ersterer Weise handelt die eigentliche Kriegsgeschichte, in letzterer die militärische Biographie, zu welcher in weiterem Sinne auch die Regiments- oder Truppengeschichte gehört, die nur statt eines thätigen Menschen eine thätige Vereinigung von Menschen herausnimmt.

Diesen beiden Wegen kriegsgeschichtlicher Darstellung entspre-

chen auch zwei Wege der kriegsgeſchichtlichen Kritik. In erſterem Falle ſetzt ſie in dem Thäter, z. B. dem Feldherrn, welchen ſie beurtheilt, ein Weſen voraus, welches für die Art von Thätigkeit organiſirt iſt, in welcher es auftritt; ſie verlangt als ſelbſtverſtändlich gewiſſe Eigenſchaften von ihm und kümmert ſich gar nicht darum, ob er ſie habe oder nicht. Von dieſem Standpunkte aus ſieht ſie ſich nun ſeine Thätigkeit ohne weitere Rückſicht auf ihn ſelbſt rein darauf an, ob ſie zweckmäßig ſei, wobei ſie indeſſen außer derjenigen, welche gewählt wurde, nothwendig auch die anderen, welche gewählt werden konnten, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen muß. Wenn die Kritik ſich z. B. an das Verhalten der ruſſiſchen Generale in den Feldzügen von 1854 und 1855 macht, ſo darf ſie nicht dabei ſtehen bleiben, die von denſelben erwählte defenſive Haltung in ihren Einzelheiten zu beurtheilen und die Zweckmäßigkeit dieſer Einzelheiten innerhalb dieſes abgegrenzten Kreiſes zu prüfen, ſondern ſie muß immer noch die Frage ſtellen: war denn keine andere Haltung im Ganzen, als Grundton des Verfahrens möglich und zweckmäßig? Wenn die Kritik dies nicht beherzigt, ſo kann ſie möglicher Weiſe auf völlig falſche Schlüſſe und zu völlig falſchen Reſultaten gelangen. So wäre es hier z. B. möglich, daß ſie jede Einzelheit des Verfahrens der Ruſſen höchſt zweckmäßig fände, wenn ſie über das Verfahren derſelben im Ganzen ſich vorher nicht ein Urtheil gebildet hat und daß dies Urtheil über die Wahl des allgemeinen Verfahrens durchaus verdammend ausfallen müßte, wenn überhaupt dieſe geprüft würde.

Daß der zweckmäßigen Thätigkeit ein Erfolg, d. h. ein guter Erfolg entſpreche, iſt eine Forderung des menſchlichen Verſtandes. Darauf beruht eben die Möglichkeit einer Wiſſenſchaft

in allen Dingen menſchlicher Thätigkeit. Der ſehr naheliegende Schluß iſt nun: Wenn der Erfolg wirklich ein guter iſt, ſo muß auch die Thätigkeit, welche zu ihm führte, eine zweckmäßige geweſen ſein. Gegen den Schluß im Allgemeinen läßt ſich gewiß nichts einwenden. In der Anwendung führt er aber häufig zu unrichtigen Reſultaten und liegt er ſelbſt nahe, ſo liegen die Gründe dafür noch näher. Die Meinung über die Größe des Erfolges kann nämlich eine ſehr verſchiedene ſein. Der eine hält für einen großen Erfolg, was der andere für einen ſehr geringen hält. Dem Urtheile im Ganzen müßte alſo die Feſtſtellung des nothwendigen Erfolges vorausgehen, ohne welchen der Hauptzweck gar nicht erreicht werden kann; neben dieſem nothwendigen Erfolg iſt aber ſtets der möglichſt größte, welcher zu erzielen war, in Betracht zu ziehen. Erſt indem man ſich von dieſem herunterhandeln läßt oder ſich ſelbſt herunterhandelt, gelangt man in der Regel zu dem nothwendigen. Faßt man dies in's Auge, ſo verſchwindet ein großer Theil der Schwierigkeiten und Unſicherheiten, welche die Sache erſt zu bieten ſchien. Es gilt dann nur noch den Aufwand hinzuzunehmen, mit welchem der Erfolg erkauft wurde. Berückſichtigt man auch ihn, ſo wird oft ein großer Erfolg als ein ſehr geringer erſcheinen und man wird, während der nothwendige allerdings erzielt wurde, ihn doch nicht für genügend halten dürfen, weil er zu theuer bezahlt iſt, weil dieſem Aufwande ein größerer Erfolg hätte entſprechen müſſen.

Oft kann die Thätigkeit völlig zweckmäßig geweſen ſein, ohne daß ſie zum Erfolge führte. Das wird immer dann der Fall ſein, wenn überhaupt nach dem Verhältniſſe der Mittel beider Parteien und der ganzen Sachlage ein Erfolg nicht erzielt werden

konnte, alſo der Kampf von der einen der Parteien hätte vermieden werden müſſen, wenn er vermieden werden konnte. War er unvermeidlich, darf in ſolchem Falle ein Schluß von dem Nichterfolg auf die Unzweckmäßigkeit der kriegeriſchen Handlung in ihrem Gange nicht gemacht werden.

Dann iſt ſtets das Glück in Betracht zu ziehen, welches der Handelnde hat. Allerdings wird es ſehr ſelten, man darf vielleicht ſagen nie vorkommen, daß eine Kriegshandlung, welche vernünftiger Weiſe unternommen werden durfte und zweckmäßig angelegt wurde, ganz fehlſchlüge, ganz ohne Erfolg bliebe; aber auf die Größe des Erfolges wird allerdings das Glück des Handelnden auch in dieſem Falle einen großen Einfluß üben. Ein ſehr weſentliches Moment, in welchem das mehr oder mindere Glück des Handelnden ſich äußert, iſt bei einer Handlung, bei welcher zwei lebendige Parteien einander entgegenwirken, alſo bei jeder kriegeriſchen das minder oder mehr zweckmäßige Benehmen des Gegners.

Ein Urtheil, welches den Satz: der zweckmäßigen Thätigkeit entſpricht der Erfolg, der unzweckmäßigen der Nichterfolg — in ſeiner Nacktheit anwendet, vielleicht es noch obenein verſäumt, den Begriff des Erfolges in dem vorliegenden Falle feſtzuſtellen, pflegen wir ein Urtheil nach dem Erfolge zu nennen. Ein ſolches muß nothwendig unbegründet ſein und kann nur zufällig begründet ſein.

Dieſe Kritik, von welcher wir bisher geſprochen haben, welche an die eigentliche Kriegsgeſchichte anknüpft oder in Verbindung mit ihr auftritt, iſt es, welche gerade der Fortentwicklung der Kriegswiſſenſchaft dient. Sie ſtellt den Thäter, den Feld-

herrn, den Führer, deſſen Thätigkeit ſie beurtheilt, als ein Verſtandesweſen hin.

Aber, iſt dagegen eingewendet worden, wie darf ſie das? welches Recht hat ſie dazu? Iſt irgend ein Menſch zu finden, der bloßes Verſtandesweſen ſei? Nein, auch das Gemüthsleben des Menſchen muß in Betracht gezogen werden. Erſt wenn dies geſchieht, kann ein volles, fertiges und darum auch begründetes Urtheil gefällt werden; jedes andere muß halbrichtig und darum unwahr werden. Und diejenigen, welche ſo reden, gehen nun noch einen Schritt weiter und ſagen ferner: auch in der Kriegswiſſenſchaft muß das Gemüthsleben berückſichtigt werden, wenn ſie etwas Vollſtändiges und darum auch ein zuläſſiger Maßſtab bei der Kritik ſein ſoll.

Der gewöhnliche Ausdruck für die Sache, welcher ſeit Clauſewitz gäng und gäbe geworden iſt, heißt: die moraliſchen Größen ſpielen im Kriege eine Hauptrolle, — wer ſich damit noch nicht begnügt, ſagt auch wohl, die Hauptrolle, — ſie müſſen es folglich auch in der Wiſſenſchaft des Krieges. Wir glauben das, was hierunter verſtanden werden ſoll, präciſer ausgedrückt zu haben. Denn diejenigen, welche ſo von den moraliſchen Größen ſprechen, verſtehen darunter wirklich nur Alles, was mit dem Gemüthsleben des Menſchen im Gegenſatz zum Verſtandesleben zuſammenhängt. Schon der Marſchall von Sachſen hatte ſich viel präciſer ausgedrückt, als er dem menſchlichen „Herzen“ ſeinen Einfluß auf das Handeln im Kriege vindicirte.

So ſehr viel die Behauptung nun auf den erſten Blick für ſich haben mag, ſo viel läßt ſich doch gegen ſie einwenden. Denn

im Wesentlichen sagt sie eigentlich nichts anders als: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Die Wissenschaft soll lehren und nicht erziehen; sie kann außerdem niemals Temperamente und Charaktere machen, wenn sie auch allerdings dazu beitragen kann, jene zu mäßigen oder zu stärken, diese zu entwickeln. Von diesem Standpunkt aus scheint uns die Kriegswissenschaft Alles, was billigerweise von ihr verlangt werden kann, in Hinsicht auf die Berücksichtigung des Gemüthslebens zu thun, wenn sie die ideal nothwendigen Eigenschaften hervorhebt, welche dem wahren Soldaten, Führer oder Feldherrn zukommen und welche er streben sollte, sich anzueignen; soweit es einem Menschen möglich ist, seine natürlichen Anlagen zu modeln. Man darf von der Kriegswissenschaft als Wissenschaft nicht mehr verlangen, als von jeder andern; man darf keine unnatürlichen Forderungen an sie stellen. Und gerade dies ist so häufig geschehen und weil sie nicht leisten konnte, was man ungehöriger Weise von ihr forderte, weil sie einem Manne ebenso wenig den Muth zum kühnen Wagen geben konnte, als es z. B. die Medicin in ihrer Weise thun kann, deßhalb hat man dann gar behaupten wollen, es gäbe keine Kriegswissenschaft und könne auch gar keine geben. Auf diese Weise gibt es keine Wissenschaft der Mathematik, weil nicht jeder, der sich mit dieser beschäftigt, darum auch ein großer Mathematiker wird, weil es dieser Wissenschaft auch bis heute noch nicht möglich gewesen ist, sichere Methoden hinzustellen, vermöge deren jeder Mann alle Tage ebensolche Entdeckungen machen kann, wie Archimedes, Newton, Leibnitz, Laplace. Wir glauben nicht, daß Jemand eine solche Behauptung sehr geistreich nennen würde und doch hat sie ebenso viel Berechtigung,

als die gleiche, welche so oft über die Kriegswissenschaft aufgestellt worden ist und welche man immer wieder so sehr geistreich gefunden hat.

Eine Wissenschaft ist eben nothwendig etwas Beschränktes; wenn man von ihr verlangt, sie solle etwas Unendliches werden, so verlangt man eben, daß sie aufhöre, in ihrer Art zu existiren. Eine Wissenschaft ist ein System, ein System ist abgeschlossen und alles, was abgeschlossen ist, wird dies nur durch sichere Grenzen. Das ganze System kann im Laufe der Zeit umgeworfen werden, aber das Neue, welches an die Stelle des Alten tritt, wird niemals diese Eigenschaft der Begrenzung verlieren können.

Die Kriegswissenschaft zugleich über einen vollständigen Cursus der Seelenlehre ausdehnen wollen, ist gerade so gescheut, als wollte man einen vollständigen Cursus der Schusterkunst in sie einflechten und diesen für einen ihrer integrirenden Bestandtheile erklären, weil die Soldaten Stiefel und Schuhe tragen und es selbst Regiments- und Bataillonsschuster gibt.

Nein! was die „moralischen Größen", d. h. das Gemüthsleben und dessen Einwirkung auf die Verhältnisse des Krieges betrifft, das muß vornämlich der Erfahrung, der Lebenserfahrung im Allgemeinen und der Kriegserfahrung im Besonderen aufbehalten bleiben und dann der Erzählung des Geschehenen, der Kriegsgeschichte.

Aber es wird wahrscheinlich, wie uns, so auch manchem Anderen aufgefallen sein, daß es auch in die eigentliche räsonnirende Kriegsgeschichte nicht hineingehört, daß hier wenigstens dieses Capitel mit großer Sorgfalt und großer Mäßigung behandelt werden muß, wenn diese Geschichte ihrem Zwecke

genügen ſoll, einen Ueberblick über die wirklichen Verhältniſſe des Krieges im Zuſammenhang zu geben und ſo zum Verſtändniß des ideellen Zuſammenhangs der Dinge im Kriege überhaupt zu führen; wenn ſie Anſpruch darauf ſoll machen dürfen, ein lebendiger Commentar zur Kriegswiſſenſchaft zu ſein. Eine Geſchichte, die den „moraliſchen Größen" in der Art, wie wir es verwerfen, einen zu großen Spielraum gibt, verfällt zu leicht und faſt unvermeidlich in's Anekdotiſche, der Ueberblick geht verloren, ein einzelner Augenblick, ein Zufall, ein Nichts erhält in der Erzählung eine entſcheidende Kraft, die ſie in Wirklichkeit nie gehabt haben; die ganze Sache wird dramatiſch — nur nicht als lebendiges Drama, — oder comödienhaft arrangirt. Eine alte Mähre, die vor Müdigkeit umfällt oder auch von einer Kugel umgeworfen wird, oder eine ſolche, die mit ihrem Reiter durchgeht und ſonſtige Capriolen macht, ſpielt bald die Rolle des Böſewichtes im Trauerſpiel, bald die Rolle des alten guten Onkels aus Amerika, der mit dem geſpickten Geldbeutel heimkommt; es iſt Alles ſehr plauſibel, nur iſt es nicht wahr. Sie kriegen ſich in dieſer Sorte Kriegsgeſchichte ganz wie in der Comödie, und der eine kommt oben, die andere — Partei unten zu liegen, wie das in der Comödie immer ſein muß, wenn ſie ſich kriegen, und Alles das geht in dieſer Kriegsgeſchichte mit den „moraliſchen Größen" ganz ebenſo wunderbar mit einigen Zetteln, die in falſche Hände gerathen, mit einem Balle, auf dem ſich der Feldherr verſpätet, und dergleichen Geſchichten zu, wie in dem ſchönſten franzöſiſchen Vaudeville.

Das Gebiet, auf welchem die Beziehungen der moraliſchen Größen zum Kriege im weiteſten Umfange zu ihrem Rechte gelangen, iſt jenes der militäriſchen Biographie, der Geſchichte

der Krieger. Hier tritt ein Mann in den Mittelpunkt, Alles, was er gethan hat und wie er es gethan hat, ſoll hier geſchildert, der Character des Mannes kann aus ſeinem Lebensgange entwickelt werden, was ihn bewegte und beſtimmte, das kann hier vollſtändig erörtert werden; nichts Menſchliches, was es auch ſei, iſt auszuſchließen. Hier in Bezug auf den einzelnen Menſchen werden aber auch die menſchlichen Regungen, ſelbſt die kleinſten, erſt verſtändlich, ſie treten in ein beſtimmtes Verhältniß zu beſtimmten äußeren Umſtänden; auch der vorübergehende, verfliegende Gedanke hat hier einen Anſpruch darauf, erwähnt zu werden, oder kann ihn haben, weil er charakteriſtiſch ſein kann.

Das Ereigniß beſtimmt oft den Menſchen und reißt ihn mit fort, mindeſtens inſofern, als eine ganze Reihe ſeiner Gedanken vollſtändig neutraliſirt wird, vollſtändig verſchwindet, gar nicht in die That übergeht. Ohne allen Einfluß geblieben, wie ſollte dieſe Gedankenreihe in die Erzählung eines Ereigniſſes gehören? Wird in dieſer Erzählung dennoch von ihr geſprochen, ſo erhalten wir eine Epiſode, die zur Ausſchmückung dienen mag, die aber Niemand vermißt haben würde; und häufen ſich ſolche Epiſoden, ſo würde dies geradezu ſtörend, weil ſie den Zuſammenhang nicht blos unterbrechen, ſondern auch die Aufmerkſamkeit von ihm ablenken. Inſofern kann man ſagen, daß ſelbſt, wenn in ihrer Erzählung nicht im Mindeſten gegen die Wahrheit geſündigt iſt, ſie doch indirekt zur Entſtellung der Wahrheit beitragen. In der Biographie aber, wo es ſich um den Menſchen, um deſſen Character handelt, wird die Erzählung einer ſolchen embryoniſchen Gedankenreihe keine Epiſode mehr ſein; hier kann ſie vollkommen am rechten Platze ſtehen.

Biographie und eigentliche Kriegsgeſchichte ergänzen ſich alſo; dieſe kann niemals zugleich jene ſein, ohne daß ſie dabei zu Schaden komme und beim wahren Ziele vorbeiſchieße, und ſo iſt es auch wieder umgekehrt.

Wir haben ſchon oben mehrere Arten der militäriſchen Biographie, dieſes Wort im weiteſten Sinne verſtanden, unterſchieden. Die Autobiographie, welche in der Form von Denkwürdigkeiten, Memoiren, Commentarien auftritt, liefert die ſchätzbarſten Beiträge zur Kriegsgeſchichte und zum Verſtändniß der moraliſchen Größen und ihrer Wirkung im Kriege. Sie führt uns in das Geiſtesleben des Mannes ein, welcher ſeine Schickſale erzählt. Wer könnte uns beſſer ſagen, welchen Eindruck dieſe oder jene Ereigniſſe auf ſeinen Verſtand und ſein Gemüth machten, als derjenige, welcher dieſen Eindruck hatte? wer könnte uns beſſer die Motive ſchildern, die ihn zu der oder jener Handlung beſtimmten, als derjenige, welcher dieſe Motive wirklich hatte? Indeſſen die Autobiographie hat auch ihre Schwächen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der Autobiograph uns die Wahrheit ſagen könnte, aber will er es auch? Malt er ſich nicht ſchöner an dieſer Stelle und nicht vielleicht häßlicher an einer andern, als er wirklich war? Das erſtere erklärt ſich leicht, es braucht nicht einmal der Eitelkeit zugeſchrieben zu werden, es können ſehr verſchiedene Gründe dafür entdeckt werden. Der Feldherr wird in einem entſcheidenden Momente von Wenigen geſehen. Dieſe Wenigen, ſelbſt in erregter Stimmung, finden das Benehmen des Feldherrn in dieſem entſcheidenden Momente bewunderungswürdig; ſie kennen ſeine Motive nicht, aber ſie machen ſich heroiſche zurecht. Mit dieſen Motiven — den gemachten — wunderbar gemiſcht, kommt

die Erzählung in die Menge, in's Heer, in's Volk. Vielleicht waren die wirklichen Motive des Feldherrn nichts weniger als heroiſch; aber er hört von ſeiner Handlung überall als aus dieſen Motiven entſprungen, erzählen, er lieſt von ihnen und glaubt am letzten Ende ſelbſt, daß die Sache ſich ſo verhalten hat, wie ſie allgemein erzählt wird; und kommt er nun in den Fall, ſie ſelbſt zu erzählen, ſo thut er es in derſelben Weiſe. Gerade in ſolchen Fällen, wie ſie ſich hundert und tauſendfach wiederholen, wird eine Controlle der Wahrheit faſt zur Unmöglichkeit. Man muß die Commentarien Napoleon's namentlich aus dieſem Geſichtspunkte anſehen. Es gibt kein größeres Beiſpiel für dieſes Verhältniß als ſie. Es tritt in den Vordergrund bei den glücklichen Feldherrn. — Daß ſich aber einer häßlicher malt, als er iſt, wird gar nicht ſo ſelten gefunden. Oft merkt man hier die Abſicht nicht; doch iſt ſie bei genauerem Zuſchauen ſehr häufig mit Leichtigkeit zu entdecken. Wenn man nämlich findet, daß das häßliche Gemälde von einem Ereigniſſe geringer Bedeutung entworfen iſt, ſo mag man getroſt in der Nähe nach einem ſolchen von großer Bedeutung ſuchen, wo der erzählende Feldherr wie ein ſtrahlender Gott erſcheint und hier die Sonde unerbittlich gebrauchen. Es iſt vorauszuſetzen, daß hier etwas zu verdecken war, von dem die Aufmerkſamkeit abgelenkt werden ſollte.

Kommt die Selbſttäuſchung, welche von außen her untergelegte Motive nachträglich als wirkliche adoptirt, vorzugsweiſe nur bei den glücklichen Feldherrn vor, ſo iſt dagegen bei den Autobiographien der unglücklichen Feldherrn der Verdacht gerechtfertigt, daß ſie Vertheidigungsſchriften ſein ſollen. Einem Vertheidiger iſt Vieles erlaubt und insbeſondere, wenn

er ſich ſelbſt vertheidigt: wenn es ihm nützt, darf er ſelbſt andere beſchuldigen. Memoiren dieſer Art dürfen ebenſo wenig als treue Geſchichtsquelle benutzt werden, als die Geſchwornen ihr Urtheil nach der Rede des Vertheidigers und nichts weiter formuliren dürfen. Bisweilen erſcheinen derartige Denkwürdigkeiten erſt nach dem Tode desjenigen, der ſein Leben ſchilderte. Dies pflegt dann ein günſtiges Vorurtheil zu erwecken. Der Mann iſt zu ſeinen Vätern verſammelt: welchen Grund, welche Veranlaſſung hatte er noch, die Wahrheit zu verſchweigen oder zu entſtellen? Die Frage iſt ſehr einfach: der Mann war noch keineswegs zu ſeinen Vätern verſammelt, als er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb; er that dies vielmehr zu ſeinen Lebzeiten und unter dem Eindruck aller der Vorwürfe, — vielleicht, ja wahrſcheinlich auch mehrfach unbegründeter, — der Flüche und Verwünſchungen, die er rings um ſich hörte.

Autobiographieen, welche einer Vergangenheit angehören, die nicht ebenſo ſehr weit hinter uns zu liegen braucht, enthalten Vieles, was dem Leſer völlig unverſtändlich ſein kann. Es gehört vielleicht ein eigenes Studium dazu, dies aufzuklären und verſtändlich zu machen. Die Gründe dazu liegen in ſehr verſchiedenen Umſtänden. Erſtens lebt der Mann, welcher ſeine Denkwürdigkeiten ſchreibt, in den Ereigniſſen ſeiner Zeit; aber nur diejenigen, an welchen er ſelbſt theilgenommen hat, oder bei denen er eine hervorragende Rolle geſpielt hat, erzählt er ausführlich, andere, die mit dieſen in mehr oder minder naher Beziehung ſtanden, erwähnt er nur beiläufig. Er ſetzt voraus, daß ſie in ihrem Weſen Jedermann ebenſo bekannt ſeien, wie ihm ſelbſt und in dieſer Vorausſetzung deutet er ſie wohl auch blos an, ohne ſie geradezu zu nennen. Nun trifft

aber die Voraussetzung für den Leser einer späteren Zeit gar nicht zu, und diesem geht unendlich viel von dem ganzen Sinne verloren. Zweitens lebt unser Mann in den Einrichtungen seiner Zeit; auch sie setzt er als bekannt voraus, und auch diese Voraussetzung ist in Bezug auf den späteren Leser durchaus nicht begründet. Wenn man die Geschichte des Kriegswesens betrachtet, wie vieles hat sich da nicht im Laufe von wenigen Jahrhunderten geändert. Militärische Ausdrücke, welche uns heute noch geblieben sind, hatten vor dreihundert Jahren oft einen ganz anderen Sinn, als sie ihn heute haben; andere sind gänzlich verschollen und sogar in dem Helfer aller derjenigen, die mühselig und beladen sind, in dem Conversationslexikon, sucht man vergeblich nach ihnen. Drittens endlich lebt unser Mann in den Sitten und Anschauungen seiner Zeit; auch diese haben sich geändert mit den Tagen und den Monden; und ohne daß wir uns lebhaft in die vergangene Zeit zurückversetzen, wird es uns oft schwer, oft unmöglich, den großen Eindruck zu begreifen, welchen dieses oder jenes Ereigniß auf unsern Denkwürdigkeitsschreiber machte, oder die Leichtigkeit, mit welcher er über ein anderes hinweggeht. Viertens aber ist der Memoirenschreiber nicht Geschichtschreiber und wir, die wir in einer spätern Zeit seine Denkwürdigkeiten lesen, haben wenigstens das Bedürfniß, den Memoirenschreiber vom Geschichtsschreiber stets trennen zu können. Wir lassen es uns gerne gefallen, daß er die Ereignisse, an denen er selbst theilgenommen hat, auch wo sie an sich unbedeutende waren, mit größter Ausführlichkeit schildere, aber zugleich möchten wir gerne wissen, welches Gewicht diese speziellen Ereignisse und Erlebnisse in die Wagschale der Geschichte werfen und mit welchem Rechte sie

hier so hochgestellt werden, abgesehen von dem Rechte, welches der Anspruch des Individuums auf seine persönliche Geltung und Geltendmachung gibt. Auch in dieser Beziehung bietet die Autobiographie Nichts für uns. Ein kleines Gefecht, an welchem der Erzähler als Zugführer oder Compagniechef theilnahm, wird er uns mit derselben Ausführlichkeit in Hinsicht auf seine Person, d. h. aber mit viel größerer Ausführlichkeit und Feierlichkeit in Hinsicht auf die Sache erzählen, als die große Völkerschlacht, welche er in späteren Jahren als Feldherr geleitet hat. Er ist vollständig in seinem Rechte, aber wir haben ein anderes Recht, einen anderen Anspruch, den wir unsererseits auch befriedigt wissen wollen: dem erzählten Ereigniß, möge es nachher erzählt werden, wie es wolle, soll zuerst seine wahre Stelle in der Gesammtheit der Ereignisse angewiesen werden, und das geschieht eben vom Erzähler nicht. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in neuester Zeit, seit den verschiedenen kleinen Insurrektionskriegen von 1848 ab eine Manier, Kriegsgeschichte — nicht Memoiren — zu schreiben, aufgekommen ist, welche gleichfalls das kleinste Vorpostengefecht wie eine große Völkerschlacht behandelt. Der Memoirenschreiber mag dazu ein Recht haben, der Geschichtschreiber hat es nicht. Es gibt eine bekannte Aufgabe: „Wenn der große Mast eines Schiffes hundert Fuß hoch ist, wie alt ist dann der Capitän dieses Schiffes?" Nicht minder schwierig möchte diese andere zu lösen sein: „Wenn man über den preußisch-badischen Feldzug von 1849 ein Buch von drei Bänden schreiben kann, wie viel Bände müßte dann ein Buch über die Freiheitskriege haben?"

Bei aller Vortrefflichkeit der militärischen Autobiographie wird sie, wie wir gesehen haben, mit der Zeit nicht gerade un-

verſtändlich, aber ſie kann ſchwer verſtändlich werden und weil ſie den Leſer oft zur Beſchäftigung mit Nebendingen behufs ſeiner perſönlichen Aufklärung zwingt, kann der weſentliche Eindruck, den ſie eigentlich geben ſollte und folglich auch der weſentliche Nutzen verloren gehen, welchen ſie gewähren ſollte.

Um ihren wahren und inneren Werth auch für ſpätere Zeiten nicht zu verlieren, muß ſie deren Verſtändniß durch äußere Mittel wieder näher gerückt werden. Dies kann nun auf zweierlei Weiſe geſchehen: durch einen Commentar zu ihr oder durch neue Bearbeitung, dadurch, daß man die urſprüngliche Autobiographie mit Noten erläutert oder dadurch, daß man ſie lediglich zur Grundlage einer neuen Biographie macht. Die Noten, namentlich wenn ſie in großer Zahl nöthig werden, entſprechen, wie es uns ſcheint, dem Zwecke wenig, welchen wir immer ſpeciell vor Augen und in dem Vorigen des Weitern angezeigt haben. Sie ſind wie ein unſchmackhaftes Arzneimittel, welches man beſſerer Verdauung halber unter Geſichterſchneiden hinunterſchluckt und welches vielleicht obenein den Magen noch mehr verderbt, als er es vorher ſchon war. Lebendigkeit und Friſche geht zum Teufel. Die Neubearbeitung iſt daher vorzuziehen.

Die militäriſche Biographie, wo ſich der Biograph auf perſönliche Anſchauung, perſönliche Bekanntſchaft und perſönliche Mittheilungen nicht ſtützen kann, — Dinge, mit denen allerdings von den litterariſchen Induſtrierittern unſerer Zeit, die neben deren Credits mobiliers nun einmal nicht fehlen können und dürfen, ein unerhörter Mißbrauch getrieben wird, — ſollte wo möglich immer eine Autobiographie zur Grundlage haben. Der ſpätere Biograph kann ohne Mühe die nothwendige Erwähnung der Zeitereigniſſe einflechten, auf welche der Autobiograph

ſich nur ausnahmsweiſe bezog; er kann der Einrichtungen gedenken, welche von denen der ſpäteren Zeit abweichen, ebenſo der Sitten und Anſchauungen; er kann außerdem die Mittel liefern, den relativen Werth der individuellen Thätigkeit und Einwirkung des Helden auf den abſoluten zurückzuführen, ohne daß er deßhalb den Eindruck der Perſönlichkeit verwiſche oder ungerecht gegen dieſe werde. Bei ſolcher Behandlung kann eine Biographie eines Mannes der Vergangenheit mehr leiſten für die Gegenwart, als die Autobiographie desſelben und kann es in leichterer und bequemerer, zugänglicherer Weiſe.

Fehlt die Autobiographie des Helden, ſo fehlen doch vielleicht nicht andere Werke ſeines Geiſtes, die er hinterlaſſen hat, und die Manches auch in ſeinem äußeren Leben aufzuklären im Stande ſind. Es gilt dann, dieſe aufzuſuchen und in ihnen die vermißten Erklärungen.

Wir haben zu den militäriſchen Biographien im weiteren Sinne auch die Regiments-, überhaupt die Truppengeſchichten gerechnet. Dieſe, welche erſt in neuerer Zeit hervorgetreten ſind oder doch erſt in neuerer Zeit ſo häufig geworden ſind, daß ſie einen beſonderen Zweig der militäriſchen Litteratur bilden, ſind als militäriſche Biographien in mehr als einer Weiſe zu bezeichnen. Sie führen nicht das Leben eines einzelnen Mannes vor, aber das eines Truppenkörpers, welcher bei geſchickter Behandlung in unſeren Augen ganz den Werth einer Perſon erhalten und dasſelbe Intereſſe an ſeinen Schickſalen in uns anregen kann. Sie ſprechen aber außerdem auch von den Individuen, welche den Truppenkörper zu verſchiedenen Zeiten zuſammengeſetzt haben. Und wenn die Ehre der Monobiographie nur großen Männern oder ſolchen zu Theil wird, welche eine

hervorragende Stelle eingenommen haben, ſo kann nun die Regimentsgeſchichte auch die Thaten der Tapferen zu Ehren bringen, welche in beſcheidenern Stellungen verhältnißmäßig Großes vollbrachten. Die Regimentsgeſchichte ſoll dies ſelbſt; neuerdings hat die Kriegsgeſchichte oder Geſchichte der Kriege verſucht, dieſes Amt zu uſurpiren, wie man eingeſtehen wird, nicht zu ihrem Vortheil. Wenn in einer Kriegsgeſchichte erzählt wird, wie viel Feinde der Füſilier Peter in einer Schlacht erſchoſſen hat, wie der Oberjäger Paul, obgleich er verwundet war, noch bis zum Ende des Gefechtes mitkämpfte, wie der Huſar Kunz vermittelſt ſeiner Geiſtesgegenwart drei Mann auf einmal gefangen machte; ja wenn wohl noch weiter herabgeſtiegen und uns erzählt wird, wie die Musketiere Hans und Heinz über die Vorzüge eines Weinlandes oder eines Schnapslandes philoſophiren, oder wie der Dragoner Muck durch ſchlaue Witterung einiger Hämmel das Biwak ſeiner hungrigen Escadron verſorgt, ſo iſt es kein Wunder mehr, wenn über einen vierzehntägigen Feldzug, in dem nicht hundert Mann geblieben ſind, ein dreibändiges Opus geſchrieben wird, aber natürlich iſt von Kriegsgeſchichte bei dieſem Anekdotenkram nicht mehr die Rede. Häufig iſt auch der Verfaſſer in ſeinem Eifer, alles Material dieſer Art zuſammenzuſchleppen, ſo weit gegangen, daß uns als Heldenthaten Geſchichten aufgetiſcht werden, die nichts weniger ſind als ſolche und uns an jenen berühmten Krieger erinnern, der ſich rühmte, in einem Tage hundert Köpfe abgeſchnitten zu haben, und auf die Frage, ob ſich denn die Feinde gar nicht gewehrt hätten, erwiederte: ja, ſie ſeien ſchon todt geweſen.

Die Kriegsgeſchichte oder Geſchichte eines Feldzuges muß die Erzählung einzelner Züge ſolcher Art nothwendig der Regi-

mentsgeſchichte überlaſſen; jene darf wenigſtens dieſelbe nur einflechten, wenn ſie etwas ganz Außerordentliches enthalten. Die Regimentsgeſchichte darf viel weiter gehen; ſie darf Alles erzählen, was zur Charakteriſtik des Geiſtes der Truppe dienen kann, deren Schickſale ſie der Nachwelt aufbewahren will; das Anekdotiſche und Epiſodiſche iſt hier um ſo mehr gerechtfertigt, da nicht ſoviel dazu gehört, alle hervorragenden Thaten der Soldaten eines einzigen Regimentes zu erwähnen, als diejenigen der Soldaten einer Armee von 100000 Mann. Aber das verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Regimentsgeſchichte muß Maaß zu halten wiſſen und nicht Albernheiten auftiſchen darf.

In richtiger Behandlung wird die Geſchichte insbeſondere älterer Regimenter eine reich fließende Quelle der Geſchichte des Kriegsweſens der neueren Zeit. Wie viel falſche Anſichten über Einzelheiten der Kriegskunſt und des Kriegsweſens in ihrer Entwicklung und deren verſchiedenen Perioden noch verbreitet ſind und in den Schriften umlaufen, wie dieſe denn auch falſche Auffaſſungen des Allgemeinen und Ganzen zur Folge haben, iſt Jedem hinreichend bekannt, der ſich einmal einläßlicher mit der Geſchichte eines einzelnen Zweiges der Kriegskunſt befaßt hat. Die nach den Quellen geſchriebene Regimentsgeſchichte kann wenigſtens für ihr Regiment die Einzelheiten der Ausrüſtung, Bewaffnung, Verwaltung, der Ausübung des innern Dienſtes, der Anwendung der Reglemente ermitteln und dadurch die ſchätzbarſten Beiträge für die Geſchichte der Waffe gewinnen. Sie darf mit vollkommenem Rechte auch auf die Geſchichte dieſer Waffe vor dem Beſtehen des Regimentes zurückgreifen, wenn ihr Specialquellen von ſonſt geringer Zugänglichkeit hiefür zu Gebote ſtehen, wie das häufig genug der Fall iſt. Wenn die

Verfaſſer der Regiments- und Truppengeſchichten nach dieſen Geſichtspunkten verfahren, ſo kann ihre Arbeit nicht verfehlen, eine dankbare zu ſein, viele falſchen unbegründeten Anſichten zu berichtigen und zur Begründung richtiger beizutragen, was eben ſo viel werth iſt. Dieſe Truppengeſchichten werden ſo die Grundlagen der Kulturgeſchichte des Kriegsweſens, und weit entfernt, daß ſie deßhalb den ſpecialbiographiſchen Character aufgeben müßten, iſt vielmehr deſſen Bewahrung die ſicherſte Bürgſchaft dafür, daß ſie auch jenem Zwecke am vollkommenſten dienen.

Wir müſſen ſchließlich noch eines Zweiges militärlitterariſcher Thätigkeit gedenken, welcher mit unſerem Gegenſtande in innigem Zuſammenhange ſteht, in einem innigeren, als man es auf den erſten Blick glauben ſollte. Wir meinen die Soldatengeſchichten. In dem Sinne, wie wir das Wort jetzt verſtehen, das nach der Analogie von Dorfgeſchichten gebildet iſt, iſt die Sache wohl deutſchen Urſprungs und ſchwerlich gibt es anderswo eine ſolche Menge von etwas Aehnlichem. Die Soldatengeſchichten erſcheinen in eigenen Büchern und ſuchen ſeit einiger Zeit auch ein Unterkommen in den militäriſchen Zeitungen. Dennoch ſind wir mit dem Eigenen noch nicht zufrieden geweſen und haben ſelbſt aus dem Italieniſchen die kleinen Anekdoten, welche der Piemonteſe Bianco von San Jorioz behufs Erleichterung des Leſe- und Schreibunterrichts für die Unteroffiziere zuſammengeſtellt hatte, als Kaſernenerzählungen in's Deutſche übertragen.

Die Soldatengeſchichte iſt ein Roman, in welchem Soldaten die Hauptrolle ſpielen. Dies iſt die einfache und urſprüngliche Auffaſſung. In welchem Verhältniß ſteht nun die Soldatengeſchichte zu der militäriſchen Biographie? — Die letztere erhält

ihren Helden von der Geſchichte; ſie kann alſo nur einen Mann zum Gegenſtande nehmen, der eine hervorragende Rolle geſpielt hat, eine geſchichtliche Perſon. Die Regimentsgeſchichte ſupplirt in dieſer Beziehung nur wenig; ſie erzählt einzelne hervorragende Thaten, auch aus den niederen Schichten, aber einen ganzen Lebensabriß aus dieſen Schichten kann ſie nicht liefern. Das kann allerdings der militäriſche Roman oder die Soldatengeſchichte.

Die militäriſche Biographie hält ſich an das militäriſche Leben ihres Helden; ſie arbeitet außerdem, wenn ſie nicht Autobiographie iſt, nach geſchichtlichen Quellen und dieſe ſelbſt haben nicht in alle Winkel der ſocialen Stellung und des Herzens ihres Helden in Bezug auf ſie geſchaut. Bei der Autobiographie, ſcheint es, müſſe dies anders ſein; indeſſen es iſt nicht viel anders. Der General, welcher ſeine eigenen Schickſale niederſchreibt, thut dies als Militär und es wird immer vorzugsweiſe ſein militäriſches Leben ſein, welches er dem Leſer vorführen will. In ſein Haus, in ſeine Familie, in den Kreis ſeiner Freunde führt er den Leſer meiſtentheils gar nicht, er läßt ihn höchſtens von außen her einen Blick in dieſe Verhältniſſe thun, immer geſchieht das nur beiläufig, oberflächlich. Auch in der Erzählung der Feldzüge treten die Verhältniſſe des ſocialen, rein menſchlichen Lebens, welche doch hier ſo wenig aufhören zu exiſtiren, als im Frieden, welche auch hier ihre Eindrücke äußern wie dort, nur ganz ausnahmsweiſe und beiläufig, faſt unfaßbar dem Leſer vor Augen. Wie begreiflich kann hier die Truppengeſchichte ſo gut als gar nichts erzänzen, weder für die oberen noch für die unteren Schichten des Heeres.

Da tritt nun der militäriſche Roman, die Soldatengeſchichte

ein. Sie kann ſich ihre Perſonen ſchaffen, ſie kann ſie nehmen aus den höchſten, wie aus den niedrigſten Schichten des Heeres, kann ſie mit den verſchiedenſten rein menſchlichen Eigenſchaften bekleiden, in Verbindung mit den verſchiedenartigſten Leuten, in die verſchiedenartigſten ſocialen Poſitionen bringen und alle die Eindrücke, welche von dieſen gegeben, welche von dem Helden empfangen wurden und dann ſelbſt deren unmittelbaren Einfluß auf das kriegeriſche Handeln des Helden und ſo folglich bisweilen auf die kriegeriſchen Ereigniſſe ſchildern, jede Falte des Herzens bloslegen.

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, iſt die Soldatengeſchichte auch für die Bildung des Soldaten kein verächtliches Moment, ſie erlangt ihren unbedingten Anſpruch auf Exiſtenz und ihre Bedeutung. Wer die Aufgabe zu löſen vermag, die wir ihr ſtellen, der arbeitet nicht umſonſt. Aber es verſteht ſich, daß die Welt, das militäriſche wie das nichtmilitäriſche Publikum, an den militäriſchen Roman dieſelben Anſprüche zu machen haben, wie an jedes Kunſtwerk. Iſt er kein Kunſtwerk, ſo iſt er auch kein Roman. Der Dichter muß ein Dichter ſein und doch zugleich den Stoff zu behandeln wiſſen, mit dem er umgeht. Der Verfaſſer einer Soldatengeſchichte, der immerfort von Soldaten ſpricht, ohne eine Idee von militäriſchen Eigenſchaften zu haben, der ſich ſtets mitten in militäriſchen Einrichtungen bewegt, ohne den geringſten Begriff davon zu haben, und wenn er auch ein Dichter iſt, kann Niemanden ergreifen, Niemanden zur Kenntniß ſeines Herzens führen. Er ergreift den Mann vom Fache nicht, weil er denſelben ſtets durch falſche Auffaſſungen und falſche Bezeichnungen ſtört, aber er ergreift auch ganz ſicher den ſogenannten Laien nicht. Es iſt mit dieſen

Soldatengeſchichten, wie mit den ſogenannten Dorfgeſchichten. Wer hätte nicht Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach verglichen und hätte bei des letzteren ſchwäbiſchen Bauern, ſelbſt wo ſie im Miſt bis über die Knie waten, nicht unwillkürlich an die allerdings unpaſſenden Glacéhandſchuhe denken müſſen, während bei dem Bauer des Pfarrers von Lützelflüh, ſelbſt wo er im Sonntagsſtaat auftritt, der angenehme Güllegeruch, welcher von einem rechten Bauern unzertrennlich iſt, ebenſo unwillkürlich durchdünſtet! Dort Masken vom Fenſter des **Ami de la tête** in Bauernröcken, hier lebendige Bauern, aus dem vollen Holze geſchnitten! Wen hätte nicht der Lyriker geſtört, der ſtets von Blumen ſchwärmt, aber ſowie er über die Roſe hinauskommt, ſich in unbeſtimmter Bläue bewegen muß, weil er niemals eine andere Blume hat nennen hören, niemals in Feld und Wald gefühlt hat, was ihm nur ein Park **à la francaise** eingeben konnte. Es geht dieſen Leuten wie den „gelehrten" Geſchichtsſchreibern militäriſcher Ereigniſſe nach Montluc's Behauptung: „Wollte Gott, daß wir, die wir die Waffen tragen, uns gewöhnten zu ſchreiben, was wir geſehen und gethan haben. Denn es ſcheint mir, wir würden dieſe Dinge — ſo weit es den Krieg betrifft — in beſſeren Schick bringen, als die gelehrten Leute. Denn ſie hängen allen Dingen ein eigenes Mäntelchen um, — **et cela sent son clerc.**«

Andererſeits genügt einem Verfaſſer von Soldatengeſchichten die Kenntniß des Gegenſtandes nicht; er muß auch ein Dichter ſein, wenn er ſeinen Zweck erfüllen ſoll. Sonſt kann er kein Kunſtwerk liefern. Der Soldat, der ohne Dichter zu ſein, eine Soldatengeſchichte ſchreiben wollte, würde ungefähr die Rolle des geſchickten Steinmetzen ſpielen, welcher ſein Leben lang nach

Zirkel und Lineal die schönsten Rinnen und Kragsteine gemacht hat und dem es nun auf einmal einfiele, eine Statue der Aphrodite herzustellen. So viel auch mit einigem Anschein von Recht dagegen gesagt werden mag, wir glauben, daß die Eigenschaften des Soldaten und des Dichters sich mindestens äußerst selten in einer Person zusammenfinden werden. Daß alle großen Soldaten eine rege Phantasie gehabt haben, ist durchaus nicht zu läugnen, aber die Phantasie, welche den großen Soldaten macht und die, welche den großen Dichter macht, sind sicherlich zwei verschiedene Dinge; obgleich es noch keinem Professor der Aesthetik eingefallen ist, einmal über diesen sehr practischen Gegenstand zu philosophiren.

Friedrichs des Großen Prosa kann Jedermann befriedigen; selbst dort, wo die Phantasie sich sehr stark in die Darstellung der Thatsachen einmischt; sie befriedigt, so lange nur der „Dichter wider Willen" hervortritt. Seine Verse sind abscheulich, ganz abgesehen von der Form, auch ihrem Inhalt nach.

Nach allen diesen ganz allgemeinen Vorbemerkungen, deren Wahrheit schwerlich geläugnet werden möchte, können wir den sogenannten Soldatengeschichten in aller Welt kein sehr günstiges Prognosticon stellen. Und, wir denken, daß die Thatsachen dem entsprechen, was wir darüber gesagt haben. Ein Beweis dafür würde unter anderm auch dieses sein, daß es Jemand einfallen konnte, aus dem Neuitalienischen Kasernenerzählungen in's Deutsche zu übersetzen, was auf uns genau den gleichen Eindruck gemacht hat, als ob es Jemand einfiele, sein Schlachtroß mit Zuckerwasser füttern zu wollen.

Aber es ist nun noch ein ganz specieller Umstand, welcher wesentlich dazu beigetragen hat, die Soldatengeschichten vollends

zu entwerthen. Die Zeit, von welcher ab sie Mode wurden, war nämlich das Jahr 1848. Wenn wir nun die Soldatengeschichten als militärische Romane, in denen folglich Soldaten die Hauptrollen spielen, characterisirt haben, so folgte daraus unmittelbar, daß sie vorzugsweise eine Lectüre von Soldaten sein sollten. Indessen konnten sie, wenn sie anders etwas werth waren, ebenso gut von einem Menschen gelesen und geschätzt werden, der gar kein Soldat war.

Daß die Soldatengeschichten von Soldaten handeln sollten, trat nun aber bald in den Hintergrund. Die Sache wurde Geschäftssache und in den Vordergrund trat, daß die Soldatengeschichten von Soldaten gelesen werden sollten. Daher die schönen Titel Kasernenerzählungen ꝛc. Der Soldat kauft in der Regel wohl keinen Roman. Sollten diese militärischen Romane von ihm gelesen werden, so mußten sie ihm octroyirt und, was die Hauptsache ist, für ihn gekauft werden; sie mußten also höheren und höchsten Orts approbirt werden.

Wie sich alle Welt erinnert, waren aber das Jahr 1848 und die ihm zunächst folgenden eine ganz eigenthümliche Zeit in Bezug auf diese höhere und höchste Approbation. Die Heere hatten nur Gelegenheit gefunden, im Bürgerkriege bald mehr bald minder unverhüllt sich auszuzeichnen und etwas zu thun. Die siegreichen bestehenden Gewalten taxirten den ganzen Werth des Heeres nur nach der Fähigkeit, der Insurrection oder Revolution Widerstand zu leisten, also vollständig einseitig. Da die nothwendige Kraftanstrengung verhältnißmäßig gering gewesen war, so ward überall der Wille des Soldaten oder noch besser gesagt, die Gesinnung für die Leistungsfähigkeit und für die That genommen. Auf die Gesinnung wurde von den

Regierungen derſelbe Nachdruck gelegt, wie von jenen vormärzlichen Liberalen, die auch immer nur die Geſinnungstüchtigkeit prieſen, die That dagegen in den Hintergrund ſchoben und nicht den mindeſten Reſpect vor ihr zeigten. Die Geſinnung des Soldaten, welche man beſonders verlangte, war naturgemäß treue Anhänglichkeit an das Beſtehende. Man machte ſich freilich in Hinſicht auf die bereits bewieſene treue Anhänglichkeit keine Illuſionen und erkannte wohl, daß dieſelbe häufig blos Trägheit, Mangel an Feuer, Mangel an Kraft zu activem Auftreten geweſen war; aber man verſprach ſich, daß man eine künftig erſt zu beweiſende Geſinnung erzeugen könne. Dazu ward nun auch das Leſen von Soldatengeſchichten für zuträglich gehalten, und dies gab den Soldatengeſchichten von damals vorherrſchend ihre Farbe. Ein ſolcher Anfang wirkt aber nach und ein Ding verläßt ſchwer den Weg, auf welchem es begonnen hat.

Daß die Geſinnungstüchtigkeitsrichtung eine matte, eine Zuckerwaſſerrichtung iſt, wird wohl zugegeben werden müſſen. Die Soldatengeſchichten mußten gleichfalls matt ausfallen; ſie bekamen einen lächerlich ſentimentalen Anſtrich; der Soldat wurde wohl angeleitet, ſeinem General dankbar zu ſein durch die Erinnerung daran, daß dieſer ihn zu täglichen Waſchungen angehalten habe. Thränen und Küſſe und aller mögliche Firlefanz dieſer Art ſpielten eine große Rolle, eine ganz unausſprechliche ſentimentale Art von Liebe gegen eine Menge Menſchen aller Geſchlechter wurde verherrlicht. Freilich beſann ſich nun der Autor hin und wieder, daß ſeine Soldaten doch nicht immer lieben, winſeln, in Treu und Dankbarkeit erſterben könnten. In dieſem Falle wurde durch ein paar Flüche oder ſonſtige

Rohheiten nachgeholfen, welche das Gleichgewicht wieder herſtellen ſollten, oder durch einige Witze, gerichtet gegen die beſiegten Feinde.

Als der nächſtliegende Stoff der ſelbſtdurchlebten inneren Kriege den Autoren ausging, da griffen ſie nach älteren kriegsgeſchichtlichen Stoffen. Hier hätte nun ein beſſerer Weg wohl eingeſchlagen werden können, wenn die Sache nicht bereits gründlich verfahren geweſen wäre. Dieſe älteren geſchichtlichen Stoffe boten eine reinere dichteriſche Anregung, als das eben perſönlich Erlebte. Aber freilich mußte ein Dichter an ſie herankommen, um ſie demgemäß aufzufaſſen. Davon haben wir nun nichts entdecken können. Wo nicht bei der alten Winſelei ſtehen geblieben wurde, da erſtreckt ſich die ganze Fabel des Romans darauf, daß ein alter Wachtmeiſter jungen Soldaten z. B. die Freiheitskriege erzählt, — oder wie es uns vorkommt, aus Kohlrauſchs Geſchichte vorlieſt. Alle vorkommenden Abweichungen beſchränken ſich darauf, daß der alte Wachtmeiſter hin und wieder noch hinzuſetzt: da ging es heiß her, da hieb ich rechts, da hieb ich links, und dergleichen banale Redensarten mehr, dann daß er den Stil — vermeintlich — populariſirt, d. h. das Deutſche verdirbt. Zum Soldatenſtil ſcheint z. B. nach vielen neueren Proben gerechnet zu werden, daß man das „ich“ wegläßt, wo es eigentlich ſtehen ſollte, und ebenſo alle anderen Pronomina dieſer Art; „ſind tüchtig abgeklopft worden, verſichere euch“, ſtatt: „wir ſind tüchtig abgeklopft worden, ich verſichere es euch“, und dergleichen mehr, was unſeres Wiſſens ſonſt nur eine Eigenthümlichkeit der Kaufmannsbriefe oder unterthäniger Suppliken war, deren Autor in ſeiner Unterthänigkeit lieber gegen die Grammatik und den Stil ſündigen, als den

Anſchein gewinnen wollte, er lege einigen Werth auf ſeine Perſon und Perſönlichkeit.

Obgleich nun noch immer Soldatengeſchichten der verſchiedenen bezeichneten Sorten und Kaliber geſchrieben und auch wohl geleſen werden, will es uns doch bedünken, als erkenne man allmälig in immer weiteren Kreiſen das Faule, welches in der ganzen von ihnen anfangs eingeſchlagenen Richtung liegt, als käme man von dem Geſinnungstüchtigkeitsſchwindel in militäriſchen Dingen zurück, um ſich dem Weſentlicheren zuzuwenden, als kämen folglich jene faulen Soldatengeſchichten in Mißcredit. Wir glauben nicht, daß wir dieſes gerade dem materialiſtiſchen Geiſte unſerer Zeit verdanken, denn dafür hat die Geſchichte ſtets Beiſpiele in Menge geliefert, daß ſich gerade der Materialismus mit den gröbſten geiſtigen und geiſtlichen Verkehrtheiten ſehr gut verträgt und ſehr leicht in Verbindung ſetzt. Wir ſchreiben die Umkehr vielmehr lediglich der Beruhigung der Geiſter ſeit den inneren Kriegen zu, welche ſie zum Erkennen der Wahrheit immer fähiger macht und ihnen dann nothwendig einen heiligen Eckel vor der nichtsnutzigen, heuchleriſchen, abgeſchmackten und heulmeieriſchen Phraſe beibringen muß.

Unter ſolchen Umſtänden könnte nun die Soldatengeſchichte wohl einen anderen Weg einſchlagen und ſo ein wirkliches Bildungsmittel werden. Wir wünſchten, daß dies geſchehe, daß einer jener ſeltenen Vögel, welcher ein Soldat und zugleich ein Dichter wäre, dieſe Zeilen läſe und durch ſie angeregt würde, einmal auf der rechten Bahn ſich zu verſuchen.

Wir glauben nicht, uns von unſerem Gegenſtande entfernt zu haben, wenn wir in dieſer Einleitung zu militäriſchen Biographieen einmal die verſchiedenen Claſſen der militäriſchen Ge-

ſchichte — die erdichtete, den Roman, eingeſchloſſen — eine Generalrevue paſſiren ließen, zumal in unſeren Tagen, da gerade dieſer Zweig der militäriſchen Litteratur immer neue Blätter und Blüthen treibt, Unkraut in Maſſe nebenbei, das verſteht ſich.

Wir haben nun noch über *diejenigen* Biographieen im Speciellen zu reden, von denen wir eine erſte Reihe hiemit dem günſtigen Leſer vorlegen. Findet die Arbeit den Anklang, welchen wir uns wünſchen und hoffen, ſo wird ſie in ähnlicher Weiſe fortgeſetzt werden.

Unſere Abſicht bei dieſen militäriſchen Biographieen hängt mit der Wahl unſerer Stoffe zuſammen und geht aus ihr hervor. Wir wollen nämlich die Biographieen ſolcher Männer aller Zeiten liefern, welche noch *wenig* oder *gar nicht* der Gegenſtand einer eigenen Behandlung geweſen ſind, welche folglich in ihrem militäriſchen Wirken wenig gewürdigt und bekannt, dennoch es zu ſein verdienen, theils weil ſie wirklich große und weltgeſchichtliche Thaten vollbracht haben, theils weil ſie im Mittelpunkt einer großen Entwicklungsbewegung des Kriegsweſens ſtanden und dabei eine thätige Rolle ſpielten und eine characteriſtiſche Wirkſamkeit zeigten. Wie wir die Behandlung der militäriſchen Biographie verſtehen, darüber haben wir uns im Vorigen zur Genüge ausgeſprochen. Wir werden demnach uns am liebſten immer auf eine Autobiographie oder dann auf die eigenen Werke des Mannes beziehen, deſſen Leben zu ſchildern wir unternehmen, und erſt, wo dieſe Mittel uns ausgehen, zu anderen Hülfen unſere Zuflucht nehmen. Die Biographie ſchließt immer zwei Seiten ein: die *Erzählung der Thaten* und die *Characteriſtik des Mannes* und ſeiner Wirkſamkeit. Soweit es ſich zwanglos thun läßt, muß Beides Hand in Hand

mit einander gehen; die Erzählung der Thaten muß innig verknüpft ſein mit der Characteriſtik; die letztere muß ſich möglichſt aus der Art, wie die Thaten erzählt ſind, ſelbſt ergeben. Aber die Natürlichkeit der Verknüpfung hört auf, wo uns der Mann durch die eigene Erzählung ſeiner Thaten oder durch andere ſchriftſtelleriſche Leiſtungen beſondere Mittel und Wege zu ſeiner Characteriſtik bietet und uns zu ſolcher in einer beſtimmten Beziehung auffordert. Hier würde entweder bei der bloßen Erzählung der Thatſachen manches Wichtige und Eigenthümliche, das an ſich von Bedeutung iſt und Beleuchtung erfordert, verloren gehen müſſen, oder ſollte dies nicht ſein, würde die Einmiſchung von kritiſchen oder analyſirenden Excurſen die Einheit der Handlung ſtören, ihren Fluß unterbrechen. Hier alſo erſcheint es nicht blos gerechtfertigt, ſondern ſelbſt nothwendig, die Characteriſtik im Ganzen oder in einer beſtimmten Beziehung der Erzählung der Thaten folgen zu laſſen.

Wie aus dem oben Geſagten folgt, werden unſere Biographieen zugleich immer Beiträge zur Geſchichte des Kriegsweſens derjenigen Periode liefern, in welcher die Lebensgeſchichte ſpielt. Das iſt keine nothwendige Eigenſchaft der Biographie, aber es iſt ſicherlich erlaubt, einen ſolchen Nebenzweck zu verfolgen: er gewährt den Nutzen, daß er dem Ganzen eine beſtimmte Färbung gibt; und daß man gerade dieſen in die Biographie hineinziehe, dazu bietet dieſelbe eine naheliegende Veranlaſſung, indem ſie durch ſpecielle Beziehungen des einzelnen Mannes zu den Verhältniſſen ſeiner Zeit, auffordert, Einzelheiten näher zu beleuchten und in's Auge zu faſſen, welche vielleicht auch dem ſcharfblickendſten Hiſtoriker entgehen, der ein Ganzes im Zuſammenhange ſchildern will.

Daß nun die Biographieen aller Männer, welche hier vorgeführt werden, nach *demſelben* Zuſchnitte gegeben werden, wird nicht zu fordern ſein. Außer der Ungleichheit der *Charactere* und *Handlungen*, welche darzuſtellen ſind, verbietet es die Verſchiedenheit der *Quellen*, aus welchen wir ſchöpfen konnten, welche für den einen Theil ſehr reichlich, für den andern ſehr ſpärlich fließen, welche bald ſo zuverläßig ſind, daß ihnen unbedingt nacherzählt werden kann, bald ſo unzuverläßig, und verworren, daß die gründlichſte Kritik dazu gehört, ſie zu ſichten und aus ihnen die Wahrheit herzuſtellen, ſoweit das überhaupt möglich iſt; verbietet es endlich der verſchiedene Grad der Bekanntſchaft des Leſers mit den allgemeinen Verhältniſſen der Zeit, von welcher die Rede iſt. In dieſer Beziehung darf billiger Weiſe bald Vieles vorausgeſetzt werden, bald ſehr Weniges; und wenn es in jenem Falle unnütz wäre, einleitender Weiſe die allgemeinen Verhältniſſe vorzuführen, ſo wird es in dieſem Falle eine unabweisliche Pflicht des Verfaſſers. Uebrigens iſt ja die Uniformität der Behandlung, wie ſie ſich als unnatürlich und geradezu unmöglich ausweist, auch nicht einmal etwas *Angenehmes*. Und *den* Wunſch haben wir bei dieſem Buche allerdings, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, eine Lectüre zu gewähren, welche leicht zu verdauen von demjenigen, der nur *leſen* will, zugleich demjenigen, der ſich genauer mit den Dingen bekannt machen möchte, die Wege *dazu* öffnet. Wir weiſen daher die Quellen nach, aus denen wir geſchöpft haben, thun das aber in derſelben Weiſe, wie es früher ſchon von uns geſchehen iſt und allgemeinen Beifall gefunden hat, durch Verweiſung der Citatsnummern an die Seiten, wo derjenige, welcher ſich in den Gegenſtand vertiefen will, ſie ebenſo

gut findet, als ständen sie im Text, der andere aber, der nur lesen möchte, nicht durch sie gestört wird. Noten zur Sacherklärung haben wir nur dort gegeben, wo es uns überflüssig schien, erklärende Excurse über die herrschenden militärischen Verhältnisse der Zeit in den Text einzuflechten. Durch unsere Art der Behandlung ist es uns vielleicht gelungen, zugleich diejenigen Ansichten, welche wir über die Art der Behandlung von Soldatengeschichten oben aufgestellt haben, näher zu erläutern.

In der Reihe, welche wir zunächst dem Leser vorführen, finden sich drei Männer, deren jüngster in der Zeit von dem ältesten durch einen Raum von 25 Jahrhunderten geschieden ist; König David, Xenophon, Montluc. Die Frage könnte leicht aufgeworfen werden, ob wir eine besondere Absicht bei dieser Zusammenstellung gehabt hätten. Eine solche war in der That nicht vorhanden; es schien uns auch ziemlich gleichgültig, mit wem da begonnen wurde; die Zusammenstellung machte sich zufällig durch den Umstand, daß gerade diese drei Männer zu denen gehörten, welche uns bei unseren neuesten Studien ein besonderes Interesse abgewonnen hatten. Und doch wird die Zusammenstellung der Drei bei näherer Ansicht eben nicht unnatürlich erscheinen, sowohl was die Analogien als was die Gegensätze in den Schicksalen und Characteren der Männer betrifft.

Eine eigenthümliche äußere Analogie ist es, daß sie sämmtlich Usurpatoren von Natur waren; freilich nur bei dem einen kam die Usurpation zur Ausführung und hier in der glänzendsten Weise, wie die Geschichte nur wenige Beispiele bietet, bei David, bei den beiden andern blieb es beim Willen, aber dieser Wille fehlte weder bei Xenophon, der sich mit Hülfe der

Zehntausend eine eigene Herrschaft an den Küsten Asiens zu gründen gedachte, noch bei Montluc, der im Greisenalter den Tod von dreien seiner Söhne betrauerte, mit denen vereint, von denen unterstützt er sich stark genug glaubte, in einem fernen Lande sich eine eigene Herrschaft, ein eigenes kleines Königreich, das ihm genügt hätte, gründen zu können.

Eine andere äußerliche Analogie ist es, daß alle drei in Zeiten leben, in denen bei ihrer Nation die Fernwaffen in Aufnahme kommen und daß sie alle drei an der Entwicklung des Schützengefechtes, wenn zum Theil auch widerwillig, arbeiten. David macht den Bogen zur Hauptfernwaffe der Juden, Xenophon äußert auf dem Zuge der Zehntausend den entschiedensten Einfluß auf die zweckmäßige Verwendung der leichten Truppen bei den Griechen, er gebraucht dieselben, wie wie sie späterhin gebraucht worden sind; Montluc trägt entschieden dazu bei, das Feuergewehr bei der gascogniſchen Infanterie heimisch zu machen, er verfolgt auch in Italien die technische Entwicklung der Handfeuerwaffen und die Entwicklung ihres taktischen Gebrauches. Xenophon nnd Montluc siud doch daneben eifrige Anhänger des Handgefechtes und halten ohne dieses den Kampf nicht für vollständig; David, der dem Handgefecht aus dem Wege geht, so lange er nur an der Spitze schwacher Schaaren gegen die weitüberlegene Macht kämpft, verbindet es doch mit dem Schützengefecht, sobald er über größere Massen gebietet.

Feurige und entschlossene Charactere sind alle drei; bei Xenophon, dem philosophisch gebildeten Athener, ist das Feuer am meisten gemäßigt. David bietet die ganze Kraft seines Geistes und Gemüthes zur Verfolgung seines persönlichen Vortheiles

auf und erreicht seinen Zweck. Xenophon handelt stets im Nutzen Anderer, denen er geneigt ist, sich mit Leib und Seele hinzugeben. Bei Montluc wird der Rücksichtslosigkeit ehrgeizigen Strebens durch seine Anhänglichkeit an das französische Königshaus und das Bestehende ein Zügel angelegt.

Doch wir begnügen uns, mit diesen Andeutungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige der Vergleichspunkte und Unterschiede hingelenkt zu haben.

Gegenstand einer zusammenhängenden, selbstständigen Behandlung vom militärischen Standpunkte aus ist von den drei Männern unsers Wissens bisher nur einer gewesen, Montluc. Aber die Schrift von **De la Barre Duparcq: Biographie et maximes de Blaise de Montluc,** ist in Deutschland kaum bekannt. Diejenigen Leser, welche sie kennen, werden finden, daß sich unsere Behandlung von der französischen wesentlich unterscheidet. Wir kennen eine Menge hochgebildeter deutscher Offiziere, denen Montluc selbst dem Namen nach unbekannt ist. Und doch ist er der französische George von Frundsberg. Jedem, der sich für die Geschichte des Kriegswesens interessirt, wird es eine genußreiche Beschäftigung gewähren, diesen Deutschen mit dem Franzosen und die deutschen Landsknechts-Einrichtungen mit den französischen zu vergleichen, wozu neben unserer Skizze Bartholds „Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, Hamburg 1833" bequeme Gelegenheit bietet.

Die verschiedenen Nuancen der Behandlung, von welchen wir oben bereits im Allgemeinen geredet haben, wird man schon in dieser Reihe beisammen finden.

Seit mit der Reformation das Bibellesen in Deutschland

heimiſch geworden iſt, hat ſich bei einer Maſſe von Deutſchen die Idee gebildet, als ſeien wir die Nachkommen der alten Juden. Die Einſicht, daß wir unſere eigene Entwicklung gehabt haben, vollſtändig zum Bewußtſein gekommen, iſt ſchon ein Produkt höherer geſchichtlicher Bildung. Wir begnügen uns nicht, Adam als gemeinſamen Stammvater anzuerkennen; auch Abraham, Iſaak, Jakob und Alles, was daher kommt, alſo auch unſern David, betrachten wir wie unſere Ahnen, und dieß bewegt uns doppelt, dieſe Leute ſämmtlich, abgeſehen davon, daß in Schriften von ihnen die Rede iſt, die wir immer zuletzt als geſchichtliche und zuerſt immer als heilige kennen lernen, auch als heilige Männer aufzufaſſen.

Von einer ſolchen Auffaſſung konnten wir ſelbſtverſtändlich keinen Gebrauch machen. Man kann ein ſehr guter Chriſt und doch ein ſehr ſchlechter Theologe ſein. Wir glauben in dieſem Falle zu ſein. Unſer David iſt eine hiſtoriſche Perſon, ein großer Krieger. Sicherlich gehört er nicht zu unſeren Ahnen und mit ſeiner Heiligkeit haben wir durchaus nichts zu ſchaffen; wir überlaſſen dieſen Punkt den Theologen, in der innigſten Ueberzeugung, daß Jeder bei ſeinem Leiſten bleiben müſſe. Wir bemerken dies ausdrücklich, um uns von vornherein gegen etwaige ſeichte Vorwürfe der Frivolität zu verwahren, die uns gemacht werden könnten. Wir dürfen dieſe mit ſehr gutem Gewiſſen abweiſen. Jedermann mag unſern David kennen lernen, wie er uns bei treuer Forſchung erſchienen iſt, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, wenn er den hiſtoriſchen Menſchen von dem kirchlichen Heiligen trennt.

Die Hauptquelle für David's Geſchichte ſind die Bücher Samuels. Die forſchenden Orientaliſten und Theologen haben längſt

festgestellt, daß diese Bücher in der uns jetzt vorliegenden Redaktion aus einer Anzahl von Quellen zusammengestoppelt sind, welche von verschiedenen Verfassern mit ganz verschiedenen Tendenzen, reinen Historikern, tendenziösen Verherrlichern der jüdischen Staatskirche, romantischen Schwindlern, — bisweilen den Autoren moderner Soldatengeschichten mit historischem Hintergrund vergleichbar, — ausgingen. Selbst dem gar nicht Bewanderten fallen in diesen Büchern die vielen Doppelerzählungen, offenbar nur verschiedene Versionen derselben Geschichte, auf. Die Forscher haben längst auch aus sprachlichen Gründen, abgesehen von den realen, die Thatsache der Zusammenstoppelung constatirt und die einzelnen Elemente derselben nach den verschiedenen Quellenschriftstellern zu unterscheiden und festzustellen gesucht. Ob die Resultate, zu welchen sie bis jetzt gelangt sind, als ganz feste betrachtet werden können, muß wohl einstweilen noch dahin gestellt bleiben. Wir indessen haben diese Forschungen, namentlich de Wettes und Ewalds, getreulich benutzt, und haben gefunden, daß wir uns ziemlich an deren Resultate halten konnten. Es ist aber natürlich, daß unsere Forschung, indem sie einen ganz neuen Gesichtspunkt, den militärischen, in die Sache hineintrug, sich nicht sclavisch an diese sprachlichen und theologischen Forschungen binden konnte, und wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß der sprachliche oder theologische Forscher vielleicht hie und da durch unsere Auffassung auf eine neue Fährte, an die er noch nicht gedacht hatte, geleitet werden möchte.

Daß wir z. B. den Kampf Davids mit Goliath als eine historische Thatsache behandeln, damit möchte die sprachliche Forschung oder die kritische Forschung, welche den miltärischen

Standpunkt nicht hat, wenig einverstanden sein. Uns kam es aber so vor, als characterisire dieses kriegerische Auftreten des Helden seine ganze kriegerische Anschauung dermaßen, daß wir sie nicht bei Seite lassen dürften, selbst wenn diese Erzählung nur eine nachträgliche Erfindung wäre.

Da von der Masse desjenigen Publikums, auf welches wir vernünftiger Weise rechnen dürfen und welches wir uns wünschen, die Bücher des alten Testamentes zwar wohl als heilige Schriften, aber nicht als historische gelesen zu werden pflegen, hielten wir es für eine absolute Nothwendigkeit, in der Einleitung zu Davids Leben eine kurze Darstellung der Vorgeschichte des Volkes der Juden bis auf David zu geben. Hoffentlich wird dieses die allgemeine Billigung finden.

In dem Excurse über das Heerwesen der Juden haben wir alles zusammenzufassen versucht, was über diesen Gegenstand aus den vereinzelten Notizen schien aufgefunden werden zu können. Wir bemerken im Voraus, daß um die Dinge festzustellen, vorerst noch ein tüchtiger Orientalist darüber kommen muß; denn unsere eigene Kenntniß des Hebräischen ist nur ein trauriger Ueberrest jugendlichen Sprachforschungsgelüstes. Wir hielten es aber trotzdem nicht für unangemessen, uns an die Sache zu wagen, da schon dieses ein Gewinn ist, wenn wir durch nicht ganz begründete Behauptungen andere zu besser begründeten herausfordern, die bisher offenbar an viele Verhältnisse gar nicht gedacht haben, welche einer Berücksichtigung denn doch nicht ganz unwerth sind. In den wesentlichen Dingen dürften wir überdies kaum Böcke geschossen haben.

Für die Darstellung von Xenophon's Leben hatten wir als Hauptquelle eine Autobiographie, die Anabasis, welche

allerdings nur eine kurze Periode dieſes Lebens, aber auch die glanzvollſte desſelben behandelt. Was die übrige Zeit betrifft, konnten wir uns nur auf einzelne verſtreute Notizen ſtützen und mußten ſelbſt zu Vermuthungen unſere Zuflucht nehmen. Aber Xenophon's Auftreten auf dem Zuge der Zehntauſend characteriſirt ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit ſo vollkommen, daß man dadurch für den Mangel an Nachrichten über die übrigen Lebensperioden des Mannes reichlich entſchädigt wird.

Die Verhältniſſe der griechiſchen Staaten zu Xenophon's Zeit liegen in rein geſchichtlicher Auffaſſung der Kenntniß und dem Verſtändniſſe unſerer Leſer um ſo vieles näher, als die jüdiſchen Staatsverhältniſſe, daß wir bei Xenophon jener allgemeinen Einleitung nicht bedurften, welche bei David unentbehrlich ſchien. Dagegen haben wir in einem kurzen Excurſe die Organiſation jenes Söldnercorps der Zehntauſend zu ſchildern verſucht, an deſſen Spitze Xenophon ſeinen Namen unſterblich machte. Die Beſchaffenheit dieſes Corps, die Eigenthümlichkeit ſeiner Bildung und Zuſammenſetzung konnte nicht ohne Folgen für die militäriſche und politiſche Anſchauungsweiſe eines Mannes bleiben, der ſich in ihm befand, am allerwenigſten ohne Einfluß auf eine ſo anſchmiegende Natur, wie Xenophon. Außerdem fordert die Kenntniß dieſes Corps unwillkürlich zu Vergleichen mit den Söldnercorps anderer Zeiten und Völker heraus, und intereſſant iſt es, hier zu bemerken, wie die Natur des Söldnerverhältniſſes dahin geführt hat, allen Truppen dieſer Art einen und denſelben Hauptcharacter zu ertheilen; ſowohl was die Art der Zuſammenſetzung, der Organiſation, als was die Befehlsverhältniſſe, die Disciplin, ja in vielen Beziehungen ſelbſt die Taktik betrifft.

Bei der wichtigen Stelle, die in Xenophon's Leben die schriftstellerische Thätigkeit einnimmt, mußten wir auch diese Seite der nähern Beachtung würdigen, wenn es uns auch gestattet war, nur von den militärischen Schriften zu sprechen. Ist es auch längst anerkannt, daß die Kyrupädie keine Geschichte, sondern ein Roman und zwar ein Tendenzroman sei, so glauben wir doch zuerst die spezielle Tendenz festgestellt und im Einzelnen nachgewiesen zu haben. Wir glauben, daß Niemand hienach mehr an der Eigenschaft des Werkes als eines Lehrbuches der Feldherrnkunst im Gewande des Romanes zweifeln kann. Wäre die Eintheilung in Bücher, welche nach dem Urtheile der Gelehrten nicht von Xenophon selbst, sondern von spätern Grammatikern herrührt, gar nicht vorhanden, so würde sich bei der Vertheilung nach dem militärischen Stoff die Sache noch evidenter herausstellen. Die sachliche Ordnung ist unverkennbar und stellt sich namentlich bei einem Vergleich der allgemeinen Einleitung, welche das Gespräch zwischen Kyros und seinem Vater enthält, mit den nachher folgenden Einzelheiten in höchster Deutlichkeit heraus. Wir hoffen, daß die Gelehrten, welche sich speziell mit der Kyrupädie beschäftigen, unsere Bemerkungen, obgleich sie von einem Ungelehrten kommen, 1.

1) Der Verfasser ist nicht einmal Doctor, obgleich er wohl abgesehen von allem Andern blos auf philologischem Felde genug gethan hat, um einige Dutzend Doctorhüte communis generis anständig zu decoriren, ja er ist nicht einmal Mitglied einer gelehrten Gesellschaft; — auf der militärischen Seite geht es ihm aus gleichen Gründen ebenso, er hat es da blos bis zu der Erlaubniß gebracht, immer wieder von vorn anzufangen. Zu dieser beiläufigen Bemerkung findet sich der Verfasser durch den Umstand veranlaßt, daß er theils von auswärts her, von Leuten, die da meinen, daß solche dem Verdienste nicht fehlen

der Berückſichtigung würdigen werden und ſind überzeugt, daß ſie dann die ſachliche Ordnung von unſerm Geſichtspunkte aus noch tiefer eindringend finden werden, als es unſer Ueberblick, der nur die allgemeinſten Verhältniſſe umfaſſen konnte, ins Licht geſtellt hat.

Der Epilog, das Ende des Werkes, welches die Perſer zu Xenophons Zeit den Perſern des Romanes gegenüberſtellt, wird von neueren Gelehrten, neuerdings auch von Dindorf, dem Xenophon abgeſprochen und für eine Anfügung Späterer erklärt. Wir haben ihn als Arbeit Xenophons behandelt. Ohne daß wir hier auf die Gründe der Gegenpartei eintreten könnten, wollen wir nur den Hauptgrund für unſere Anſicht angeben. Es iſt dieſer, daß wir es ganz in dem nüchternen Character Xenophons finden, wenn er ſchließlich ſelbſt erklärt, daß ſein Roman keine Geſchichte ſei, wie die Verfaſſer alter Comödien bisweilen in ihrem Prolog ſagen, man ſolle nicht glauben, daß die Comödie, welche man ſehen werde, Wirklichkeit ſei.

Für Montluc's Leben lag uns eine vollſtändige Autobiographie vor. Was ſie ſelbſt dunkel und unbeſtimmt läßt, wie z. B. das Jahr der Geburt und Aehnliches, iſt gleichgültig für die Characteriſtik, ſowie für die Lebensſchickſale des Mannes. Andere Schriftſteller lehren uns nur wenig über ihn, was wir nicht von ihm ſelbſt erführen; Brantômes Artikel über Montluc iſt verhältnißmäßig lang genug und es wäre Raum genug vorhanden geweſen in ihm, Vieles Thatſächliche über den Mann beizubringen. Doch wer die Manier Brantômes kennt, wird

können, mit allerlei Titeln beglückt wird, daß ihm andererſeits förmlich Vorwürfe darüber gemacht ſind, daß er ſeine Titel nicht auf die Titel ſeiner Bücher ſetzt.

dies von vornherein nicht erwarten. Die Geschichtschreiber der Hugenottenkriege, auch so weit sie die entschiedensten Gegner Montluc's sind, zeigen ihn doch durchaus nicht in einem andern Licht, als er sich in seiner Ehrlichkeit selbst darstellt, doch helfen sie uns oft zur Orientirung über die allgemeinen Verhältnisse, die Montluc als bekannt voraussetzt.

Die Autobiographie Montluc's, seine Commentarien, ist eine pragmatische Geschichte seines Lebens. Wenn wir die Biographie von dem didactischen Inhalte trennten und diesen nachfolgen ließen, so wird dies Jedermann nach den allgemeinen Gesichtspunkten, die wir aufgestellt haben, begreiflich und, wie wir hoffen, auch gerechtfertigt finden. Den didactischen Inhalt in nummerirten „Maximes" zusammenzufassen, widerstrebte uns, abgesehen von unserer Abneigung gegen geistreiche Aphorismen und die Benennung von Geist wie von Menschen durch Nummern, auch deßhalb, weil wir es für unsere Aufgabe hielten, den Leser, der die Commentarien nicht kennt, auf eine lebendige Weise in den Geist derselben einzuführen.

Darüber können nun allerdings die Stimmen getheilt sein, ob dieses nicht besser durch eine einfache Uebersetzung, als durch unsere Art der Behandlung geschehen wäre. Wir gaben dieser den Vorzug, da es schwer gewesen wäre, aus der größeren Anzahl von Stellen, welche im Wesentlichen dasselbe enthalten, trotzdem eine zu finden, welche die ganze Meinung Montluc's über den betreffenden Gegenstand ausspräche. Durch unser Zusammenfassen aus verschiedenen Stellen, die einander parallel laufen, schien es uns allein möglich, stets die ganze Ansicht Montluc's zu geben, ohne in unnütze Weitschweifigkeiten und Wiederholungen zu verfallen.

Unſere Meinung iſt, daß dem Biographen wenigſtens die hauptſächlichſten Züge im Character des Mannes, deſſen Leben er ſchildern will, ſympathiſch ſein ſollten. Ein Biograph, der ſich ſeinem Helden von vornherein feindlich gegenüber ſtellen muß, kann ſchwerlich eine Biographie, höchſtens eine Parteiſchrift ſchreiben, er kann ſich unmöglich in die Thaten ſeines Helden hineindenken und deren Motive erklären, er müßte denn ein Amphibium ſein. Da wir nicht zu dieſer beneidenswerthen Claſſe von Geſchöpfen uns rechnen dürfen, werden wir bei der Wahl unſerer biographiſchen Stoffe ſtets Rückſicht darauf nehmen, daß wir mit unſerem Helden in einer oder der andern in's Auge ſpringenden Beziehung entſchieden ſympathiſiren können, und hoffen, daß es uns dadurch vornemlich gelingen wird, auch das Intereſſe unſerer Leſer an den Schickſalen des Helden zu gewinnen; lange Gewohnheit hiſtoriſcher Arbeiten mag uns vor dem Fehler bewahren, Sünden gegen die hiſtoriſche Wahrheit zu begehen und die Geſchichte dort zu fälſchen, wo wir uns auf einer und derſelben unrechten Fährte mit unſerem Helden finden ſollten. Dies iſt freilich nur eine Nachricht für den Kritiker, der das Buch beſprechen möchte, ohne es zu leſen.

David.

Einleitung.

Längs der syrischen Küste dehnt sich in der Hauptrichtung von Norden nach Süden ein Gebirgssystem aus, welches heute im Ganzen als das syrische Hochland bezeichnet zu werden pflegt. Als Basis desselben mag man eine Platte betrachten, welche sich 1000 bis 1500 Fuß über das nahe mittelländische Meer erhebt, aber aus dieser Basis ragen einzelne Gebirgsketten, Kuppen, kleinere und größere Hochebenen vielfach um 1000, 2000, ja bis zu 8000 Fuß empor; andererseits senken sich unter sie Spalten, Schluchten, Thäler und Klüfte bis fast zum Meeresspiegel und zum Theil tief unter den Meeresspiegel hinab. Die Hauptspalte läuft 6 bis 12 Meilen von der Küste, dem großen Zuge des Gebirgssystems folgend, von dem Knie des Orontes bei Antiochia im Norden bis zu der Bai von Akaba, dem Ausläufer des rothen Meeres im Süden und theilt das ganze System in zwei Hälften, eine östliche und westliche, wie verschiedene Querspalten es in nördlichere und südlichere Theile zerlegen. Der höchste Punkt der Felsspalte liegt etwa unter 34° nördlicher Breite, die Wasser, welche von dort nach Norden ablaufen, vereinigen sich zu dem Flusse Orontes, diejenigen aber, welche nach Süden ablaufen, bilden den Jordan, welcher zuerst den See von Genezareth (Kinneroth) durchfließt und sich endlich in jenen merkwürdigen Binnensee, das todte Meer, verliert. Südlich des todten Meeres ist die Spalte bis zur Bai von Akaba meist wasserlos; unmittelbar an letzterer wird sie Wady el Arabah, nächst dem todten Meere aber das Ghor

genannt. In der Quellgegend von Orontes und Jordan erhebt sich westlich der Spalte und mit ihr gleichlaufend von Norden nach Süden die Bergkette des Libanon, deren Gipfel bis zu 8000 und 9000 Fuß über das Mittelmeer aufsteigen, ihr gegenüber, im Osten der Spalte, der Antilibanon mit nur 5000 Fuß Erhebung. Das Thal zwischen ihnen, welches die Quellen des Orontes und Jordan entspringen sieht, wird Cölesyrien geheißen. Südlich vom Libanon und Antilibanon beiderseits des Jordan und des See's von Kinneroth wie des todten Meeres wird das Land niedriger, auch verliert sich hier die Kettenform der Gebirge und wird von Hochebenen, einzelnen Kuppen, Thälern, die von ihnen eingeschlossen sind, abgelöst; östlich des Jordan, im Lande Gilead, steigen die Gipfel noch zu 4000, westlich des Jordan aber nur noch bis zu 3000 Fuß auf. Wer aus diesem letzteren Lande nach Osten, nach Gilead, nach Norden, nach Libanon und Antilibanon, hinschaut, oder wer von Gilead oder vom Libanon her dieses Land betritt, dem erscheint es im Vergleiche zu jenem als das Niederland und er mag es füglich so nennen. Durchschreitet man das Niederland vom Jordan nach dem Meere zu, von Osten nach Westen, so gelangt man dicht an dem Meere in einen schmalen Küstenstreif, gegen welchen das Niederland immerhin noch mit ziemlich hohen und steilen Wänden abfällt. In diesem Küstenstreif erweitern die Küstenflüsse, welche die Höhen des Niederlandes aussenden, sich zu geräumigen und wohlgeschützten Buchten, die zur Anlage von Hafen auffordern und jungen Hafenstädten ein rasches Aufblühen verheißen. Südlich des Niederlandes, allmälig sich hinabsenkend dehnt sich bis in die Nähe des Nil und bis zur Sinai-Halbinsel die arabische Wüste aus, ostwärts des ganzen syrischen Hochlandes und des zu ihm gehörigen Niederlandes aber die weite syrische Wüste bis zu den Wassern des Euphrat. Wenn nun Wüste und hohes Gebirge dem Anbau gleich feindlich entgegenstehen, so zeigt sich, daß dem Auge von Völkern, welche in diesen Gegenden ein geräumigeres Gebiet zu festen

Wohnplätzen ſuchten, auf weit und breit hin keines genehmer ſcheinen konnte, als das Niederland. Die ſchmalen Küſtenſtreifen boten wenig Raum; wie fruchtbar ſie ſein mochten, ſie konnten den Kaufmann und den Rheder locken; dem Ackerbauer mußte beſſer das höhere Niederland gefallen, welches eine breitere kontinentale Ausdehnung, eine breitere Grundlage für ſeinen Fleiß bot.

In der That fanden nun die Wanderungen von Geſchlechtern und Stämmen auf den Hügeln und in den Thälern des Niederlands vielfach ein erwünſchtes Ende und ſowie ſein Ruf unter den Völkern der Gebirge und der Wüſten wuchs, ward es weiterhin von vornherein das Ziel, welches andere Völker für ihre gleichmäßig angelegten Wanderungen ſich ſteckten. Es waren — mindeſtens vorherrſchend — ſemitiſche Völkerſchaften, welche im Niederlande ſich Wohnſitze ſuchten; ſie kamen aus den alten Urſitzen am Ararat theils geradenwegs über den Libanon, theils auf Umwegen von Oſten her über die Gebirge von Gilead. Allen aber erſchien das Land weſtlich vom Jordan, mochten ſie nun den Weg betrachten, welchen ſie gekommen, mochten ſie nach den Gebirgen ſich umſchauen, welche ſie überſchritten hatten, wirklich als das Niederland und ſie nannten es auch ſo — Kanaan; welches im weiteren Sinne allerdings den Küſtenſtrich in ſich begreift, der die Höhen vom Mittelmeer trennt.

Jahrtauſende mag es gedauert haben, ehe das Land ſich ſo füllte, daß man ſagen konnte, es iſt nun genug mit der Einwanderung. In jener glücklichen Zeit der Anfänge wählte ſich jeder den Sitz, der ihm behagte oder der dem Gewerb entſprach, welches er früher ſchon betrieben und liebgewonnen hatte. Fiſcher und Schiffer und Kaufleute ließen ſich in dem Küſtenſtreif nieder und richteten ihre Blicke auf den Gewinn des Meeres; Ackerbauer blieben auf den Höhen Kanaans, und zwiſchen ihren Sitzen war noch immer Raum genug, daß Schaaren von Nomaden mit ihren Heerden ungeſtört und ohne

zu ſtören umherziehen konnten, bis auch ſie ſich einen Hof und ein Haus gründeten und ein bequemes Plätzchen gefunden hatten, welches ihnen wünſchenswerther ſchien zu behaupten, als das freie Leben unter Zelten. Aber allmählig ward das Land voll; der Handel der Küſtenbewohner dehnte ſich aus und belebte den Gewerbfleiß auf den Höhen Kanaan's im Innern; die Induſtrie baute ſich Städte, bevölkerte dieſe und die Dörfer und Weiler durch einzelne Einzüglinge und bedurfte der Einwanderung in Maſſen nicht mehr; ja dieſe konnte ihr unbequem werden. Kamen nun dennoch neue Maſſeneinwanderungen, ſo dachte man auf deren Abwehr, und beſtanden die Einwanderer auf ihrem Willen, ſo mußten ſie ſich ihre Sitze erkämpfen. Die Maſſeneinwanderungen hörten aber nicht auf; denn die Veränderungen, welche in Kanaan im Laufe der Zeit eintraten, weit entfernt, ihm etwas von ſeinen begehrten Eigenſchaften zu nehmen, vermehrten dieſelben noch. So ward das Land allmälig das Ziel von Eroberungsgeleiten ſtatt ruhiger Einzügler; das Land innerer Kämpfe um jedes Stück Boden, welche durch neue Maſſeneinwanderungen angefacht wurden. Obgleich Söhne eines Urvaters, waren doch die ſemitiſchen Stämme, welche nacheinander die Begierde nach Kanaan lockte, durch Jahrhunderte lange Trennung, ſeit ſie die gemeinſchaftlichen Urſitze, das alte Vaterhaus verlaſſen hatten, um jeder für ſich auf eignem Gebiete ſeinen eignen Entwicklungsgang zu gehen, einander in Glauben und Sprache, Sitten und Einrichtungen, ſo fremd geworden, daß der Krieg zwiſchen ihnen nicht mehr als Bruderkrieg erſcheinen konnte.

Mehr als 2000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, als noch die glücklichen Zuſtände des jungfräulichen Bodens, der ſich nach Menſchen ſehnte, herrſchten, kam aus den Sitzen am oberen Euphrat der nomadiſirende Stamm der Hebräer nach Kanaan. Als das Haupt des Stammes wird Abraham genannt. Die Beziehungen, welche dieſer Häuptling mit den Einwohnern, welche er bereits vorfand, anknüpfte, waren vorherrſchend

freundliche, wenn auch einzelne Fehden, in denen er als Verbündeter der Einen, als Gegner der Andern auftrat, nicht ausblieben. Sein Stamm mehrte sich, theilweise das Nomadenleben fortsetzend, theilweise sich in festen Sitzen niederlassend. In verschiedenen Zeiten wanderten Zweige des hebräischen Stammes nach Süden weiter und bis in das gesegnete Nilthal; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich solche mit anderen verwandten Stämmen an dem berühmten Einfalle der Hykſos in Egypten betheiligten. Wie dem immer sein möge, es bildete sich im Laufe der Jahrhunderte in Egypten, unter der Herrschaft der Pharaonen eine hebräische Kolonie im Lande Goſen am rechten Ufer des pelusischen Nilarmes, welche beständig durch natürliche Vermehrung theils, theils durch Aufnahme und Vermischung mit anderen semitischen Zuzügern anwuchs. Allmälig verschlechterte sich die Lage dieser Kolonie, sie ward bedrückt von den Pharaonen und zur Dienstbarkeit gezwungen. Der Entschluß einer Auswanderung entstand und der Gedanke gedieh zur Reife, als die Bewegung in dem feurigen Moſes einen Mittelpunkt gefunden hatte. An einem festen Ziele fehlte es der Auswanderung nicht; die Tradition von dem glücklichen Lande Kanaan, in welchem einst Abraham ruhig seine Heerden geweidet, hatte sich in der Kolonie erhalten und war durch Zuzüge aus dem Lande genährt worden. Die Wanderung ward angetreten, mit Weibern und Kindern und allem Werthvollen, das mitzuführen war; sie gelangte an Kanaans Grenzen. Aber hier hatten sich die Verhältnisse während der 500 Jahre, seit die Hebräer nach Egypten gewandert, in dem oben angedeuteten Sinne verändert. Moses traf mit seinen hebräischen Schaaren auf ein wohlbesetztes Land, die Hebräer, welche vor Zeiten in Kanaan sitzen geblieben, waren in die neuen Einwanderungen aufgegangen und den einwanderungslustigen Kolonisten von heute mit jenen fremd geworden. Moses traf auf einen hartnäckigen und wohlorganisirten Widerstand, er ward in die Wüste zurückgeworfen. Vorerst gab er es nun

auf, ſeinen Verſuch zu wiederholen. Die arabiſche Wüſte ward einſtweilen der Wohnſitz oder beſſer das Wandergebiet des Hebräervolks. Während der Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes arbeitete Moſes mit Eifer an der Organiſation des Volkes; ſie mußte aber ſein eine Organiſation für den Krieg und zwar für den beſtimmten Krieg zur Eroberung Paläſtinas. Die wandernde Republik brauchte einen unumſchränkten Herrn, um den Krieg mit Erfolg zu führen. Dieſer Herr aber ward Niemand anders als der „Gott in der Höhe", den der Urvater der Semiten einſt angebetet und deſſen Bild in ſeiner Reinheit das Volk der Hebräer ſich am reinſten erhalten und am reinſten fortgebildet hatte. Dieſer Gott in der Höhe war der Feind aller der hundert und wieder hundert Götzen, welche die augenblicklichen Beſitzer Kanaans anbeteten; es war ſeine Verheißung, daß die Hebräer das Niederland, das Land ihrer Väter eroberten, und es war ſein Dienſt, dieſe Eroberung zu vollbringen und ihm ſeine Altäre zu errichten. Er bewies ſeine Macht und ſeinen Willen während des Wüſtenlebens durch ſeine Schrecken und ſeine wunderbaren Hülfen in höchſter Noth, und ſein Prophet Moſes hatte nichts zu thun, als dies zum Bewußtſein des Volkes zu bringen, um es mit einem religiöſen Eifer für den Eroberungskrieg zu durchdringen. Stellvertreter des Gottes in der Höhe auf Erden war Moſes ſelbſt, aber ſein umfaſſendes Amt, welches ihn auf ſo viele weltliche Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit richten hieß, machte es unmöglich, daß er dieſen religiöſen Geiſt perſönlich in alle Schichten des Volkes verbreite und in ihnen lebendig mache. Er organiſirte ein Prieſterthum, welches dieſes Geſchäft übernähme mit einem Hohenprieſter an der Spitze. Das religiöſe Element in ſeiner eigenthümlichen Ausbildung formt das Volk der Hebräer zu einer Einheit und ſtellt es zugleich allen andern Völkern feindlich gegenüber. Welche durchgreifendere Grundlage für ein Kriegsheer könnte man wünſchen? Ein Heer muß aber gegliedert, die Einheit muß zweckmäßig eingetheilt ſein. Die

Gliederung ward vollbracht ohne Zweifel auf der Basis bereits in Egypten bestehender Einrichtungen. Die strategischen Einheiten des Heeres werden die zwölf Stämme; der Stamm theilt sich in Geschlechter, das Geschlecht in Häuser oder Familien, deren jede eine Anzahl von streitbaren Männern in sich vereinigt; straffer militärisch traten an die Stelle der Geschlechter die Tausendschaften, Hundertschaften (Centurien) an die Stelle der Familien, Rotten zu 10 Mann an die Stelle der Häuser und entsprechend der Gliederung wurden Führer für diese Einheiten eingesetzt. Die militärische Gliederung konnte zugleich als die bürgerliche dienen; das militärische Element mußte um so mehr gekräftigt werden, je inniger es mit dem bürgerlichen zusammenhing. Wenn jenes nicht in jedem Momente des Lebens in der Wüste nothwendig war, so war es dieses, und jenes konnte nun auch dort nicht vernachläßigt werden, wo man es nicht brauchte, weil die bürgerliche Eintheilung, mit der militärischen eng verbunden, zu jeder Zeit an diese erinnerte. Der Krieg erfordert Strapatzen und Entbehrungen aller Männer; er führt große Haufen Volks auf beschränkte Räume zusammen; in den Lagern erzeugen sich leicht Krankheiten und arten in Epidemien aus. Mäßigkeit, Reinlichkeit, die Vermeidung gewisser Speisen beugen dem Uebel vor oder mäßigen es. Die Speisegesetze und ähnliche, welche Moses gab, mußten ein tüchtiges Soldatenvolk schaffen; nicht vertrauend auf die Einsicht in ihren Nutzen beim gesammten Volk, verwob er sie so innig mit allem bürgerlichen und göttlichen Gesetz, daß für ihre Beobachtung eine sichere Bürgschaft gewonnen ward. Die Ueberwachung dieser Beobachtung aber führte zugleich nothwendig zu einer strengen Disciplin, jenem großen Hebel des Krieges. So trat in jeder Weise der Gott in der Höhe zugleich als der „Gott der Heerschaaren“ ins 1.

1) II. Mos. 18, 13—26, vgl. V. Mos. 1, 13 und Ewald, die Alterthümer des Volks Israel pag. 292.

Licht. Mit ſeinem dergeſtalt vorbereiteten Heervolk brach nun Moſes von Neuem zur Eroberung Kanaans auf. Aber er ſelbſt führte ſie nicht aus, an der Grenze des Landes trat er vom Schauplatze des Lebens und ſeiner Thaten ab, nachdem er Joſua den Heerbefehl übergeben. Der Organiſator machte dem Herzoge der Hebräer Platz. Dieſe erkämpften ſich ihre Sitze in Gilead und Kanaan, in dem gelobten Lande. Aber ſchon im Laufe der Eroberung ließen die einzelnen Stämme ſich nieder; die Heereseinheiten verwandelten ſich in Volksverbände. Die Vertheilung ſtellte ſich im Allgemeinen folgendermaßen. Oeſtlich des Jordan und des todten Meeres ließ ſich der Stamm Ruben nieder, nördlich von ihm bis zum See Kinneroth hinauf der Stamm Gad, nördlich von dieſem, oſt- und nordwärts des See's Kinneroth die eine Hälfte des Stammes Manaſſe. Im Weſten des Jordan nahm den mittlern Theil des Landes, gegenüber dem Stamme Gad und den nördlichen Grenzen des Stammes Ruben der Stamm Ephraim ein, in deſſen Gebiete die Orte Sichem, Siloh und Gibea lagen; auf dem verhältnißmäßig weitern Gebiete weſtwärts des todten Meeres bis zu dem Küſtenſtreif am mittelländiſchen hin ſiedelte der mächtige Stamm Juda ſich an: zwiſchen Juda und Ephraim aber, in der Ecke am Einfluß des Jordan in's todte Meer und dem Nordweſtufer des letzteren mit den Hauptorten Jericho, Gilgal und Bethel der Stamm Benjamin. Südlich von Juda ſaß Simeon; nördlich von Ephraim die zweite Hälfte Manaſſe, nördlich von dieſer Iſaſchar, dann hoch weiter hinauf, im Weſten des See's Kinneroth Sebulon. Nördlich von Sebulon ſiedelte ſich zunächſt öſtlich dem phöniciſchen Küſtenſtreifen der Stamm Aſcher an, öſtlich von dieſem Naphtali und endlich gerade nördlich vom See Kinneroth an der Karavanenſtraße, die von Damask nach Tyrus führt, der Stamm Dan. Das geſammte Gebiet, auf welchem die Hebräer ſich niederließen, darf man zu wenig mehr als 700 Quadratmeilen Inhalt veranſchlagen. Hätten die Hebräer allein auf ihm ge-

ſeſſen, ſo würden ſie immerhin ſchon eine mittelmäßig dichte Bevölkerung gebildet haben, denn mindeſtens zählten ſie 430000 ſtreitbare Männer, alſo über 2 Millionen Seelen, aber in der 2. That waren auch nach der Eroberung die Hebräer nicht die einzigen Inhaber des Landes. Daß von den alten Bewohnern, wieviele auch während des Eroberungskrieges das Schwert freſſen mochte, einzelne in Menge erhalten und in ihren alten Sitzen blieben, iſt an ſich klar, aber auch ganze alt-kanaanitiſche Gemeinweſen erhielten ſich in den Städten mitten in dem nunmehrigen Hebräerland, wie z. B. die Jebuſiter zu Jebus, dem ſpäteren Jeruſalem, im Gebiete des Stammes Benjamin. Die Völkerſchaften aber, welche in den Grenzgegenden geſeſſen hatten, waren nur theilweiſe zurückgedrängt und ragten mit einzelnen Zweigen noch immer in das jetzige Hebräerland hinein und bewahrten die Erinnerung an ihre dereinſtige Herrſchaft über Bezirke, welche ſie früher beſeſſen, und den Gedanken an deren Rückeroberung, ſo die Amalekiter und Midianiter im Süden des Landes, die Moabiter oſtwärts vom todten Meere, die Ammoniter nordwärts von ihnen bis hinauf zum Fluſſe Jabbok und nordwärts von dieſen die Amoriter bis zum Berge Hermon. Der Küſtenſtreifen vollends, welcher Kanaan vom Mittelmeer trennt, war von ſeefahrenden, handel- und gewerbtreibenden Völkern, mit feſten Städten und einer kunſtvollen Kriegsrüſtung bewohnt, welche ſie den Hebräern unnahbar machte. Südlich vom Vorgebirge Karmel ſaßen die Philiſtäer hier, von deren Städten für uns beſonders die fünf ſüdlichen, Gaza, Aſcalon, Aſchdod, Gath und Ekron, von Wichtigkeit ſind; nordwärts vom Berge Karmel aber ſaß an der Küſte die gewerbreiche Kaufmannsnation der Phönicier. Die Philiſtäer oder Philiſter waren von Kreta (Kaſtor) herübergekommen und möglicher Weiſe nicht

2) II. Moſe 12, 37. Richter 20. 2. 15.

3. einmal Semiten, ſondern ein ariſcher Volksſtamm; ſie hatten ſich in dem Küſtenſtreifen offenbar ſchon vor der hebräiſchen Einwanderung angeſiedelt, wenn ſie auch erſt ſpäter zu einer den Hebräern gefährlichen Macht anwuchſen. Wenn man nun, was von allen dieſen Völkern in mehr oder minder geſchloſſenen Maſſen außer den Hebräern, neben und unter ihnen auch noch auf dem Gebiete Kanaans und Gileads wohnte, niedrig, ſo niedrig als erlaubt, nur zu 2 Millionen anſchlägt, ſo wird die Bevölkerung des Landes eine äußerſt dichte; denn es kommen auf die Quadratmeile bei 6000 Menſchen. Dieſe dichte Bevölkerung des Geſammtgebiets und ihre eigenthümliche Miſchung konnte unmöglich ohne Einfluß auf die Hebräer bleiben. Sie führte auch dieſe zur Induſtrie, ſie riß ſie in mannigfachſter Weiſe aus ihrer Iſolirung, ſie ſchuf Intereſſen, die mit den Zwiſchenſaßen und den Umſaßen verbanden. Die nördlichen Stämme an der Karavanenſtraße von Damask nach den phöni-
4. ziſchen Häfen geriethen unwillkürlich in Dienſtbarkeit der reichen Kaufleute in jenen; ſie verfuhren deren Waaren, bewachten ihre Straßen, bewirthſchafteten ihre Güter, verwalteten ihre Landhäuſer; die anderen Stämme traten, je nach ihrer Lage, die einen in engere, die andern in loſere Verbindung mit den ältern kanaanitiſchen Völkerſchaften, welche mitten unter ihnen oder an ihren Rändern ſaßen. Heirathen, Arbeitsdienſt, gegenſeitiger Handel ſchufen dieſe Beziehungen, welche die Einheit der Hebräer, des Volkes Iſrael lockerten, ſo daß die Stämme einander und ſelbſt ihres Gottes vergaßen und die Götzen der Fremden anbeteten. Dieſe aber bemerkten das Loſewerden des Bandes wohl und machten es ſich zu Nutze; die einzelnen Stämme der ſiegreichen Hebräer, vereinzelt angefallen, wurden die Knechte der Beſiegten. Wohl erhoben ſich einzelne Männer, welche das Panier der Einheit aufpflanzten und unter ihm ihre

---

3) Hitzig, Urgeſchichte und Mythologie der Philiſtäer, Leipzig 1845.
4) Movers, die Phönizier. II. Bd. 1. Theil p. 302.

Volksgenoſſen zum Siege führten, aber theils gelang es ihnen ſelten, alle Stämme für die Vertheidigung des gemeinſamen Intereſſes zu gewinnen, theils hing der Sieg zu ſehr an der einzelnen Perſönlichkeit, als daß er von Dauer hätte ſein können. Wenn ſo der Kampf der Stämme um die Behauptung des eroberten Gebietes ſich vereinzelte, geriethen ſie auch unter einander in blutigen Hader, wovon eines der großartigſten Beiſpiele der Kampf der übrigen Hebräer gegen den Stamm Ben- 5.
jamin iſt, welcher mit des letzteren faſt vollſtändiger Vernichtung endete. Der einzige Centralpunkt für die Hebräer wäre das erbliche Hoheprieſterthum geweſen, aber in ſchwachen Händen verlor es an Kraft, der Götzendienſt der Fremden, von denen die Hebräer theils lebten, mit denen ſie theils Familienbande knüpften, verdrängte den Herrn der Heerſchaaren aus ihren Herzen; wie hätte er nicht den Hohenprieſter daraus verdrängen ſollen? Schon nahte das Ende der Herrlichkeit Israels; aber aus der vollſtändigen Niederlage ſollte ſich dieſelbe auch mit der Einheit wieder ſiegreich erheben. In der Zeit der größten Zerſplitterung des Volkes Gottes blühte eben das Volk der Philiſter zu kriegeriſchem Glanze auf. Ueber der Urgeſchichte dieſes Volkes liegt ein dichter Schleier, den vielleicht keine Zeit mehr lüftet. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß die Philiſter urſprünglich als Söldner der Fürſten Kanaans dorthin kamen, um deren Fehden ausfechten zu helfen, und daß ſie dafür mit Landbeſitz in dem Küſtenſtreifen bezahlt wurden. Einzelne Söldnerbanden, welche verſchiedenen Fürſten gedient hatten, mochten je für ſich eine Stadt gründen; aber die einzelnen Städte, ſchwach bevölkert, außerdem von Männern, die ſich in den Fehden der Landesfürſten kurz vorher noch feindlich gegenübergeſtanden hatten, etwa ſo wie in der neueren Zeit ſchweizeriſche Soldknechte ſich auf demſelben Schlachtfeld, aber in feindlichen Heeren begegneten, mußten zuerſt auf den innern

5) Richter, c. 19 und 20.

Ausbau denken, die Vereinigung konnte ihnen nicht nahe liegen, ebenso wenig zunächst der Gedanke, als selbstständige politische Macht aufzutreten und ihre eigenen Kriege zu führen. Aber allmälig konnten die Dinge sich ändern; man erkannte sich als Stammgenossen, die Städte traten in Verbindung miteinander; die fünf südlichen bildeten einen Staatenbund, jede einzelne war allmälig reich geworden. Jetzt nur noch ein Anstoß — und die politische Macht der Philister hielt es für sehr natürlich, statt ferner Söldner für Fremde zu liefern, auf eigene Hand sich zum Herren Kanaans zu machen. Der Anstoß ist irgendwie gekommen; auf welche Weise wissen wir nicht; wahrscheinlich gab ihn eine neue Einwanderung von Stammesgenossen, welche das Volksgedränge anschwellte, aber auch die Wehrkraft mehrte. Die Zeit, um welche diese Aenderung der Lage eintrat, fällt ungefähr mit derjenigen des trojanischen
6. Krieges zusammen; möglicherweise führte dieser selbst sie herbei, sei es, daß Philister von dem kanaanitischen Küstenstreifen selbst mit vor Ilion kämpften und vereint mit alten Stammgenossen von Kreta in ihre Heimath zurückkehrten; sei es, daß Kretenser, verbunden auch mit anderen Stämmen, durch den langen Krieg an diesen gewöhnt, es verschmähten, den alten ruhigen Heerd aufzusuchen und, von alten Sagen geleitet, an den Küsten des Mittelmeeres entlang steuerten, um zwischen Gath und Gaza halb vergessene, vor Jahrhunderten ausgewanderte Stammgenossen wiederzufinden und in ihren Staatsverband kräftigend einzutreten.

Die Philister der fünf südlichen Städte drangen um die Mitte des 12. Jahrhunderts vor Chr. von der Küste erobernd in's Innere des Landes vor; sie überschwemmten das Gebiet der Stämme Juda, Benjamin und Ephraim; ein hebräisches Heer trat ihnen entgegen, ward aber wiederholt geschlagen und versprengt, wobei selbst die von Siloh in's Lager herbeigeholte

---

6) Hitzig, Philister. p. 148 ffg.

Bundeslade verloren ging. Dem Hohenprieſter Eli brachte die Kunde von dieſem Unglück den Tod; die Philiſter herrſchten unumſchränkt im Lande. Ein feuriger und ehrgeiziger Prieſter, Samuel, erhob ſich unter den Hebräern, ſuchte ſie zu ermuthigen und zu einigen. Es gelang ihm, eine bewaffnete große Landsgemeinde zu verſammeln. Auf die Nachricht davon zogen die Philiſter mit Heeresmacht heran und es kam zum Treffen. Diesmal wendete ſich der Sieg auf die Seite der Hebräer; doch die augenblicklich hergeſtellte Einheit war zu ſchwach, um lange zu halten; die Zerſplitterung löſete ſie ab, und die Philiſter benutzten ſie, um wiederzukehren. Sie eroberten nun das ganze Land weſtlich vom Jordan; ſie entwaffneten es vollkommen, ſie legten im Gebiete des Stammes Benjamin bei Michmas und Gibea zwei verſchanzte Lager an, die ſie beſtändig mit ihren eignen Leuten und Mannſchaft aus dem Gebiet der unterworfenen Stämme, namentlich Judas und Simeons beſetzt hielten, von denen aus ſie durch Streifzüge die hohe Polizei in ihrer Eroberung übten. Wohl fühlten die Hebräer die Schmach; aber wie ihr ein Ende machen? duldeten doch die herrſchenden Philiſter im Lande keine Schmiede, daß weder Spieß noch Schwert gemacht werden könne, der hebräiſche Bauer, der eine Pflugſchaar, eine Hacke, eine Senſe, ein Beil zu ſchärfen hatte, mußte hinabgehen in die Philiſterſtädte, um dort das Geſchäft verrichten zu laſſen. Die Rettung lag in der Wiederherſtellung der Einheit; aber der Glaube, ſo ſchien es, konnte dieſe nicht mehr geben; war doch die kirchliche Herrſchaft ſelbſt für jetzt nur in den Händen des Uſurpators Samuel. Außerdem, wie konnte ein kirchlicher Mittelpunkt genügen oder Hoffnungen einflößen, wo das Volk Gottes ſelbſt im Glauben auseinander ging und ſtreckenweiſe fremde Götzen anbetete, nachdem die einfachen urſprünglichen Zuſtände längſt unwiederbringlich verſchwunden waren? Ein politiſcher, ein militäriſcher Mittelpunkt vor Allem, ein Herzog oder König, der die Waffen führte, ſtatt eines Oberprieſters, der betete und

ſang, war nothwendig. Das begriff das Volk der Hebräer. Während nun die Philiſter weſtlich vom Jordan ziemlich unumſchränkt herrſchten, freilich ohne alle Volksthümlichkeiten Israels erdrückt zu haben, ohne jeden einzelnen Kampf und Aufſtand unmöglich gemacht zu haben, fielen die Ammoniter unter ihrem Könige Nahas über Gilead im Oſten des Jordan her; ſie belagerten die feſte Stadt Jabes und ſtellten deren Bürgern ſo ſchmähliche Bedingungen, daß dieſe beſchloſſen, das Aeußerſte zu verſuchen, bevor ſie ſich ergäben. Der Hülferuf der bedrängten Stadt kam über den Jordan in's Gebiet des Stammes Benjamin. Da vernahm ihn Saul, der Sohn des Kis, der zu Gibea wohnte; ein Mann von 40 Jahren, von außerordentlicher Körperlänge, — er ragte um einen vollen Kopf über alles übrige Volk hervor, — redlich und brav, wenn auch nicht mit beſonderen Geiſtesgaben ausgeſtattet. Er hatte mit ſeinem Stamme den härteſten Druck der Philiſterherrſchaft tief empfunden, längſt ſchon bewegte ihn der Gedanke an eine Erhebung, an Rache. Er rief das Volk Israel nun, da ein neuer Feind erſchien, da es ſchien, als wolle jeder ſich an der ſchutzloſen Beute des Hebräerlandes erholen, zu den Waffen, ſtellte ſich an die Spitze des Heeres, das ſeinem Rufe folgte, ſchlug die Ammoniter und entſetzte Jabes. Israel hatte ſeinen König gefunden; unmittelbar nach dem Siege erwählte es Saul dazu. Samuel ſelbſt, ſo ungern er dieſe weltliche Herrſchaft ſanctionirte, mußte ihn ſalben. Er that es, vielleicht in der Hoffnung, daß Saul bei ſeiner Biederkeit und Beſchränktheit politiſch ſich als ein Werkzeug der Prieſterſchaft werde gebrauchen laſſen, während er doch als Heerführer mehr leiſte als ein Prieſter. Saul, nachdem er die Ammoniter vertrieben, wendete ſich gegen die Philiſter; er war glücklich gegen ſie; dennoch ward der Kampf nicht ſchnell entſchieden; kein Wunder, da Saul ihn mit einer Volksbewaffnung führen mußte, die auf lange Feldzüge nicht eingerichtet war, die jede Saat- und Erntezeit heimrief, während die Philiſter wahrſcheinlich durch ihre Heeres-

organiſation beſſer im Stande waren, beſtändig zu Feld zu liegen und folglich jeden Augenblick zu benutzen, wo die Israeliten ſich vom Kampfe ab friedlicher Arbeit zuwendeten.

Davids Eintritt in's Leben. 7.

Saul ſtand gegen die Philiſter im Felde. Bei Socho im Stamme Juda lagerten die beiden feindlichen Parteien einander gegenüber auf zwei Höhenzügen, welche ein Thal von einander trennte. Jede wünſchte ſich angreifen zu laſſen, um den Vortheil der Stellung auf der Höhe zu bewahren. Täglich rückte man aus dem Lager und ſtand beiderſeits unter den Waffen, in Erwartung und Hoffnung auf jeder Seite, daß die andere zum Angriffe ſchreiten werde. Aus den Reihen der Philiſter trat da ein rieſiger Kriegsmann hervor, um zu verſuchen, ob er nicht durch Schimpf- und Spottreden den Feind zum Angriff reizen könne. Goliath von Gath war gepanzert vom Scheitel bis zur Zehe, mit dem eiſernen Helm, Schuppenpanzer, Schenkelſtücken und Beinſchienen, er führte eine gewaltige Pike und einen erzenen Schild. Indem er ſich der hebräiſchen Phalanx näherte, begann er zu rufen: „Wozu habt ihr euch eigentlich gerüſtet und gewappnet, ihr Sklaven Sauls, gegen die freien Philiſter? Wagt es einer von euch, mit mir anzubinden? Wohlan, ſo trete er hervor! Ueberwindet er mich, ſo ſollen die Philiſter eure Knechte ſein; ſchlage ich ihn, ſeid ihr unſere. Rührt euch kein Spott? Könnt ihr vor Furcht Alles ertragen? Wagt Keiner ſeine Knochen dran?“ Kein Hebräer wollte es wagen. Goliath aber wiederholte ſeine Herausforderung Tag für Tag, am Morgen und am Abend. — — Zu Bethlehem im Stamme Juda wohnte der alte Iſai, Vater von acht Söhnen, deren drei mit Saul in's Feld gezogen waren. Sein jüngſter Sohn David war daheim und hütete die Schafe.

7) I. Samuel, 17.

Vater Iſai aber wollte wiſſen, wie es ſeinen Aelteſten ginge, er vermuthete auch, daß ihnen bei dem langdauernden Feldzug der Proviant ausgegangen ſein möchte. Eines ſchönen Tages daher ſendete er ſeinen Sohn David mit Broten und Käſen und vielen Grüßen und Fragen in's hebräiſche Lager ab. David fand das Lager verlaſſen, das Heer war wie gewöhnlich ausgerückt und ſtand in Schlachtordnung den Philiſtern gegenüber; er meinte, ſich die Sache auch einmal anſehen zu müſſen, übergab den mitgebrachten Proviant einem Lagerkommiſſär und eilte mit ſeiner Hirtentaſche, ſeinem Hirtenſtab und der Schleuder, mit der er beim Schafhüten ſich die Zeit zu vertreiben pflegte, zu den Truppen. In den Gliedern fand er bald ſeine Brüder, drängte ſich zu ihnen, beſtellte die Grüße, ſagte ihnen, was Gutes er mitgebracht. Während er ſo noch redete, trat eben wieder der Philiſter Goliath drüben aus den Reihen und begann ſeine gewohnten Neckereien. David hörte es und ſah voll Verwunderung, daß das Gefühl der Furcht allein die Hebräer zu beherrſchen ſchien; er kannte keine Furcht; hatte er nicht die Heerden ſeines Vaters vor den wilden Thieren zu ſchützen gewußt? Er hörte die Soldaten ſagen, daß Saul bereits Großes verſprochen habe für denjenigen, welcher ihm jenen Philiſter erlege, Geld und ſeine Tochter und Steuerfreiheit für die ganze Familie dieſes Mannes. In der Einſamkeit des Feldes waren dem Knaben ehrgeizige Träume nicht fremd geblieben; der verheißene Lohn war lockend genug. David drückte ſeinen Unwillen darüber aus, daß das geſammte Volk Israels ſich von dem Unbeſchnittenen verhöhnen laſſe und vermaß ſich, ſelbſt mit ihm anzubinden. Sein älteſter Bruder vernahm ſeine kecken Reden und zankte ihn aus: „es wäre beſſer geweſen, daß der freche Burſche daheim geblieben wäre, die wenigen Schafe des Vaters zu hüten; aber er ſeie ein vermeſſener, boshafter Junge, und ſeine Neugier habe ihn nicht zu Hauſe gelaſſen.“ David wendete ein, daß er nur gethan habe, was ihm ſein Vater befohlen. Während ſie darüber noch hin- und herredeten, war

die Kunde zu Saul gedrungen, daß ein junger Mensch zum Heere gekommen sei, der sich vermesse, mit dem philistäischen Riesen kämpfen zu wollen. Saul ließ ihn rufen, David wiederholte vor ihm, was er schon den andern gesagt hatte. Der König machte ihn darauf aufmerksam, daß er ein unreifer Knabe sei, der vom Waffenhandwerk nichts verstände, der Philister dagegen ein Mann, der in seinem Leben nichts anderes, als dieses getrieben hätte. Aber der Bursche erwiederte: „er habe es schon mit Löwen und Bären aufgenommen, warum nicht mit dem ungeschlachten Kerl? der Herr, der gegen die wilden Bestien mit ihm gewesen sei, werde ihn auch hier nicht verlassen.“ Den König stimmte soviel Selbstvertrauen um, und er hatte nichts mehr dawider, daß der Hirtenbursche sein Glück versuche; doch wollte er ihn wenigstens in der Schutzrüstung mit dem Philister gleichstellen. David sollte sich mit vollständiger Rüstung wappnen und einen Helm aufsetzen; er that es wirklich, fand aber, daß er mit dem schweren Panzer weder gehen noch sich bewegen könne, also nicht Vortheil, sondern Schaden davon haben werde; gegen die Masse seines Gegners und dessen Kraft hatte er nur seine Geschicklichkeit und Behendigkeit einzusetzen, und das wollte er thun. Er legte Rüstung und Helm wieder ab, ging in seinem Hirtenröcklein in's Thal hinunter, wählte sich aus dem dort fließenden Bach drei tüchtige Handsteine, die er in seine Hirtentasche that und ging, mit Schleuder und Stecken bewaffnet, dem Goliath entgegen. Da dieser den kleinen Mann kommen sah, bartlos, mit einem Jungferngesicht und ohne Rüstung, meinte er, es solle ihm Spott mit Spott vergolten werden. „Bin ich denn ein Hund“, rief er, „daß du mit einem Knittel zu mir kommst? Bei Dagons Schwanz, verdammter Judenjunge, dich sollen noch heute die Raben oder die Wölfe fressen.“ „Nur gemach“, rief ihm David entgegen, — ich sehe wohl, daß du Spieß und Schwert und Schild hast; ob mit einem Knittel oder mit einem Spieß, ich komme zu dir im Namen des Herrn der Heerschaaren,

den du frech verſpottet haſt, und glaub's, du — du ſollſt in's Gras beißen und deine Kumpane zur Geſellſchaft mit dir. Raben und Wölfe haben an dir ſicher eine fettere Mahlzeit als an mir." Grimmig ſprang Goliath vorwärts, aber David ließ ihn ſich nicht auf den Leib kommen; ſchnell griff er zur Schleuder und im Nu hatte der Rieſe einen Handſtein an der Stirn, der ihn todt niederſtreckte. Beſtürzung ergriff die Philiſter, Saul aber führte das hebräiſche Heer jetzt ohne Säumen zum Angriff; der ſtutzige Feind ward geworfen und verfolgt, während David in aller Gemüthlichkeit Goliaths Kopf mit deſſen eigenem Schwerte vom Rumpfe trennte, um es als Trophäe mit heim zu nehmen. Von der Verfolgung heimkehrend plünderten die Hebräer noch das Lager der Philiſter, in welchem ſie reiche Beute machten. Saul aber ließ durch ſeinen Feldhauptmann Abner den Helden dieſes Tages aufſuchen, erkundigte ſich nach ſeinen Familienverhältniſſen und nahm ihn mit ſich nach Gibea, um mit der Erfüllung ſeiner Verheißung den Anfang zu machen und des jungen Mannes kriegeriſche Anlagen auszubilden.

Hofdienſt.

8. Sauls Hof zu Gibea war einfach, einige alte bewährte Kriegskameraden, ſeine Familie und eine kleine Leibwache bildeten ihn; David trat in dieſe Genoſſenſchaft ein. Sauls Sohn Jonathan ſchloß ſogleich einen innigen Freundſchaftsbund mit dem etwa gleichaltrigen Sohne Iſais. So oft der König in's Feld zog, begleitete ihn David und ſtieg ſchnell ſo hoch im Vertrauen Sauls, daß dieſer ihm oft das Kommando kleinerer Expeditionen anvertraute. David kehrte ſtets ruhmbedeckt heim
9. und allmälig ward ſein Name auch im Volke immer bekannter. — Unterdeſſen zeigte ſich mit der Zeit, daß die Prieſter ſich durch-

8) Sam. I, 18, 1—7. 9) Sam. I, 16, 14—23; 16, 1 ffg.

aus verrechnet hatten, wenn sie glaubten, Saul zu ihrer Puppe machen zu können. Er wehrte ihre Einmischung ab und suchte sich ihrem Einflusse zu entziehen. Da sie indessen, der alte Samuel an ihrer Spitze, in ihrer Aufdringlichkeit hartnäckig waren, so konnte es dabei nicht ohne allen Aerger für den König abgehen. Er ward melancholisch und hatte Anfälle von Jähzorn. Die Hofleute riethen ihm, sich aufzuheitern. David war nicht blos ein tüchtiger Kriegsmann; in seinem einsamen Jugendleben hatten ihn auch die Musen besucht. Dichter, Sänger und Musikant in einer Person war er seiner Zeit der Vertreter Desjenigen, was die geistreichen Leute von heute die Musik der Zukunft getauft haben. Seine poetischen und musikalischen Talente wurden dem mürrischen Könige gerühmt, und Davids Lieder, Spiel und Gesang wurden nun von ihm oft angerufen, seine bittern Stunden aufzuheitern. Die Priester, mit Sauls Selbstständigkeit immer unzufriedener, faßten immer klarer den Gedanken, ihn zu beseitigen. Das Königthum hatte sich allerdings in kurzer Zeit so eingewurzelt in die Ideen der Hebräer, daß auf seine vollständige Wiederbeseitigung mit Aussicht auf Erfolg keine Rechnung zu machen war. Aber dies hinderte nicht, daß man die Person und die Dynastie ändere. Ein Gegenkönig! das ward die Losung. Der Clerus warf seine Augen auf David, den nun schon überall im Lande vielgenannten Krieger, der hochgeschätzt als solcher vielleicht im Stande war, einen wohl vorbereiteten Aufstand, mit Hülfe der Kameraden, die ihn liebten, zum Ausbruch zu bringen und zu einem Resultate zu führen; der am Hofe eingenistet, von jedem Ereignisse dort den passenden Gebrauch machen konnte, der endlich, wenn durch den Clerus und als König des Clerus auf den Schild gehoben, seine Interessen an dessen Interessen wahrscheinlich anknüpfen müßte. Die Priester nährten demnach die ehrgeizigen Träume des Hofmanns, welche einen fruchtbaren 10.

10) Sam. I, 18, 6 flg.

Boden fanden; sie bearbeiteten das Volk durch die Weiber, welche sich von der Geistlichkeit so gerne leiten lassen. Wenn David von einer glücklichen Expedition zurückkehrte, zogen ihm die Weiber aus den Städten mit Gesang und Spiel entgegen, um so lieber, da er ein schöner, eleganter, ritterlicher Mann war, und Sieges- und Ruhmeslieder tönten ihm von schönen Lippen entgegen: „Saul hat tausend geschlagen, David zehntausend!“ Ein solcher Vergleich mit dem Könige unter solchen Umständen hätte wohl ein kälteres Herz berauschen können, als das Davids. Auch sein Sängerdienst am Hofe nahm jetzt eine andere Gestalt an. Hatte er bisher dem Saul Balladen und Romanzen vorgetragen, so traten an deren Stelle nun kühne Anspielungen, prophetische Verse, welche mit dem Zorne Gottes drohten, welche das Priesterthum verherrlichten. Saul erfuhr, was vorging, er ahnte die Intrigue. Eines Tages, da David vor ihm seine kühnen Stanzen sang, übermannte ihn der Zorn und er warf mit dem Spieß nach dem Sänger; indessen ohne
11. ihn zu treffen. Zur Besinnung gekommen, überlegte er den Stand der Dinge und hielt es für das gerathenste, den Intriguanten vom Hofe, aus seiner unmittelbarsten Nähe zu entfernen. David ward zum Grafen über tausend Mann eingesetzt, wie es scheint in Gibea selbst und öfters zu gefährlichen Expeditionen gegen die Philister verwendet, möglicher Weise nicht ohne den Hintergedanken, daß bei einer solchen Gelegenheit die Intrigue mit dem Intriguanten zugleich wohl einmal ein schnelles und glückliches Ende nehmen könne.

12. Indessen klärten sich Davids Absichten immer mehr und, was ihm anfangs nur dunkel vorgeschwebt hatte, rückte ihm immer mehr in das Gebiet einer nahen Möglichkeit. Eine Verschwägerung mit der Königsfamilie war unzweifelhaft ein bedeutender Schritt auf seinem Wege. Er spekulirte auf eine von Sauls Töchtern; hatte doch dieser in jener Philisterschlacht

---

11) Sam. I, 18, 13, ffg. 12) Sam. I, 18, 17 ffg.

dem Erleger des Goliath verheißen, er wolle ihn zu ſeinem Eidam machen. David hielt um Merob die älteſte an; aber Saul gab ſie ſofort einem Andern. Nun knüpfte der ritterliche Sänger eine Liebſchaft mit des Königs zweiter Tochter, Michal, an und gewann hinter des Vaters Rücken ihre Minne. Saul erfuhr davon und erklärte ſich nicht abgeneigt, ſie dem David zu geben; aber als Morgengabe, fügte er hinzu, verlange er hundert philiſtäiſche Vorhäute. Die Trophäe zu holen, war gefährlich. Aber David machte ſich mit ſeiner Schaar alsbald auf, er machte im Gefechte nicht blos hundert, ſondern zweihundert Philiſter nieder und ſeine guten Freunde, die Schächter, welche das Beſchneiden aus dem Fundament verſtanden, trennten die eigenthümlichen Scalpe mit geſchickter Hand von den Leichnamen ab und ſammelten ſie für David ein, welcher ſie beim nächſten Lever dem Könige demüthigſt überreichte. Wohl oder übel, Saul mußte ſein Verſprechen halten und Michal ward Davids Weib; er hatte ſich ſeinen Platz in der königlichen Familie erſtritten. Dieſe Heirath ſchien wenigſtens äußerlich das frühere freundſchaftliche Verhältniß Davids zu Saul herzuſtellen, David erſchien wieder am Hofe. Vielleicht wiegte ſich Saul wirklich in den Glauben ein, daß ſein nunmehriger Schwiegerſohn die früher gehegten Pläne aufgeben werde. Doch die Thatſachen belehrten ihn eines andern. David intriguirte jetzt nur mit mehr Sicherheit, wahrſcheinlich verabredete er jetzt ſchon mit den Prieſtern oder mit einzelnen derſelben einen Aufſtandsverſuch, ſeine glücklichen Expeditionen gegen die Feinde Israels wurden von den Leviten mit immer prunkhafterer Ausſchmückung und Vergrößerung ihrer Reſultate im Volke verkündet und dabei Vergleichungen Davids mit dem Könige angeſtellt, die für letzteren wenig ſchmeichelhaft waren. Die Heirath mit Michal hatte David nur kühner gemacht, er betrachtete ſie als die erſte Stufe zu einer ſicherern Verfolgung ſeiner Abſichten, er begann die Truppen zu bearbeiten, welche Saul ihm anvertraute und welche er durch ſein Glück ſchon für ſich gewann. Dabei be-

merkte Saul, daß ſelbſt in ſeiner Familie David innige Verbindungen habe, daß Jonathan beſtändig deſſen Partei nehme und ihn weiß zu brennen ſuchte. Seine Erbitterung wuchs ſehr begreiflicher Weiſe, er mußte ſich für verrathen und verkauft halten und beſchloß, den Stein des Anſtoßes, der ſich zum Fundament und Mittelpunkt der antikönigliche Partei machen wollte, aus dem Wege zu räumen.

Flucht und Aufſtand.

13. Zu dieſem Entſchluſſe kam Saul, ehe Davids Vorbereitungen bedeutend vorgeſchritten waren, ehe der Aufſtand reif war. Trabanten ſollten zur Nachtzeit das Haus des Verſchwörers umſtellen, morgens, ſobald geöffnet würde, ohne Aufſehen zu machen, eindringen und ihn aus der Welt ſchaffen. David erhielt zu rechter Zeit Wind davon und zwar durch ſein Weib, die Königstochter Michal. Ehe die Umſtellung des Hauſes bewerkſtelligt war, entfloh er bei Nacht und Nebel, wobei Michal ihm behülflich war, die außerdem eine Puppe in ſein Bett legte. Dieſe fanden Sauls Diener ſtatt des Geſuchten. Gegen den aufgebrachten Vater, der ihr vorwarf, daß auch ſie ihn verrathen habe, behauptete Michal, daß David ihr mit dem Tode gedroht habe, wofern ſie ihn nicht ruhig fortlaſſe und den Mund halte. Indeſſen entfernte ſich David vorläufig nicht weit, er ſuchte ſich in der Nähe der Reſidenz ein ſicheres, unzweifelhaft mit Michal verabredetes Verſteck; durch dieſe ward
14. dann Jonathan unterrichtet und es begann nun ein ſehr lebhafter Verkehr, theils durch Signale, theils durch mündliche Beſprechungen an ſicheren Orten zwiſchen dem Königsſohn und dem Flüchtling. Von Jonathan kann man nicht vorausſetzen, daß er ſich ſelbſt der Erbſchaft ſeines Vaters berauben wollte, um einen Uſurpator in dieſelbe einzuſetzen. Er war von David

13) Sam. I, 19, 1 ffg. 14) Sam. I, 20, 1 ffg.

vollſtändig eingenommen und überzeugt, daß dieſer unſchuldig ſei. David hätte eine vorläufige Ausſöhnung mit Saul unzweifelhaft gern geſehen, ſeine offizielle Stellung war ihm zu vortheilhaft für die Werbung von Genoſſen, um ſeine Pläne zur Reife zu bringen, um Verabredungen zu treffen, als daß er ſie nicht hätte wünſchen ſollen. Er hoffte ſie daher, hoffte, daß der Zorn Sauls auch dießmal, wie ſchon öfter vorübergehen werde. Er verabredete mit Jonathan, daß dieſer verſuchen ſolle, ſeinen Vater umzuſtimmen. Jonathan that ſein Möglichſtes in dieſem Sinne; aber dießmal war Alles vergebens; Saul wollte nichts mehr von David hören, er erklärte deſſen Tod für die einzige Bürgſchaft der Fortexiſtenz ſeiner Dynaſtie. Erſt als Jonathan dies traurige aber unzweifelhafte 15.
Reſultat ſeiner Bemühungen dem Freunde mittheilte, ſetzte dieſer ſeine Flucht fort und verließ die Nähe der Reſidenz. Ohne Rüſtung, ohne Waffen, ohne Gefolge, ein einſamer Flüchtling, wohin ſollte er ſich wenden? Es war für ihn das natürlichſte, daß er ſeine guten Freunde, die Prieſter zuerſt aufſuchte. Das that er denn auch: die kleine Prieſterſtadt Nobe war ſein nächſtes Ziel. Der Prieſter Ahimelech, den er hier fand, ſah ihn mit Beſtürzung allein ohne Waffen ankommen; ausgehungert und abgeriſſen: er hatte vielleicht ſchon von Tage zu Tage auf die Kunde vom Ausbruch und günſtigen Fortgang eines Aufſtands gewartet; Davids Erſcheinen in dieſem Aufzuge ſagte ihm, daß der Aufſtand ſchmählich geſcheitert ſei. Ahimelech äußerte ſeine Beſtürzung ziemlich unverholen; aber er war nicht allein, unglücklicherweiſe befand ſich bei ihm eben Doëg, ein treuer Dienſtmann Sauls. David konnte daher die wahre Aufklärung nicht geben, mit ſchneller Faſſung des Geiſtes gab er ſich das Anſehen, als verſtehe er den Prieſter gar nicht, erzählte, daß er von Saul einen geheimen Auftrag habe, daß er, um kein Aufſehen zu erregen, ſich ohne Wiſſen ſeiner

15) Sam. I, 21, 1 ffg.

Dienerſchaft, folglich auch ohne Waffen, und nächtlicher Weile aus ſeinem Hauſe entfernt und den Soldaten, die mit ihm von der Expedition ſein ſollten, befohlen habe, ſich gleichfalls einzeln auf einem beſtimmten Sammelplatz zuſammenzufinden; an dieſen Roman anknüpfend bat er zugleich den Prieſter um einige Lebensmittel für ſich und die Seinen und eine Waffe, Schwert oder Spieß für ſich. Der Prieſter konnte ihm nur heilige Brote geben und that dies, nachdem ihm David zu ſeiner Beruhigung geſagt hatte, daß, wie er, auch ſeine Leute ſchon drei Tage unterwegs ſein müßten und in der Zeit und bei der Art ihrer Expedition ſchwerlich Gelegenheit gefunden hätten, ſich mit einem Weibe abzugeben und dadurch zu verunreinigen. Die einzige Waffe, über welche der Prieſter verfügen konnte, war zufällig dasſelbe vortreffliche Schwert, welches David in ſeiner erſten Schlacht dem erlegten Philiſter Goliath abgenommen hatte. Mit dieſer unvergleichlichen Waffe und den Broten verſehen, von denen er, der in der That vorläufig für Niemanden als ſich ſelbſt zu ſorgen hatte, eine Zeit lang ſein Leben friſten konnte, hielt ſich David nun nicht länger in Nobe auf, ſondern flüchtete weiter über den Jordan, wo er ſich abermals ein bequemes Verſteck ſuchte. Es war die höchſte Zeit, daß er ſich von Nobe entfernte. Wenige Tage Verweilens hätten ihn in Sauls
16. Hände liefern können. Denn durch den von Nobe zurückkehrenden Doëg wurden Sauls Nachforſchungen nach dem Entflohenen ſehr bald auf die richtige Spur geleitet, und ſogleich brach er an der Spitze ſeiner Trabanten nach der Prieſterſtadt auf. David fand er nicht mehr dort, aber die Konſpiration war offenbar; Saul hielt ein ſtrenges Strafgericht, er ließ 85 Leviten niederhauen. Einer entkam dem Gemetzel, es war Ahimelechs Sohn Abiathar.

17. David hatte unterdeſſen durch Emiſſäre ſeiner Partei ſeine Familie vom weſtlichen Jordanufer herüberholen und in jenem

16) Sam. I, 22, 6 ffg. 17) Sam. I, 22, 1 ffg.

Lande für den Aufſtand werben laſſen. Eine Anzahl politiſch unzufriedener Männer fand ſich bei ihm ein; dieſen ſchloſſen ſich aber auch viele an, welche ganz andere Dinge drückten, als der Widerwille gegen Sauls Regiment, Leute, die in Schulden ſteckten, Hörige, die ſich ihren Herren, Mörder und Räuber, die ſich dem Arm der Gerechtigkeit entziehen wollten. Trotz dieſer bunten Miſchung kam doch die Schaar nicht über 400 Mann, ſicher zu wenig, um damit Saul, dem noch faſt das ganze Volk anhing, mit Erfolg den Krieg zu machen. David, der über die Mittel zum Zweck ebenſo wenig zu grübeln pflegte, als ſeine prieſterlichen Freunde dieß im Allgemeinen gewohnt ſind, dachte an fremde Hülfe; er zog mit ſeinem Anhang zu dem König der Moabiter, um mit dieſem Unterhandlungen anzuknüpfen, fand aber hier kein ſehr günſtiges Terrain, ſei es, daß der Moabiter-König mit Saul in freundlichen Beziehungen ſtand, ſei es, daß er ſich demſelben nicht für gewachſen hielt. Das Einzige, was David erreichte, war, daß der Moabiterkönig ſeinen Eltern ein Aſyl gab. Dagegen kamen nun geheime Botſchaften aus Juda, 18.
nach denen er hoffen durfte, daß er dort einen größern Anhang finden werde. Er wandte ſich alſo mit ſeinen Männern, die zum größten Theil dem Stamme Juda, zum kleineren den Stämmen Benjamin und Gad angehörten, aus dem Moabiterland ans weſtliche Ufer des todten Meeres zurück. Aber er mußte ſich bald überzeugen, daß ſeine Anhänger in Juda ihren Einfluß übertrieben vorgeſtellt hatten und daß auch hier das Volk keineswegs geneigt ſei, ihm ſchaarenweiſe zuzulaufen. In dieſer Zeit erfuhr er, daß die Philiſter vor die judäiſche Grenzſtadt 19.
Kegila gerückt ſeien. Es war anzunehmen, daß Saul ein Korps aufbieten werde, um dieſe Stadt zu entſetzen. David baute darauf den Plan, mit ſeiner Mannſchaft vor Kegila zu ziehen, den Entſatz ſelbſt zu verſuchen, dann als ſei er von Saul entſendet, ſich in die Stadt aufnehmen zu laſſen. Im Beſitze die-

18) Sam. I, 22, 5. 19) Sam. I. 23, 1 ffg.

ſes feſten Punktes glaubte er den Aufſtand mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg weiterführen zu können und hoffte, daß die Einwohner von Kegila aus Dankbarkeit ihm auch dann treu bleiben würden, wenn ſie über ſein wirkliches gegenwärtiges Verhältniß zu Saul unterrichtet würden. Der Entſatz Kegilas gelang, David trieb den Philiſtern zuerſt das Vieh weg, welches ſie zum Unterhalt des Belagerungskorps geſammelt hatten, veranlaßte ſie dadurch zu Detachirungen, zur Zerſplitterung ihrer Kräfte, fiel ſie dann an und vertrieb ſie. Er ward auch in die Stadt aufgenommen. Sobald Saul die Nachricht davon erhielt, zweifelte er nicht mehr an ſeinem Siege: ſein Widerſacher hatte ſich in eine feſte Stadt geworfen; man konnte ihn dort einſchließen, belagern, und wunderbar hätte es zugehen müſſen, wenn David wieder entrann. Saul bot demnach ſogleich ein anſehnliches Korps auf und rüſtete ſich zur Belage-
20. rung Kegilas. Es konnte nicht fehlen, daß David von der Abſicht des Königs ſchnell Kunde erhielt, wenn nicht früher, erhielt er ſie durch Abiathar, Ahimelechs Sohn, der dem Strafgericht zu Nobe entkommen, ſich jetzt bei David einfand. Auch in der Stadt verbreitete ſich die Nachricht von Sauls Plane, die Stellung Davids war kein Geheimniß mehr; es zeigten ſich ſehr deutliche Symptome, daß die Einwohner Kegilas keineswegs geſonnen ſeien, mit dem ehemaligen Günſtling und jetzigen Feinde des Königs gemeinſchaftliche Sache zu machen. David mußte erkennen, daß er, wenn er die Einſchließung abwarte, es leicht außer mit dem Gegner vor den Thoren mit einem andern innerhalb der Mauern könne zu thun bekommen und am Ende von dieſem an jenen ausgeliefert werden. Nach einer Berathung mit Abiathar beſchloß er daher, mit ſeiner Schaar, die nunmehr bis auf 600 Köpfe angewachſen war, ehe Saul anrücke, die Stadt zu verlaſſen und ſich im freien Felde lieber auf die Beweglichkeit ſeiner Truppe und deren, wie ſeine eigne

20) Sam. I, 23, 9 ffg.

Terrainkenntniß, als auf die Stärke der Mauern von Kegila und die zweideutige Freundschaft von deſſen Bewohnern zu verlaſſen. Dieſer Beſchluß ward ausgeführt, David wendete ſich 21.
wieder in das Gebiet weſtlich des todten Meeres, ſein Hauptquartier wählte er dort ſtets auf Felſen und in unzugänglichen Schluchten; von da aus brandſchatzte er aber das bebaute Land, wie es unumgängliche Nothwendigkeit war, wenn er und ſeine Bande leben wollten. Daß er bei dieſem Räuberleben nicht alle Leute und Länder gleich behandelte, verſteht ſich von ſelbſt, wie alle Rinaldos mochte auch er, wenn er dieſen oder jenen reichen Mann und dieſe oder jene reiche Stadt übermäßig ausgeplündert hatte, von dem augenblicklichen Ueberfluß an die Armen, an die Leute, die zu ſeiner Partei gehörten oder die er hoffte, zu ihr hinüberzuziehen, mit vollen Händen geben. So hatte er Zulauf von ausgeriſſenen Knechten, Schuldnern, armen Leuten und dergleichen, wenn auch nicht in dem Maße, wie er es wünſchte und wie es nothwendig geweſen wäre, um ihm die Macht, ernſtlich gegen Saul aufzutreten, zu geben. In dieſer Zeit hatte er auch abermals eine Zuſammenkunft mit ſeinem getreuen Jonathan, der jetzt wirklich anfängt, verdächtig zu 22.
werden. Saul hatte auf die Nachricht von der Räumung Kegilas den Zug gegen dasſelbe abbeſtellt, wohl in der Hoffnung, der Aufſtand werde ſich aus Mangel an Unterſtützung in jener abgelegenen Ecke des Landes am todten Meere von ſelbſt verbluten. Indeſſen die Klagen aus Juda über fortgeſetzte Räubereien der davidiſchen Bande erinnerten ihn bald an ſeine königliche Pflicht. Als David den Schauplatz ſeiner Thaten in die Gegend der Stadt Siph verlegte und ſein Hauptquartier auf der Höhe Hachila aufſchlug, ſendeten die Siphiter eine De- 23.
putation an Saul und baten ihn, in ihrem Lande die Ruhe herzuſtellen. Saul brach wirklich auf und ſtellte ein Treibjagen

---

21) Sam. I, 23, 13 ffg. 22) Sam. I, 23, 16 ffg. 23) Sam. I, 23, 19 ffg.

an; indeſſen ehe dieſes ein Reſultat gab, erhielt er die Kunde, daß die Philiſter wieder einmal ins Land gefallen wären und er mußte umkehren, um ſich zuerſt gegen dieſen gefährlicheren Feind zu wenden. Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß dieſer Einfall der Philiſter in Folge von Unterhandlungen ſtattfand, welche David mit ihnen angeknüpft hatte. David hatte vorerſt nun wieder freie Hand, ſein Räuberleben fortzuſetzen und die Gegend zu brandſchatzen. Nachdem er von Saul eine Zeit lang im Lande umhergejagt war, von Verſteck zu Verſteck, ſchlug er
24. jetzt wieder ein feſtes Hauptquartier in der Wüſte Paran auf. Zu Karmel hatte Nabal, ein Nachkomme Kalebs, dem bei der Eroberung des Landes durch Joſua die Markgrafſchaft im Weſten des todten Meeres zugefallen war, ein großes Gut; David hörte, daß er daſelbſt eine Schaafſchur abhalte und ſendete zehn Mann an ihn ab mit einem ſchönen Gruß und der Bitte, ihm Proviant zuzuſenden; daran ſollten ſich wahrſcheinlich weitere Unterhandlungen mit dem angeſehenen und einflußreichen Manne knüpfen. Als die Boten Davids deſſen Auftrag ausrichteten, wurden ſie von Nabal ſehr ungnädig abgewieſen: „ich habe die Ehre nicht, ſagte er, euern Herrn David, und ebenſo wenig die, ſeinen Herrn Vater Iſai zu kennen; daß Knechte ihren Herren davon laufen, iſt heute leider Gottes nichts neues; ich habe aber mit dieſen Burſchen nichts zu ſchaffen und am allerwenigſten Luſt, den Proviant, den ich für meine Schaafſcheerer angeſchafft habe, jenen zu ihrem Vergnügen zukommen zu laſſen; empfehle mich beſtens.“ Mit dieſem Beſcheid kamen die Boten zurück. David aber beſchloß, was man ihm nicht freiwillig geben wolle, mit Gewalt zu holen. Er ließ 200 Mann beim Gepäck und der Beute und brach mit 400 ſofort nach Karmel auf; unterwegs begegnete er ſchon dem begehrten Proviant und noch mehr als dieſem. — Nabal nämlich hatte ein ſchönes junges Weib, Namens Abigail, welches, wie es ſcheint, nicht

24) Sam. I, 25, 1 ffg.

ſehr in ihren Mann verliebt war. Als nun Davids Boten vom Nabal abgewieſen, davon gegangen waren, wendete ſich einer von ihren Knechten an ſie und machte ſie auf die Folgen aufmerkſam, welche Nabals Weigerung nach ſich ziehen könne: bisher ſeien deſſen Güter und Heerden von Davids Leuten geſchont, ja wohl gar gegen andere Räuber in Schutz genommen worden; nicht ein Stück Vieh ſei abhanden gekommen; aber den Spott werde David ſchwerlich ertragen; ſtatt daß man ihn bisher zum Freunde gehabt, werde man ihn nun zum Feinde haben und auf Schutz gegen ihn ſei, ſo lange er in dem Gebiete hier überhaupt hauſe und ſo lange namentlich Saul mit den Philiſtern zu thun habe, nicht zu rechnen; Nabal werde mehr verlieren, als den Proviant, deſſen Lieferung er ſo kurzweg verweigert habe. Abigail leuchtete die Sache ein; um gut zu machen, was ihr Mann verdorben, packte ſie Brod, Wein, Mehl und Früchte in Menge auf und ſendete dieſe Vorräthe auf den Weg zu David. Dann aber ließ ſie ſich ſelbſt einen Eſel ſatteln und begleitete die Karavane, ohne Nabal ein Wort davon zu ſagen. Warum ging ſie ſelbſt? Vielleicht aus weiblicher Neugier, um den ſchönen Räuberhauptmann zu ſehen, deſſen Ruhm Frauen und Jungfrauen ſchon ſeit Jahren, da er noch wohlbeſtallter Oberſt und Kammerherr Sauls war, geſungen hatten; vielleicht weil ſie Davids Galanterie kannte und durch ihr glattes Geſicht und eine ſüße Anſprache mehr zu ſeiner Beſänftigung beizutragen hoffte, als durch allen Trank und alle Speiſe, die ſie ihm zuführte. Es war ein gefährliches Experiment. Als ſie auf die Truppe Davids ſtieß, hielt man beiderſeits: dort die Räuber, hier die Karavane, und Abigail ritt zu David heran, ſtieg von ihrem Eſel, fiel ihm zu Füßen, umklammerte ſeine Knie, beſchwor ihn, nicht unnütz Blut zu vergießen, ſagte ihm, was ſie bringe für ihn und die Seinen, ſprach dabei von dem thörichten Nabal in ſehr wenig ſchmeichelhaften Ausdrücken, erhob dagegen David in alle Himmel und prophezeite ihm, daß Alles, was er wünſche, in Erfüllung gehn, daß ſein Aufſtand

ſicher zu dem erſehnten Ende führen werde. David war ganz bezaubert, — vielleicht hatte er obenein mehrere Tage kein Weib geſehen, was für ihn immer eine ſchwere Entbehrung war. Er kehrte um, ganz wie Abigail es wünſchte, aber erſt nach einer langen Zwieſprache mit ihr, in welcher wahrſcheinlich dem Nabal ernſtlich gefährliche Uebereinkunft getroffen ward. Abigail ging zu Nabal zurück, den ſie in großer Geſellſchaft nach den Mühen der Schaafſchur bei deren Freuden, bei vollen Bechern luſtig und guter Dinge traf. Zehn Tage nach dieſem Vorfall ſtarb plötzlich Nabal; war es zufällig oder hatte ſein getreues Weib, ebenſo bezaubert von David wie dieſer von ihr, ein kleines Tränkchen gemiſcht? Kurz David ward ſofort von dem Vorfall unterrichtet und hielt ebenſo eilig um die Hand der betrübten Wittwe an, als dieſe ſie ihm reichte. Durch dieſe Heirath ward David auf einmal aus einem vagabundirenden Räuberhauptmann
25. ein reicher und angeſehener Grundbeſitzer; ſein Einfluß in der Gegend nahm nun ſichtlich zu, er ruhte, da ihm Saul noch immer nicht wieder auf den Ferſen ſaß, von den gehabten Strapatzen aus und es ward ihm ſelbſt ſo wohl, daß er für angemeſſen hielt, ſich außer der Abigail noch ein zweites Weib, Ahinoam von Jesreel zuzulegen. Aber eben dieſe Ereigniſſe weckten auch Saul wieder auf; ſeine Tochter Michal verheirathete er anderweitig und bot 3000 junge Männer zu einem neuen Streifzug wider David auf. Von neuem mußte nun dieſer Haus und Hof, gutes Leben und Liebeswonne im Stiche laſſen und mit ſeinen Geſellen zu dem Vagabundenleben in der Wüſte
26. zurückkehren. Zu dieſer Zeit ſoll einſt Sauls Leben in Davids Hand geweſen ſein. Saul lagerte nahe bei dem Verſtecke der Schaar Davids in einer Wagenburg. David kam der kecke Gedanke, ſich nächtlicher Weile in das feindliche Lager zu ſchleichen; nur mit einem Begleiter, Abiſai, gelang es ihm, durch die

25) Sam. I, 25, 40 ffg. 26) Sam. I, 26, 1 ffg. vgl. a. Sam. I, 24 ffg.

Wachen unbemerkt hinein zu kommen und bis zu der Stelle, wo Saul mit seinem Feldhauptmann Abner schlief. Er konnte ihn tödten und Abisai war auch der Meinung, daß man ihm den Garaus machen solle und er nichts mehr bedürfte, aber David begnügte sich, des Königs Spieß und Wasserbecher als Trophäen mit sich zu nehmen. Er kam ebenso glücklich wieder aus der Wagenburg hinaus, wie er hinein gekommen. Am andern Morgen zeigte David von der Höhe eines sichern Verstecks dem feindlichen Heere seine Trophäen, und machte Abner den Marsch, daß er seinen Herrn nicht besser bewachte. Warum hatte er Saul nicht getödtet, da er es konnte? Etwa aus sittlichem Abscheu vor dem Meuchelmord? schwerlich. Der Gründe lassen sich viele denken: erstens darf man ganz einfach fragen: wenn David auch gefahrlos in das Lager und wieder hinaus kommen konnte, unter der Voraussetzung, daß er sich still verhielt, war es denn ebenso sicher, daß der Mord wirklich vollbracht werden konnte ohne Geschrei, ohne das Lager in Allarm zu bringen? Und was hatte in diesem Falle der Mörder von seiner That? er ward einfach ergriffen und todtgeschlagen. Zweitens ist es eine eigenthümliche Sache mit dem Königsmord; auch diejenigen, welche ihn für gerechtfertigt halten, wollen zum allerkleinsten Theile mit dem Mörder etwas zu schaffen haben. Davids Chancen für das Gelingen seiner ehrgeizigen Pläne mochten durch den Tod Sauls wachsen, aber nicht, wenn er selbst Sauls Mörder, nicht im Getümmel offenen Kampfs, sondern nächtlicher Weile und hinterrücks war. Endlich ist noch ein drittes wohl zu beachten. David hatte vor Kurzem erst wieder einen festen Wohnsitz gefunden und hatte angefangen, nach langer Ruhelosigkeit sich wieder behaglich zu fühlen. Wie hoch nun auch Einer sein Ziel sich gesteckt haben möge und wie beharrlich er im Allgemeinen es auch verfolge, kommen nicht Stunden, wo er für ein bescheidenes, aber ruhiges Dasein alle ehrgeizigen Pläne opfern möchte? Konnte nicht gerade jetzt für David ein solcher Moment gekommen sein, da er eben die Süßigkeit einer

kurzen Ruhe empfunden, da außerdem auch derjenige eben ge-
27. ſtorben war, welcher ihn von vornherein gegen Saul aufgereizt und ſeine Pläne raſtlos genährt hatte, der Prieſter Samuel? Wir glauben, daß David, wenn Saul jetzt Frieden mit ihm gemacht hätte, wirklich, — wie lange es dauerte, war freilich nicht zu beſtimmen, — ſich auf ſeinen erheiratheten Höfen und bei ſeinen Weibern ſtill verhalten hätte und daß er bei dem kühnen Parteigängerſtreich jener Nacht, wenn er auch urſprünglich ihn nur aus dem Uebermuth unternahm, der ſich bei Leuten, die beſtändig den kleinen Krieg führen, ſehr bald einfindet, ernſtlicher als je an eine Verſöhnung dachte. Das Vertrauen Davids in das Gelingen ſeines Aufſtandes war für jetzt wenigſtens ſchwach. Als David mit dem Spieß und dem Waſſerbecher Sauls in der Hand den Abner apoſtrophirte, ward auch Saul aufmerkſam und es kam auch zwiſchen ihm und David zu
28. einem Geſpräch aus der Ferne. Da nun deutete dieſer ſchon darauf hin, daß er ſich, wenn Saul nicht von ſeiner Verfolgung ablaſſe, genöthigt ſehen werde, das Land zu verlaſſen und — fremden Göttern zu dienen. Saul ließ ſich von der Beredtſamkeit ſeines ci-devant Hofſängers, Kammerherrn und Oberſten für den Augenblick wieder einmal rühren, David gab ihm auch ſeinen Spieß und Becher wieder, aber hinab kam er zu Saul nicht. Und als des letzteren Rührung vorüber war und er die Sache vom politiſchen Standpunkte aus ruhig überdachte, da kam er zu dem Entſchluſſe zurück, den kühnen Freibeuter auch ferner zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, als bis er das Land von ihm gereinigt, ihn gefangen oder aus den Grenzen verdrängt habe. Und er begann die Treibjagd von Neuem.

---

27) Sam. I, 25, 1. 28) Sam. I, 26, 19.

Fremder Dienſt.

David ward endlich ſo in die Enge getrieben, daß er ſich 29.
gezwungen ſah, was er ſchon in ſeinem letzten Geſpräche mit Saul erwähnt, nun wirklich auszuführen. Er ging mit ſeiner 600 Mann ſtarken Bande zu dem Philiſterkönig Achis von Gath, um bei dieſem Dienſt zu ſuchen. Er ward mit offenen Armen empfangen; war er doch ein Soldat, der ſich einen Namen gemacht hatte, kam auch nicht allein, ſondern an der Spitze von 600 Mann. Daß er ſeiner Zeit gegen die Philiſter zu Felde gelegen als Offizier König Sauls, konnte ihm nicht angerechnet werden; daß er jetzt ſchon lange mit dieſem Könige Israels im Streite liege, war wohlbekannt und gute Dienſte waren von ihm zu erwarten. Nachdem er eine Zeit lang mit ſeinen Weibern und ſeinen Mannen in Gath bei Achis gewohnt hatte, ernannte ihn dieſer zum Kommandanten von Ziklag, an der Südgrenze Judas, und ertheilte ihm den Auftrag, von dort aus den kleinen Krieg gegen die ſüdlichen Striche des Landes Israel zu führen, während er ſelbſt einen Kriegszug gegen Saul vorbereitete. David konnte dieſe Stellung, welche ihn ziemlich unabhängig machte, nur erwünſcht ſein. Den Fremden hatte er ſich für jetzt einmal verkauft, aber darum brauchte er nun am allerwenigſten ſeine Pläne auf die Erlangung des Königsthrones aufzugeben. Israel war mit einem Kriege bedroht; in dieſem Kriege mochten wohl Fälle eintreten, wo David mit Vortheil die Partei der Philiſter verlaſſen und dadurch dem Kampfe eine andere Wendung geben konnte. Eigenthümliche Staatsrettungen und eigenthümliche Staatsretter, Retter aus Verlegenheiten, die ſie ſelbſt geſchaffen, ſind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts; ſie haben immer exiſtirt. Allerdings ſollte er den kleinen Krieg gegen das Land Juda von Ziklag aus führen und eine ſtrenge Befolgung dieſes Auftrages konnte

29) Sam. I, 27, 1 ffg. vgl. Sam. I, 21, 10 ffg.

ihn in seinem Heimathlande so verhaßt machen, daß eine spätere Wiederaufnahme der Verfolgung seiner Absichten in sonst günstigem Momente rein unmöglich ward. Doch boten sich Auswege. Juda beherbergte Leute seiner Partei und Leute von Sauls Partei, darunter auch solche, die zu gewinnen er doch niemals hoffen durfte, mochte er sich übrigens gegen sie benehmen, wie er immer wollte. Eine gelegentliche Räuberei gegen diese geübt, konnte ihm nichts schaden. Außerdem aber hatte er das ganze
30. Land im Süden, soweit es von Nichthebräern bewohnt war, zu seiner freien Verfügung, er konnte gegen die Gesuriter, Girsiter und Amalekiter Krieg führen. So theilte er denn weise seine Thätigkeit, bemaß nach seinem Interesse Richtung und Ausdehnung seiner Streifzüge, sendete von der eingebrachten Beute reichen Tribut an Achis nach Gath und übte außerdem eine strenge Fremden- und Paßpolizei in seiner Kommandantschaft Ziklag, so daß Nachrichten, welche dem König Achis ein völlig wahres Bild von seiner Gouverneursthätigkeit hätten geben können, nicht vermochten, zu ihm zu gelangen. Er selbst begab sich öfters nach Gath, um seine Berichte zu erstatten und dem König den Beuteantheil selbst zu überbringen. Auf diese Weise erwarb er sich das volle Zutrauen des Philisterkönigs; Achis bekam stets reiche Beuteantheile, rechnete, wie viel da wohl der Jude überhaupt heim bringen müsse, um noch mehr für sich zu behalten, und das Ganze gab eine erkleckliche Summe, die, aus dem Gebiet der Stämme Simon und Juda geraubt, diese nicht zu Freunden Davids machen konnte. David mußte sich also seinen Landsleuten verhaßt gemacht haben, er „stank vor ihnen" in demselben Maße mehr, als er bei dem Philisterkönig in guten Geruch kam; was hatte er noch von Saul und seinem Volke zu hoffen? er mußte sich innig an die Philister anschließen und ein treuer Diener des Königs von Gath sein; darin lag Davids Heil, so rechnete Achis. Er hatte indessen die Kriegsrüstungen

30) Sam. I, 27, 8 flg.

gegen Saul beendet und ſammelte ein Heer bei Aphek. Auch 31.
David mit den Seinen brach von Ziklag auf, um ſich dem Heere anzuſchließen. Aber, wenn auch Achis ihm vertraute, ſo war dem nicht ſo mit den eidgenöſſiſchen Oberſten der Philiſter. Sie hielten eine Beſprechung und begaben ſich dann zu ihrem Könige in Maſſe, um ihm vorzuſtellen, daß ſie nicht mit David dienen möchten. Der oſtenſible Grund dafür war eben das Mißtrauen in ihn; ſie ſtellten dem König vor, daß der Jude im Kampfe ſelbſt abfallen könne, um ſeinem frühern Herrn, Saul, ſich gefällig zu machen und zu erreichen, daß er von dieſem wieder zu Gnaden angenommen werde. Ob dies der wahre Grund ihrer Abneigung gegen Davids Betheiligung am Zuge war, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Aber ſoviel ſteht feſt, daß die Menſchennatur in den dreitauſend Jahren, welche ſeitdem verfloſſen ſind, bis auf den heutigen Tag, ſich eigentlich nicht geändert hat, und mehr als alles Andere mochte die Oberſten der Philiſter gegen David einnehmen, daß er ſie weit überſah und möglicherweiſe das Beſte zum Siege über ſeine Landsleute beitragen konnte. Wie mancher ertrüge nicht heute noch lieber die Niederlage ſeines Volkes, als den Sieg, der einem Andern verdankt werden müßte? Und weniger Heuchler als ſpätere ziviliſirtere Nachfolger gaben die Philiſteroberſten dieſem Gedanken nicht undeutlich Worte, als ſie Achis darauf aufmerkſam machten, daß dieſer ja derſelbe Mann ſei, von welchem man in Iſrael geſungen: Saul hat tauſend geſchlagen; David 32.
aber zehntauſend. Achis fügte ſich in die Meinung ſeiner Unterbefehlshaber; er theilte dies David auf das Schonendſte mit, verſicherte denſelben wiederholt ſeines unbegrenzten, perſönlichen Vertrauens, gab ihm aber Befehl, am nächſten Tage nach Ziklag zurückzukehren.

Als David dort wieder ankam, fand er es in Trümmern; während ſeiner Abweſenheit hatten die Amalekiter es überfallen, 33.

---

31) Sam. I, 29, 1 ffg. 32) Sam. I, 29, 5. 33) Sam. I, 30, 1 ffg.

in Brand geſteckt und geplündert, die ſchönſten Weiber, darunter auch die beiden des Kommandanten, Abigail und Ahinoam, hatten ſie mitgenommen. Das übrige Volk von Ziklag war wüthend über David, daß er die Stadt, die ſeinem Schutze anvertraut war, verlaſſen hatte; vielleicht hatte es doppelten Grund wüthend über ihn zu ſein; denn wahrſcheinlich hatte ſeine Polizeiherrſchaft alle Männer, welche nicht zu ſeiner Bande gehörten, entwaffnet und dadurch jeden Widerſtand auch gegen gemeinſame Feinde unmöglich gemacht. David war ſchnell entſchloſſen, den Amalekitern ihre Beute zu entreißen, den Bewohnern von Ziklag zu zeigen, daß ſein Schutz nicht zu verachten ſei und ſich zugleich ſeine Weiber wieder zu holen, im Nothfall auch andere zum Erſatz. Er brach ſogleich auf und machte einen Eilmarſch den Amalekitern nach. Unterwegs am Bach Beſor mußte er 200 Mann zurücklaſſen, nur 400 konnten ihm folgen; auf dem weitern Marſche ward ein Kriegsgefangener eingebracht, der egyptiſche Knecht eines Amalekiters, welcher den Streifzug im Gefolge ſeines Herrn mitgemacht, dann aber hatte krank zurückbleiben müſſen. Von ihm erfuhr man, welchen Weg die Streifſchaar, welche das Philiſterland und den Süden Judas heimgeſucht hatte, auf dem Rückzuge eingeſchlagen. Von ihm geführt, holte David ſie bald ein. Die Amalekiter, keines Ueberfalls gewärtig, lagerten in voller Sicherheit, weit zerſtreut, ungerüſtet, tranken und ſangen und freuten ſich der reichen Beute, die ſie gemacht hatten, als David mit den Seinen plötzlich erſchien, ſie unverſehens angriff, bis auf 400 Mann, die ſich auf den vorhandenen Kameelen retteten, niedermachte und den Räubern all ihren Raub, auch ſeine zwei Weiber, wieder abnahm. Damit kehrte er um, zu den 200 Mann, die er am Bache Beſor zurückgelaſſen hatte und, obgleich manche ſeiner Leute der Meinung waren, daß die gemachte Beute nur unter diejenigen vertheilt werden ſolle, welche wirklich im Gefechte geweſen wären, entſchied er doch dahin, daß auch die 200 Zurückgebliebenen, welche zudem das Gepäck bewacht hätten, ihren vollen Beuteantheil

erhalten ſollten, was von nun an bei den Hebräern ein feſtes Kriegsgeſetz ward. David ſendete von dem, was er zurück erhalten, auch einen Beutetheil an ſeine Parteigenoſſen im Stamme Juda, in der unverkennbaren Abſicht, deren alte Freundſchaft in dieſem kritiſchen Momente neu zu beleben.

Denn ein entſcheidender Augenblick war es. Achis war mit dem Heere der Philiſter Saul entgegengezogen. Auf dem Gebirge Gilboa ſtießen die Parteien zuſammen. Die Hebräer wurden geſchlagen und flohen, drei Söhne Sauls, darunter auch Jona- 34.
than fielen, tapfer kämpfend bei der Deckung des Rückzugs, Saul ſelbſt war verwundet, er konnte nicht weiter und mochte nicht lebend in die Hände der Erbfeinde Israels fallen. Er befahl ſeinem Waffenträger ihn zu tödten und, da dieſer es nicht wagte, ſtürzte er ſich ſelbſt in ſein Schwert. Israel war ohne König. Allgemeiner Schrecken, ſogar im Lande öſtlich des Jordan, kein Widerſtand mehr hielt den Siegeszug der Philiſter auf, welche das ganze Land überſchwemmten und in alle Städte Garniſonen legten. Sauls abgeſchlagenes Haupt ward im Philiſterland als Trophäe herumgeſandt, zum Zeichen, daß der gefürchtete Heerführer der Hebräer nun wirklich todt ſei; ſein Harniſch ward aufgehängt im Tempel der Aſtaroth zu Ascalon, ſein verſtümmelter Leichnam aber zu Bethſan in Juda. Allgemein war der Jubel bei den Philiſtern. Aber die Männer von Jabes, die Saul im Beginn ſeiner Laufbahn aus der Hand ihrer Feinde gerettet hatte, holten von Bethſan den Leichnam Sauls und die ſeiner Söhne und beſtatteten ſie auf ihrem Boden und hielten dem Könige eine Todtenfeier.

Erbfolgekrieg.

Drei Tage nach ſeinem ſiegreichen Zug gegen die Amalekiter 35.
erhielt David die Kunde vom Falle Sauls auf dem Schlacht-

34) Sam. I, 31; 1 ffg. 35) Sam. II, 1, 1 ffg.

ſelde von Gilboa. Ob die Erzählung, nach welcher der Bote, der dieſe Nachricht brachte, ihm auch zugleich die Krone und die Armſpange des todten Königs, dem er ſie abgenommen, zutrug, ob dieſe Erzählung richtig ſei oder eine ſpätere Erfindung der Prieſter, die ihren König wo möglich ſchon im Mutterleibe mit allen Attributen des Königsthums und mit allen königlichen Rechten bekleidet wiſſen wollten, laſſen wir ebenſo dahin geſtellt bleiben, als die Wahrheit der weiteren Erzählung, welcher zufolge David den Tod Sauls und Jonathans ſchmerzlich beklagte. Warum ſollte übrigens der dichteriſche Kriegsmann den ſchönen Stoff zu einer Elegie nicht benutzt haben, den das tragiſche Ende des Königs ihm darbot? Die kläglichſte und ſchönſte Trauerelegie würde noch lange nicht beweiſen, daß der Sänger fühlte, was er ſang. Wenn er ſang: „O ihr Berge Gilboas, es ſoll nicht thauen mehr, nicht regnen auf euern Höhen, keine Frucht ſollt ihr fürder tragen; denn auf euch fiel des Helden Schild, Sauls Schild, als wäre er nie geſalbt mit dem Oele des Herrn; die Edelſten Israels fielen auf euern Höhen, Saul, der ſein Schwert nie heimbrachte aus dem Kampf rein vom Blute der Feinde des Herrn, Jonathan, deſſen Bogen nie fehlte; im Leben vereint ſind ſie vereint im Tode gefallen auf den Höhen Gilboas," ſo lag es ihm nahe zu denken, daß mindeſtens nach jenen er ſich wohl als den edelſten in Israel betrachten dürfe. Warum nicht den leeren Thron einnehmen, die Krone auf ſein Haupt ſetzen, welche Saul nicht mehr ſein nennen konnte? Die Philiſter überſchwemmten das hebräiſche Land, aber den öſtlichen Theil Judas am Weſtufer des todten Meeres hatten ſie nicht überzogen. Hieher konnte David ſich wenden, ohne mit den Philiſtern ſofort in Conflikt zu gerathen; ohne ihnen ſeine Vaſallenſchaft aufzukündigen, konnte er hier doch ſofort einen Herrſchaftskeim gründen für ſein hebräiſches Königreich; und dazu eignete dieſer Fleck Landes ſich doppelt, weil auf ihm David bereits die meiſte Unterſtützung während ſeines Aufſtandes gegen Saul gefunden hatte, weil er die

Freundſchaft ſeiner Parteigenoſſen hier beſonders warm gehalten hatte durch die Geſchenke, welche er ihnen von der Ausbeute ſeiner Streifzüge in der Umgegend von Ziklag geſendet, weil hier endlich der Grundbeſitz lag, den er mit Abigail erheirathet und auf dem er eine Zeit lang ſchon in Ruhe und Wohlbehagen geſeſſen hatte. Er verließ alſo Ziklag und zog mit ſeiner Schaar und ſeinen Weibern und ſeiner fahrenden Habe nach Hebron, 36.
nachdem er ein Jahr und vier Monate zu *Ziklag im Dienſte* der Philiſter geſtanden hatte. Hier ließ er ſich zum Könige des Stammes Juda ausrufen, was ſeine Parteigenoſſen in der allgemeinen Verwirrung mit leichter Mühe zu Stande brachten.

Unterdeſſen hatte Abner, der Feldhauptmann Sauls, deſſen 37.
hinterlaſſenen Sohn Isboſeth zum König Israels ausgerufen. Isboſeth ſchlug ſeine Reſidenz zu Mahanaim am öſtlichen Ufer des Jordan auf. Abner ſammelte hier die ſtreitbaren Männer der nördlichen Stämme, die aus der Niederlage von Gilboa entkommen waren, und alle, die ſich ſonſt vor den Philiſtern hier zuſammenfinden mochten und konnten, namentlich auch von den Stämmen Ephraim und Benjamin. An der Spitze dieſes Heeres ſuchte er nun das Land, welches verloren gegangen war, für Isboſeth wieder zu erobern. Seine Aufmerkſamkeit mußte er wie natürlich bald auch auf David lenken, der ſie durch ſeine Schritte, ſein Vordringen nordwärts gewaltſam auf ſich zog und zeigte, daß er mit ſeiner Uſurpation ſich nicht auf den Stamm Juda beſchränken, ſondern geradezu als Gegenkönig auftreten wollte. Als König gerirte ſich David jetzt auch inſofern, als er nicht perſönlich mit ins Feld zog, ſondern in ſeiner Reſidenz ſitzen blieb, während er Joab, den Sohn Zerujas, an die Spitze ſeiner Truppen ſtellte. In dem Kampfe mit den Philiſtern trat nach einiger Zeit ein Stillſtand ein, ſei es, daß er ſich durch die Verhältniſſe von ſelbſt machte, ſei es, daß die

---

36) Sam. II, 2, 1 ffg. Chron. I, 12, 1—3. 37) Sam. II, 2, 8 ffg.

Parteien vertragsmäßig ihn feſtſtellten. Die Ruhe auf dieſer Seite benutzte nun Abner, um ſich gegen David zu wenden. Bei Gibeon im Gebiet des Stammes Ephraim ſtießen die Truppen des Königs und des Gegenkönigs, dieſe unter Joab, jene unter Abner, zuſammen. Nach einem blutigen Scharmützel der Plänkler rückten die geſchloſſenen Haufen auf einander los. Joab gewann die Oberhand und zwang Abner zum Rückzug; aber dieſer wich nur Schritt für Schritt, von Zeit zu Zeit Front machend. Bei einem dieſer Rückzugsgefechte blieb Aſahel, ein Bruder Joabs, von Abners eigner Hand. Erſt am Abende endete der Kampf vollſtändig. Von dieſem Anfange des offenen
38. Krieges zwiſchen dem legitimen Nachfolger Sauls und dem Prätendenten dauerte der Erbfolgeſtreit wechſelvoll manches Jahr zum größten Vortheile der Philiſter, die ihn ſich zu Nutze machten, wenn nicht um ihre Herrſchaft in Israel auszudehnen, doch ſie über das bereits eroberte Land zu befeſtigen. Der Zwieſpalt im Lager der Gegenpartei ſollte ſchließlich David die Oberhand geben.

39. Abner legte ſich im Verlauf der Zeit eines von Sauls Weibern, die Rizpa zu; dies erweckte Isboſeths Verdacht, als ſtrebe ſein Feldmarſchall ſelbſt nach dem Throne. Er machte ihm Vorſtellungen; Abner antwortete; ein Wort gab das andere; im höchſten Zorne ſchied Abner von dem Könige, er drohte ihm, zur Partei Davids übertreten zu wollen und mußte am Ende nach dieſer Drohung ſie auch wahr machen; denn kaum war er, nachdem er ſie einmal ausgeſtoßen, noch vor Meuchelmördern ſicher. Er ſchickte Vertraute an David, um mit dieſem Unterhandlungen anzuknüpfen: das Land ſei getheilt, ſprachen dieſe, Abner könne Davids nicht vollſtändig Herr werden, aber ebenſo wenig vermöge David Abner zu bewältigen; ſobald beide ſich einigten, höre dagegen der Zwieſpalt auf, kein Dritter könne ihnen widerſtehen. Abner ſei nun Willens, der Partei Davids

38) Sam. II, 3, 1 flg. 39) Sam. II, 3, 7 flg.

beizutreten und dieſen als König anzuerkennen. Dies Entgegenkommen des tüchtigſten Führers der Gegenpartei konnte David nur erwünſcht ſein; doch verlangte er als Garantie der Aufrichtigkeit Abners, daß dieſer vor allen weiteren Schritten ſein Weib Michal, Sauls Tochter, zurückſchaffe. An Isboſeth ſtellte er, während er im Begriffe war, mit Abner zu konſpiriren, gleichzeitig dasſelbe Verlangen. Und Michal ward ihm wirklich ausgeliefert. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Isboſeth ſich zu dieſem Schritte ohne Gegenleiſtungen verſtanden habe, zumal dieſe Wiederaufnahme in die Familie Sauls von dem Prätendenten zu ſeinem Vortheil, zur Begründung weiterer Anſprüche benutzt werden konnte. Es iſt daher anzunehmen, daß David dem Isboſeth verſprochen habe, ſich ferner ruhig zu verhalten und ein gütliches Uebereinkommen über eine billige Theilung des Landes vorgeſchlagen, worauf Isboſeth einging, weil er ſich ſelbſt nicht die Kraft zutraute, es mit David aufzunehmen, und weil ihm Abner nach den letzten Vorfällen wenig zuverläßig ſchien. Isboſeth ſchickte Michal unter dem Geleite Abners zu David nach Hebron. Auf dieſer Reiſe ließ Abner, wo er mit einflußreichen Leuten ſeiner Partei zuſammentraf, bereits Winke fallen, welche auf ſeinen Uebertritt zu David vorbereiteten und auch andern dazu Luſt machten. Zu Hebron ward Isboſeths Feldhauptmann glänzend empfangen und die Verabredungen, welche er mit David traf, befriedigten beide Theile. Abner verließ die Reſidenz des Prätendenten mit dem Verſprechen und wahrſcheinlich auch mit der Abſicht, dieſen offen als König von ganz Iſrael zu proklamiren. Während der Verhandlungen mit Abner war Joab eben mit ſeiner Schaar auf einem Streifzuge in feindliches Grenzland von Hebron abweſend. Als er zurückkam und von der Sache hörte, wollte ihm dieſelbe nur wenig gefallen. Erklärlich: ward David durch Abner, der ſchon des Königs Saul Schlachten geſchlagen hatte, König von ganz Iſrael, ſo mußte in dem neuen Königreich nothwendig Abner die erſte Flöte ſpielen und nicht der Parvenu Joab, wie groß ſeine mili-

täriſchen Talente auch ſein mochten. Ward aber David ohne Abner oder trotz desſelben endlich König von Israel, ſo rückte Joab ebenſo ſicher zum Reichsfeldmarſchall auf, wie er vom Leutnant des Räuberhauptmanns zum Leutnant des Gouverneurs von Ziklag und von dieſem zum Feldhauptmann Judas, ſeit David deſſen Herrſchaft gewonnen hatte, aufgerückt war. Joab ging ſogleich zu David und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er Abner wieder lebendig habe aus Hebron entkommen laſſen; dieſer habe ihn unter dem Vorwand von Unterhandlungen lediglich beſucht, um zu ſpioniren. Was nun David darauf erwidert habe, wird uns nicht erzählt; aber Joab ſendete einen Boten dem Abner nach und ließ ihn unter irgend einem Vorwand bitten, wieder nach Hebron zurückzukommen. Abner kam dieſem Wunſche nach und ward von Joab unter dem Thore erſtochen. David wuſch wie gewöhnlich ſeine Hände in Unſchuld an dieſem Morde; er veranſtaltete dem ermordeten Feldherrn ein großartiges Leichenbegängniß, hielt ihm in Perſon eine rührende Leichenrede und aß darauf nichts bis zum Untergang der Sonne, — jedenfalls kein großes Opfer, zumal wenn er gut gefrühſtückt hatte. Joab blieb indeſſen, was er war; David begnügte ſich zu beten, daß Abners Blut auf ſein Haupt falle; hatte doch der Mann übrigens an Sauls Feldherrn eigentlich nur perſönliche Rache für den Tod ſeines Bruders Aſahel, der freilich in offenem, ehrlichem Kampfe gefallen war, genommen.

Königswahl und Befeſtigung des Thrones.

Mit Abner fiel die Stütze der Herrſchaft Isboſeths und da ein anderer Prätendent nicht vorhanden war, — wenigſtens wagte keiner der noch übrigen Leute von Sauls Geſchlecht Anſprüche zu erheben, war keiner von dieſen in weiteren Kreiſen bekannt — ſo hatte David fortan leichteres Spiel, Alles Volk wendete ſich nun der neuen Sonne zu. Zwei Offiziere Isbo-

seths ermordeten ihren König und brachten, um sich bei David 40.
beliebt zu machen, diesem sein Haupt. Wie er schließlich wohl mit dem Tode Abners sehr zufrieden gewesen war, der ihm immer noch hätte zu schaffen machen können, wenn er leben blieb, auch als sein Feldhauptmann, so war sicherlich der Tod Isboseths, welcher ihn ohne sein Zuthun plötzlich seinem Ziele so nahe brachte, ihm äußerst erwünscht. Doch stellte er sich nicht minder entrüstet darüber an, wie bei ähnlichen früheren Gelegenheiten, und wenn er den Joab ruhig hatte seines Weges gehen lassen, so machte er sich nun das Vergnügen, die Mörder Isboseths, zwei ganz unbekannte Leute, hinrichten zu lassen. Dieß hinderte ihn aber nicht, am gleichen Tage alle streitbaren Männer in Israel zu einem großen Marsfelde bei Hebron zusammenrufen zu lassen, und sie kamen schaarenweise, über 300000 Mann aus allen Stämmen und wählten David zum Könige (um 1000 v. Chr.).

Der neue König war keineswegs willens, sein Königthum auf ein einfaches Herzogthum zu beschränken, mit welchem sein Vorgänger, Saul, sich begnügt hatte. Er wollte herrschen im Frieden wie im Kriege, in Pracht und Herrlichkeit, wie andere Könige des Orients auch, und das Land sollte ihm gehören, wie der Wille seiner Bewohner. Eine unumschränkte Herrschaft braucht einen Centralpunkt, eine Hauptstadt, die sich über alle übrigen Städte des Landes erhebt, in welcher sich Alles vereinigt, was das Land Großes, Hervorragendes, Glänzendes besitzt. Diese Hauptstadt muß der Sitz des Reichthums, der Künste, der Verwaltung, der Gottesverehrung sein; wo möglich muß sie aber auch eine große militärische Bedeutung haben. Und diese letztere Eigenschaft brauchte sie für das neue israelitische Königreich, welches jetzt aufgebaut werden sollte, um so mehr, da dieses Königreich großen Theils in den Händen des Feindes, der Philister, erst von diesen noch erobert und dann gegen ihre

40) Sam. II, 4, 1 fig.

etwaigen neuen Verſuche behauptet werden mußte. Seit mehr als acht Jahren mindeſtens ging David mit dem Gedanken um, ſich Israels Krone aufs Haupt zu ſetzen; $7\frac{1}{2}$ Jahre hatte er allein als Herzog Judas zu Hebron regiert. Er hatte alſo Zeit vollauf gehabt, zu träumen und zu denken, was er thun müſſe, wenn er am Ziel ſeiner Wünſche angekommen ſein würde. Er hatte ſich aber Jebus, jene Stadt der Heiden, welche auf der Höhe, von einer feſten Burg überragt, ſeit lange unangetaſtet, weil für unnahbar erkannt mitten zwiſchen den kräftigſten und einflußreichſten Stämmen Israels lag, zur Hauptſtadt ſeines Reiches auserſehen. Da er nun die Tauſende auf dem Marsfelde bei Hebron um ſich verſammelt ſah und alle voll Jubel und voll Enthuſiasmus für den neuen König und das Reich
41. der Zukunft, voll Hoffnung und Siegesmuth, ergriff er den günſtigen Augenblick. Sein Ruf: auf! nach Jebus! fand offene Ohren. Das Heer ordnete ſich ihm zu folgen. Ehe noch eine Kunde von ſeiner Abſicht ihm hatte vorausgehen können, ſtand er vor den Mauern der wohlgeſchützten Stadt. Als er ſie zur Uebergabe auffordern ließ, antworteten die Jebuſiter ſpottend: er ſolle nur verſuchen hineinzukommen, Blinde und Lahme ſeien genügend, den Platz zu vertheidigen. Dieſe Sicherheit war ihr Verderben. Hatten ſie ſchon keinen Zweifel, daß es unmöglich ſei, ihre Stadt überhaupt zu nehmen, ſo waren ſie vollends überzeugt, daß die Burg, Zion, unangreifbar ſei. Hier alſo hatten ſie gar keine Vertheidigungsanſtalten getroffen. David aber ſpielte das Stück der Ueberraſchungen fort; wie er überraſchend vor Jebus erſchienen war, ſo ordnete er auch plötzlich und unverſehens den Sturm auf die Burg Zion an. Er ſetzte ſich faſt ohne Widerſtand in deren Beſitz. Von hier aus aber beherrſchte er die Stadt; ihre Stärke war gefallen, auch ſie mußte ſich unterwerfen. Blind waren die Jebuſiter geweſen, als ſie den entſcheidenden Punkt ſo wenig zu erkennen und zu

---

41) Sam. II, 5, 6 ffg. Chron. I, 12, 4 ffg.

ſchätzen verſtanden, daß ſie Zion unbeſetzt ließen, lahm waren ſie geworden, ſobald Zion ſich in Davids Händen befand. Dieſer verſtärkte nun ohne Verzug und erweiterte die Befeſtigungen. Und das war nothwendig.

Denn auf die Kunde von der Wahl Davids zum Könige 42.
auf den Feldern von Hebron, rüſteten die Philiſter, mit denen er bis jetzt in völligem Frieden gelebt und die ſich gewöhnt hatten, ihn als ihren ergebenen und treuen Vaſallen zu betrachten, ein Heer aus und zogen vor Jebus, die nunmehrige Davidsſtadt, ſpäter Jeruſalem; ſchon war die niedere Stadt mit einem weitläufigen verſchanzten Lager umzogen, welches den künftigen Umfang ihrer Bauten bezeichnete, für jetzt aber nur die ſtreitbaren Männer beherbergte, welche David von der Volksbewaffnung zur Abwehr des vorherzuſehenden Angriffes der Philiſter zurückbehalten hatte, nachdem Jeruſalem von ihm erobert war. Die Philiſter ordneten ihre Schaaren zur Schlacht und zum Sturme; da fiel David mit ſeiner Streitmacht aus, durchbrach in tiefer Maſſe das Zentrum der Streitmacht des Feindes und brachte ihm eine entſchiedene Niederlage bei. Zur ſofortigen Verfolgung des Sieges fühlte er ſich vorerſt zu ſchwach. In Erwartung eines alsbaldigen neuen Angriffes verſtärkte er das verſchanzte Lager, damit er ſich auf deſſen Widerſtandsfähigkeit vorkommenden Falles beſſer als jetzt noch verlaſſen könne und dadurch die Möglichkeit gewinne, die Hauptmaſſe ſeiner Streitkräfte im freien Felde mit größerem Nutzen zu verwenden. Seine Vorausſicht hatte ihn nicht getäuſcht. Nach kurzer Zeit kamen die Philiſter mit einem ſtärkeren Heere wieder. Der unverhoffte überraſchende Frontangriff hatte einmal ſeine Dienſte gethan, aber eben deßhalb durfte man nicht zum zweiten Mal ſicher auf ſeine Wirkung rechnen. Die Philiſter waren darauf vorbereitet und hatten beſondere Vorkehrungen dagegen getroffen. Dießmal alſo ſchlug David einen andern Weg ein; während

42) Sam. II, 5, 17 ffg. Chron. I, 15, 8 ffg.

die Philiſter am Tage in wohlgeordneter Phalanx dem verſchanzten Lager gegenüber ſtanden, ließ er dieſes nur ſchwach beſetzt und zog mit ſeiner Hauptmacht, unbemerkt vom Feinde, aus der Stadt. Auf einem Umweg gelangte er in die Flanke der philiſtäiſchen Lager und hier machte er, gedeckt von einem Walde von Maulbeerbäumen, halt. Als die Philiſter den ganzen Tag über vergebens auf den Ausfall der Hebräer gewartet hatten, kehrten ſie gegen Sonnenuntergang in ihre Lager zurück, um ſich der Ruhe zu überlaſſen; nun aber, als ſich der Nacht-
43. wind erhob und durch die Wipfel der Bäume rauſchte, brach David aus ſeinem Verſtecke auf und überfiel urplötzlich, ſelbſt wie der Nachtwind, das Lager des Feindes. Deſſen Niederlage war vollſtändig und diesmal ward der Sieg durch eine kräftige Verfolgung auf's äußerſte ausgebeutet. Das Land dießſeits des Jordan ward vorläufig von den Philiſtern befreit und dieſe ſahen ſich genöthigt, einſtweilen Ruhe zu halten. Aber in der Zeit nach dem Tode Sauls waren die Philiſter nicht die einzigen geweſen, welche aus Israels Verwirrung Nutzen gezogen hatten; wie ſie weſtlich, ſo ſcheinen die Moabiter öſtlich des Jordans Eroberungen gemacht zu haben. Gegen dieſe wendete
44. ſich David nun, brachte auch ihnen eine gründliche Niederlage bei und ließ von der männlichen Bevölkerung zwei Drittel niedermachen, ſo daß eine Wiedererhebung des Volkes für's erſte nicht zu beſorgen ſtand.

Erweiterung des Reiches.

So war Israel in ſeinen alten Grenzen hergeſtellt und David konnte nun daran denken, durch eine kräftige Organiſation des Regimentes und der Verwaltung für ſich und ſeine Dynaſtie den Thron zu befeſtigen. Daß die Grundlagen dieſer Organiſation ſchon jetzt gelegt wurden, unterliegt keinem Zweifel

43) Sam. II, 5, 24. Chron. I, 15, 15. 44) Sam. II, 8, 2.

und nach der hiſtoriſchen Reihenfolge müßten wir jetzt von ihr, namentlich in ihren militäriſchen Beziehungen, reden. Indeſſen, weil ſich nur ſchwer beſtimmen läßt, was jetzt, was erſt ſpäter geſchah, weil im Weitern dergleichen Dinge ſich zweckmäßiger im Zuſammenhang darſtellen, ziehen wir es vor, in der äußeren Geſchichte zuerſt noch einige Schritte weiter zu thun. Durch Kampf war der Thron Davids erobert, militäriſche Macht hatte ihn gegründet und ſie mußte ihn erhalten. Kriegeriſche Beſchäftigung einer zahlreichen Mannſchaft, welche unter Davids Führung den Krieg lieb gewonnen hatte, war faſt eine unausweichliche Nothwendigkeit für den neuen König. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß er nach Anläſſen zum Kriege ſuchte und ſicher, daß er dieſelben gern ergriff, wenn ſie ſich ihm boten.

Der König der Ammoniter, Nahas, war geſtorben und ſein Sohn Hanon folgte ihm auf dem Throne. Mit Nahas hatte 45. David in freundlichen Beziehungen geſtanden; wir wiſſen über die Dienſte, die der erſtere dem letzteren geleiſtet hatte, nichts; es iſt möglich, daß ſie David erwieſen waren, als dieſer, flüchtig vor Saul, Schutz auf dem öſtlichen Ufer des Jordan ſuchte, ebenſo möglich, daß ſie in einer Unterſtützung beſtanden, die Nahas den Hebräern bei ihrem zuletzt erwähnten Befreiungskrieg gegen die Moabiter gewährt hatte. David ſendete nun eine Geſandtſchaft an Hanon, mit dem oſtenſibeln Auftrag, dieſem ſein Beileid über den Tod des Vaters auszuſprechen und ihn bei ſeiner Thronbeſteigung zu beglückwünſchen, zugleich aber wohl in der Abſicht, ſichere Kunde über die Perſönlichkeit des neuen Königs, über die Verhältniſſe an ſeinem Hofe und in ſeinem Lande zu erhalten und darnach beurtheilen zu können, welche Chancen ſich für einen Krieg gegen die Ammoniter böten. So faßten die hohen Beamten Hanons den Zweck der Geſandtſchaft auf, und Hanon ließ ſich von ihnen überzeugen, daß

45) Sam. II, 10, 1 ffg. Sam. II, 8, 3 ffg. Chron. I, 20, 1 ffg. vgl. Chron. I, 19, 3 u. 12. Pſalm 60, 2.

Davids Geſandte eigentlich Spione ſeien. Er ließ ihren darauf die Kleider bis zum Gürtel abſchneiden und auf der einen Seite des Geſichtes den Bart abſcheeren. So verſchimpfirt traten ſie den Heimweg an den Jordan an. Aber das Gerücht von dieſer nichtswürdigen Behandlung der Geſandten eilte ihnen nach Jeruſalem voraus, und David ſchickte ihnen entgegen: „ſie möchten zu Jericho bleiben, bis ihnen die verlorene Barthälfte wieder gewachſen ſei," die allerdings nicht ſo raſch zu erſetzen war wie die abgeſchnittenen Rockſchöße; zugleich rüſtete er zum Kriege. Aber Hanon, der dieſes vorausſah, ſchloß ein Bündniß mit den Königen der ſyriſchen Völkerſchaften, welche nordwärts der Ammoniter gegen Damascus hin wohnten. Joab ward von David an die Spitze des Auszugs geſtellt und rückte mit dieſem über den Jordan und durch Gilead vor, noch ehe das Heer der Ammoniter ſich mit demjenigen der verbündeten Syrer hatte vereinigen können. Davon unterrichtet, theilte Joab ſein Heer; ein beträchtliches Corps unter ſeinem Bruder Abiſai ſtellte er den Ammonitern gegenüber, mit dem Auftrage, ſich auf der Defenſive zu halten, mit der Hauptmacht wendete ſich Joab ſelbſt gegen die Syrer. Beide Heerestheile ſollten in beſtändiger Nachrichtenverbindung mit einander bleiben, damit je nach den Umſtänden der eine den anderen unterſtützen könne. Zeigte ſich, daß die Ammoniter mit geringer Macht im Schach zu halten wären, indeß ſich gegen die Syrer ein beträchtlicher Vortheil davon tragen ließe, ſo ſollte Abiſai von ſeinem Heertheil eine Reſerve für Joab heranbringen und umgekehrt im entgegengeſetzten Falle Joab eine Reſerve für Abiſai. Während dieſer den Amoritern gegenüber temporiſirte, brachte nun Joab den Syrern eine gründliche Niederlage bei und verfolgte ſeinen Sieg in der Richtung von Damascus. Die Ammoniter, beſtürzt über dieſe Niederlage ihrer Bundesgenoſſen, zogen ſich jetzt vor Abiſai völlig auf die Vertheidigung zurück. Die Syrer aber, obwohl im offenen Felde geſchlagen, gaben den Kampf noch nicht auf, ſondern machten Joab bei ſeinem Vor-

dringen nordwärts das Terrain Schritt für Schritt ſtreitig. Der mächtigſte der verbündeten Syrerfürſten, Hadadeſer, König von Zoba, verbündete ſich mit Damascus und mit den Stammgenoſſen bis an das linke Ufer des Euphrat und zog anſehnliche Hülfsmaſſen von dort an ſich. Joab kam dieſen gegenüber in's Gedränge; aber David, immer wachſam, ordnete ſofort ein allgemeines Aufgebot an, ſtellte ſich ſelbſt an deſſen Spitze und rückte zur Verſtärkung Joabs über den Jordan. Während er die Syrer mit Erfolg bekämpfte, fielen die Edomiter am weſtlichen Ufer des rothen Meeres in das von ſtreitbaren Männern entblößte Gebiet des Stammes Juda ein. Sofort erhielt Abiſai, zu ſchwach, um den Angriffskrieg gegen die mächtigen Ammoniter zu führen, da dieſe ſich in ihre feſten Städte eingeſchloſſen hielten, da von deren Seite aber keine Offenſive mehr zu beſorgen ſtand und ſeine Hülfe für den Krieg gegen die Syrer entbehrlich erſchien, den Befehl, über den Jordan zurückzugehen und den Edomitern entgegenzutreten. Es gelang ihm, dieſen im Salzthal eine entſcheidende Niederlage beizubringen. Eben ſo glücklich waren David und Joab mit der Hauptmacht gegen die Syrer; mehrfach geſchlagen baten dieſe um Frieden. David verlangte Unterwerfung und man verſtand ſich zu dieſer; in die Hauptſtädte Syriens, auch in Damascus, wurden hebräiſche Garniſonen eingelegt, hier wie 46.
in Edom Vögte Davids eingeſetzt. Israel war das herrſchende Volk in dieſen Gegenden geworden. Dieſer Feldzug bietet uns eines der älteſten Beiſpiele für die Anwendung des Principes der Operationen auf der innern Linie; in das Syſtem derſelben gehören ſowohl die Anordnungen Joabs bei Eröffnung des Feldzugs gegen die verbündeten Syrer und Ammoniter, welche gleichwohl nicht mit vereinter Heeresmacht auftraten; als im ſpäteren Verlauf die Entſendung Abiſais gegen die Edomiter, während der Kampf gegen die Syrer mit aller Macht

46) Chron. I, 19, 7 u. 13. Sam. II, 8, 6.

fortgeſetzt und auf die Ammoniter, nachdem ſie einmal eingeſchüchtert waren, durchaus keine Rückſicht mehr genommen ward. Im ferneren erſcheint uns das allgemeine Aufgebot der Landeskraft, an deſſen Spitze David ſich perſönlich ſtellte, als eine der richtigen Anwendungen der ſogenannten ſtrategiſchen Reſerven. David, als er den Joab entſendete, hatte ihm den Kern des hebräiſchen Heeres mitgegeben; die ſtrategiſche Reſerve, welche er ſelbſt in's Feld führte, war ein Nachſchub, deſſen ſofortiges Aufgebot unter Joabs Führung weder politiſch, noch militäriſch gerechtfertigt geweſen wäre, der aber im Nothfall verwendet, als Alles auf dem Spiele ſtand, vortreffliche Dienſte leiſtete und möglicherweiſe, während Joab im Felde ſtand, von David auf dieſelben vorbereitet wurde.

47. Mit Ruhm bedeckt und mit reicher Beute kehrte der König aus dieſem Feldzuge nach Jeruſalem zurück, jetzt der Hauptſtadt eines mächtigen Reiches, welches einen beträchtlichen Theil Syriens umfaßte; aber die gewonnenen Erfolge waren keineswegs mit leichter Mühe errungen; es war eben noch Zeit geweſen, die Siege über die Syrer auszubeuten und ihre Conſequenzen bis zum äußerſten zu ziehen, aber nicht mehr Zeit, in dieſem Feldzuge auch noch die Ammoniter gründlich zu züchtigen, welche der erſte Anlaß dieſes gewaltigen Krieges geweſen waren; dies mußte einem neuen Feldzuge aufbewahrt werden.

Sobald der nächſte Frühling und mit ihm das nächſte Mars-
48. feld kam, ſendete David ſeinen Marſchall Joab an der Spitze des Auszuges in's Feld zur Züchtigung und Unterwerfung der Ammoniter. Joab überſchritt den Jordan und rückte in's feindliche Gebiet ein; die Ammoniter zogen ſich wiederum in ihre feſten Plätze zurück; faſt ohne Widerſtand rückte Joab vor die Hauptſtadt des Feindes, das feſte Rabba, und ſchloß es ein. David war in Jeruſalem zurückgeblieben; ſein Hof war glänzend eingerichtet und ein prächtiger Harem, den ſeine Gedanken ſich

47) Sam. II, 8, 7 ffg. 48) Sam. II, 11, 1 ffg. Chron. I, 21, 1.

immer gewünſcht hatten, auch als die Verhältniſſe ihm noch nicht geſtatteten, ſich einen ſolchen zu ſchaffen, ſchmückte ihn und verſchönte die Mußeſtunden des eben ſo dichteriſchen als kriegeriſchen Königs. David that nicht anders als die übrigen orientaliſchen Herrſcher auch. Eines ſchönen Tages ging er auf der Terraſſe ſeines Palaſtes ſpazieren; von dort ſchaute er in 49.
einen benachbarten Garten, ein reizender Anblick feſſelte ihn hier: ein ſchönes Weib nahm, wie es meinte ungeſehen, ein Bad. Aber David ſah und ſein Herz brannte lichterloh. Er erkundigte ſich nach Namen und Verhältniſſen der Schönen: ſie hieß Bathſeba und war das Eheweib des Uria, welcher als hebräiſcher Oberſter unter Joab vor den Mauern der Ammoniterſtadt Rabba lag. Die Gelegenheit war günſtig und David nicht der Mann, ſie unbenutzt zu laſſen; ein zärtlicher Briefwechſel entſpann ſich und beſiegte Bathſeba, welche ſich glücklich ſchätzte, das Bett des Sängerkönigs für eine Nacht zu theilen. Indeſſen die Folgen blieben nicht aus, Bathſeba ward ſchwanger und theilte dies dem Könige mit. Nun ward dieſem, wie es wohl zu geſchehen pflegt, etwas übel zu Muthe. Wer konnte vorausſehen, daß die Belagerung Rabbas ſich ſo in die Länge ziehen werde? Wäre ſie ſchnell beendigt geweſen, ſo wäre Uria auch ſchnell zurückgekommen, hätte mit ſeinem Weibe geſchlafen und da er ein guter Mann war, für die Frucht ſeiner Lenden gehalten, was der König vom Stapel gelaſſen hatte. Doch Rabba widerſtand von Woche zu Woche, es fiel nicht; die naturhiſtoriſche Differenz ward am Ende zu groß, als daß ſelbſt der gutmüthigſte und vertrauensvollſte Ehemann ſie hätte überſehen können. Und wie ein guter Mann und treuer Anhänger des Königs, war Uria auch ein ehrenhafter Mann und ein Scandal war unter allen Umſtänden vorauszuſehen, ward nicht irgendwie vorgebeugt. Bathſeba mochte im zweiten Monat ſchwanger ſein, als David den Auftrag an Joab

49) Sam. II, 11, 2—25.

ſchickte, ihm durch Uria Meldung über den Stand der Belagerung von Rabba zu ſenden. So kam Uria nach Jeruſalem, er konnte mit ſeiner Frau ſchlafen und — ein Siebenmonatskind war keine naturhiſtoriſche Unmöglichkeit. Uria kam wirklich und ſein erſter Gang war nicht zu ſeiner Frau, ſondern in das Königsſchloß, um den Bericht zu erſtatten. Als David denſelben entgegengenommen, entließ er den Oberſten gnädig und ſagte ihm freundlichſt, er ſolle nun heimgehen zu ſeinem Weibe, es ſich bequem machen und wohl ſein laſſen: Bathſeba war wohl inſtruirt, dies näher zu erläutern und die Erläuterung zu einem erwünſchten Ende zu führen. Aber Uria war ein arger Kamaſchenhengſt; vom Könige entlaſſen, legte er ſich vor der Schwelle des Palaſtes ſchlafen; er hielt es für eine Verletzung der Kriegsgeſetze und der Kriegsſitte, ſo lange er im eidgenöſſiſchen Dienſt ſei, in einem Bette zu ſchlafen. David erfuhr natürlich am nächſten Morgen ſogleich, daß ſein Wunſch nicht erfüllt ſei; er ließ Uria beſcheiden. Man kann ſich denken, daß dieſer nicht ſehr hofmäßig ausſah, wenn er die Nacht auf der Erde geſchlafen hatte. David nahm davon Anlaß, ihm zu bemerken, er ſcheine über Feld gekommen und nicht in ſeinem Hauſe geweſen zu ſein. „Nein, du haſt Recht, erwiederte der biderbe Kriegsmann, die heilige Bundeslade, Joab mein Feldherr, alle meine Kameraden, ganz Juda und Iſrael liegen im Feld unter Zelten und ich ſollte in mein Haus gehen, um mir bei Speiſe und Trank und bei meinem Weibe gütlich zu thun? Das kannſt du nicht im Ernſt von mir erwarten, o König! und ſicherlich, ich thue es nicht.“ David war höchſt verdrießlich über den ſtierköpfigen Menſchen, indeſſen machte er gute Miene zum böſen Spiel und rechnete, wenn der Mann noch ein paar Tage zu Jeruſalem bleibe, werde ihm doch ſchließlich der Kitzel wohl kommen, ſein ſchönes Weib zu beſuchen; und daß dieſer Kitzel wirklich komme, dazu that der König Alles, was in ſeinen Kräften ſtand. Er hatte den Mann zur Mittags- und zur Abendtafel, trank ihm auf's fleißigſte zu und ſchenkte ihm ein,

daß es an der Hälfte genug geweſen wäre. Aber der Pflichteifer und die Stierköpfigkeit Urias ſiegte, — übrigens konnte David mit dem Einſchenken auch etwas zu viel thun, welches in dieſem Punkte nur bis zu einer gewiſſen leicht überſchreitbaren Grenze zieht. Kurz Uria war noch zwei Nächte in Jeruſalem und ging abſolut nicht zu ſeiner Frau. Jetzt blieb dem Könige nichts anderes übrig, als den unhandſamen Ehemann auf eine bequeme wenig auffallende Weiſe aus der Welt zu ſchaffen. Am Morgen nach der dritten zwecklos auf der Thorſchwelle des Königshauſes von Uria verſchlafenen Nacht, ſchrieb David einen Brief an Joab, in welchem er ihm Befehl ertheilte, einen Sturm auf Rabba zu verſuchen, und Uria auf der Seite zu verwenden, wo es am härteſten zuginge. Dieſen Brief mußte Uria, der ſchwerlich leſen konnte, ſelbſt dem Feldherrn überbringen. Joab that, wie ihm befohlen. Uria erhielt, obwohl wenig Ausſicht vorhanden war, daß der Sturm gelinge, den Befehl zu ſtürmen. Die Beſatzung empfing die Sturmkolonne mit einem Hagel von Pfeilen, außerdem machte ſie einen kräftigen Ausfall. Dabei blieb Uria, von Joab mit Abſicht ſchlecht oder gar nicht unterſtützt, auf dem Platze. Joab erſtattete durch einen Boten Bericht über das Gefecht; wenn David die bei dem Angriff getroffenen Anſtalten übel kritiſire, ungehalten darüber ſei, daß man einen Sturm bei noch mangelhafter Vorbereitung überhaupt unternommen habe, ſollte der Bote ſagen, daß auch Uria gefallen ſei. Als nun dieſer ſeine Meldung überbrachte, erwiederte David: „Es iſt eben Krieg; heute trifft es den, morgen jenen; Joab ſoll den Muth nicht ſinken laſſen, ſondern tapfer ausharren; er wird mit Rabba wohl zu Ende kommen.“ Und ſo geſchah es; nach Verlauf einiger Zeit gelang es Joab, 50.
den Ammonitern durch Beſitznahme des Stadttheiles, wo die Brunnen lagen, das Waſſer abzuſchneiden, ſo daß nun vorauszuſehen war, der Widerſtand müſſe binnen Kurzem ſein Ende

50) Sam. II, 12, 26 ffg.

erreichen. Da berichtete er an David und ließ ihm melden, jetzt möge er kommen und den letzten Angriff führen, damit er von dem Falle der ammonitischen Hauptstadt den Ruhm habe. Und der König im Vollgefühl seiner Würde reiste über den Jordan und war kaum vor Rabba erschienen, als dies auch schon auf Gnade und Ungnade sich ergab. David stand in der Mitte seiner Glanzperiode und mit ihm Israel. Wir sind somit an einen natürlichen Ruhepunkt der Geschichtserzählung gelangt und dürfen nun einige Bemerkungen über die Organisation der Königsmacht und ihrer Mittel einschalten.

Politisch militärische Organisation des davidischen Königreiches.

Auf seinem ganzen Wege von der Hut der Schafe bis zum Königsthron mit dem Priesterthum in enger Verbindung, von demselben begünstigt konnte David sich von ihm nicht lossagen, als er sein Ziel erreicht hatte. Es war außerdem bei dem Umstande, daß die Hebräer einen wichtigen Hebel der Einheit stets in ihren religiösen Anschauungen gefunden hatten, zweckmäßig, diesen nicht aufzugeben und es kam für das Königthum nur darauf an, eine Staatskirche zu schaffen, wenn es ziemlich sicher sein wollte, daß die Priester ihm nie feindlich gegenüberstehen, oft nützlich sein würden. Symbol der religiösen Einheit war von alters her die Lade des heiligen Bundes; diese in die weltliche Hauptstadt des Reiches versetzen und einen Kirchendienst bei ihr durch die Macht der weltlichen Obrigkeit gründen, das hieß im Wesentlichen eine Staatskirche aufrichten, mindestens das Fundament zu einer solchen legen. Es war also der erste Gegenstand, mit welchem David sich beschäftigte, als er Jerusalem erobert und sich vor den Philistern Ruhe verschafft hatte. In den Philisterkriegen kurz vor Sauls Auftreten war die Lade des heiligen Bundes an die Philister verloren gegangen. Diesen brachte sie kein Glück und sie ent-

ledigten ſich ihrer, indem ſie dieſelbe auf einen Wagen packten und die vorgeſpannten Ochſen ziehen ließen, wohin ſie wollten. Die Ochſen brachten die Lade nach Bethſemes; aber als ſei Jehovah erzürnt darüber, daß man es unvernünftigem Vieh überlaſſen habe, ſeine Lade zu führen, wohin ihm es gutdünke, auch Bethſemes ward geplagt und gezüchtigt. Da holten die Männer von Kiriath-Jearim ſie ab, und ein Privatmann Aminadab ſtellte ſie auf eine Höhe auf ſeinen Hufen und ſetzte einen ſeiner Söhne zum Prieſter bei ihr ein. Zu den Zeiten Sauls, der durchaus kein Kirchling war, zuletzt ſelbſt den Prieſtern offen feindlich entgegen und als deren Verfolger auftrat, ward nicht nach der Bundeslade gefragt. Nun brach nach ſeinen Siegen über die Philiſter David mit dem eben ver- 51.
ſammelten Auszug, 3000 ſtreitbaren Männern, auf, um im Pompe die Bundeslade nach ſeiner Hauptſtadt abzuholen. Aber kaum war ſie unterwegs, als auch ſchon wieder ein Unglück ſich ereignete, welches den König bewog, das Heiligthum an der Straße in der Wohnung des Philiſters Obed Edom von Gath ſtehen zu laſſen. Erſt als es dieſem entſchieden Glück brachte, entſchloß ſich David, ſie wirklich nach der Hauptſtadt zu holen. Er zog zu dem Ende mit ſeinem militäriſchen Stabe und mit den Leviten, welche nach alter Satzung wieder in das ihnen zuſtehende Amt eingeſetzt werden und fürder beim Transporte des Heiligthumes nicht minder als in ſeinem Dienſte alle Ochſen verdrängen ſollten, gefolgt von vielem Volke, aus zu der Wohnung Obed Edoms und holte unter großem Gepränge die Lade ab; unterwegs wurde öfters Halt gemacht und geopfert. Der König ſelbſt trug das prieſterliche Kleid und bewegte ſich im Menuetſchritt vor der Lade her; rauſchende Muſik begleitete den Zug. Michal, Davids Weib und Sauls Tochter, ſah aus dem Fenſter, als er in Jeruſalem einrückte; ſie verſtand nicht, daß heute eine Staatskirche aufgerichtet ward, ſie

51) Sam. II, 6, 1 ffg. Chron. I, 14, 1 ffg. 16, 1 ffg.

ſah nur, daß der ritterliche König wie ein Narr vor dem Kaſten einhertanzte, nach welchem ihr biederer Vater nie gefragt hatte, und als ihr Mann, nachdem er das Heiligthum in der Tempelbarake abgeſetzt und das Feſteſſen, welches dem Volke an dieſem glücklichen Tage gegeben ward, paſſend eingeleitet, heimkehrte, gab ſie ihm ihre Meinung in unzweideutiger Weiſe zu verſtehen: Wie herrlich iſt heut der König von Israel geweſen, der ſich entblößt hat vor den Mägden, wie Komödianten und Poſſenreißer es thun! David aber antwortete ihr: „Ich will vor dem Herrn ſpielen, der mich erwählt hat vor deinem Vater Saul und ſeinem ganzen Hauſe, zum Fürſten über ſein Volk und will mich noch viel weiter erniedrigen, und zu Ehren bringen die Mägde, welche du ſo verächtlich behandelſt," — und der König wies das Weib ſeiner erſten Liebe fortan bei Seite; möglicherweiſe war es ihm zu alt geworden und ſein Harem war außerdem gar nicht übel beſtellt.

Er richtete nun einen geordneten Tempeldienſt ein mit Prieſtern und Sängern und Muſikanten und gab für denſelben eine Liturgie heraus, in welcher das Gebet für den König nicht
52. fehlte: Taſtet meine Geſalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid!

Neben der Hochkirche ward der weltliche Glanz der Krone nicht vergeſſen. Dabei ſtand ein prächtiger Harem mit Allem, was daran und darum hängt, obenan und beſtändig ward er vermehrt, denn jeder Sieg brachte neben anderer auch eine Beute ſchöner Frauen und immer friſche Waare. Einen glänzenden
53. Palaſt, den König und ſein Haus aufzunehmen, ſollte man nicht für immer vermiſſen. Acht Jahre vor Davids Tode (980 v. Chr.) beſtieg der zwanzigjährige Hirom den Thron von Tyrus nach dem Tode ſeines Vaters Abibaal. Der jugendliche Herrſcher hatte von ſeinen Knabenjahren an von den Thaten des

---

52) Chron. I, 17, 22. 53) Movers, Phönicier II, 1, pag. 327 ffg. Sam. II, 5, 11. Chron. I, 15, 1.

Hebräerkönigs und von ſeiner wachſenden Macht reden und ſingen hören und ſchickte, begeiſtert von dieſer großen Perſönlichkeit und begierig, in nähere Beziehungen zu ihr zu treten, ſofort eine Geſandtſchaft nach Jeruſalem, um ſeine Thronbeſteigung in aller Form anzuzeigen. Die Geſandten fanden ſoviel Macht, Ruhm und Pracht aus gewonnener Beute in einer ärmlichen Holzhütte, wie ſie die rohe Baukunſt der Hebräer damals zu ſchaffen pflegte. Feine, dem König ſchmeichelhafte Bemerkungen darüber von Seite der tyriſchen Geſandten mit ihrem weit ausgebildeteren Geſchmack konnten faſt nicht ausbleiben; ein Wort gab dann das andere und mit vielen Vollmachten verſehen durften ſie dem Könige der Hebräer von Seiten des ihrigen Arbeiter und Material zum Bau eines Palaſtes anbieten oder jenen um die Erlaubniß, ſolche zu ſtellen, als eine Ehre bitten. Dies geſchah denn auch; und bald ſchmückte ein königliches Schloß Jeruſalem.

Neben dem geiſtlichen Beamtenthum, welches die Errichtung der Staatskirche ſchuf, erhob ſich ein weltliches; theils im Hofdienſte, theils im eigentlichen Staatsdienſte. Zum Unterhalt ſeines Hofes, vielleicht auch des Heeres in beſonderen Fällen eignete 54.
ſich David weitläufige Domänen zu, welche in ſeinem Namen von ſeinen Beamten verwaltet werden mußten, mit ebenſolchen Domänen wurden die Kriegsoberſten belohnt, ſo daß eine Art von Lehensſtaat entſtand; der König zog Steuern ein und bedurfte auch zu deren Beitreibung der Beamten; dies ganze Verwaltungsſyſtem mußte endlich von einer Centralſtelle aus, einem Miniſterium in der Hauptſtadt in Gang erhalten werden. Auch einen bedeutenden Schatz, theils aus Erſparniſſen, theils aus der Beute ſeiner glücklichen Kriege, ſammelte der König an, der ihn in den Stand ſetzte, ſtets ohne Beſinnen in die Geſchicke der Nachbarländer einzugreifen und deren Verlegenheiten auszubeuten.

54) Chron. I, 28, 25 ffg. Sam. II, 20, 23 ffg.

Daß die militäriſche Organiſation in dem neuhebräiſchen Königreiche, welches in Kampf und Sieg entſtanden war, eine große Rolle ſpielen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Aus dem Wüſtenleben und dem Kriege zur Eroberung des Landes Kanaan brachten die Hebräer die Grundlagen einer kriegeriſchen Organiſation mit; in den ſpäteren Kämpfen gegen ihre ſtreitbaren Nachbarn entwickelte ſich dieſelbe und das davidiſche Königthum konnte auf dem, was es vorfand, mit ziemlicher Natürlichkeit weiter bauen.

Es ſcheint, daß nach der Eroberung Kanaans die Kriegs-
55. züge ſtets von den Marsfeldern aus, auf denen ſich der größte Theil der ſtreitbaren Männer alljährlich verſammelte, auf denen wenigſtens die Stammes- und Geſchlechtsälteſten mit einem zahlreichen Gefolge angeſehener und ſtreitbarer junger Männer als Repräſentanten erſchienen, um allgemeine Landesangelegenheiten zu entſcheiden, unternommen wurden. Daß nun die ganze Maſſe wehrhafter Männer, welche hier verſammelt war, zu dem Kriegszuge ausrückte, darf man ſich keineswegs vorſtellen; vielmehr ward ein Auszug gebildet, welcher deren kleinſten Theil umfaßte und dies blieb ſo auch in der Zeit des ſauliſchen Königreiches und im Anfange des davidiſchen. Selbſt wenn hier von einem allgemeinen Aufgebot die Rede iſt, muß man nicht daran denken, daß jeder wehrhafte Mann zum Heere gefolgt ſei; höchſtens, daß jede Familie einen aus ihrer Mitte wohlgerüſtet ſendete, während ſonſt wahrſcheinlich außer denen, welche ſich freiwillig meldeten, nur aus jedem Geſchlechte einer erleſen ward.

David ordnete dieſe Verhältniſſe anders; die Marsfelder brauchte ſein Königthum nicht, in welchem die bekannte Zweiparagraphenkonſtitution: der König befiehlt, das Volk gehorcht, galt und es wollte ſie nicht haben. Er theilte die geſammte
56. wehrfähige Mannſchaft in 12 Aufgebote, wovon jedes einen

---

55) Sam. I, 7, 5 ffg.; 13, 2. II, 5, 1 ffg. vgl. 6, 1 ffg. Richt. 20, 10. 56) Chron. I, 28, 1 ffg.

Monat des Jahres lang auf dem Piket ſtand und ſich für den Fall, daß in dieſem Monate ein Kriegszug zu unternehmen war, zum Ausrücken bereit halten mußte; möglicherweiſe konnten im Nothfall auch zwei oder mehr Aufgebote zu gleicher Zeit in Dienſt gerufen werden und im Dienſte ſein. Die Stärke eines jeden der Aufgebote wird zu 24000 Mann angegeben, woraus folgt, daß nicht etwa, worauf man bei der gleichen Zahl von Monaten im Jahre und Stämmen kommen könnte, jeder Stamm ein Aufgebot ſtellte, ſondern, daß an jedem Aufgebot entweder alle Stämme oder doch eine größere Anzahl von Stämmen betheiligt waren; da die Seelenzahl der einzelnen Stämme eine ſehr verſchiedene war. Dieſe Einrichtung war auch vorzuziehen, da es jedenfalls nicht zweckmäßig geweſen wäre, ein ganzes großes Gebiet zeitweiſe von ſämmtlichen wehrhaften Männern, d. h. von allen arbeitsfähigen Händen zu entblößen. Als Alter des Eintritts in die Wehrhaftigkeit galt dasjenige 57.
von 20 Jahren. Der Druck des Wehrdienſtes für die Einzelnen war nach dieſer Anordnung, wenn wirklich von Monat zu Monat die dienſtthuende Mannſchaft gewechſelt ward, ein verhältnißmäßig geringer; wie es ſich aber damit in der Praxis machte, würden wir nur dann beurtheilen können, wenn wir wüßten, wie oft und in welchem Umfange es vorkam, daß mehrere Aufgebote zu gleicher Zeit in den Dienſt gerufen wurden. Solange die Sitte aufrecht erhalten ward, daß Kriegszüge überhaupt nur von den jährlichen ordentlichen Marsfeldern aus, oder im Nothfalle von außerordentlich verſammelten aus unternommen wurden, ſetzten ſich die Heere, da man der ganzen waffenfähigen Mannſchaft bei dem Kinderſegen des Volkes Israel ſicher niemals bedurfte, weſentlich aus Freiwilligen zuſammen. Wenn jetzt David für jeden Monat ein vollzähliges Heer in freilich bemeſſener Stärke in Bereitſchaft haben wollte, um jeden Moment ergreifen und jeden Schlag pariren zu können,

57) Chron. I, 28, 23.

ſo mußte die Freiwilligkeit der Theilnahme nothwendig aufhören, und darin lag nun, wie man ſich lebhaft vorſtellen kann, der eigentliche Druck der neuen Einrichtung. Anfangs war dieſelbe offenbar nur im Allgemeinen angeordnet und etwa befohlen, daß jede Gemeinde den zwölften Theil ihrer ſämmtlichen wehrhaften Mannſchaft einen Monat lang auf dem Piket halte. Dabei konnten eine Menge Dienſtentziehungen vorkommen, und daß ſie bei der Ungewöhntheit an die neuen Verhältniſſe wirklich vorkamen, daran iſt nicht leicht zu zweifeln. Dieſer Umſtand war es nun aller Wahrſcheinlichkeit nach, welcher David ſchließlich beſtimmte, eine Zählung der geſammten wehrhaften Mannſchaft vornehmen und dieſe aufgebotsweiſe in Liſten zuſammen-
58. ſtellen zu laſſen. Die Unpopularität dieſer Maßregel, welche das Drücken vom Dienſte äußerſt erſchwerte, ergibt ſich deutlich genug daraus, daß eine nach der Zählung und Anlegung der Liſten ausbrechende Epidemie vom Volke als eine Strafe Gottes für den Hochmuth des Königs angeſehen ward. Jedes der Aufgebote erhielt einen beſtimmten Oberſten, von denen einige, wie es ſcheint, noch ihre Oberſtleutnants hatten; es iſt möglich, daß dieſe Oberſten jedesmal mit ins Feld rückten und dann die Haufen und die Leichtbewaffneten anführten, während ihre Oberſtleutenants und die Oberſten der übrigen Aufgebote weſentlich Adminiſtrativbeamte, mit der Stellung des Aufgebotes beauftragt waren. Die Heere Israels beſtanden vor David rein aus Fußvolk und ebenſo verhielt es ſich auch noch in dem Anfange der Regierung Davids. Dieſes Fußvolk aber theilte ſich in zwei Klaſſen, das ſchwere für den Kampf in geſchloſſener Ordnung und das leichte, welches mit Fernwaffen focht. Das ſchwere
59. Fußvolk führte den Spieß und das Schwert als Trutzwaffen, einen großen Schild, der von verſchiedener Arbeit, vielleicht für die Maſſe des Volkes aus Flechtwerk ſein mochte (Zinna), als

58) Sam. II, 24, 1 ffg. Chron. I, 22, 1 ffg. 59) Sam. II, 1, 21, 22. Richt. 20, 2. Chron. I, 13, 24. König. I, 10, 16.

normale Schutzwaffe. Küraß, Helm und ſonſtige Panzerſtücke hatten ſicher nicht alle Streiter, ſondern nur die Vornehmſten und diejenigen, welche ſich auf das Soldatenhandwerk als einen 60.
Beruf legten; klein kann die Zahl der alſo mit Panzerung verſehenen Männer nur geweſen ſein, als ſich durch die Sauliſchen Kriege das Volk eben von dem unerträglichen Drucke der Philiſter befreite, welche ſowenig Waffen in Israel geduldet haben werden, als ſie Handwerker duldeten, die ſolche fertigen konnten.
— Das leichte Fußvolk führte urſprünglich die Schleuder; 61.
welcher Art dieſe Schleuder war, iſt nicht leicht zu erkennen; möglicherweiſe warf der Schleuderer einen Stein auf und ſchlug denſelben mit einem Stocke in die Richtung auf das Ziel, wie wir es heute beim Ballſpiel machen, es würde ſich ſo am einfachſten erklären, wie ſo ein großer Werth darauf geſetzt ward, daß der Schleuderer links ſei. Der Schleuderer war immer eine im Verhältniß zum ſchweren Fußvolk ſehr geringe Anzahl, möglicherweiſe waren ſie es, welche einen kleinen Schild (Magen) wohl am rechten Arme führten. Der Stamm Benjamin war beſonders reich an Schleuderern. Späterhin ward die Schleuder als Waffe des leichten Fußvolks von dem Bogen 62.
verdrängt. Dazu gaben die Philiſter Veranlaſſung; bei deren cretenſiſchem Urſprunge und den Zuzügen aus Creta, welche ihnen noch in ſpäterer Zeit nachkamen, iſt es nicht zu verwundern, daß ſie reich an Bogenſchützen waren und durch dieſe ſcheinen ſie vornämlich ihren Sieg auf den Höhen Gilboas gewonnen oder wenigſtens den Rückzug ſo verderblich für die Hebräer gemacht zu haben, bei welchem auch Saul von Bogenſchützen getödtet ward. Unmittelbar nach der Schlacht von Gilboa ordnete David in ſeinem damaligen Herzogthum Juda Uebungen im Bogenſchießen an, die ihm dann ſpäter bei der Vertheidigung ſeines verſchanzten Lagers vor Jeruſalem wohl ſehr

60) Sam. I, 17, 38. I. 13, 19 ffg. 61) Richt. 20, 16, vgl. 3, 15. Sam. I, 17, 40. König. I, 10, 17. 62) Sam. I, 31, 3 II. 1, 18.

zu Statten kamen, und der Bogen verdrängte von nun ab bei dem leichten Fußvolke Israels die Schleuder in dem Maße, daß
63. den Späteren ſelbſt Stellen, welche auf die alten Schleuderer Bezug hatten, ganz unverſtändlich und von ihnen nach ihrer Weiſe zurechtgelegt wurden.

Von der Kampfweiſe der Hebräer müſſen wir wenigſtens verſuchen, uns einen Begriff zu machen. Ihr ſchweres Fußvolk
64. theilten ſie der Regel nach in drei Haufen, welche wohl ungefähr auf gleicher Höhe miteinander und nebeneinander geordnet
65. wurden; das leichte Fußvolk ward dann vor der Front vertheilt, um mit dem Feinde zu ſcharmuziren, ihn hinzuhalten, ſo dem ſchweren Gelegenheit zu geben, zu manövriren und den richtigen Augenblick zum entſcheidenden Schlage zu erwarten und zu ergreifen. Es kann keinem Zweifel unterworfen ſein, daß jeder einzelne Haufen des ſchweren Fußvolks ſich eher in tiefer Ordnung als mit großer Front ſchaarte. Die Feinde, mit welchen die Hebräer zu thun hatten, namentlich auch die Philiſter, waren reich an Streitwagen und Reiterei, von denen die Hebräer bis auf Davids letzte Zeiten gar nichts beſaßen. Sie waren daher gezwungen, ihre Gefechtsfelder ſtets auf ein Terrain zu verlegen, auf welchem dem Feinde ſeine Roſſe und Wagen wenig helfen konnten, welches bedeckt und durchſchnitten war; und doch mußten ſie auf dieſem manövriren und leicht manövriren können, wozu ſie in Maſſe wohl viel geeigneter waren, als zum tapferen Kampfe Mann gegen Mann. Zum Manövriren aber waren tiefe Kolonnen unter allen Umſtänden zweckmäßiger als lange flache Linien. Hiezu kam noch, daß es der Maſſe ſicherlich in den meiſten Zeiten an Waffenübung und an guten Rüſtungen fehlte, daß man alſo verhältnißmäßig wenige Mannſchaft hatte, welche zur Bildung der vorderen Glieder und zur Einrahmung der Flanken geeignet war, während die Maſſe doch am Ende

---

63) Chron. I, 9, 40. 13, 2. 64) Richt. 7, 16. Sam. I, 11, 11; 13, 2, vgl. 24, 3. Sam. II, 18, 2. 65) Sam. II, 2, 14.

im Haufen mitlief und ihn vergrößerte. Wie tief nun die Juden für gewöhnlich ſich aufſtellten, darüber fehlt es uns allerdings an ſichern Nachrichten, indeſſen möchte ſich vielleicht daraus, daß öfters Hauptleute über 50 Mann erwähnt werden, welche doch in das reine Decimalſyſtem der ſonſtigen Eintheilung nicht paſſen, nicht ohne einige Berechtigung ſchließen laſſen, daß wenigſtens größere Haufen ſich 50 Mann tief ordneten.

David war in dem kleinen Kriege aufgewachſen, dieſer war eigentlich ſeine ganze Stärke, wir haben auch ſchon früher erwähnt, daß er auf die Ausbildung für das Schießgefecht ſchon als Herzog Judäas ſeine Aufmerkſamkeit richtete und dürfen wohl annehmen, daß er als König der Hebräer nicht anderer Anſicht wurde; aber er gebot zugleich über größere Maſſen als ſeine Vorgänger unter den hebräiſchen Feldherren, und aus der Natur der Dinge, aus ſeinem Charakter, aus der Kriegsſchule, welche er durchmachte, ſowie aus den wenigen genaueren Erzählungen über ſeine Schlachten, welche wir beſitzen, iſt zu ſchließen, daß er die Vermehrung des leichten, mit Fernwaffen kämpfenden Fußvolkes nur benutzte, deſto ſicherer und entſchiedener mit den Haufen des ſchwerbewaffneten Fußvolkes manövriren und deſſen entſcheidende einfache Stöße deſto ſicherer ausbeuten zu können, daß alſo ſeine Taktik im weſentlichen nur die entwickelte, auf größere Maſſen angewendete althebräiſche Taktik war. Daß Einiges hinzukam, wird dadurch nicht ausgeſchloſſen; ſo iſt es im höchſten Maße wahrſcheinlich, daß David, welcher ſo viele Eroberungskriege führte, in deren Schlachten er ſich das Terrain nicht wählen konnte, wie es im Vertheidigungskriege wohl möglich war, Reiter und Streitwagen unterhielt, zumal er mit Armeen, wie die ſyriſchen und philiſtäiſchen zu kämpfen hatte, welche damit reichlich verſehen waren und ſeine Finanzen ihm dergleichen wohl geſtatteten. Unter Davids Regierung wenigſtens werden ſchon Streitwagen erwähnt und im 66.

66) Sam. II, 15, 1. König. I, 1, 5.

67. Anfange der Regierung ſeines Nachfolgers Salomo beſaß dieſer ſchon 12000 Reiter und 1400 Streitwagen, welche letzteren er wie die Pferde für ſie und die Reiterei aus Egypten bezog und für deren Garniſonen eigene Städte angewieſen waren.
68. Die Heergeſellen Davids, welche in der erſten Zeit ſeines Abfalls von Saul ſich ihm angeſchloſſen und ihn auf ſeinem Wege zum Königsthron begleitet hatten, ſcheinen, nachdem er denſelben zurückgelegt hatte, als eine Art königlicher Leibwächter und Lehensträger beſtanden zu haben, welche verpflichtet, auf den erſten Wink im Felde zu erſcheinen, hier theils die Befehlshaberſchaft über die größeren Heeresabtheilungen erhielten, theils dem Könige oder ſeinem Feldmarſchall den Stab lieferten, theils ihm endlich mit ihrem gerüſteten Gefolge als Trabanten dienten, die königliche Garde bildeten.

Für die Lagerordnung der Heere Israels beſtanden ſchon ſeit uralten Zeiten beſtimmte Normen, welche wahrſcheinlicher Weiſe niemals ganz verloren gingen und wenn ſie auch zu Sauls Zeiten nicht vollſtändig beachtet, doch von David ſicher-
69. lich erneuert wurden. Den Mittelpunkt des Lagers bildete die heilige Lade oder das Zelt des Feldhauptmanns, wenn jene auf dem Kriegszuge nicht mitgenommen ward; um ſie beſchrieben die Lager der Stämme ein Quadrat, und zwar lagerten auf der Morgenſeite des Lagers die Mannſchaften der Stämme Juda, Iſaſchar und Sebulon, auf der Südſeite die Mannſchaften von Ruben, Simon und Gad, auf der Abendſeite Ephraim, Manaſſe und Benjamin, und auf der Mitternachtsſeite Dan, Aſſer und Naphtali. Daß beſtimmte abändernde Vorſchriften für die Fälle beſtehen mußten, wo nicht Mannſchaften aller Stämme im Heere vorhanden waren, iſt an ſich klar. Die Leviten lagerten um die Bundeslade, deren Hut und Schutz ihnen anver-

---

67) Chron. II, 9, 25, vgl. König. I, 4, 26. 68) Chron. I, 12, 10 ffg.; 13, 1 ffg.; 19, 15 ffg. I, 28, 2. Sam. I, 22, 2; II, 23, 8. 69) Moſ. IV, 2, 1 ffg.

traut war; sie scheinen zugleich die Trompeter des Heeres ge- 70.
liefert zu haben, was bei ihrer Beschäftigung mit dem Tempel-
dienst sehr natürlich war. Vielleicht ist nach einer Stelle es
erlaubt, anzunehmen, daß man auf je 100 Mann einen Trom-
peter rechnete. Geschützt wurden die Lager ringsum durch eine
Wagenburg, welche aus den mitgeführten Rüstwagen, später 71.
auch den Streitwagen gebildet ward. — Die Marschordnung
schloß sich in der Weise an die Lagerordnung an, daß das Lager
der Ostseite zuerst als Avantgarde aufbrach, dann das der Süd-
seite, auf dieses die Bundeslade, hinter derselben das Lager der
Abendseite und der Nordseite folgten.

Wenn die alte Garde, das ursprüngliche Heergeleite Davids,
weder im Frieden noch im Kriege beständig beisammen war,
sondern in jenem sich größtentheils vertheilt auf ihren Gütern 72.
aufhielt, im Kriege aber wesentlich in die Führung des Heeres
und die Stäbe aufging, so verhielt es sich anders mit einer
andern Garde, welche David sich als König errichtet hatte.
Dies sind die Crethi und Plethi, eine aus Philistern und Nach- 73.
züglingen aus Creta geworbene Fremdtruppe, welche unter dem
Befehle des Benaja stand. Diese Truppe war im Frieden die
Palastwache, im Kriege die eigentliche Leibwache des Königs.
Gut bezahlt wie sie war, hatte sie eine große Anhänglichkeit an
den König und ohne Interesse für die inneren Angelegenheiten
Israels, ohne Zusammenhang mit den Parteien, eignete sie sich
am besten zur Handhabung der hohen dynastischen Polizei und
ward sicherlich oft zu Executionen verwendet. Sie scheint 600
Mann stark gewesen zu sein. Ob diese im gewöhnlichen Frie-
densdienste immer vollzählig zusammen waren, ist nicht sicher,
es läßt sich im Gegentheil vermuthen, daß sich stets eine An-
zahl — versteht sich mit gutem Wartegeld — in den philistäi-

---

70) Jos. 6, 6. Richt. 7, 3. 7. 71) Sam. I, 26, 5. 72) Sam. I, 8, 14. 73) Sam. II, 8, 18; 15, 18. König. I, 1, 10. I, 2, 25. 34. Chron. I, 19, 17.

ſchen Städten auf Urlaub befand. Dieß war eigentlich ganz zweckmäßig, denn von dem bloßen Wachtdienſt im Palaſt in ganzer Stärke nicht genügend in Anſpruch genommen, hätten dieſe Leute, zu halbem oder Dreiviertheilsmüßiggang verdammt, doch am Ende Geſchmack an Intriguen gewonnen und ſich mit Parteien am Hofe und im Lande näher eingelaſſen, während ſie bald im Felde, bald am Hofe, bald in der Heimath und hier lediglich ihrem Vergnügen lebend, daran zu denken keine Zeit und keine Veranlaßung hatten. Sicherlich hatten aber dieſe
74. Beurlaubten die Pflicht, ſich im Falle der Noth auf den erſten Ruf oder ſelbſt ohne Ruf, ſchleunigſt am Hoflager oder im Hauptquartier des Königs einzuſtellen.

Wenn unter der Regierung Davids, wenigſtens in der letzten Zeit, eine ſtrenge Kontrolle über die Heerbannpflichtigen geübt ward, ſo mögen dabei auch ältere und ſpäterhin wieder in Uebung getretene Exemtionen von der Dienſtpflicht mißachtet
75. worden ſein. Dazu gehörte z. B. daß ein Mann, der eben geheirathet hatte, nicht zum Kriegsdienſt gezwungen werden durfte, ein Geſetz, welches z. B. bei dem Heerbanne Karls des Großen auch galt, daß ebenſo ein Mann, der kürzlich ein Haus gebaut hatte oder einen Weinberg angepflanzt, welcher ihm noch keine Frucht getragen, für dießmal dienſtfrei war. Wenn nun an derſelben Stelle noch hinzugeſetzt wird, daß auch Alle, die Furcht hätten, gleichfalls frei ſein ſollten, damit ſie nicht den Andern ihre Feigheit mittheilten, ſo iſt dies nur ein Zeugniß für das, was wir früher ſagten, daß die hebräiſchen Heere in vordavidiſcher Zeit ſich vorzugsweiſe aus Freiwilligen zuſammenſetzten, daß es wenigſtens den Familienhäuptern überlaſſen ward, diejenigen aus ihren Häuſern, welche ſie für die geeignetſten hielten, unter Berückſichtigung aller ſpeziellen Verhältniſſe für den Auszug zu beſtimmen. Gegen Leute, die ſich widerrechtlich dem Kriegsdienſte entzogen, beſtanden ſicherlich von Alters her

74) Sam. II, 15, 18—23. 75) Moſ. V, 20, 5—8.

ſtrenge Strafen, indeſſen hatten ſie ebenſo ſicherlich ihre Ab- 76.
ſtufungen, es war auch wohl ſelten nothwendig, von ihnen Ge-
brauch zu machen, da die patriarchaliſche Gewalt der Familien-
häupter ſehr weit reichte. David mußte nothwendig bei ſeiner
ſtrengen Kontrolle über die Heerbannspflicht auch die Strafen
reguliren, aber es iſt anzunehmen, daß, wenn er ſie auf der
einen Seite regelmäßiger anwendete, er ſie zugleich ermäßigte
und namentlich die Lebens- und Leibesſtrafen in — freilich
ruinöſe — Geldſtrafen verwandelte. Alle kleinen Völkerſchaften,
welche nur durch Abſchluß gegen Fremde ſich Selbſtſtändigkeit
erringen und erhalten können, müſſen ſtrenge Kriegsregeln gegen
ihre Feinde beobachten und dieſe um ſo ſtrenger ausüben, je
näher ihre Feinde ſitzen, je gefährlicher ſie folglich der Einheit
und Selbſtſtändigkeit des Volkes ſind. Männliche Gefangene 77.
machen, die ſich in die Familien nachher unverſehens eindrängen,
iſt hier nicht rathſam; ſie abgeſperrt unterhalten aber ebenſo
wenig, da dies zu viele Koſten macht. Wie die Schweizer in
ihren Befreiungskriegen, beobachteten daher auch die Hebräer,
ſeit ſie in Kanaan erobernd einfielen, die Regel, mindeſtens
alles Männliche, deſſen ſie Herr wurden, zu tödten; ja in den
Städten, die mitten in ihrem Eroberungsgebiete, ihnen feindlich,
lagen, tödteten ſie ſogar Weiber und Kinder, während ſie bei
Kriegführung an ihren Grenzen dies nicht thaten, ſondern Wei-
ber und Kinder nur in die Gefangenſchaft führten, von ihren
Geburtsſtätten und damit von alten lebendigen Erinnerungen
entfernten. Auch todten Gegenſtänden, welche dem Feinde ab-
genommen waren, ward der Vernichtungskrieg erklärt, inſofern
ſie unisraelitiſch waren und die Beſorgniß entſtand, ihre Auf-
nahme in die hebräiſchen Heere könnte dieſen ihre Ureigenthüm-
lichkeit nehmen. Zu dieſen Gegenſtänden gehörten namentlich

76) Richt. 21, 8—12. 77) Moſ. V, 20, 13—20. Sam. I, 15, 1—33. Sam. II, 8, 2.

78. auch die erbeuteten Streitwagen der Feinde. Aus leicht begreiflichen Gründen ging das davidiſche Königthum ſchon von dieſer Regel ab. Von den dem Hadadeſer abgenommenen Streitwagen behielt David 100 für ſich und vernichtete nur die übrigen, um dem Geſetze gewiſſermaßen genug zu thun. Fruchtbäume
79. und Früchte zu verderben, von denen man ſich nähren konnte, war vernünftiger Weiſe verboten, dagegen nicht, andere Bäume abzuhauen, die z. B. zu Belagerungsbauten benutzt werden konnten.

Nachdem wir nun das Kriegsweſen der Juden, wie wir es uns im Weſentlichen in der davidiſchen Zeit organiſirt zu denken haben, kennen gelernt, dürfen wir zum weiteren Verlaufe der Geſchichte zurückkehren.

Aufſtand Abſalons.

So glänzend äußerlich die Herrſchaft Davids war und ſo wohl begründet ſie ſchien, ſo viele ſchwache Seiten hatte ſie doch; ſie war weſentlich eine orientaliſche Willkürherrſchaft, unter der viele Einzelne abſcheulich litten, unter der ſie ſich krümmten und unter die ſie ſich nur beugten, weil es eben einmal ſo und nicht anders war, immer mit dem halbbewußten Vorbehalt, ſollte einmal eine Aenderung eintreten, dieſe gerne nicht blos anzunehmen, ſondern auch nach Kräften zu ihrer Vollendung mitzuwirken und mit der Hoffnung, daß eine ſolche Aenderung doch wohl einmal eintreten werde. Faſt die ganze übrige männliche Nachkommenſchaft Sauls, zwei Söhne und fünf Enkel des-
80. ſelben, hatte David aus dem Wege räumen laſſen, um ſich von ihren Prätenſionen zu befreien; nur einen, den Mephiboſeth, einen Sohn Jonathans, mit welchem, da er noch ein kleiner

78) Sam. II, 8, 4; vgl. Ewald, Alterthümer des Volkes Israel, p. 87. 79) Moſ. V, 20, 19. 20. 80) Sam. II, 21, 1 ffg.; 2, 4; 9, 1 ffg.

Knabe war, ſeine Wärterin auf die Schreckenskunde der Niederlage von Gilboa, des Todes Sauls und Jonathans, geflohen war und den ſie dabei hatte fallen laſſen, ſo daß er ſeitdem auf beiden Füßen lahm war, ließ der Tyrann am Leben und gab ihm ſelbſt die Güter Sauls als Eigenthum zurück. Die Prieſter haben die Geſchichte des Mordes einerſeits, der Verſchonung andererſeits wunderbar entſtellt, beide ſo auseinandergeriſſen, daß die erſtere viel ſpäter erſcheint, als die letztere, dieſe nun als eine Gutthat, dem Hauſe Sauls erwieſen, jene als eine durch ſchwer verſtändliche Thatſachen dem David abgedrungene Nothwendigkeit. Indeſſen iſt in den Abſchriften aus alten Quellen glücklicher Weiſe ſoviel Verrätheriſches ſtehen geblieben, daß über den Zuſammenhang der Thatſachen kein Zweifel obwalten kann. Der Mord der kräftigen Männer neben der Verſchonung des lahmen Jünglings ſpricht deutlich genug. Wie aber der König gegen die nächſten Zweige von Sauls Stamme mit der willkürlichſten und rückſichtsloſeſten Grauſamkeit, welche die heuchleriſche Vertuſchung der wirklichen Abſichten und Zwecke nur deſto ſchändlicher erſcheinen ließ, verfuhr, ſo wird er nicht minder gegen die weitverbreitete Anhängerſchaft ſeines Vorgängers verfahren ſein, und wenn ſich vor ſeiner Rache oder ſeinem Haſſe eine Menge Menſchen in ihrem Bette, in ihrem Hauſe bei aller Zurückhaltung nicht ſicher glauben konnten, vermochten ſie ihn da etwa zu lieben, ſich ihm innig anzuſchließen? Nein, ſie konnten ihn wohl fürchten, aber die Furcht hat als Herrſchmittel leicht erreichte Grenzen, und wenn die Ausſicht vorhanden iſt, derſelben ein für alle Mal ein Ende machen zu können, ſo wird Vieles gewagt. Wahrlich, was Samuel einſt von dem Drucke des Königthums geſagt haben ſoll, das paßte nun ſo ſehr auf dasjenige Davids, als wenig 81.
auf dasjenige Sauls, auf welches die prieſterlichen Freunde Davids davon Anwendung machen wollten. Wenn heutzutage

81) Sam. I, 8, 11—18.

durch die Preſſe manche Regierung glänzend gemacht wird, indem jene mit Emphaſe von großen Bauten, von hohen Staatseinnahmen und dergleichen mehr redet und daraus Schlüſſe auf den Nationalwohlſtand macht, ohne zu berechnen und ohne zu erklären, ob die hohen Staatseinnahmen nicht lediglich Folge eines Ausſaugungsſyſtems ſind, welches den Nationalwohlſtand, weit entfernt, ihn zu heben, vielmehr auf Generationen vernichtet, ſo wendete David zu ſolchem Zwecke ganz ähnliche Mittel an. Was den Daviden von heute die wohlorganiſirte Tagespreſſe, das waren ihm die im Clerus für die hebräiſche Hochkirche organiſirten Leviten, aus denen die Lehrer des Volkes und der Jugend, die Dichter, die Chroniſten und Geſchichtsſchreiber hervorgingen. Aber wie glänzend dieſe Alles ausmalen mochten, wie wenig ſie von den Thränen und dem Blute reden mochten, welches an dem königlichen Glanze klebte, dieſe Thränen und dieſes Blut, waren doch vergoſſen.

Dazu kam nun, daß das Privatleben Davids nichts weniger als ein reines war, daß an ſeinem Hofe und in ſeiner Familie die höchſte Liederlichkeit das höchſte Geſetz war und ihr zu fröhnen, die ſchändlichſten Schändlichkeiten begangen wurden.
82. Als Uria vor Rabba gefallen war und ſein Weib Bathſeba ausgetrauert hatte, nahm David dieſe haſtig zu ſich; ſie gebar ihm, kaum den Trauerkleidern, die ſie um Uria getragen hatte,
83. entſchlüpft, ein Kind, welches allerdings bald ſtarb, aber nicht das einzige blieb; ihm folgte Salomo, der Nachfolger Davids auf dem hebräiſchen Throne.

Amnon, Davids Sohn, verliebte ſich ſterblich in ſeine
84. Halbſchweſter Thamar; er ſtellte ſich krank, um ihren Beſuch zu erhalten und nothzüchtigte ſie; ſtatt ſie dann aber zu heirathen, was nach den damaligen Begriffen erlaubt geweſen wäre, wollte er nichts weiter von ihr wiſſen. Thamars leib-

82) Sam. II, 11, 26. 27. 83) Sam. II, 12, 14 ffg. 84) Sam. II, 13, 1 ffg.

licher Bruder Abſalon ſann auf Rache; zu einer Schafſchur, welche er zwei Jahre nach dem Attentate hielt, lud er die ganze Familie ſeines Vaters ein und ließ bei dieſer Gelegenheit ſeinen Halbbruder Amnon niedermachen; zu David gelangte ſogar das Gerücht, daß alle ſeine Kinder getödtet wären. Abſalon floh darauf zum Könige der Geſuriter, Ammai, bei dem er drei volle Jahre im Exile blieb. Das waren jedenfalls luſtige Beiſpiele für das Volk und ſicherlich nicht gemacht, deſſen Ehrfurcht vor Thron und Hof zu erhöhen.

Abſalon war vielleicht die edelſte Natur in der ganzen Miſtpfütze; ſeine Rache an Amnon ſpricht für ihn. Die Fürſprache Joabs, des alten Feldmarſchalls, befreite ihn aus dem Exil 85.
und führte ihn nach Jeruſalem zurück; aber innerlich verſöhnt war er mit ſeinem Vater nicht: die Bedrängten und Beladenen 86.
wendeten ſich an ihn, wenn ſie Erleichterung ſuchten; er nahm ſich ihrer an, wo er konnte, und dies ſchuf ihm auf dem kürzeſten und natürlichſten Wege eine Partei im Lande, die endlich ſo mächtig ward, daß der Gedanke ihm nahe kam, ſeinen Vater, der dem bedrängten Volke von Tag zu Tag verhaßter wurde, bei dem Recht und Gerechtigkeit ebenſo wenig zu finden war als gegen ihn, vom Throne zu verdrängen und ſich ſelbſt auf dieſen zu ſetzen. Abſalon errichtete ſich eine Leibwache und ſchaffte ſich auf eigene Fauſt Streitwagen an; durch leutſeliges Betragen gegen Arme und Bedrückte vergrößerte er die Zahl ſeiner Anhänger; durch Andeutungen, die er beiläufig fallen ließ, daß Alles ſich anders geſtalten werde, wenn er einmal auf dem Throne ſäße, regte er Hoffnungen an; durch Verabredungen mit hervorragenden Männern, die Urſache hatten, mit David unzufrieden zu ſein, in allen Stämmen organiſirte er ſeine Partei. Und als er die Sache zum Ausbruche reif hielt, verabſchiedete er ſich von ſeinem Vater, unter dem Vorwande, daß er in ſeinem Exile bei dem König der Geſuriter

85) Sam. II, 14, 1 ffg. 86) Sam. II, 15, 1 ffg.

ein Gelübde gethan habe, zu Hebron ein reiches Opfer zu bringen, falls der Gott seiner Väter ihn in das Land seiner Väter wieder zurückführe. David hatte gegen die Erfüllung dieses Gelübdes nichts einzuwenden und Absalon zog mit einem Gefolge von 200 Mann aus Jerusalem und nach Hebron; in alle Stämme aber eilten gleichzeitig seine Boten mit der Kunde, Absalon sei zu Hebron zum König ausgerufen. Auf diese Nachricht liefen die streitfähigen Männer seiner Partei ihm schaarenweise zu und bald sah er sich an der Spitze eines mächtigen Heeres. Seinem Vater David ward angst und bange, da er dies vernahm, aber sein Vertrauen auf seinen Stern und seine Besonnenheit verließen ihn keinen Augenblick. Soviel war mit Sicherheit vorauszusehen, Absalon werde sich zuerst gegen die Hauptstadt wenden; fand er David dort, so war Krone und Reich sein, denn Jerusalem haben und den König, das hieß damals nicht weniger als es heute heißen würde, Paris und Napoleon haben. Aber wie Paris allein heut noch nicht Alles sein würde, so war es auch damals mit Jerusalem, und David lag daher nichts näher am Herzen, als die beiden natürlichen Objekte seines Gegners zu trennen, d. h. sich selbst aus Jeru-
87. salem zu entfernen. Er nahm daher seine Leibwache und die Mehrzahl seiner Weiber und rückte aus über den Bach Kidron; Hofjuweliere, Hofschuster, Hofschneider, kurz Alles was vom Hofe lebte, unter der jetzigen Regierung dadurch das Privilegium gewonnen hatte, das andere Volk zu schinden, dies Privilegium auszubeuten nicht faul gewesen war und folgerecht nicht darauf rechnen konnte, es unter der folgenden Regierung zu behalten, schloß sich heulend und schreiend ihm an. Auch die Priester mit der Bundeslade wollten, wie nicht zu verwundern, ihm folgen. Doch David sendete sie zurück und mit ihnen die Lade; er mußte nothwendig einen Fuß und sichere Verbindungen sich in der Hauptstadt erhalten, um späterhin zweck-

87) Sam. II, 15, 14 ffg.

mäßig handeln zu können. Und auf wen hätte er ſicherer vertrauen können, als auf die Prieſter der Hochkirche, deren Intereſſe er mit dem ſeinigen ſo innig verknüpft hatte? Ohne die Bundeslade war indeſſen deren Aufenthalt in der Hauptſtadt verdächtig, und ſo vortheilhaft es ſonſt erſcheinen konnte, ſie im Lager zu haben, mußte David doch aus höheren ſtrategiſchen Rückſichten auf dieſen Vortheil verzichten und ſie in der Hauptſtadt laſſen. Sie rechtfertigte den Aufenthalt der Prieſter dort. Von ſeinen zahlreichen Odalisken hatte David nur zehn in Jeruſalem zurückgelaſſen, wahrſcheinlich nicht die ſchönſten, um des Palaſtes zu hüten. Als er nun auszog, fand ſich auch ein treuer Anhänger, — und wie ſollte ein Mann wie David deren nicht haben? — Huſai, der Arachiter, 88.
bei ihm ein, ſein Unglück mit ihm zu theilen. David, gerührt von den Opfern, die der Mann ihm zu bringen gedachte, berechnete doch, daß derſelbe ihm viel mehr Nutzen ſchaffen könne, wenn er in Jeruſalem bleibe. Er ſendete ihn alſo dorthin zurück, empfahl ihm, ſich mit den treuen Prieſtern in Verbindung zu ſetzen und zu halten, äußerlich aber ſich Abſalon zu unterwerfen und in möglichſt nützlicher Weiſe für den alten König auf die Beſchlüſſe des jungen einzuwirken, insbeſondere aber dem Rathe Ahitophels, des Giloniters, eines wirklichen 89.
Geheimrathes Davids, welcher ſich jetzt Abſalon angeſchloſſen hatte, entgegenzuarbeiten. Nachdem David auf dieſe Weiſe, ſo weit es einem Menſchen möglich war, die Vorbereitungen für ſein ſpäteres Handeln getroffen, zog er an das weſtliche Ufer des Jordan. Unterwegs hatte er noch manche Erfahrungen 90.
zu machen; ein Pächter Mephibojeths, Namens Ziba, führte ihm für ſeine Mannſchaft Proviant zu und antwortete auf die Frage nach ſeinem Herrn: dieſer ſei in Jeruſalem zurückgeblieben und rechne ſicher darauf, daß Sauls Dynaſtie wieder

88) Sam. II, 15, 32 ffg. 89) Sam. II, 15, 12. 31. Chron. I, 28, 33. 90) Sam. II, 16, 1—13.

hergeſtellt werden würde. David verſprach darauf dem Pächter des Enkels Sauls alle Güter des letzteren. Ziba war ohne Zweifel ein ſchlauer Fuchs und hatte wenig Vertrauen zu dem Erfolge des Aufſtandes. Minder ſchlau war ein anderer Mann aus der Familie Sauls, Simei, welcher den fliehenden König höchſt unhöflich mit Steinen warf und ihn ein ganzes Stück Weges begleitete, um ihm zu ſagen, daß er ein Bluthund und ein Hurenkerl ſei und daß ſeine Tyrannei jetzt ein ſchmähliches Ende nehmen werde. Obgleich David den Menſchen durch ſeine Leibwache wohl hätte niederhauen laſſen können, ſchonte er ſeiner doch. War es Niedergeſchlagenheit, war es vorübergehende Großmuth? Wir wollen es nicht entſcheiden. Kurz, David wehrte ſeinen wüthenden Anhängern, die, wie es oft zu geſchehen pflegt, royaliſtiſcher waren als der König, und unter denen Abiſai, der Bruder Joabs, der Sieger über Edom, ſich beſonders auszeichnete, dem fluchenden und ſchimpfenden Simei irgend etwas zu Leide zu thun.

91. Unterdeſſen zog Abſalom in die Hauptſtadt ein ſammt dem Heere ſeiner Partei; Huſai kam ungefähr gleichzeitig nach Jeruſalem, ließ ſich dem Prinzen vorſtellen und huldigte ihm als König. Ein leiſer Verdacht, ein Schatten von Entrüſtung, ſchlich ſich in Abſaloms Herz. „War nicht der König David dein Freund?“ rief er dem abtrünnigen Huſai zu; „iſt das deine Treue an ihm, daß du in der Stunde der Noth und Gefahr ihn verläſſeſt?“ „Mein König iſt,“ erwiderte Huſai, „welchen der Herr der Heerſchaaren und das Volk Israel ſich erwählt; nicht David war ich treu, ſondern dem König David, und ſo treu ich dieſem gedient habe, will ich fortan dem König Abſalom dienen.“

92. Ahitophel war Abſaloms Miniſterpräſident und der eigentliche Regent; was er rieth, was er anordnete, das geſchah. Ein Rath ward zuſammenberufen, um zu überlegen, in welcher

---

91) Sam. II, 16, 14 ffg. 92) Sam. II, 16, 20 ffg.

Weiſe Abſalom am zweckmäßigſten ſeine Beſitzergreifung vom Throne zu erklären habe. Ahitophel rieth, zuerſt von den Ueberreſten des Harems Beſitz zu ergreifen, welche David in ſeinem Palaſte zu deſſen Bewahrung zurückgelaſſen hatte. Dieſer Eingriff in die intimſten Verhältniſſe des flüchtigen Königs ſollte ihn nicht blos politiſch vernichten, ſondern auch bürgerlich verächtlich, ſtinkend vor Israel machen. Wir haben ſchon bemerkt, daß David wahrſcheinlich nicht die hübſcheſten ſeiner Odaliſken im Königsſchloß zu Jeruſalem zurückgelaſſen hatte. So mochte dem Abſalom die Befolgung des Rathes Ahitophels mehr als eine ſchwere Arbeit, denn als ein Vergnügen erſcheinen. Indeſſen er entſchloß ſich dazu; die Staatsraiſon, die politiſche Pflicht ſiegte über die menſchliche Neigung. Der Act ward feierlich auf dem Dache des Königsſchloſſes, auf welchem man doch anſtandshalber für den Kern des Feſtes ein Zelt aufſchlug, vollzogen vor allem Volke, welches zu dieſem Erzeugungsacte wie zu dem Vernichtungsact einer Hinrichtung zuſammenſtrömte und in jeden Tuſch, der die Vorführung eines neuen Gegenſtandes ankündigte, mit vieltauſendſtimmigem Hurrah einfiel.

Wie groß nun auch die perſönliche Anſtrengung des Prinzen dabei geweſen ſein mochte, — daß mit dem Weiberkriege auf dem Schloßdache die Sache nicht abgemacht ſei, daß man ſich womöglich, um eine günſtige Entſcheidung zu erzielen, Davids todt oder lebendig bemächtigen müſſe, war an ſich klar. Abſalom war noch ein wenig abgeſchlagen und müde, als Ahitophel ſchon ein neues Miniſterconſeil veranlaßte, um über fernere 93.
Maßregeln zu berathſchlagen. Ueberzeugt, daß David bei ſeiner Kriegserfahrung und bei den großen Hülfsmitteln ſeines Geiſtes nur Zeit bedürfe, um ſich zu erholen, um ſeine Anhänger zu ſammeln und um dann ſeine Feldherrngaben zu entfalten, daß er aber in dieſem Falle mindeſtens den Kampf in die Länge ziehen und dabei manche Chance für ſich gewinnen könne, ſchlug

93) Sam. II, 17, 1 ffg.

Ahitophel vor, die Zeit eben dem alten Könige nicht zu laſſen. Er erbot ſich, mit 12000 Mann guter Truppen, die ſofort verfügbar waren, ohne Säumen aufzubrechen, den alten König zu überfallen und ihn, wenn er ſein habhaft würde, aus dem Wege zu räumen. Nie war ein beſſerer, verſtändigerer Rath gegeben worden; aber wie ſelten wird ein wirklich guter Rath befolgt! Der müde Abſalom, vielleicht auch durch den traurigen Gedanken bewegt, daß er, der Sohn, dem eignen Vater gegenüberſtand, wollte auch noch die Meinung des klugen Arachiters Huſai hören. Nun war es an dieſem, ſeine ganze diplomatiſche Gewandtheit zu entfalten. Nachdem er vernommen, was Ahitophel vorgeſchlagen, erkannt, wie vortrefflich dieſer die Situation beurtheilte, die ganze Bedeutung des Augenblickes überſchlagen und ſich mühſam geſammelt hatte, redete er alſo: „Mir ſcheint dieſer Rath Ahitophels nicht der richtige. Du, Prinz Abſalom, kenneſt deinen Vater zur Genüge; du weißt wohl, daß er ein Krieger iſt, der ſeines Gleichen ſucht, ein Feldherr erſten Ranges; du weißt auch, daß er gegenwärtig einen Kampf der Verzweiflung zu beſtehen hat, daß er dies ebenſowohl erkennen muß, als du ſelbſt, und daß, wenn ſeine Mannen es nicht einſehen ſollten, was ſehr unwahrſcheinlich iſt, da ſie mit ihm in beſtändigem Kampfe groß geworden ſind und von dir ſicherlich nichts zu erwarten haben, David ihnen die Sache ſchon begreiflich machen wird. Weſſen darf man ſich nach Allem von dem Könige David verſehen? Er lauert jetzt in irgend einem Verſteck. Ahitophel zieht mit irgend einer im Ganzen nicht beträchtlichen, wenn auch David überlegenen Schaar aus; ſo lange er dieſe zuſammenhält, wird der König ſich hüten, mit ihm aneinanderzuſtoßen. Im kleinen Kriege von Jugend auf geübt, wird er ausweichen, wo er es kann. Und ſollte er es nicht können? Dann verſteht es Niemand mehr! Doch wehe den Deinen, wenn ſie ſich trennen! Und wer ſteht dir dafür, daß ſie es nicht thun? Entweder glauben ſie, David habe Furcht, glauben ihn verachten zu können und denken nur noch

daran, wie ſie ihn von allen Seiten umſtellen können, um ihn zu fangen, nicht mehr daran, wie ſie ihm im Gefechte begegnen wollen, wenn es zu dieſem kommt; oder ſie werden erbittert durch das ewige Ausweichen des Feindes und meinen, ihn nun ganz ſicher, wie ein wildes Thier in der Schlinge fangen zu können, wenn ſie ihm nur nach allen Richtungen hin den Ausweg verlegen. Du ſiehſt: eine Theilung der Deinen iſt in jedem Falle wahrſcheinlich. Aber darauf eben wartet dein Vater, und wenn ſie erfolgt iſt, deſſen kannſt du ſicher ſein, dann bricht er aus ſeinen Verſtecken hervor und dann ſiegt er ſicherlich über einen der Theile deiner Macht. Denn das wirſt du zugeben, daß ſeine Gefolgſchaft aus verzweifelten Leuten beſteht und daß ein verzweifelter Mann mehr wiegt, als ein halb Dutzend gewöhnlicher tapferer Leute; auch das weißt du wohl, daß David ein Führer iſt, der ſeine Kräfte zu gebrauchen, ſeinen Moment zu wählen weiß. Aber, wirſt du mir einwerfen, er ſchlägt vielleicht wirklich mit ſeiner Mannſchaft Tauſend der Meinen, auf die er gerade trifft, was iſt damit verloren? Alles! ſage ich dir. Dort, wo er geſiegt hat, hat er eben ein Loch in dein Netz geriſſen und durch dieſes entſchlüpft er; dieſelbe Geſchichte könnte ſich zehn-, zwanzigmal wiederholen, ohne daß du um einen Schritt weiter gekommen wäreſt. Aber ich will dieſen negativen Nachtheil nicht zu hoch anſchlagen, ein poſitiver, ein ſehr poſitiver Nachtheil würde dir erwachſen. Nimm an, David hätte mit zweitauſend Mann tauſend der Deinigen geſchlagen. An ſich, ohne Schmuck könnte man das kaum einen Sieg nennen; wir, wenn wir es von ferne und unbefangen betrachteten, würden dieß für eine Lappalie erklären und innerlich dafür halten müſſen. Doch zweifelſt du, daß David, dein Vater, dieſen Sieg, dieſen Lumpenſieg, benutzen würde? Würde er nicht an alle ſeine Freunde, die Leviten, ein Bülletin ſenden, welches das unbedeutende Treffen zu einer Schlacht, den unbedeutenden Sieg zu einem entſcheidenden erhöbe? Einen Pſalm würde er darauf dichten, der in allen Tempeln, an allen Opfer-

ſtätten von den Prieſtern wiederholt, wiederhallte in Israel, der die noch Unentſchloſſenen auf die Seite zöge, wo nun der Sieg ſicher zu ſein ſchiene, der in deinem eignen Heere nicht unbekannt bleiben würde, und — glaub' es, — Zaghaftigkeit in dieſem verbreiten müßte. Mein Rath iſt daher: nimm das Sichere für das Unſichere, ganz Israel, empört über deines Vaters Schandthaten, jauchzt heut dir zu. Ruf all ſeine ſtreitbaren Männer auf, ſammle ſie um dich bei Jeruſalem, und dann ziehe mit dieſem mächtigen Heere aus. Die Nothwendigkeit, es zu theilen, wird nicht ausbleiben, ſie wird nach wie vor beſtehen. Aber ſie wird dir nicht mehr ſchaden; in wie viele Theile du dein Heer auch zerlegen magſt, um deinen Vater zu umſtellen, ihn einzuſchließen, alle Auswege zu verſperren, jeder der Theile deines Heeres wird noch zehnfach dem ganzen Heere deines Vaters überlegen ſein. Nun wird ein Sieg Davids und ein Siegesbülletin Davids eine reine Unmöglichkeit. Wirft er ſich in eine feſte Stadt, deſto beſſer! deine Heerestheile ziehen ihr Netz um ſie zuſammen, ſie werden ihre Mauern niederreißen, keinen Stein auf dem andern laſſen, und David unter ihren Trümmern begraben; du wirſt ſicher bis zu deinem Tode auf dem Throne Israels ſitzen. Ich habe geſprochen, wähle du!"

94. So gewiß nun der Rath Ahitophels der richtige war, ſo überlegen war die Beredtſamkeit Huſais. Abſalom zeigte ſich geneigt, dieſem zu folgen; aber er ſchwankte noch. Huſai ließ alsbald die Prieſter Zadok und Abjathar, welche David mit der Bundeslade in Jeruſalem hatte bleiben heißen, als ſie ihm auf der Flucht folgen wollten und die ihm Alles, was in der Hauptſtadt vorfiele, melden ſollten, wiſſen, wovon im Miniſterrathe die Rede geweſen ſei; ſein Rath wäre, fügte er hinzu, daß David ſich nicht lange in der Nähe von Jeruſalem und am weſtlichen Ufer des Jordan aufhalte, ſondern ſich möglichſt in Sicherheit bringe, da er nicht dafür einſtehen könne, ob

94) Sam. II, 17, 14 ffg. vgl. 15, 27. 36.

Abſalom nicht dennoch dem Rathe Ahitophels folgen werde. Zadok und Abjathar hatten ihre Söhne Ahimaaz und Jonathan draußen vor der Stadt in der Nähe eines Brunnens zurückgelaſſen. Zu dieſen ſendete nun Zadok eine Magd, als ſolle ſie Waſſer holen und ließ ihnen ſagen, was geſchehen und was ſie David berichten ſollten. Ahimaaz und Jonathan machten ſich darnach auf in das Lager Davids, um dieſem Bericht zu erſtatten. Von Seiten Abſaloms war ſogleich ein ſtrenger Polizeidienſt, wie es ſich für eine im Belagerungsſtand befindliche Hauptſtadt ſchickte, organiſirt worden; in Folge davon ward auch der Verkehr der Prieſterſöhne, wie es ſcheint, höchſt verdächtiger Menſchen, ſofort entdeckt und Abſaloms Reiter ſetzten ihnen 95.
ohne Säumen nach. Ahimaaz und Jonathan mußten ſich, um dieſen zu entgehen, eine Zeit lang in einen Brunnen verſtecken, doch gelangten ſie endlich glücklich zu David; und dieſer brach auf die Nachrichten, welche ſie ihm brachten, ohne Säumen auf, überſchritt den Jordan und nahm ſein Hauptquartier zu Mahanaim, wo er den Widerſtand gegen ſeinen aufrühreriſchen Sohn zu organiſiren anfing.

Nachdem Abſalom den Rath Ahitophels und Huſais beſchlafen hatte, entſchied er ſich am nächſten Morgen endgültig für den letztern. Ahitophel, wohl einſehend, daß damit die Sache im Keime verpfuſcht ſei, ließ ſeinen Eſel ſatteln, ritt 96.
heim, machte mit der Ruhe des Weiſen ſein Teſtament und erhenkte ſich, um das Schickſal zu erfüllen, dem er bei der nun ſicher zu erwartenden Rückkehr der davidiſchen Herrſchaft doch nicht entgehen konnte.

Abſalom ſammelte das Heer ſeiner Partei bei Jeruſalem, 97.
zum oberſten Feldhauptmann über dasſelbe ſetzte er Amaſa, einen Verwandten Joabs, ein, und zog endlich über den Jordan, um ſeinen Vater aufzuſuchen. Dieſer hatte die umfaſſendſten

---

95) Sam. II, 17, 18. 96) Sam. II, 17, 23. 97) Sam. II, 17, 24 ffg

Voranſtalten zur Führung eines Feldzuges zu treffen, die beſte Zeit gehabt und ſie vortrefflich benutzt. In Mahanaim legte
98. er große Magazine an, welche ihm geſtatteten, ſein Heer, auch wenn es auf eine beträchtliche Stärke anwuchs, beſtändig beiſammen halten zu können, es nicht der Verpflegung halber theilen zu müſſen, den Verlauf der Dinge und den günſtigen Augenblick ruhig erwarten zu können. Bei der Anlage dieſer Magazine waren ihm theils ſeine Anhänger in Gilead behülflich, theils die ihm treu gebliebenen Beſatzungen, welche er nach den glücklichen Kriegen gegen Syrer und Ammoniter in deren feſte Städte gelegt hatte. Von dieſen Beſatzungen zog er nun ſoviel als irgend verfügbar gemacht werden konnte, lauter Krieger von Handwerk, dem gewöhnlichen Landſturm und Aufgebot weit überlegen, außerdem den Hebräern nicht durch Bande der Nationalität verknüpft, bei Mahanaim zuſammen; ſeine Anhänger, ſeine alten Kriegskameraden fanden ſich bei ihm ein, und ſo gebot er binnen Kurzem über eine achtungsvolle Streitmacht, welche, wenn auch an Zahl derjenigen Abſaloms nicht gleich, ſich doch getroſt mit ihr meſſen konnte, zumal ſie noch einen Feldherrn wie David und einen Unterfeldherrn wie Joab dem Abſalom und Amaſa entgegenzuſetzen hatte. Das
99. Heer ward in Hundertſchaften und Tauſendſchaften und endlich in drei große Korps oder Haufen getheilt, deren Befehl Joab, deſſen bewährter Bruder Abiſai und der Philiſter Ittai erhielten; den Oberbefehl behielt ſich David ſelbſt vor. Aller jugendliche Kriegsmuth erwachte in dem alten Könige bei der Kunde, daß Abſalom ſich Mahanaim nähere; er wollte ſelbſt mit aufs Schlachtfeld hinaus ziehen; indeſſen auf die Vorſtellung ſeiner Generale, daß er ſich nicht exponiren dürfe und die Operationen im Großen von ſeinem ſichern Hauptquartier aus ebenſowohl leiten könne, blieb er doch zu Mahanaim. Die Haufen zogen aus, David empfahl ſeinen Generalen und Offizieren noch an-

98) Sam. II, 17, 27 ffg. 99) Sam. II, 18, 1—5.

gelegentlich, Abſaloms Leben zu ſchonen. Die feindlichen Par- 100.
teien ſtießen bald aufeinander; das Heer Davids trug Dank ſeiner guten Führung und vortrefflichen Zuſammenſetzung einen entſchiedenen Sieg davon; 20000 Leichen der Gegenpartei deckten den Wahlplatz, das Heer Abſaloms ward in eine entſchiedene Flucht geſchlagen; Abſalom ſelbſt blieb auf dieſer Flucht, auf einem Maulthiere reitend, mit ſeinem üppigen Haarwuchs an einer Terebinthe hängen, ſein Thier ſtreifte ihn ab. An Joab ward gemeldet, daß man ihn zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend gefunden. Da die Männer, welche dieſe Meldung brachten, eingedenk der Mahnung des Königs, das Leben ſeines Sohnes zu ſchonen, nicht wagten, ſich an ihm zu vergreifen, ging Joab ſelbſt hin und rannte dem Abſalom einen Spieß durch den Leib. Zwei Boten liefen von dem Schlachtfeld nach Mahanaim zurück, jeder begierig, dem andern zuvorzukommen. Als der Thorwächter dem Könige David, welcher unter dem Thore ungeduldig auf Nachricht wartete, dieß mittheilte, erklärte David es ſogleich für ein gutes Zeichen, mit Recht, denn zwei einzelne Männer konnten nicht die Boten einer Niederlage ſein, welcher eine Flucht gefolgt wäre, die Haufen von Verſprengten natürlich im Voraus verkündet hätten. Die Meldung der Boten beſtätigte des Königs Siegeshoffnung, zeigte ihm aber zugleich den Tod ſeines Sohnes an, den der Vater nicht gewünſcht hatte. Er mochte die guten Eigenſchaften dieſes Sohnes ſchätzen und hätte vielleicht gerade dieſen am liebſten als ſeinen Nachfolger auf dem Throne gewußt.

Fortgang des Aufſtandes nach Abſaloms Tod und endliche Unterdrückung desſelben.

Joab konnte den Sieg, den er über das feindliche Heer 101.
erfochten hatte, nicht verfolgen; der König hatte ſich den Oberbefehl vorbehalten; Joab mußte alſo Weiſungen einholen. In-

100) Sam. II, 18, 6 ffg. 101) Sam. II, 19, 1 ffg.

deſſen dieſe kamen nicht; der alte König gab ſich rückhaltlos der Trauer um Abſaloms Tod hin. Joab führte das Heer nach Mahanaim zurück; eine düſtere Stimmung herrſchte im Lager; Murren erhob ſich; es war in dem ſiegreichen Heere ein Ton, als ob es geſchlagen ſei. „Was!“ ſprachen die Soldaten, „wir haben heute gefochten, wie Männer, und was iſt unſer Dank? Heulen und Schreien über den Tod des Feindes; kein freundliches Wort zum Lohn für die Freunde. Der Teufel hole einen ſolchen Herrendienſt!“ Joab, der wohl einſah, was die Folge dieſes Weſens ſein könne, begab ſich perſönlich zu David; er erſtattete ihm Bericht über die Stimmung im Heere, ließ es an bitteren Vorwürfen nicht fehlen und ſchloß mit dem Rathe, der König möge hinabgehen und die Leute auf andere Gedanken bringen; er könne ſonſt erleben, daß ihm Alles davon liefe. David folgte dem Rathe und bei der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ward es ihm nicht ſchwerer, die Rolle des leutſeligen Generals zu ſpielen, als die des trauernden Vaters. Die böſe Stimmung
102. im Heere ward beſchwichtigt. Es handelte ſich nun darum, zu überlegen, was weiter zu thun ſei. Mit Abſaloms Tode hatte die Inſurrektion ihren Mittelpunkt verloren; indeſſen war die David feindliche Partei immer von gleicher Stärke. Es ſchien das Klügſte, den Zwieſpalt innerhalb des Volkes dadurch zu nähren, daß man ſich äußerlich zuwartend verhielt, mit einzelnen einflußreichen Perſönlichkeiten aber Unterhandlungen anknüpfte. Bei der Unſicherheit der ganzen Lage erhoben ſich in allen Stämmen des Volkes allmälig einzelne Stimmen, welche Davids Verdienſte um Israel, um deſſen Befreiung von der Herrſchaft der Philiſter hervorhoben und darauf hindeuteten, daß es nach dem Falle Abſaloms ſchließlich das Klügſte ſein werde, wenn man den alten König zurückhole. David erhielt über alle dieſe Vorgänge ſichere Nachrichten; die meiſten Anhänger hatte er wohl in ſeinem Herzogthum Juda; mit deſſen Magnaten ließ er nun

102) Sam. II, 19, 9 ffg.

durch die Prieſter Zadok und Abjathar Unterhandlungen anknüpfen: „Es ſei nahe daran, daß Israel ſeinen vertriebenen König zurückrufen werde; wolle der Stamm Juda, aus welchem David entſproſſen, in dieſer Sache der letzte ſein? werde er ſich nicht vielmehr beeilen, allen andern zuvorzukommen und ſich dadurch neue Anſprüche auf des Königs Dank zu verdienen?“ Auch mit Amaſa, welcher noch immer an der Spitze der bewaffneten Macht weſtlich vom Jordan ſtand, zu bedeutend war, durch dieſe ſeine Stellung, als daß man ihn hätte mit Nichtachtung behandeln können, zu unbedeutend, um für ſich an die Krone zu denken, ward ein geheimer Verkehr eröffnet. David ließ, um ihn zu ködern, ihm verſprechen, er ſolle an Joabs Statt Feldmarſchall werden. Nun hatten alle dieſe Intriguen den beſten Erfolg; die Magnaten Judas riefen die ſtreitbaren Männer ihres Stammes unter die Waffen, ſammelten ſie bei Gilgal und ließen David ſagen, daß ſie ihm entgegenzögen, er möge an's weſtliche Ufer des Jordans hinüberkommen und unter ihrem Schutze in ſeine Hauptſtadt einziehen. Eine Menge Leute, von denen es am wenigſten zu erwarten war, ſchloſſen ſich nun den Männern von Juda an, darunter auch Simei, der den flüchtigen König beſchimpft hatte und Mephiboſeth, Sauls Enkel, der von Abſaloms Aufſtand für ſich gehofft hatte. Jener errang ſich durch dieſe reuige Rückkehr Strafloſigkeit; dieſer erſchien in einem äußerſt ſchmutzigen Aufzug, um ſeine Trauer über die Flucht des Königs anzudeuten; er behauptete, daß er ſich weder gewaſchen, noch ein reines Hemd angezogen habe, ſeit David aus Jeruſalem ausmarſchirt ſei. Man kann ſich denken, wie er ſtank, wenn dies auch nur zur Hälfte der Wahrheit gemäß war, und daß David, um nur eine nähere Berührung mit dem Schmutzfinken zu vermeiden oder ſie möglichſt abzukürzen, ihm gerne verſprach, er ſolle wenigſtens die Hälfte von den Gütern, welche David bei der Flucht über den Jordan ſämmtlich dem Ziba verſprochen hatte, behalten. In Gilgal traf David das Gros der ſtreitbaren Männer von Juda; von den übrigen Stämmen

nur einen Theil, welchen Amaſa, in Folge der ihm gemachten Verſprechungen zum alten Könige zurückgetreten, dahin geführt hatte. Indeſſen kamen allmälig auch Männer der Gegenpartei von allen Stämmen herbei, darunter viele mit der Abſicht, die Zurückführung Davids auf ſeinen Thron zu vereiteln. Sie rechneten dabei beſonders auf einen Zwieſpalt zwiſchen den einzelnen Stämmen, eine Aufregung gegen Juda. „Der einzige Stamm Juda, der zehnte Theil des Volks, ſprachen ſie, hat ſich herausgenommen, David zurückzurufen und zurückzuholen, ohne zu fragen. Wollt ihr anderen euch das gefallen laſſen, wollt ihr euch etwa unter die Tyrannei der Männer von Juda begeben? Soll nun dieſes das Ende eines glücklichen Aufſtandes ſein, der wahrlich ſeine guten Gründe hatte?“ Dieſe Reden zündeten. Der Zwieſpalt brach offen aus; die Männer von Juda begleiteten David nach Jeruſalem, die der übrigen Stämme aber verließen ihn zum größten Theil.

103. Seba, ein Mann aus Sauls Familie, fachte von Neuem den Aufſtand an und gab ihm einen Mittelpunkt, da Amaſa ſich ernſtlich dem alten Könige angeſchloſſen hatte. Dieſer ließ es, in ſein Schloß auf der Burg Zion zurückgekehrt, ſeine erſte Sorge ſein, die zehn Weiber, mit welchen Abſalom während ſeines kurzen Königthums intime Beziehungen gehabt hatte, in eine Clauſur zu thun; dann rüſtete er den Krieg wider Zeba. Die Verhandlungen mit Amaſa und die Verſprechungen, welche ihm David gegeben hatte, müſſen ſehr ernſter Natur geweſen ſein, denn in der That befahl David jetzt ihm, nicht dem Joab, das Heer von Juda zu ſammeln, und als Amaſa ſich damit nicht allzuſehr beeilte und Seba's Aufſtand in den nördlichen Provinzen einen immer ernſteren Charakter und weitere Dimenſionen annahm, ſtellte er nicht Joab, ſondern Abiſai an die Spitze der Leibwache und der geworbenen Truppen, um ſofort in's Feld zu ziehen und keine Zeit zu verlieren.

---

103) Sam. II, 20, 1 ffg.

Die Familie Zeruja erscheint uns in der ganzen Regie- 104.
rungsgeschichte als die ultraroyalistische Partei für die Dynastie Davids, vor Allem aber Joab, ihr Haupt und Führer. Wie nun die Königlichen so oft den Königen selbst, deren Dienst bis zum äußersten sie sich geweiht haben, unbequem werden, so war es ersichtlicher Weise auch hier; und daß David sich durchaus nicht darum bekümmert hätte, wenn er den Joab auf irgend eine bequeme Weise sich vom Halse schaffen konnte, daran ist kein Zweifel. Aber auch die Wahrheit, daß eine legitimistische Partei, welche ihrem Prinzip nicht untreu wird, dominirt, so lange die herrschende Dynastie besteht und so lange ein Verstoß gegen das Legitimitätsprinzip in ihr selbst nicht vorkommt, bewährte sich hier, wie überall. Joab stellte sich ohne Murren 105.
unter seinen Bruder Abisai; das Heer, welches dieser führte, bestand aus den Getreuen Davids, d. h. dem kriegerischen Hofgesinde, dessen Kern die Männer bildeten, welche schon den ersten Aufstand gegen Saul mit ihm gemacht hatten, aus den philistäischen Soldtruppen und anderen Soldtruppen, welche Joab speziell kommandirte. Abisai richtete seinen Marsch von Jerusalem in die nördlichen Provinzen über Gibeon. Hier traf er mit Amasa zusammen, der unterdessen langsam die Männer von Juda gesammelt hatte und derselben Richtung folgte. Joab trat auf Amasa zu, begrüßte ihn mit freundlichen Worten, faßte ihn zutraulich mit der rechten Hand an den Bart, um ihn zu küssen, stieß ihm aber zugleich mit der Linken sein Schwert in den Bauch, daß die Eingeweide herausquollen und der Mann mitten auf der Straße sich in seinem Blute wälzte.

Nach dieser That schlossen die Trabanten Joabs sich um den alten Feldherrn zusammen und da sich bei der Schaar Judas einige Bestürzung und vielleicht die Absicht zeigte, den Tod Amasas zu rächen, gab einer der Trabanten den Gedanken

---

104) Sam. II, 16, 9 ffg. Sam. II, 19, 21 ffg. 105) Sam. II, 20, 7 ffg.

Joabs Worte: „So geht es denen, welche unſeren Feldhauptmann aus ſeiner Stellung verdrängen wollen; ſo iſt es Abner ergangen, ſo nun Amaſa. David mag König ſein, Marſchall iſt Joab. Murrt nicht und folgt ihm.“ Und in der That, es folgten ihm Alle; von Abiſai, ſeinem Bruder, der ſicherlich mit im Complott war, iſt es am wenigſten zu verwundern. Joab war alſo wieder an der Spitze des Heeres und David durfte kein Wort darüber verlieren und that es auch für jetzt nicht. Wohl ſtutzte noch hin und wieder die nachfolgende Mannſchaft, als ſie auf der Straße an dem blutenden Leichnam Amaſas vorüberzog; aber auch dies hörte auf, als ein befliſſener und verſtändiger Anhänger des Marſchalls Amaſa auf den nächſten Acker geſchleppt und ihn mit einigen Lumpen bedeckt hatte.

Unter Joabs Führung fehlte der Sieg nie; Seba ward über den Jordan getrieben und gezwungen, ſich in die Stadt Abel zu werfen. Dieſe ſchloß Joab ein; vergebens ſtürmte er ſie; es war wieder einmal ein Weib, welches, wie ſo oft in Davids Leben, ihm diente. Es rief Joab von der Mauer zu: Was er die friedſame Stadt Abel beſtürme, in der ſonſt Israel ſich Raths zu holen gepflegt habe, wenn es um ſolchen verlegen war? Joab darauf: er habe nicht die Abſicht, der Stadt Abel irgend etwas zu Leide zu thun, es komme ihm lediglich darauf an, Seba todt oder lebendig in ſeiner Hand zu haben. Nun Aufregung, Zwieſpalt in der Stadt, unter Sebas eigenen Leuten und es dauerte nicht lange, ſo ward deſſen Haupt über die Mauer geworfen und Joab zog ſiegreich nach Jeruſalem heim, jetzt feſter als je in ſeinem Feldherrenamte, wie gerne ihn David auch an einem anderen Orte geſehen haben möchte.

Letzte Regierungsjahre und Tod Davids.

106. Der Aufſtand war unterdrückt und David ſaß wiederum auf ſeinem Throne; aber das alte Glück ſchien ihn verlaſſen

106) Sam. II, 21, 1 ffg; 15 ffg. Chron. I, 21, 4 ffg.

zu haben. Die Ernten waren ſchlecht und Theuerung herrſchte im Lande; die Philiſtäer, nachdem ſie ſich lange Zeit ruhig verhalten, bauend auf die innere Zerriſſenheit, welche durch Abſaloms und Sebas Aufſtand ſich aller Augen kund gemacht hatte, brachen von Neuem in die Grenzen Israels ein. Allerdings wurden ſie geſchlagen, indeſſen waren doch drei Feldzüge nothwendig, um ſie in ihre Grenzen zurückzuweiſen, und wie hart es dabei zuging, wie drohend die Gefahr war, ergiebt ſich daraus, daß ſelbſt der greiſe König noch mit in das Feld zog, wobei er keineswegs mehr die alte Kraft und Kriegstüchtigkeit bewährte. Neben dieſen Leiden kamen anſteckende Krankheiten über das Land, welche ganze Städte verwüſteten. Triumphe 107.
wechſelten allerdings mit Heimſuchungen und jeder Triumph gab dem alternden Herrſcher, der in ſeinem langen Leben ſo manchen Wechſel gewohnt geworden war, neuen Muth; aber jedes Unheil, jede Niederlage brachte ihm auch neue Niedergeſchlagenheit. Dieſe ſiegte am Ende. Zwar nach den glücklichen Philiſterkriegen hatte er noch ein Triumphlied gedichtet, welches 108.
in alle Welt ging und in den Tempeln abgeſungen werden mochte; er hatte in demſelben auch nicht vergeſſen, ſich ſelbſt und ſeine Siege als die Siege des Gerechten zu feiern und zu verherrlichen. Aber er glaubte ſelbſt nicht daran, ein böſes Gewiſſen plagte ihn doch und er hatte alle Urſache, ein ſolches zu haben. So kam er von Tage zu Tage mehr in die Hand der Prieſter und der Weiber. Jene führten ihm zu Gemüthe, daß es wenig erbaulich ſei, wie er in einem prächtigen Palaſte wohne, während die Lade Gottes noch immer in einer elenden 109.
Bretterbude ſtehe und ſo beſchloß er den Tempelbau; er traf zu demſelben auch die Vorbereitungen, bot Arbeiter auf, verſchaffte Baumaterial, bat Hirom von Tyrus um Werkleute

---

107) Sam. II, 24, 15. Chron. I, 22, 1 ffg. 108) Sam. II, 22, 1 ffg. 109) Sam. II, 7, 1 ffg. Chron. I, 18, 1 ffg.; 23, 1 ffg.; 30, 1 ffg.

und ſonſtige Hülfe. Aber hinausführen ſollte er den Bau nicht mehr. Schon nahte ſein Ende, mit deſſen Nahen begann die Intrigue um die Thronfolge von Neuem zu ſpielen. Der älteſte der lebenden Söhne war Adonia, der rechtmäßige Thron-
110. erbe, ein ſchöner und kräftiger Mann. Er hatte ſeine Partei und zu dieſer gehörte vor Allen Joab, der Vertreter des legitimen Prinzipes in Israel; wenn er, ſo lange David Herrſcher war, deſſen Thron gegen alle Prätendenten mit ſeinem Schwerte vertheidigt hatte, ſo wollte er nun auch dem legitimen Thronerben ſeine Kräfte weihen. Aber eine kleine, doch mächtige Partei ſtand derjenigen Adonias gegenüber. Bathſeba, das einſtige Weib Urias, beſaß, obwohl mit dem Könige gealtert, noch immer deſſen Herz. Sie mochte ſich durch ähnliche Mittel in demſelben behaupten, wie die Pompadour in der Gunſt Ludwigs XV. Als ſie ſelbſt keine Reize mehr für den König hatte, bereicherte ſie ſeinen Harem mit anderen reizenden jungen
111. Weibern. Zu dieſen gehörte auch die wunderſchöne Abiſag von Sunem, auf welche auch der rechtmäßige Thronerbe ſeine Augen geworfen hatte. Dieſer mußte vorläufig auf ſie verzichten, denn ſie ward dem Könige zugeführt, welcher nicht mehr erwarmen konnte, um ihm, da er auf reellere Liebesluſt zu ſeinem großen Bedauern endlich verzichten mußte, wenigſtens als Bettwärmer zu dienen und ihn durch ihre Liebkoſungen zu zerſtreuen. Bathſeba nun arbeitete für die Thronfolge Salomos, des Sohnes, welchen ſie nach dem Tode des erſten im Ehebruch erzeugten Kindes, dem Könige David als ſein rechtmäßiges Weib geboren hatte; ſie erſchmeichelte Davids Zuſage, daß Salomo und kein anderer ſein Nachfolger ſein ſollte; ſie hatte einen mächtigen Anhang unter den Prieſtern, von denen nur wenige, unter dieſen nur einer von Bedeutung, Abjathar, ſich auf die Seite Adonias neigten. Zu ihrer Partei gehörte

---

110) Königg. I, 1, 5 ffg. 111) Königg. I, 1, 1 ffg. 15. Königg. I, 2, 15 ffg.

Zadok, gehörte jener Nathan, welcher, bei David im höchsten Ansehen, ihm oft genug Strafpredigten gehalten und ihm unter anderem auch sein schändliches Benehmen gegen den Uria zu Gemüthe geführt hatte. Derselbe Mann arbeitete nun mit Eifer für den Salomo, den Sohn des Weibes Urias.

Auch an einer militärischen Größe fehlte es der Partei Salomos nicht; dieß war Benaja, der Sohn Jojadams, Chef der philistäischen Trabantenwache Davids. Vermöge dieser Stellung stets in der nächsten Umgebung des Königs, hatte er auf diesen einen großen Einfluß, er gebot außerdem unbedingt über seine kriegerische Schaar und hatte endlich zu hoffen. Ward Salomo König, so sollte Benaja an Joabs Statt Marschall werden.

Adonia betrachtete sich als Thronfolger, hielt sich Streitwagen, Reiter und Trabanten, und da des Königs Sterbestunde immer näher rückte und dessen Tod stündlich zu erwarten war, gab Adonia den Männern seiner Partei und allen Gliedern der königlichen Familie ein großes Fest in der Nähe Jerusalems. Salomo und dessen Anhänger wurden nicht dazu geladen; denn die Umtriebe der Bathseba waren wohlbekannt und der eigentliche Zweck des Festes war, darüber zu berathen, in welcher Weise man sich bei dem Tode des Königs der rechtmäßigen Thronfolge versichern wolle. Aber auf die Kunde von diesen Anstalten beschlossen die Anhänger Salomos, keinen Augenblick zu säumen, augenblicklich zu handeln und Adonia zuvorzukommen. Bathseba und Nathan drangen bis zu dem kranken Könige, der in den Armen Abisags mühsam das letzte Fünkchen Leben fristete, bestürmten ihn, erinnerten ihn an seine heiligen Versprechungen, stellten ihm die Gefahr vor, die im Verzuge liege, drangen darauf, daß Salomo augenblicklich zum Könige ausgerufen werden müsse. David, unfähig zu widerstehen, empfing die hohen Würdenträger des Reiches, welche in Jerusalem waren und sofort in aller Eile zusammengetrommelt wurden, stellte ihnen Salomo vor und empfahl ihnen, diesem als ihrem nunmehrigen Könige zu gehorchen. Darauf

ſetzte ſich der Zug, geleitet von den Trabanten unter Benaja in Bewegung durch die Straßen Jeruſalems, an allen Ecken ward Salomo als König ausgerufen und das Volk empfing wie gewöhnlich jubelnd dieſe Nachricht von einer Veränderung.

Aber Beſtürzung ergriff die Anhänger Adonias, ſobald die Kunde von dem Vorgefallenen bei ihrem Feſte zu ihnen kam. Das hatten ſie nicht erwartet und rathlos ſtäubten ſie auseinander, jeder nur auf die eigene Rettung bedacht. Adonia flüchtete an den Altar und ließ Salomo um ſein Leben bitten, dieſer bewilligte es unter der Vorausſetzung, daß dieſer ihm den Eid der Treue leiſte, was denn wirklich geſchah. Vorläufig ward nun Adonia in Ruhe gelaſſen.

112. Kurz vor ſeinem Tode hatte David noch eine geheime Unterredung mit ſeinem erwählten Nachfolger. Er empfahl dieſem, ſich gut mit der Prieſterſchaft zu ſtellen und legte ihm darauf einige Privatangelegenheiten ans Herz, deren Behandlung in dieſer Stunde und von dieſem Standpunkte ihn in dem ſchwärzeſten Lichte erſcheinen läßt. Lange war der treueſte Diener ſeiner Dynaſtie, Joab, dem alten Könige ein Dorn im Auge geweſen; daß er ihn ſich gerne ſchon vom Halſe geſchafft hätte und es nur nicht gewagt und gekonnt hatte, trat nun in dem Rathe deutlich hervor, den er Salomo ertheilte, ſich des Mannes, ſobald als möglich, zu entledigen. Auch daß Simei ihn einſt, da er auf der Flucht war, beſchimpft hatte, deſſen erinnerte ſich mit Rache im Herzen der alte Mann; ſeiner Sache, auf der Rückkehr an's weſtliche Jordanufer, noch nicht ſicher, hatte er dem Simei damals geſchworen, ſeiner ſchonen zu wollen und hatte nun wohl oder übel den Schwur halten müſſen; Salomo hatte keinen geleiſtet und ihm ward empfohlen, mit dem Manne ein Ende zu machen, ſobald der Verheißungsfürſt von dieſer Welt geſchieden ſei. Neben ſeinen Feinden erinnerte ſich David nur ſchwach ſeiner Freunde, unter dieſen des Gileaditers Bar-

112) König. I, 2, 1 ffg.

ſillai, der ihm bei der Verproviantirung von Mahanaim im Feldzuge wider Abſalom große Dienſte geleiſtet hatte und welchen er nun der Fürſorge ſeines Sohnes empfahl.

Bald nach dieſer Unterredung entſchlief der König, nachdem er ſieben Jahre zu Hebron über den Stamm Juda und 33 zu Jeruſalem über ganz Israel geherrſcht hatte, und ſein Sohn Salomo folgte ihm auf dem Throne und eröffnete ſeine Regierung mit Blutthaten, theils in Vollziehung des letzten Willens ſeines Vaters, theils um ſich von Leuten zu befreien, die neben ihm Anſprüche auf die Krone Israels hatten.

David war ein Mann von großen Gaben im Guten wie im Böſen. Körperlich wohlgebildet, war er kräftig, gewandt, ausdauernd und blieb es trotz ſeines ausſchweifenden Lebens bis zu ſeinen letzten Jahren, in denen dann freilich die Vergangenheit ſich zu rächen begann. Der Geiſt des Mannes war ſcharf, durchdringend, ſo gewandt und biegſam wie der Leib; mit dem klaren Verſtande vereinte ſich dabei in ſeltenem Maße eine blühende Phantaſie. Sie zeigte ihm Hoffnungen, welche zu erfüllen er dann mit der höchſten Ausdauer ſtrebte, ſie zeigte ihm tauſend Mittel und Wege zum Ziele, ſie erhob ihn in den Stunden des Unglücks ſtets von Neuem, ſie machte ihn zu dem Dichter, der die Herzen jener Männer überwand und feſſelte, in denen ſein Verſtand ihn die rechten Werkzeuge erkennen ließ, ſie erſetzte ihm das Gemüth, ſoweit ſolches für einen Mann auf ſeinem Wege nothwendig war und nicht in einem Maaße, welches auf dieſem Wege ihm ein Hinderniß geweſen wäre.

Alle dieſe Eigenſchaften machten ihn zu dem Muſterbild eines Uſurpators; ſie befähigten ihn, vor nichts zurückzuſchrecken, vor keinem Mittel zu beben, welches zum Ziele führte und zu jenem Fortſchritte in der Willkür, welcher der Begründung einer Cäſarenherrſchaft unentbehrlich iſt. Als Feldherr zeigte er die höchſten Talente, die äußerſte Kühnheit wußte er mit der äußerſten Vorſicht zu verbinden, zur rechten Zeit ſchon Erreichtes zu opfern und zur rechten Zeit nach Dingen zu greifen, welche kurz vorher

noch in weiter Ferne zu liegen ſchienen. An Hülfsmitteln war er immer reich und verſtand es, durch ſtets neue Wege den Feind zu überraſchen, die Augen des Feindes ſchnell und ſicher zu überwinden. Kein diplomatiſches Mittel, welches einen Waffenerfolg zweckmäßig vorbereiten oder erhöhen konnte, ward verabſäumt und jeder Waffenerfolg mußte eine politiſche Frucht bringen. Das Lied, welches die Stelle eines Bülletins vertrat, vergrößerte ſeine Siege und machte ſeine Niederlagen kleiner. Als Organiſator bewährte er ſich politiſch wie militäriſch, und wenn ſeine Schöpfung eines israelitiſchen Reiches ein ſo ſchnelles Ende nahm, lag dies zwar einestheils in der Unfähigkeit ſeiner Nachfolger, anderntheils aber in dem geringen Sinn der Juden für die Segnungen des Cäſarenthums und endlich in der Lage des Landes, welches rings von Wüſten umgränzt, zu weiterer Ausbreitung in's Innere wenig lockte, daher nach David auch keine Gelegenheit mehr zur Aufrechthaltung der ſtraff militäriſchen Organiſation gewährte.

Xenophon.

Digitized by Google

Xenophons Geburt, Dienst in der atheniſchen Reiterei, Verbindung mit Sokrates.

Der Athener Xenophon, der Sohn des Gryllos, wurde 1.
um das Jahr 444 v. Chr., in einer Zeit, da ſeine Vaterſtadt in Macht, Reichthum, Wiſſenſchaft und Kunſt, den Gipfel ihrer Blüthe erreicht hatte, geboren. Nach den Geſetzen ſeines Landes wurde er mit zurückgelegtem 18. Lebensjahre wehrhaft gemacht, mußte den Bürgereid, welcher zugleich den Soldateneid umfaßte, ſchwören und ward in die Gemeinderolle eingetragen. Nach dieſem Acte ſollte ein junger Bürger gemäß der beſtehenden Regel eine zweijährige Rekrutenſchule in einem der Grenzplätze Attika's durchmachen, bevor er zum activen Felddienſt in ſeiner Zunft aufgeboten werde. Da indeſſen zu der Zeit, da Xenophon in's wehrhafte Alter trat (um 426), der peloponneſiſche Krieg bereits mehrere Jahre wüthete und der Menſchenverbrauch ein bedeutender war, muß es dahin geſtellt bleiben, ob nicht zahlreiche Ausnahmen von der Regel gerade jetzt gemacht wurden und insbeſondere in Betreff derjenigen jungen Leute der höheren Steuerklaſſen, welche nach ihrem Vermögen verpflichtet waren, in der Bürgerreiterei oder Ritterſchaft Kriegsdienſt zu thun. Zu ihnen aber gehörte auch Xenophon.

Ganz im Gegenſatz zu den Spartiaten hatte ſich bei den Athenern das Reiterweſen tüchtig entwickelt; die goldene Jugend

---

1) Krüger, de Xenophontis Vita quaestiones criticae; Halis Saxonum 1822, p. 6 ffg. Grote, History of Greece, Vol. IX. London, 1852, p. 16 ffg. Rüſtow und Köchly, Geſchichte des griech. Kriegsweſens. Aarau 1852, p. 95. 97 ffg.

der reichen Handelsſtadt drängte ſich zu dem Dienſte in dieſer Waffe, ſo daß man im peloponneſiſchen Kriege zu Zeiten 1200 ſchwergerüſtete Bürgerreiter zählte; obgleich der normale Stand ſich nur auf 600 belief. Eingetheilt war die Reiterei nach zehn Zünften (Phylen); an der Spitze einer jeden Phyle ſtand ein Phylarch; an der Spitze der ganzen Waffe ſtanden zwei Reiteroberſten (Hipparchen), deren jeder einen Flügel kommandirte, wenn die geſammte Schaar bei einander war. Ein ſchwächeres Corps von Bogenſchützen zu Pferde bildete das Geleit der Hipparchen und Phylarchen, beſorgte den Ordonnanz- und Kundſchaftsdienſt. Umſonſt wurde von den Bürgerreitern ihr Dienſt nicht verlangt. Jeder eingetheilte Mann erhielt bei ſeinem Eintritt in das Corps ein für alle Mal ein beſtimmtes Equipagegeld und außerdem auch im Frieden einen Zuſchuß von täglich einer Drachme (etwa 1 Franc), wofür er freilich zwei Pferde und einen Reitknecht halten, außerdem ſich ſelbſt einer Prüfung, ſein Roß einer Schatzung vor dem Rathe der 500 unterwerfen mußte.

In dieſer Truppe alſo begann auch Xenophon ſeinen Dienſt. Die erſte Schlacht, welcher er beiwohnte, ſcheint diejenige von Delion geweſen zu ſein (424), in welcher die Athener unter Hippokrates von den ihnen namentlich an Reiterei und leichtem Fußvolk weit überlegenen Böotern unter Pagondas eine entſchiedene Niederlage erlitten. Hier ſoll Xenophon auf der Flucht vom Pferde gefallen und von dem als Hoplit (ſchwerer Infantriſt) dienendem Sokrates gerettet worden ſein, indem dieſer ihn mehrere tauſend Schritte weit auf ſeinen Schultern fortſchleppte. Bei einem ſpäteren kriegeriſchen Ereigniſſe ward Xenophon von den Böotern gefangen gemacht und lebte eine Zeitlang in einem Orte Böotiens, wahrſcheinlich in Theben, wo er mit dem um mehrere Jahre jüngeren Proxenos einen innigen Freundſchaftsbund knüpfte. Wann aber dieſes geweſen ſei, und wie lange Xenophon in Böotien zugebracht, iſt ſchwer zu ermitteln; anzunehmen, daß er bald aus der Kriegsgefangenſchaft erlöst worden ſei. Dar-

auf trat er in den atheniſchen Reiterdienſt zurück. Bekanntlich war es die Ritterſchaft, welche am entſchiedenſten zu den dreißig Tyrannen hielt, als dieſe im Jahre 404, nachdem die Lakedämonier Athen zur Unterwerfung gezwungen hatten, unter dem Schutze der erſteren hier ihre Schreckensherrſchaft führten. Bei der Hinneigung Xenophons zu lakedämoniſchen Einrichtungen und lakedämoniſchem Weſen unterliegt es keinem Zweifel, daß auch er ein eifriger Anhänger des neuen Regimentes geweſen ſei. Seine Milde und Mäßigung darf man nicht als Beweis dagegen anrufen, die Parteiwuth verblendet auch den mildeſten und mäßigſten und wie weit ſie führen kann, dafür iſt Xenophons ſpäteres Leben ein hinreichendes Beiſpiel. Höchſtens mag ſein Eifer für die neue Ordnung der Dinge dadurch etwas abgekühlt worden ſein, daß die Dreißig auch ſeinem Freunde und Lehrer Sokrates kleinliche Hinderniſſe in den Weg legten und ihn mit Drohungen verfolgten.

Auch wann Xenophon mit Sokrates ſeine erſten Bezie- 2.
hungen knüpfte, läßt ſich ſchwer feſtſtellen, ſicher aber iſt, daß die Lehre des letzteren einen großen Einfluß auf ſeine Richtung übte und wahrſcheinlich, daß dieſer ſchon begann, als Xenophon noch in der erſten Jugend ſtand. Hatte Socrates ſich die Aufgabe geſtellt oder erſcheint er uns heute ſo, als habe er ſich dieſelbe geſtellt: gegenüber den Sophiſten, welche durch die Form der Darſtellung aus ſchwarz weiß und aus weiß ſchwarz machen zu können ſich rühmten, der Wahrheit Geltung zu verſchaffen, daß die Tugend allerdings etwas Feſtes, Unwandelbares ſei, welches weder durch dialektiſche Künſte verkehrt und zum Laſter gemacht, noch fortgeſchafft werden könne, daß es auch ein wirkliches Wiſſen vom Guten und Böſen gebe, welches zu erwerben ſei, auf dem Wege der Selbſterkenntniß; gab er aber dabei einerſeits zu, daß menſchliches Wiſſen ſeine Grenze habe, an welche

2) Vgl. Brandis, Handbuch der Geſchichte der griechiſch-römiſchen Philoſophie, II. Theil, 1. Abtheilung, Berlin 1844, p. 1—74.

gekommen der Menſch um Rath und Hülfe ſich an die Götter wenden müſſe, verkündete er anderſeits ſeine Lehre durch Induction, anknüpfend an practiſche Fragen und Verhältniſſe des Lebens und entwickelte er dabei auch vielfach practiſche Lebens- und Verhaltungsregeln, ſo waren es nun vor allem dieſe, welche Xenophon nach ſeiner natürlichen Geiſtesrichtung in ſich aufnahm und verdaute. Seiner Natur nach war Xenophon geneigt, ſich zu beſchränken, die Grenze des eigenen möglicher Weiſe zu erlangenden Wiſſens ſich ſo nahe als möglich zu ſtecken, und daraus folgte es, daß er ſo innig das Bedürfniß fühlte, ſich an Männer anzuſchließen, die in irgend einer Hinſicht höher begabt waren als er oder denen er eine höhere Begabung mit Freuden zugeſtand, deren Beiſpiel er nachahmte, deren Rath er einholte, wo er ſelbſt einen Rath nicht mehr wußte oder nicht wiſſen wollte. Daraus folgte, daß er ſich mit Opfern und Bitten um Orakel ſo oft an die Götter wendete, wo eine ihm näher liegende Quelle der Ergänzung ſeiner eigenen Erkenntniß ihm fehlte. Daraus folgt auch ſeine Vorliebe für die Monarchie oder die Oligarchie, für eine feſte Sitte, ein unumſtößliches Geſetz, welches alle Zweifel erſpart, für dieſe Bande des Lebens, welche das alte Lakedämon ſo feſt zuſammenhielten, in den Augen des Athenerſ, dem die Freiheit der Bewegung in Athen ſo unbequem, ſo verwirrend vorkam, noch mehr als in Wirklichkeit. Daraus folgt, daß er aus den Lehren und dem Beiſpiele ſeiner Lehrer, Gönner und Freunde mehr das Reſultat herausnahm, um dieſem ohne Frage nachzuleben, als ſich um die Wege bekümmerte, auf welchem ſie zu demſelben gekommen waren, daraus endlich ſeine Neigung, ſich mit den Dingen zu beſchäftigen, die zu hören, zu ſehen, zu greifen ſind.

Xenophon macht als Begleiter des Proxenos den Zug des jüngeren Kyros gegen den Artaxerxes mit.

Im Jahre 407 v. Chr. hatte der perſiſche Prinz Kyros, 3. Sohn des Dareios Nothos und der Paryſatis, die Satrapie über die kleinaſiatiſchen Provinzen Lydien, Phrygien und Kappadokien und den Oberbefehl über die ſämmtlichen Truppen erhalten, welche auf der Ebene von Kaſtolos in Lydien ihren Muſterplatz hatten. Seine Hoffnungen, daß er ſtatt ſeines zwar älteren, aber vor der Thronbeſteigung ſeines Vaters gebornen Bruders Artaxerxes die Krone des perſiſchen Reiches erlangen werde, Hoffnungen, welche ihn 405 bei dem nahenden Ende des Dareios aus ſeiner Satrapie nach Medien führten, waren getäuſcht worden; aber er gab ſie deßhalb nicht auf. Vertrauend auf die Ueberlegenheit griechiſcher Truppen über die Aſiaten, gedachte er, ſich mittelſt jener den Thron zu erkämpfen, welcher auf friedlichem Wege ihm nicht geworden war; und mit dieſem Hintergedanken hatte er ſeit dem Antritte ſeiner Statthalterſchaft ſich eifrig der Sache derjenigen Partei angenommen, welche damals im peloponneſiſchen Kriege, wie es ſchien, die Oberhand gewinnen mußte, der Sache der Lakedämonier, zu deren endlichem Siege über Athen er in der That nicht unweſentlich beigetragen hatte. Dieſer Sieg war entſchieden, als Kyros nach der Thronbeſteigung des Bruders in ſeine kleinaſiatiſche Satrapie zurückkehrte. Er traf nun ſofort die ernſtlichſten Anſtalten zur Bildung eines griechiſchen Söldnerheeres, welches die Aſiaten, die er aus den ihm untergebenen Provinzen zuſammenziehen konnte, verſtärken ſollte. Der Zeitpunkt war günſtig: der langdauernde peloponneſiſche Krieg hatte mit ſeinen weiten Expeditionen, wie ſie früherhin bei den Griechen kaum vorgekommen waren, in Hellas, wie im Peloponnes den Solddienſt zu einer bekannten und beliebten Sache gemacht;

3) Xen. Anab. I, 1. Grote IX. p. 5 ffg.

er hatte viele Leute in das Kriegshandwerk gezogen und an dasſelbe gewöhnt, von ihm ernährt, welche nun nach dem Siege Lakedämons und der mit ihm eingetretenen Beruhigung theils brodlos wurden, theils an die Friedensſtille ſich nicht gewöhnen konnten und begierig nach einer Gelegenheit ausſchauten, neue Kriegsdienſte zu nehmen. Vielen Männern von Bildung und Feuer, wenn ſie auch nicht von der neu aufgerichteten lakedämoniſchen Herrſchaft verbannt und zur Auswanderung gezwungen wurden, ward dieſelbe doch läſtig; und fanden ſie einen Weg, ſich ihr zu entziehen, ſo ſchlugen ſie ihn ſicher mit Freuden ein. Außerdem konnte Kyros mit einigem Verlaß auf den Dank, d. h. aber auf die Unterſtützung des nun ſiegreichen, in Griechenland herrſchenden Sparta rechnen. Eine griechiſche Leibwache und griechiſche Garniſonen in ſeiner Satrapie hatte Kyros ſchon gehalten, bevor er 405 nach Medien zog. Jetzt ſah er ſich nach Vergrößerung dieſes griechiſchen Heeres um. Der Lakedämonier Klearchos war eine zeitlang Harmoſt (Gouverneur und Commandant) von Byzantion geweſen. Seine Tyrannei gegen die Einwohner der Stadt und Gegend aber ging ſo weit, daß ſie ſelbſt der lakedämoniſchen Regierung zu toll ward und dieſe ihn abſetzte, dann, als er dem Beſchluß ſich widerſetzte, ihn verbannte. Flüchtig kam er zu Kyros nach Sardes, der den verſuchten einſichtigen Krieger freundlich aufnahm und ihn mit 10,000 Dareiken (gegen 200000 Francs) unterſtützte, wovon er ein griechiſches Truppencorps anwerben und dies bis auf weiteres bereit halten ſollte. Klearchos führte zunächſt mit ſeinen geworbenen Soldaten auf eigene Hand den Krieg gegen die Thraker am weſtlichen Strande des Helleſpontes, machte ſich aber damit ſo verdient um die griechiſchen Handelsſtädte auf dem thrakiſchen Cherſones, daß auch dieſe ihm reiche freiwillige Beiträge ſendeten. Der Theſſaler Ariſtippos, welcher mit Gewalt ſeiner Partei in ſeinem Vaterlande die Oberhand verſchaffen wollte, erhielt von Kyros gleichfalls Sold für 4000 Mann auf 6 Monate unter der Bedingung, ihm von dieſen

auf erſten Ruf ſoviel als möglich zuzuführen; mit anderen Griechen ſchloß der perſiſche Prinz ähnliche Werbverträge und endlich als er im Jahre 402 meinte, daß ſeine Pläne zur Reife gedie- 4.
hen ſeien, ſendete er ſeinen Werboberſten Nachricht und die Aufforderung, entweder ihre Truppen ihm nach Sardes zuzuführen oder ſonſt an bezeichneten Punkten zu ihm zu ſtoßen; auch mit dem Staate Lakedämon wurden Verabredungen über deſſen Mitwirkung getroffen, und bald darauf zog Kyros ſeine eignen griechiſchen Truppen, die er bisher in dem offenen Kriege gegen ſeinen Mitſtatthalter Tiſſaphernes, unter deſſen Botmäßigkeit die ioniſchen Städte an der kleinaſiatiſchen Weſtküſte ſtanden, verwendet hatte, bei Sardes zuſammen. Im März 401 ſtanden hier 8200 Griechen zu Kyros Verfügung. 4000 Hopliten hatte der Arkader Xenias aus den kleinaſiatiſchen Garniſonen herbeigeführt, der Arkader Sophänet 1000 neugeworbene Hopliten, der Achäer Sokrates brachte 500, der Megareer Paſion 700 Hopliten von dem Belagerungscorps vor Milet; der Böoter Proxenos 1500 Hopliten und 500 Gymneten. Mit dieſer helleniſchen Macht, welcher ſich 100000 Aſiaten anſchloſſen, trat Kyros den Marſch gegen ſeinen Bruder an. Er marſchirte über Koloſſä, Keläna, Pedion, Ikonium, Dana, Tarſos, Iſſos, Myriandros an den Euphrat, um dieſen bei Thapſakos zu überſchreiten, und endlich am linken Ufer des genannten Fluſſes abwärts auf Babylon oder dem König Artaxerxes entgegen zu ziehen. Nicht ohne Schwierigkeiten folgten ihm die Griechen, welchen anfangs nur ein Zug gegen die Piſidier vorgeſpiegelt war; unter allerlei Vorwänden und mit Verſprechungen höheren Soldes wurden ſie immer weiter gezogen, bis ſchließlich ihnen ſelbſt das Vorwärtsgehen vortheilhafter ſcheinen mußte, als die Umkehr. Uebrigens vermehrte ſich die Stärke des griechiſchen Corps dadurch, daß allmälig mehrere Zuzüge unterwegs ſich mit ihm vereinigten. Bei Koloſſä ſtieß Menon mit 1000

4) Xen. Anab. I, 2 ffg.

Hopliten und 500 Peltaſten von den Soldtruppen des Ariſtippos zu Kyros; bei Keläna Klearchos mit 1000 Hopliten, 800 thrakiſchen Peltaſten und 200 kretiſchen Bogenſchützen, ebenda der Syrakuſier Soſis mit 300 Hopliten und noch 1000 Hopli-
5. ten des Arkaders Agias. Bei Iſſos ſetzte die verbündete lakedämoniſch-perſiſche Flotte, welche die Südküſte Kleinaſiens entlang geſegelt war, 700 Hopliten unter dem Lakedämonier Cheiriſophos an's Land, welche gleichfalls zu Kyros ſtießen, um deſſen Expedition mitzumachen; ebendaſelbſt vereinigten ſich mit ihm 400 griechiſche Hopliten, welche bisher im Dienſte des perſiſchen Satrapen von Syrien und Phönicien, Abrokomas, geweſen waren, welcher ohne die Päſſe Ciliciens gegen Kyros zu vertheidigen, eilig den Rückzug an den Euphrat antrat, um ſich dem Hauptheer des Artaxerxes anzuſchließen. Bei dieſem Rückzuge verließen ihn jene griechiſchen Soldtruppen, um zum Kyros überzugehen. Das geſammte Corps, wenn es keine Verluſte erlitten hätte, müßte nun 12100 Hopliten und 2000 Leichtbewaffnete ſtark an den Euphrat gelangt ſein; indeſſen Verluſte waren allerdings vorgekommen: 100 Mann waren in den Gebirgen Ciliciens umgekommen oder verloren gegangen, eine Anzahl mag mit den Oberſten Xenias und Paſion, welche gekränkt durch den Umſtand, daß mehr als 2000 ihrer Leute zu Klearch übergingen und Kyros dieß ohne Weiteres geſchehen ließ, bei Myriandros ihn verließen, davon gegangen ſein. Viele einzelne blieben ſicherlich krank zurück oder deſertirten. Bei
6. Kunaxa zählte man noch 10400 Hopliten und 2400 Leichtbewaffnete, im Ganzen nach Abzug der in Cilicien verlornen 100 Mann, 1200 Mann weniger als hätten vorhanden ſein ſollen. Daß von Leichtbewaffneten bei Kunaxa mehr vorhanden waren, als früher, erklärt ſich einfach daraus, daß man eine Anzahl von Hopliten, die ohnedies unvollkommen gerüſtet oder auch zu ſchwach waren, um auf einem langen Marſche

5) Xen. Anab. I, 4. 6) Xen. Anab. I, 7.

als Hopliten zu dienen, in jene erſtere Klaſſe verwieſen hatte. Die hauptſächlichſten Führer, welche noch im Dienſte waren, als die Armee den Euphrat erreichte, waren Klearchos, Sokrates, Agias, Menon, Proxenos, Cheiriſophos, Sophänetos. Die aſiatiſchen Truppen befehligte der Perſer Ariäos. An Kavallerie befanden ſich bei dem helleniſchen Corps nicht mehr als 40 leichte thrakiſche Reiter, welche Klearchos aus Thrakien als eine Art Trabantengarde mit ſich herübergebracht hatte.

Bei dem griechiſchen Söldnerkorps des Kyros war auch unſer Xenophon. Wir wiſſen, daß er während ſeiner Kriegs- 7.
gefangenſchaft in Böotien in freundſchaftliche Beziehungen zu Proxenos getreten war, demſelben, welcher jetzt 2000 Mann in der Armee des perſiſchen Prinzen befehligte. Proxenos, der eine ſehr gute Erziehung genoſſen hatte, ſcheint von einem hinreichenden Ehrgeiz beſeſſen, doch nicht von großer Einſicht und noch weniger von ſtarkem Charakter geweſen zu ſein. Wie unter ſolchen Umſtänden der Ehrgeiz nur zu leicht zur bloßen Eitelkeit wird, wendete er ſich ohne Mühe von ſeinem Vaterland ab und ſuchte den Kyros auf, bei welchem ſich ihm, wie er meinte, mühelos eine beſſere Carrière darbot. Als Kyros nun ſeine Abſichten auf ein großes Unternehmen immer ernſtlicher entwickelte, welche er nicht mit klaren Worten ausſprach, welche aber den ihm naheſtehenden Griechen unmöglich ganz verborgen bleiben konnten, fühlte Proxenos ſich trotz ſeiner Eitelkeit der Stellung nicht gewachſen, welche er bei dieſem Unternehmen möglicherweiſe einnehmen mußte. Die militäriſchen Kenntniſſe ſeines Freundes Xenophon hatte er ſchätzen gelernt, er wußte außerdem, daß dieſer nach ſeinem ganzen Naturel wenig zum Befehlen geneigt, daher vortrefflich geeignet ſei, einen Rathgeber zu machen, der zu rühmlichen Thaten den Grund legen könne, ohne die Ehre davon für ſich ſelbſt zu be-

7) Xen. Anab. III, 1.

anſpruchen. Proxenos wendete ſich daher an Xenophon und bat denſelben, ihn auf ſeinem Zuge begleiten zu wollen, ohne beſtimmtes Commando, aber auch ohne militäriſches Verhältniß überhaupt, als Volontär, als Freund und Berather; um den hausbacknen Schüler des Sokrates deſto mehr zu locken, ſprach er, der kaum Dreißigjährige, zu dem Vierzigjährigen von den Ausſichten, welche bei näherer Bekanntſchaft des ſcharfſichtigen, freigebigen, griechenfreundlichen Kyros mit ihm für ihn ſich eröffneten, wie in ähnlichen Fällen dergleichen Redensarten bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ſind. Wir dürfen vorausſetzen, daß Xenophon auf dieſelben wenig gab; dennoch war er keineswegs abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Es kam ihm aber weniger darauf an, unter den Fahnen der Perſer Lorbeeren zu ſammeln, als aus den für ihn drückenden Verhältniſſen zu Athen wegzukommen. Denn nachdem dieſes im Jahre 404 den Lakedämoniern unterlegen und einer Regierung nach ihrem Muſter unterworfen worden war, hatte ſchon 403 die
8. Revolution des Thraſybulos das demokratiſche Syſtem zurückgeführt, unter welchem am wenigſten die Mitglieder der Ritterſchaft, die Stützen der dreißig Tyrannen und der lakedämoniſchen Oligarchie ſich wohl fühlen konnten. Obgleich alſo Xenophon von vornherein vollſtändig geneigt war, dem Rufe des Proxenos zu folgen, lag es doch in ſeinem Charakter, die Sache, welche immerhin eine wichtige für ihn war, da er als verheiratheter Mann ein Hausweſen zurückließ, mit Anderen zu berathen. Sein Freund und Lehrer Sokrates, an welchen er ſich als den Unbefangenſten und ihm herzlich geneigten Mann wendete, machte ihn darauf aufmerkſam, daß Kyros zu Ende des peloponneſiſchen Krieges aufs Entſchiedenſte mit Lakedämon gegen Athen gemeinſchaftliche Sache gemacht habe, daß die Athener es alſo dem Xenophon, ihrem Landsmann möglicher Weiſe ſehr übel nehmen könnten, wenn er dem Feinde ſeines

8) Xen. Hell. II, 4.

Vaterlandes ſich anſchließe. Da aber die Gründe des Xenophon für die Entfernung von Athen gleichfalls nicht ohne Gewicht waren, ſo trat hier einer der Fälle ein, wo nach der Anſicht des Sokrates das menſchliche Erkennen ein Ende hat und der Beirath der Götter eingeholt werden muß. Sokrates rieth daher ſeinem Freunde, den delphiſchen Apollon zu befragen, ob er bleiben oder gehen ſolle. Xenophon befolgte dieſen Rath, aber nur halb. Die Frömmigkeit der Philiſters weiß ſich immer mit ihren Wünſchen und Neigungen abzufinden. Xenophon fragte alſo den delphiſchen Apollon nicht, ob er gehen oder bleiben ſolle, ſondern, welchem Gotte er Opfer und Gelübde darbringen müſſe, um ſeinen beabſichtigten Zweck mit dem beſten Erfolg zu unternehmen, und dann glücklich wieder heim zu kommen. Darauf antwortete das verſtändige Orakel, ſeine Opfer ſolle er denjenigen Göttern bringen, welchen ſie gebührten. Einigermaßen verlegen kehrte der Sohn des Gryllos heim und noch verlegener fragte er nun zum zweitenmale den Sokrates um ſeinen Rath. Dieſer warf ihm allerdings ſein Spiel mit der Frömmigkeit vor, ſagte ihm aber ſchließlich doch, da ſich nun die Sachen einmal ſo verhielten, welchen Göttern im vorliegenFalle das Opfer gebühren möchte. Xenophon brachte dasſelbe und reiste dann nach Sardes ab, wo er dann im März 401 den Kyros und Proxenos noch antraf, von letzterem dem erſtern vorgeſtellt und von dieſem ſo enthuſiasmirt ward, daß er ohne Beſinnen mitzog. Er behauptet, erſt in Cilicien das eigentliche Ziel des Zuges erfahren zu haben und nun lediglich weiter mitgezogen zu ſein, um bei ſeinen Kameraden nicht in den Verdacht der Feigheit zu kommen.

Xenophons Hervortreten.

Anfangs blieb nun Xenophon in der beſcheidenen Stellung 9.
eines Freundes und zugleich einer Art Stabsmajors des Proxenos.

9) Xen. Anab. I, 8.

Indeſſen die Ereigniſſe ſollten in nicht allzulanger Friſt ihm die Geltung verſchaffen, welche ihm unzweifelhaft gebührte. Im September oder Oktober 401 ſtieß das Heer des Kyros mit demjenigen des Artaxerxes bei Kunaxa, am linken Ufer des Euphrat, in der Nähe des heutigen Felujah und etwa 61½ engliſche Meilen aufwärts von Babylon zuſammen. Im Heere des Kyros hatte das griechiſche Corps, unterſtützt von 1000 Pferden paphlagoniſcher Reiterei, unmittelbar an den Fluß gelehnt den rechten Flügel, während den linken die aſiatiſchen Truppen unter Ariäos einnahmen. Die Griechen gewannen auf ihrem Flügel einen entſchiedenen Sieg, aber die aſiatiſchen Truppen des Kyros wurden ebenſo entſchieden geſchlagen und der Prätendent ſelbſt fiel im Kampfe. Ariäos mit ſeiner Mann-
10. ſchaft behauptete nicht einmal das Lager, ſondern floh bis zu dem Nachtquartier zurück, von welchem Kyros am Morgen der Schlacht ausgezogen war. Das Lager, nur von der ſchwachen Beſatzung der Griechen vertheidigt, welche dieſe hier zurückgelaſſen hatten, ward von den königlichen Truppen größtentheils geplündert; nur die Rückſicht auf das ſiegreiche griechiſche Corps beſtimmte Artaxerxes die Plünderung einzuſtellen, um ſich jenem gegenüber noch einmal zu formiren. Doch beim erſten Anlauf der Griechen trat er den Rückzug an; dieſe verfolgten ihn, bald indeſſen bemerkten ſie, daß ſie gänzlich iſolirt ſeien und beſchloſſen, die Verfolgung einzuſtellen und in ihr Lager zurückzumarſchiren. Dieſes fanden ſie ausgeplündert und mußten hungrig und durſtig, wie ſie waren, die Nacht ausharren; erſt am nächſten Morgen erfuhren ſie, daß Kyros gefallen ſei, und
11. zwar durch Abgeſandte des Ariäos, welcher ihnen zugleich anzeigen ließ, daß er dieſen Tag noch auf ſie warten, am folgenden aber unfehlbar den Rückmarſch nach Kleinaſien antreten werde, da der Feldzug gegenwärtig kein Ziel mehr habe. Die Hellenen, welche ſich und damit ihre Partei für Sieger hielten,

10) Xen. Anab. I, 10. 11) Xen. Anab. II, 1.

waren erſtaunt und entrüſtet über die Kunde; Klearchos, den alle ſtillſchweigend nunmehr als ihren Obergeneral anerkannten, bemühte ſich, den Ariäos durch eine Geſandtſchaft, beſtehend aus Menon, Cheiriſophos und Prokles auf andere Gedanken zu bringen. Kaum aber war dieſe Deputation abgegangen, als nun Geſandte, dießmal aus dem Lager des Königs Artaxerxes und im ſpeziellen Auftrage des Tiſſaphernes erſchienen und von den Griechen geradezu verlangten, ſie ſollten die Waffen niederlegen; mit einer unbeſtimmten Antwort mußten ſie abziehen. Bei Eintritt der Dunkelheit aber brach Klearch 12. aus dem gegenwärtigen Lager auf und marſchirte zurück nach den Quartieren des Ariäos, in deren Nähe er die ſeinigen bezog. Artaxerxes und ſeine Rathgeber erkannten daraus, daß die Griechen keineswegs willens wären, ſich einſchüchtern zu laſſen und dachten nun auf andere Mittel, ihrer Herr zu werden, ohne daß ſie doch das unſichere Spiel offenen Kampfes zu wagen hätten. Verträgliche Anerbietungen wurden ihnen gemacht; die Griechen wollten aber von einem Uebereinkommen überhaupt 13. nichts wiſſen, ehe nicht auf eine ausreichende Weiſe für ihre Verpflegung geſorgt ſei. Auch hierin gab Artaxerxes nach und ließ ihnen Quartiere anweiſen, in welchen ſie keinen Mangel litten. Nun erſt kam es zu Verhandlungen; das Reſultat derſelben war: die Griechen ſollten mit Wehr und Waffen vereint mit den aſiatiſchen Truppen des Ariäos und unter dem Geleite des Tiſſaphernes den Rückmarſch nach Kleinaſien antreten, unterwegs ſich aber aller Feindſeligkeiten gegen die Einwohner enthalten und Verpflegung nur dort nehmen, wo ihnen dieſelbe angewieſen würde, oder ſie auf den von den Perſern eröffneten Märkten kaufen. Auf die Ausführung dieſes Vertrages mußten indeſſen die Griechen in den ihnen angewieſenen Quartieren lange warten. Dagegen wurde von Seite des Artaxerxes beſtändig mit dem Ariäos unterhandelt, welcher ſich gegen Klearch

12) Xen. Anab. II, 2. 13) Xen. Anab. II, 3.

eidlich verpflichtet hatte, auf dem Rückmarſche nach Kleinaſien treulich mit ihm zuſammenhalten zu wollen. Ariäos ſollte
14. nun zur Trennung ſeiner Sache von jener der Griechen veranlaßt werden, was auch ohne Mühe gelang. Schon murrten die Truppen im griechiſchen Lager über die lange Zögerung, als endlich Tiſſaphernes erſchien und der Marſch in die Heimath angetreten ward. Tiſſaphernes, Nachbarſatrap des
15. Prinzen Kyros, ſo lange dieſer in Kleinaſien weilte und mit dieſem in offenen Feindſeligkeiten um die griechiſchen Städte an der ioniſchen Küſte, war, als Kyros zu dem Zuge gegen Artaxerxes bei Sardes ſein Heer zuſammenzog, welches ihm zu dem vorgeſchützten Zwecke, Bekämpfung der Piſidier, viel zu bedeutend erſchien, mit einer Reiterbedeckung zum Artaxerxes geeilt, um dieſen von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Für dieſen Dienſt hatte jetzt nach dem Tode des Kyros Tiſſaphernes zu ſeiner eigenen Satrapie noch diejenige des Prinzen erhalten, in welche er eben heimziehen wollte. Der Marſch ward alſo angetreten, Tiſſaphernes und Ariäos mit den perſiſchen Truppen zogen vorauf; die Griechen folgten ihnen. Der Zug ging nicht auf demſelben Wege zurück, welchen Kyros gekommen war, nicht den Euphrat aufwärts, ſondern tiefer in das perſiſche Reich hinein in öſtlicher Richtung dem Tigris zu; die Truppen kreuzten dabei die ſogenannte mediſche Mauer und überſchritten dann den Tigris bei Sittake — ſüdlich dem heutigen Bagdad — auf einer Schiffbrücke; von da ab folgten ſie dem linken Ufer des Tigris ſtromaufwärts, wie ihnen geſagt ward, um durch Armenien an die Küſte Kleinaſiens zu gelangen. Der Vorwand für dieſen beträchtlichen Umweg war, daß auf dem früheren Wege beim Zuge des Kyros alle Lebensmittel aufgezehrt ſeien, die Verpflegung alſo große Schwierigkeiten machen werde. Der wirkliche Grund aber war die Abſicht des Königs, dieſe kleine Schaar nicht mit heiler Haut in

14) Xen. Anab. II, 4. 15) Xen. Anab. I, 2.

das Vaterland entkommen zu laſſen, damit ſie dorthin die Kunde von der Schwäche des Perſerreiches und der Leichtigkeit trage, in dasſelbe einzudringen. Tiſſaphernes und der im Stillen gewonnene Ariäos ſollten die Gelegenheit wahrnehmen, die Griechen zu bewältigen oder ſie ſonſtwie ins Verderben zu bringen. Der lange Weg, der überdieß den Griechen ganz unbekannt war, die weite Entfernung von der Heimath ſollten den perſiſchen Führern Gelegenheit geben, dieſes Ziel deſto eher zu erreichen, Uneinigkeit im Lager der Hellenen ſelbſt zu ſtiften, Conflikte auf unverfängliche Weiſe herbeizuführen. Ob nun Tiſſaphernes dieſe Abſicht vollkommen theilte, muß zweifelhaft bleiben; vielleicht hatte er immer den Hintergedanken, das griechiſche Corps für ſich ſelbſt zu gewinnen, es in ſeinem Solde zu behalten und mit ſeiner Hülfe ſeine kleinaſiatiſche Satrapie zu erweitern.

Während des Marſches am linken Ufer des Tigris aufwärts erhielten die Griechen immer mehr Gründe zu Verdacht gegen die Perſer; ſie lagerten daher auch ſtets abgeſondert von dieſen, hielten ſich im Marſche dicht am Ufer des Tigris, verſäumten außerdem keine Sicherheitsmaßregel. Noch trauriger aber als das Benehmen der Perſer war, daß deren Wühlereien auch im griechiſchen Lager ſelbſt einen günſtigen Boden fanden. Der habſüchtige Menon, wie es ſcheint auch der eitle Proxenos, gingen auf die Vorſpiegelungen des Tiſſaphernes und des Ariäos ein; ſie hatten wohl Luſt, indem ſie die Dienſte des Corps für Tiſſaphernes gewönnen, ſich ſelbſt mit Beſeitigung der übrigen Anführer an die Spitze desſelben zu bringen. So hatte man die Einmündung des großen Zabfluſſes (ſüdlich Moſul) in den Tigris erreicht, als die Spannung und der von ihr unzertrennliche unbehagliche Zuſtand ſeinen Gipfel erreichte. 16. Klearchos hielt es für Pflicht gegen ſein Heer, dem Ding ein Ende zu machen und glaubte dies durch ein offenes Ausſprechen mit Tiſſaphernes erreichen zu können. Dabei behauptete nun

16) Xen. Anab. II, 5.

dieſer, daß wie die Griechen den Perſern, die Perſer den Griechen mißtraueten, lehnte alle böſen Abſichten der Perſer entſchieden ab und deutete an, daß lediglich Zwiſchenträgereien von beiden Seiten an dem gegenſeitigen Mißtrauen die Schuld tragen möchten. Klearch kam nun dahin mit ihm überein, daß eine Kommiſſion von perſiſchen und griechiſchen Führern die Sache unterſuchen und diejenigen zur Rechenſchaft ziehen ſolle, welche ſich der Zwiſchenträgerei und der Aufhetzerei ſchuldig gemacht hätten. In Ausführung dieſes Uebereinkommens begab ſich Klearch am andern Tage mit vier andern Oberſten, Proxenos, Menon, Agias und Sokrates und mit 20 Hauptleuten, denen unter dem Scheine, den dortigen Markt zu beſuchen, 200 Soldaten folgten, in's perſiſche Lager. Die Oberſten wurden bei ihrer Ankunft ſofort in's Quartier des Tiſſaphernes eingelaſſen, die Hauptleute warteten draußen. Kaum bei Teſſaphernes eingetreten, wurden Klearchos, Proxenos, Agias und Sokrates niedergemacht, Menon vorläufig verhaftet, zugleich fielen die perſiſchen Trabanten über die 20 Hauptleute her, um auch ſie niederzumetzeln und perſiſche Reiter zogen durch das Lager, um die griechiſchen Soldaten, welche ſie dort antrafen, gleichfalls niederzuhauen. Daß Menon nicht ſogleich abgethan wurde, mochte darin ſeinen Grund haben, daß Tiſſaphernes ihm den Befehl über das griechiſche Corps anvertrauen wollte, inſofern dieſes ſich ſeinen Abſichten fügſam erwieſe. Da aber dieſer Fall nicht eintrat, mußte Tiſſaphernes, um ſich dem Artaxerxes nicht verdächtig zu machen, auch ihn ausliefern; er wurde, vielleicht weil ſeine früheren Verheißungen ſich nicht erfüllt hatten, dann durch lange Martern zu Tode gebracht.

Die Nachricht von dem Vorfalle, welchen zuerſt der dem Blutbade entronnene aber ſchwer verwundete Arkader Nikarchos in's griechiſche Lager brachte, verbreitete hier die größte Beſtürzung, aber nicht mindere Entrüſtung. Alles griff zu den Waffen. Bald darauf erſchienen, vom Tiſſaphernes geſendet, Ariäos und zwei andere perſiſche Große, um die Griechen

zur Niederlegung der Waffen aufzufordern. Mit Abscheu wurden sie empfangen und ihr Ansinnen abgewiesen.

Dem blutigen Tage folgte eine unruhige Nacht, Soldaten 17.
und Führer des griechischen Corps waren in einer stillen Verzweiflung, umsonst versuchte man in Betrachtung der Lage zu schlafen. Im Schrecken und in der Verzweiflung wurden selbst die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln versäumt.

Auch Xenophon wälzte sich unruhig auf seinem Lager; endlich verfiel er in einen kurzen Schlaf; da träumte er, daß ein Blitz unter heftigem Donner in sein Vaterhaus schlage und es in helle Flammen setze. Der königliche Zeus hatte den Traum gesendet; was sollte er bedeuten? Daß wie aus dem rings brennenden Haus so aus der gegenwärtigen Lage ein Ausweg nicht möglich sei? Oder daß der Horizont, wie von dem Blitze des Zeus, für die ihrer Führer beraubten Griechen, für Xenophon selbst sich erhelle? Darüber nachsinnend kam Xenophon zu dem Schlusse, man dürfe sich nicht thatlos dem Verderben unterwerfen, man müsse wenigstens versuchen, ihm zu entgehen, und er selbst fühlte die Kraft in sich, den entmuthigten Truppen neuen Muth einzuflößen und ihnen aus ihrer jetzigen Lage einen rühmlichen Weg zu zeigen, und glaubte, als Athener es keinem andern überlassen zu dürfen, sich ein solches Verdienst um ganz Griechenland zu erwerben. Von diesen Gedanken bewegt stand er auf, rief die Hauptleute von der Abtheilung des Proxenos zusammen, stellte ihnen vor, daß etwas geschehen müsse, vorerst um sich gegen mögliche und wahrscheinliche Angriffe der Perser ohne Säumen in Verfassung zu setzen; er schilderte ihnen die Lichtseiten der gegenwärtigen Lage, wenn man diese nur auszubeuten Muth habe und Kraft zeige; bisher habe der Vertrag mit den Persern alle Schritte der Griechen gefesselt, mit Ingrimm hätten sie die gute Verpflegung der Perser, deren Reichthum und Wohlleben von

17) Xen. Anab. III, 1.

ferne anſehen müſſen, während ſie ſelbſt darbten. Nach der ruchloſen That des Tiſſaphernes und ſeiner Genoſſen binde ſie kein Vertrag mehr und als offene Feinde könnten ſie Alles nehmen, deſſen ſie, um gleichfalls wohl zu leben, bedürften. Die Perſer aber ſeien nach der Blutthat, die den Zorn der Götter auf die Vertragsbrüchigen herabrufe, noch weniger zu fürchten als ſchon vorher. Jetzt komme es darauf an, welche von den griechiſchen Abtheilungen zuerſt dieſe Auffaſſung der Dinge annehme und ihr gemäß handle; die Hauptleute des Proxenos ſollten ſich von keinen andern zuvorkommen laſſen. Proxenos ſei todt; es gelte daher vorerſt, an ſeiner Stelle einen andern Führer zu wählen. Xenophon bot ſich ſelbſt für dieſe Stelle an, gelobte aber dem Würdigen, den ſie etwa wählen würden, unbedingt zu folgen.

Nur einer der Hauptleute, von dem ſich indeſſen erwies, daß er gar kein Grieche, ſondern ein Lydier ſei, fand die Anſichten des Xenophon utopiſch; alle andern aber traten ihnen bei und jagten den Lydier davon. Nun wurden auch die Oberſten der übrigen Abtheilungen, ſoweit ſie noch lebten und die
18. ſämmtlichen Hauptleute zu einer Verſammlung berufen; bei den Abtheilungen, deren Oberſten ermordet waren, vertrat der Oberſtlieutenant (der älteſte Hauptmann) die Stelle des Oberſten. Bei der Abtheilung des Proxenos war dies Hieronymos von Elis, welcher nun die etwa aus 100 Perſonen beſtehende Verſammlung eröffnete, doch nur um Xenophon, dem bis jetzt durch ſeine Stellung nicht berechtigten, das Wort zum Vortrage ſeines Rathes zuzuſchieben. Xenophon ſprach darauf: „Nach den euch hinlänglich bekannten Vorfällen von geſtern müſſen wir, meiner Meinung nach, Alles aufbieten, daß wir unſern Feinden nicht in die Hände fallen, vielmehr ſie in unſere Gewalt bringen. Auf euch, ihr Führer aber, ſehen die Soldaten; euer Muth, wie euere Muthloſigkeit wird ſich ihnen mittheilen. Nun

18) Xen. Anab. III, 2.

gilt es, daß ihr eurer höheren Stellung und aller mit ihr verknüpften Vorzüge euch würdig zeigt. Eure erſte Sorge muß es unbedingt ſein, die Stellen der Oberſten und Hauptleute neu zu beſetzen, welche die Perſer ermordet haben; dann erſt könnt ihr vor die Soldaten treten und ihnen Muth einſprechen; dann aber dürft ihr auch nicht länger damit ſäumen. Haben wir aber Alle den nöthigen Muth, ſo haben wir auch Grund, nicht blos auf Rettung, ſondern auf Ruhm zu hoffen, denn er iſt es, der Muth, und das Gottvertrauen iſt es, welche den Sieg geben, nicht die Ueberzahl."

Sofort äußerte ſich beiſtimmend der Lakedämonier Cheiriſophos, Niemand erhob einen Einſpruch und die Hauptleute der ihrer Oberſten beraubten Abtheilungen ſchritten ohne Säumen zu neuen Wahlen. An die Stelle des Klearchos kam der Dardanier Timaſion, des Sokrates der Achäer Xanthikles, des Agias der Orchomenier Kleanor, wohl deſſen bisheriger Lieutenant, an die Stelle des Menon der Achäer Philesios und an die des Proxenos Xenophon; von früheren Oberſten waren noch vorhanden Cheiriſophos, Sophänet und Soſis.

Die Führerverſammlung war etwa um Mitternacht zuſammenberufen worden, die Oberſtenwahl gegen Anbruch des Tages vollendet. Nun wurde ein gehöriger Sicherheitsdienſt angeordnet und darauf wurden die ſämmtlichen verfügbaren Soldaten in der Mitte des Lagers zu einer Heergemeinde berufen. Cheiriſophos und Kleanor eröffneten ſie mit kurzen die Lage ſchildernden und die Truppen ermunternden Anreden. Darauf erhielt Xenophon das Wort, welcher geſchmückt mit ſeiner beſten Rüſtung auftrat und ſprach:

„Soldaten! Kleanor hat euch eben noch einmal den Meineid und die Treuloſigkeit der Perſer in's Gedächtniß gerufen. Sie, könnte uns überhaupt der Gedanke daran noch kommen, neue Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, müßten denſelben weit hinwegſcheuchen. Betrachten wir ſie alſo einfach als unſere Feinde, wie ſie es ſind, und behandeln ſie ſo und dann wahr-

lich wird uns mit Hülfe der Götter die Rettung nicht ausbleiben."

Hier nieſete einer der Soldaten; die übrigen begrüßten dies jubelnd als ein beſtätigendes Zeichen der Gottheit. Xenophon aber, den Moment ergreifend, rief:

„Soldaten! Zeus der Erretter hat eben uns ſelbſt ein Zeichen gegeben; geloben wir ihm hiemit Dankopfer für den Fall, daß er uns wirklich wohlbehalten in die Heimath führt!"

Und alle hoben die Hände auf, ſprachen das Gelübde und ſtimmten den Päan an. Als dieſer beendet war, fuhr der unterbrochene Redner fort:

„Die Rettung, ſagte ich euch, wird nicht ausbleiben; wir haben den vollſten Grund, ſie zu hoffen. Denn erſtens hielten wir getreulich den den Perſern beſchwornen Vertrag; ſie aber brachen ihn ſchändlich; ſie haben den Beiſtand der Götter verwirkt, wir nicht. Seid ihr ferner nicht die Enkel der Sieger von Marathon und Platää und ſind jene nicht die Nachkommen derſelben Barbaren, welche dort von einem kleinen griechiſchen Häuflein in ſolcher Unzahl geſchlachtet wurden, daß noch bis auf den heutigen Tag die Athener jährlich 500 Ziegen opfern müſſen, um das Gelübde, welches ſie bei Marathon der Artemis thaten, zu erfüllen, ſie wollten für jeden erlegten Perſer ihr eine Ziege darbringen? Ueberall noch ſtehen als Denkmäler jener großen Zeit die Siegeszeichen auf unſerem heimiſchen Boden; aber ihr ſchönſtes Denkmal iſt die Freiheit unſerer Städte und Gemeinden; iſt, daß wir nicht hündiſch vor Menſchen kriechen, ſondern nur in Demuth vor den Göttern uns beugen. Und ihr ſelbſt, habt ihr nicht erſt vor wenigen Wochen bei Kunaxa bewieſen, daß ihr eurer Voreltern würdig, daß ihr nicht ausgeartet ſeid? Und doch fochtet ihr da nur für einen fremden Prinzen, während es jetzt euere eigene Freiheit, euer eigenes Leben gilt! Und doch wußtet ihr damals noch nicht, was ihr jetzt aus Erfahrung wißt, daß 10 Griechen es mit 1000 Perſern aufnehmen! Beſorgniß mag es manchem von euch erwecken,

daß die Perſer eine ſtarke Reiterei haben, während wir von einer ſolchen gar nichts beſitzen, ſeit die 40 Thraker des Klear- 19.
chos nach der Schlacht von Kunaxa zu Artaxerxes übergegangen ſind. Indeſſen 10000 Reiter ſind ſicherlich auch nichts weiter als 10000 Menſchen; ein Pferd hat noch keinen todt gebiſſen oder todt geſchlagen; Alles, was im Gefecht geſchieht, das richten die Männer aus. Der Infantriſt bewegt ſich ohne Zweifel viel ſicherer als der Reiter, welcher auf ſeinem Pferde hängend, ſich nicht blos vor ſeinem Feinde, ſondern auch vor dem Herunterfallen zu hüten hat. Der Infantriſt ſteht feſt auf dem Boden, ſchlägt folglich viel nachdrücklicher drein und trifft viel ſicherer, was er will. Nur einen Vortheil hat der Reiter, er kann ſicherer fliehen als der Infantriſt. Wo es alſo zum Schlagen kommt, dort können wir getroſt ſein. Freilich wird uns nun Tiſſaphernes auch nicht mehr den Weg weiſen und wir werden nicht mehr aus königlichen Magazinen Lebensmittel erhalten, aber an der Wegweiſerſchaft des verrätheriſchen Perſers iſt wenig verloren; wir fahren wohl beſſer dabei, wenn wir unſere Wegweiſer uns ſelber einfangen, ſie an einem guten Stricke feſthalten und ihnen begreiflich machen, daß es ihnen an den Kragen geht, falls ſie ſich beifallen ließen, uns falſch zu führen. Die Verpflegung aus den königlichen Magazinen ferner war meines Erachtens karg genug und außerdem mußten wir ſie meiſtens mit ſchwerem Gelde bezahlen; von nun an werden wir nehmen, was wir finden und ſo viel uns beliebt und ohne dafür zu zahlen. Es iſt wahr, daß zwiſchen uns und Kleinaſien mancher Strom fließt, der in ſeinem untern Laufe ohne Brücke nicht wohl zu überſchreiten iſt, daß die Perſer auf dem Rückmarſch uns über den Tigris gelockt haben, um auch dieſen noch zwiſchen uns und unſer Ziel zu bringen. Doch wie breit ein Fluß auch in den Niederungen ſei, wir brauchen nur gegen ſeine Quellen hinaufzuziehen, um über ihn hinwegzukom-

19) Xen. Anab. II, 2.

men, ohne uns ſelbſt nur die Kniee naß zu machen. Wären aber wirklich dieſe Ströme für uns unpaſſirbar, ſo möchten erſt recht die Perſer ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſehen und ſelbſt in die Grube fallen, welche ſie meinten, uns gegraben zu haben. Wer ſollte uns hindern, mitten in einem der blühendſten Striche des Perſerreiches eine feſte Stadt zu gründen oder uns einer ſolchen zu bemächtigen und von dort aus einen beſtändigen Krieg gegen das umliegende Land zu führen, der uns alles einbrächte, deſſen wir bedürfen? Kann der große König nicht einmal die Myſier, Piſidier, Lykaonier, die es gerade ſo machen, aus ſeinem Gebiete vertreiben, wie dann uns, die wir doch ein wenig mehr vom Kriege verſtehen und gewiß nicht weniger tapfer ſind als jene? Man müßte und würde uns noch bitten, doch nur gefälligſt heimzuziehen und uns Alles, deſſen wir zu dem Ende bedürfen, mit Vergnügen und in Menge geben. Doch freilich glaube ich, ſetzten wir uns einmal dergeſtalt feſt, wenn auch anfangs nur in der Abſicht, dadurch die Perſer zu unſerem bequemen Heimgeleit zu beſtimmen, am Ende würden wir dann der Heimkehr bei näherer Bekanntſchaft mit den ſchönen und üppigen Perſerinnen und Mederinnen bald gar nicht mehr gedenken. Doch heimkehren ins Vaterland müſſen wir; ich will daher auch von dieſem Mittel, uns die bequeme Heimkehr mit Sicherheit zu erzwingen, deſſen ich eben erwähnte, gar nicht mehr reden. Wir wollen jetzt zu unſern Landsleuten zurück; wir wollen ihnen ſagen, daß es ihre Schuld iſt, wenn ſie in Hellas und im Peloponnes in Dürftigkeit ein armes Daſein friſten, daß es nur von ihnen abhängt, auf einmal reiche Leute zu werden. Denn all der Reichthum dieſer üppigen Lande, den wir rings um uns erblicken, gehört demjenigen, der ihre gegenwärtigen Beſitzer bewältigt, und die Griechen brauchen nur in Maſſen hier zu erſcheinen, um die unbeſtrittenen Herren zu ſein. Denken wir alſo für jetzt nur daran, wie wir unſeren Marſch nach Kleinaſien auf das Sicherſte ordnen und uns für einen etwaigen Zuſammenſtoß mit dem

Feinde auf's Zweckmäßigſte einrichten. Mein Vorſchlag geht in dieſer Beziehung dahin, all unſere Bagagewagen, unſere Zelte und alles Geräthe, welches nicht unumgänglich nothwendig iſt, zu verbrennen; damit eine geringe Mannſchaft zum Geleit und der Deckung des Gepäckes genüge und ein möglichſt großer Theil derſelben ſtets ſchlagfertig ſei, bereit zu ſiegen. Dem Sieger gehört die Habe des Beſiegten und dieſer führt für jenen immer das Gepäck mit ſich. Noch eine Angelegenheit von der höchſten Wichtigkeit muß ich zur Sprache bringen. Der Feind hat unſere Oberſten gemordet, um, wie er meinte, bei uns die Disziplin zu untergraben. Damit er ſich nun gründlich in dieſer Hoffnung täuſche, müſſen die gegenwärtigen Oberſten noch ſtrenger als früher die Mannszucht aufrecht erhalten, die Soldaten müſſen ſie aber dabei unterſtützen, ſie müſſen ſelbſt die Disziplin *unter ſich handhaben*: dann wird der verwunderte Feind ſtatt des *einen* Klearch, den er uns erſchlagen, zehntauſend Klearche ſich gegenüberſehen. Doch die Zeit drängt; es gilt zu handeln. Gefallen euch meine Vorſchläge, ſo nehmt ſie an; iſt jemand da, der etwas Beſſeres weiß, Offizier oder Soldat, ſo ſpreche er."

Cheiriſophos ſchlug vor, zunächſt die Vorſchläge des Xenophon anzunehmen; Verbeſſerungen und Zuſätze würden ſich nachher finden. Alles war einſtimmig. Xenophon bemerkte nun noch Einiges in Hinſicht auf den nächſten Marſch: dieſer müßte unzweifelhaft dahin gerichtet werden, wo man Lebensmittel fände; eine halbe Meile weiter nördlich lägen blühende Dörfer; ſie wären das nächſte natürliche Ziel. Unzweifelhaft würde der Feind den Marſch dahin beunruhigen. Es würde daher das rathſamſte ſein, in einem hohlen Viereck zu marſchiren, den Troß, welchen man nicht zurücklaſſen könnte, wohlgedeckt in der Mitte. Zugleich ſchlug er vor, dem Cheiriſophos als einem Sohne des in Griechenland gegenwärtig herrſchenden Lakedämons den Oberbefehl zu übertragen.

20. Alle dieſe Vorſchläge wurden einſtimmig angenommen; die Soldaten vertheilten ſich nun in's Lager, verbrannten Wagen, Zelte und ſonſt überflüſſige Geräthe und vertheilten die zurückbehaltenen und die zu ihrer Fortſchaffung erforderlichen Packpferde auf die einzelnen Abtheilungen und Compagnieen. Während ſie mit dieſen Vorbereitungen zum Marſche beſchäftigt waren, kam abermals ein Agent des Tiſſaphernes, Mithridates, mit 300 Reitern, in's Lager und ſuchte theils Unfrieden zu ſtiften, theils ſich zu unterrichten. Er erreichte nichts weiter, als daß ein arkadiſcher Hauptmann mit 20 Mann, nachdem der Marſch ſchon angetreten war, in der folgenden Nacht zu den Perſern überlief.

Der Marſch und der Uebergang über den großen Zab (Zabatos) ward unmittelbar nach der Mahlzeit begonnen.

Die Zehntauſend.

21. Nachdem wir nun unſeren Helden auf die Bühne und in eine offizielle Stellung eingeführt haben, wird es paſſend ſein, einen Blick auf die Zuſammenſetzung des Heeres zu werfen, von deſſen Unternehmungen er fortan die Seele war, wenn auch nicht ſein Obergeneral. Das griechiſche Corps zählte in Allem noch ungefähr 10000 Mann und unter dem Namen des Rückzuges der Zehntauſend iſt ſein Marſch nach Kleinaſien weltberühmt. Die ganze Zuſammenſetzung und das Weſen dieſes Corps hat die auffallendſte Aehnlichkeit mit demjenigen der deutſchen Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts n. Chriſto. Geworben im Auftrage des Kyros als Kriegsherrn war es von einzelnen Männern, welche den Ruf erfahrner Führer oder in beſtimmten Gegenden Einfluß hatten; mit dieſen hatte Kyros direct contrahirt. Jeder dieſer Männer trat als Oberſter

20) Xen. Anab. III, 3. 21) Vgl. Rüſtow und Köchly, Geſchichte des griechiſchen Kriegsweſens, p. 99 ffg. p. 103 ffg. p. 128 ffg.

(Strategos) an die Spitze derjenigen Abtheilung, welche durch ſeine Bemühungen zuſammengebracht worden war und welche nun ſein Regiment bildete. Er warb aber nicht direct, vielmehr ließ er dieſes Geſchäft durch alte Kriegskameraden, die in kleineren Kreiſen bekannt waren, einen räumlich beſchränkteren, aber hier intenſiveren Einfluß hatten als er, auch wohl dem niederen Volke in Sitten und Vermögen näher ſtanden, betreiben. Dieſe alten Kriegskameraden brachten nun ein jeder 50, 80 oder 100 Mann zuſammen und traten ein jeder an die Spitze ſeiner kleineren Abtheilung, welche Lochos oder Compagnie genannt ward, wenn ſie von Hopliten gebildet war, Taxis, wenn ſie aus Leichtbewaffneten beſtand, als Hauptmann (Lochagos oder Taxiarchos). So wenig die Compagnieen von gleicher Zahlſtärke waren, ebenſo wenig waren es die Regimenter, wie ſich dies ſchon aus unſerer früheren Erzählung ergiebt. Jeder Hauptmann ſuchte ſelbſtverſtändlich ſo gute und tüchtig gerüſtete Mannſchaft aufzubringen als möglich; er ſah daher auch darauf, nicht ganz vermögensloſe Leute zu werben, da möglicherweiſe der verſprochene Sold längere Zeit ausbleiben konnte und der Mann trotzdem leben mußte, da andererſeits von einem Manne ohne alles Vermögen keine ordentliche Rüſtung zu erwarten war. Daß aber mitunter ein räudiges Schaf mit unterlief, namentlich bei den Leichtbewaffneten, verſteht ſich von ſelbſt. Jeder Hauptmann wählte ſich, ſobald ſeine Compagnie beiſammen war, einen Stellvertreter (Leutnant, Hypolochagos oder Unterhauptmann genannt); als Unteroffiziere kann man die Rottführer oder Leute des erſten Gliedes betrachten. Jeder Oberſt wählte ſich, ſobald das Regiment zuſammen war, aus der Zahl der erfahrenſten Hauptleute gleichfalls einen Leutnant (Oberſtleutnant, Hypoſtrategos genannt). Während des Feldzuges erlitt dieſe Organiſation ſelbſtverſtändlich mehrfache Aenderungen. So ſahen wir, daß die Truppen des Xenias und Paſion ſchaarenweiſe zum Klearchos überliefen, deſſen Regiment ſich beträchtlich verſtärkte. Als die fünf Oberſten von

den Perſern ermordet waren, konnten ſie nicht auf die urſprüngliche Weiſe erſetzt werden. Da traten die ſämmtlichen Hauptleute des betreffenden Oberſten zuſammen, wie es ganz naturgemäß war, — denn mit ihnen hatte dieſer ſeinen Vertrag abgeſchloſſen, — um ſich einen neuen Mann ihres Vertrauens zu wählen. Späterhin ſtellte ſich aus taktiſchen Rückſichten auch noch das Bedürfniß heraus, die Stärke der Lochen an Mannſchaft auszugleichen. Nach dem gleichen Prinzip, wie die Hauptleute eines Regiments im obenerwähnten Falle ſich ihren Oberſten, mußten im gleichen die Soldaten ſich ihren Hauptmann wählen. Oberſten und Hauptleute aber, ſobald einmal beſtellt, beſtimmten ſich nach eigenem Entſchluſſe ihre Leutnants; dieſe wurden nicht gewählt. Ganz wie bei den Landsknechten übertrugen ſich die Gewohnheiten des bürgerlichen, politiſchen Lebens auch hier auf das Heer, wie ſich dies ſehr deutlich aus den obenerzählten Ereigniſſen ergibt. Die Oberſten bilden die Exekutivbehörde, ein Regierungskollegium; die Verſammlung der Hauptleute ſteht ihnen als ein Senat zur Seite, endlich in wichtigen Fragen tritt die Heergemeinde zur Anhörung bereits vorbereiteter Beſchlüſſe und zur Abſtimmung über ſie zuſammen, an welcher alle Soldaten theilnehmen. Das ganze Corps beſtand aus Infanterie; dieſe aber theilte ſich in zwei Hauptklaſſen: Hopliten oder ſchwere und Pſilen oder leichte Infanterie. Die letzteren zerfielen wieder je nach ihrer Bewaffnung in mehrere Unterabtheilungen: Bogner, Peltaſten und Gymneten. Für die Ausrüſtung und die Taktik des Corps galt als Norm die lakedämoniſche Ordonnanz. Dieß darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß jetzt Lakedämon herrſchend in Griechenland daſtand, daß Kyros eben mit dieſem griechiſchen Staate in den innigſten Beziehungen war, daß Lakedämon die feſteſten Normen für militäriſche Verhältniſſe hatte und daß die einflußreichſten Führer des Corps entweder Lakonier oder Freunde lakedämoniſcher Sitten und Einrichtungen waren. Allerdings ließ die lakedämoniſche Ordonnanz ſich we-

ſentlich nur auf die Hopliten unbeirrt übertragen, da die Lakedämonier von ihren eignen Leuten nur Hopliten in's Feld zu führen pflegten; doch hatten einſichtige ſpartiatiſche Führer, wie z. B. Braſidas, während des poloponneſiſchen Krieges den Nutzen der leichten Infanterie ſehr wohl ſchätzen gelernt und auf ihre Organiſation ohne Zweifel übertragen, was ſich von der lakoniſchen Ordonnanz auf ſie übertragen ließ. Die Hopliten waren hienach wie folgt ausgerüſtet; ſie hatten purpurrothe Röcke, Helme und Beinſchienen von Erz; erzene Küraſſe oder lederne Koller, welche möglicherweiſe unter dem Rocke getragen wurden, führten mindeſtens die Offiziere und Unteroffiziere, welche das erſte Glied in der Aufſtellung bildeten; die Hauptſchutzwaffe war aber der faſt mannslange aus Rindshäuten gefertigte mit Erz beſchlagene Schild; Trutzwaffen waren der kurze 8 bis 10 Fuß lange doriſche Spieß und das kurze Schwert. — Zwiſchen den Leichtbewaffneten im engeren Sinne und den Hopliten bilden die Peltaſten eine Art Mittelklaſſe. Sie ſind eine thrakiſche Nationalwaffe, führen einen leichten Schild, der ſie bei keiner Bewegung behindert und vom linken Arme allein gehalten werden kann, während der ſchwere Schild der Hopliten an einem Gehenk über die rechte Schulter getragen und mittelſt einer an der Innenſeite angebrachten Handhabe vom linken Arme oder der linken Hand geführt ward, — daneben eine leichte Sturmhaube, ein handliches, aber langes Schwert und eine Anzahl von Wurfſpießen, worunter einen längern, der auch als Stoßwaffe gebraucht werden kann. Vermöge dieſer Ausrüſtung ſind die Peltaſten ebenſowohl in Linie, wie als Schützen zu verwenden. Xenophon nennt bisweilen alle Leichtbewaffneten ohne Unterſchied Peltaſten; die eigentlichen Leichtbewaffneten in dem griechiſchen Corps des Kyros waren weder mit Beinſchienen, noch Sturmhauben, noch Schilden verſehen und lediglich für den Fernkampf beſtimmt; ſie beſtanden theils aus kretiſchen Bogenſchützen, theils aus Wurfſpieß- oder Speerſchützen (Akontiſten). — Die rothen Röcke konnten als Unter-

ſcheidungszeichen die Leichtbewaffneten ebenſowohl annehmen als die Hopliten. — Die taktiſche Normalformation der letzteren zum Gefechte war nach lakedämoniſchem Muſter die einfache Linie (Phalanx) mit 8 Gliedern Tiefe oder in Rotten von 8 Mann; daß man ſich zu Paraden, um eine längere Front zu erhalten, auf nur 4 Glieder Tiefe ſetzte, iſt eine leicht begreifliche Ausnahme von der Regel. Die Leichtbewaffneten formirten ſich zum Kampfe in eine Schützenkette; die Peltaſten, je nachdem ſie geſchloſſen angreifen oder mit der Fernwaffe kämpfen ſollten, entweder wie die Hopliten oder wie die Leichtbewaffneten. Auf dem Marſche bildeten die Hopliten eine Kolonne, in welcher die einzelnen Compagnieen (Lochen) auf einander folgten, jede für ſich mit 8 Mann Tiefe; alſo bei einer Stärke von 100 Mann mit 12 Mann Front oder mit geringerer Front und größerer Tiefe, wie die Breite des Weges es erforderte; ebenſo ordneten ſich auf dem Marſche, ſo wie zu allen vorbereitenden Bewegungen auf dem Schlachtfelde die Leichtbewaffneten, dieſe nur, wie es ſcheint, mit geringerer Tiefe als die Hopliten, wahrſcheinlich der halben, alſo in Rotten von 4 Mann. — Der gewöhnliche Sold, welchen griechiſche geworbene Truppen in perſiſchem Dienſte erhielten und wofür ſie ſich ſelbſt auszurüſten und zu verpflegen hatten, betrug einen Kyzikener (28 attiſche Drachmen) oder einen Golddareiken (Darie d'or, 20 bis 24 attiſche Drachmen oder etwa 20 Francs) monatlich. Einen Dareiken hatte auch Kyros, als er ſeinen Zug von Sardes aus antrat, den Soldaten verſprochen; als ſie ſpäter in Tarſos ſchwierig wurden und nicht weiter wollten, verſprach er noch einen halben Dareiken monatlich zuzulegen, und endlich zu Thapſakos am Euphrat verſprach er noch einem jeden Manne eine Gratifikation (Donativ) von 5 Minen Silber (500 Drachmen oder ungefähr ebenſoviel Francs), ſobald ſie nach Babylon kommen würden. Das Heer erhielt indeſſen ſelbſt den Sold nur zu Beginn des Zuges, bald hörte jede Zahlung auf. Die Hauptleute erhielten in der Regel doppelt, die Oberſten viermal ſo viel Sold als die Soldaten.

Nach dieſen Bemerkungen über die Konſtitution des griechiſchen Corps können wir nun den Faden unſerer Erzählung wieder aufnehmen.

Marſch der Zehntauſend von dem Zabatos bis an die Grenze der Karduchen.

Die Griechen überſchritten den Zabatos und ſetzten nord- 22.
wärts desſelben ihren Marſch den Tigris aufwärts fort; formirt dabei, wie es Xenophon vorgeſchlagen hat, in ein hohles Viereck (Pläſion), welches die Hopliten bildeten, in deſſen Innerm der Troß mit dem Gepäcke und auch die Leichtbewaffneten ſich befanden, ſofern ſie nicht außerhalb gebraucht wurden. Auf der Front des Vierecks kommandirte Cheiriſophos, den Rücken Xenophon und Timaſion als die beiden jüngſten Oberſten, auf den Flanken die übrigen. Sie waren noch nicht weit vorgerückt, als hinter ihnen wiederum Mithridates mit 200 Reitern und 400 Bogenſchützen und Schleuderern zu Fuß erſchien, ſie bald einholte und nun ein Schießgefecht begann; Xenophon ließ von den kretiſchen Bogenſchützen und den Gymneten mit Wurfſpießen, die er an der Queue des Viereckes bei ſich hatte, das Schießen erwiedern, aber ohne Erfolg, da die perſiſchen Bogner und Schleuderer weiter trafen und die griechiſchen ohne Schutzwaffen, wie ſie waren, ſich alſobald in das Viereck zurückzogen; Xenophon glaubte indeſſen die Beläſtigung des Corps nicht ungeſtraft zulaſſen zu dürfen und fiel daher mit ſeinen Hopliten und Peltaſten aus. Der Feind machte nun kehrt und floh; leichtgerüſtet, zum Theil beritten, wie er war, konnte er von den Griechen nicht eingeholt werden, die perſiſche Reiterei (gleichfalls Bogner) ſchoß ſelbſt noch im Rückzug. Sobald aber Xenophon ſich wieder an das Viereck anſchloß, kehrten die Perſer von Neuem um. Dasſelbe Spiel

22) Xen. Anab. III, 3.

wiederholte ſich mehreremale. Der Marſch wurde dadurch verzögert, die Leute wurden ermüdet; das Viereck legte den ganzen Tag nicht mehr als etwa 6000 Schritt zurück und erreichte erſt am Abend die Dörfer, in denen Nachtquartier gehalten werden ſollte. Cheiriſophos und die andern älteren Oberſten waren ungehalten über Xenophon, dem ſie die Schuld an dieſen nachtheiligen Verhältniſſen beimaßen, weil er ohne allen Nutzen, aber nicht ohne Gefahr, mit der ſchwerbewaffneten Mannſchaft ausgefallen ſei. Xenophon gab ihnen nicht Unrecht, ſagte aber, er habe nicht wohl anders handeln können, als er gethan. Man müſſe ſich die Sache zur Lehre nehmen, und damit Aehnliches nicht wieder vorkommen könne, ſchlug er vor, die Schützen des Corps beſſer zu organiſiren und außerdem eine kleine Reiterabtheilung zu errichten. Demgemäß wurde noch in der gleichen Nacht aus den vorhandenen Rhodiern ein Corps von Schleuderern, welche bisher ganz fehlten, 200 Mann ſtark organiſirt, welche, indem ſie ſich ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Steine, der Bleikugeln bedienten, doppelt ſo weit trafen als die Perſer. Die Schleuderer wurden von einem Theil der gewöhnlichen Tagesdienſte befreit; alles Blei, deſſen man habhaft werden konnte, trieb man zuſammen. In der gleichen Nacht wurde auch eine Reiterabtheilung von 50 Mann unter dem Athener Lykios gebildet, indem man dieſe Leute mit den überflüßigen Pferden der Oberſten und den beſten von den Packpferden, die hier durch Ochſen erſetzt wurden, beritten machte und ſie mit Lederkollern und Küraſſen verſah. Auch für beſſere Uebung
23. der vorhandenen kretiſchen Bogenſchützen ward in den nächſten Tagen Sorge getragen. Um dieſe Neuorganiſation zu vollenden oder ſo weit als möglich zu bringen, machte man in den erreichten Dörfern einen Ruhetag. Am folgenden ward dann ſehr frühe aufgebrochen, weil man ein Defilé zu paſſiren hatte und der Durchzug durch dieſes einerſeits lange aufhielt,

23) Xen. Anab. III, 4.

andererſeits während desſelben die Griechen in ſchlechter Verfaſſung zum Schlagen ſein mußten. Der Durchzug durch das Defilé war vollendet, die Griechen ſchon 2000 Schritt über dasſelbe hinaus und das Viereck völlig hergeſtellt, als von Neuem Mithridates, geſendet vom Tiſſaphernes, mit 1000 Reitern und 4000 Bogenſchützen und Schleuderern im Rücken erſchien. Xenophon gab ſofort den Abtheilungen der Leichtbewaffneten und der Hopliten, welche ausfallen, der Reiterei, welche den Ausfall unterſtützen ſollte, die nöthigen Befehle und diesmal erging es den Perſern, welche gegen das Defilé zurückwichen und ſich ſchließlich in ihm ſtopften, ſehr übel. Die griechiſchen Schleuderer und Bogenſchützen trafen weit genug und die Reiterei, obgleich improviſirt, bewies, daß ſie, richtig angewendet, nicht ganz ſo zu verachten ſei, als es Xenophon in ſeiner Ermuthigungsrede jüngſt behauptet hatte; ſie machte 18 Gefangene. Die Griechen machten hienach zwei Märſche über Lariſſa und Meſpila (Moſul) unbehelligt von den Perſern; erſt während des dritten Marſches zeigte der Feind ſich wieder, dießmal mit geſammter Macht in dicken Maſſen unter des Tiſſaphernes eigner Führung. Einen ernſten Angriff wagte aber Tiſſaphernes nicht, es blieb lediglich bei einem Schießgefecht, in welchem die Griechen, vermöge ihrer neuen Organiſation, — denn auch ihre Bogenſchützen waren jetzt zweckmäßig geübt — die Oberhand behielten. Am nächſten Tage machten ſie wiederum einen Ruhetag. Als ſie darauf den Marſch fortſetzten, folgte ihnen Tiſſaphernes, der ſich immer in ihrer Nähe gehalten, auf dem Fuße, er nahm beſonders die Augenblicke wahr, wo die Griechen ein Defilé paſſirten, die Front ihres Vierecks ſich zuſammenziehn, die Flanken und endlich die Queue ihr folgen mußten, wobei es dann an Verwirrung und an Gedränge, ebenſo wie beim Wiederaufmarſche jenſeits nicht fehlte, um ſie durch ſeine Schützen zu beläſtigen. Um den hieraus hervorgehenden Uebelſtänden vorzubeugen, beſchloſſen die griechiſchen Oberſten, von nun ab in einem länglichen Viereck zu marſchiren. Die

Maſſe der Hopliten ſollte jetzt die Flanken bilden; zur Bildung der Front und der Queue aber formirte man je 3 Compagnieen Hopliten, jede von 100 Mann (bis jetzt waren, wie wir ſahen, die Compagnieen von ziemlich verſchiedener Stärke); jede dieſer Compagnieen ward in zwei Pentekoſtyen und vier Enomotien getheilt. Die Front einer Compagnie betrug bei der Aufſtellung in 8 Gliedern 12 Mann, einer Pentekoſtys alſo 6, einer Enomotie 3 Mann. Die Compagnieen wurden nun geübt, ſich aus der Aufſtellung mit 12 Mann Front raſch in Colonne mit hintereinandergeſchobenen Pentekoſtyen oder hintereinandergeſchobenen Enomotien zu ſetzen; ſo daß die drei Compagnieen der Front oder Queue zuſammen eine kleinſte Front von 9 Mann und eine größte von 36 Mann und mehrere Fronten mittlerer Länge dazwiſchen annehmen konnten. Die der Queue hatten den Auftrag, den Abzug des Vierecks durch ein Defilé gegen den nachdringenden Feind zu ſchützen, die der Front ebenſo den Aufmarſch jenſeits gegen feindliche Abtheilungen, die ſich etwa vorwärts zeigten. Mochten nun die Flanken des Vierecks, aus der Hauptmaſſe der Hopliten beſtehend, bei dem Abzug ſich entweder näher zuſammenziehen oder beim Wiederaufmarſch ſich weiter auseinanderziehen als ſie eigentlich ſollten, die 6 Elitecompagnieen der Front und Queue konnten ſtets mit Bequemlichkeit, je nachdem ſie ſich in Linie formirten oder in Colonne ſetzten, die Lücke zwiſchen den Flanken dicht geſchloſſen halten. Dieſe Einrichtung bewährte ſich, die Griechen machten ohne Unfall vier Märſche in dem länglichen Viereck. Auf dem nächſtfolgenden Marſche hatten ſie eine Anzahl von Hügelketten, die ihren Weg kreuzten und von einer Bergreihe gegen den Tigris hinabliefen, zu überſchreiten. Der erſte Hügel war rechts von dem Wege von perſiſcher Reiterei beſetzt. Die Griechen ſetzten unbekümmert darum ihren Weg fort; als ſie aber den erſten Hügel hinabſtiegen, trabten die perſiſchen berittenen Bogner, vom Stocke angetrieben, auf der Höhe des Hügels vor und beſchoſſen von oben herab die Griechen und verwundeten

ihnen viele Leute, dann trabten ſie dem zweiten Hügel zu, um auch hier wieder zunächſt die rechte Flanke der Griechen zu gewinnen, dann aber von Neuem von oben herab ſie zu beſchießen, wenn ſie den zweiten Hügel hinabſtiegen; da nun die Verluſte der Griechen bedeutend waren, ſo machte das Viereck auf der Höhe eines dritten Hügels halt und entſendete auf deſſen Kamm die Peltaſten der rechten Flanke, um die perſiſchen Reiter an neuer Wiederholung desſelben Spiels zu verhindern; erſt als die Peltaſten die perſiſchen Reiter hier wirklich zurückgetrieben hatten, ſtieg das Viereck den dritten Hügel hinab und ſetzte nun auch über die folgenden ruhig ſeinen Weg fort, während die Peltaſten der rechten Flanke längs der Lehne der Bergreihe fortzogen, von der die Hügelketten ausgingen, um ſtets zu gleichem Dienſt in Verfaſſung zu ſein und ſtets über den perſiſchen Reitern zu bleiben. Im nächſten Nachtquartier, wo ſie viele Lebensmittel vorfanden, raſteten die Griechen drei Tage, theils um ſich mit jenen zu verſehen, theils um ihre Verwundeten zu beſorgen, die ſie 8 Wundärzten aus ihrer Mitte zur Behandlung übergaben. Am vierten Tage ſetzten ſie ihren Marſch fort, wiederum vom Tiſſaphernes verfolgt. Sie waren jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß, welche Marſchordnung auch befolgt werden möchte, es unter allen Umſtänden zweckmäßiger ſei, ſobald die Perſer in der Nähe ſich zeigten, halt zu machen und Stellung zu nehmen, um zuerſt den Angriff des Feindes abzuweiſen. Daß ſie damit zu viele Zeit verlören, war nicht gerade zu befürchten; denn aus Beſorgniß vor einem nächtlichen Ueberfall nahm Tiſſaphernes ſein Nachtlager nie näher als $1^1/_2$ Meilen von den Griechen; ſie konnten daher am Morgen ſtets eine Strecke marſchiren, ehe er ſie wieder einholte und am Nachmittag noch eine Strecke, nachdem er ſich aus ihrer Nähe zurückgezogen hatte. So thaten ſie alſo an dieſem Tage, und Tiſſaphernes wagte einen ernſtlichen Angriff nicht. An den zwei nächſten Tagen bekamen ſie gar keinen Feind zu ſehen. Am dritten dagegen fanden ſie eine Anhöhe, die gerade auf

ihrem Wege lag, von einem detachirten Corps des Feindes beſetzt, welches ihnen einen Marſch abgewonnen hatte, während zu gleicher Zeit die Hauptmacht des Tiſſaphernes in ihrem Rüken ſich zeigte. Cheiriſophos, der die Front führte, alſo das detaſchirte perſiſche Corps zunächſt vor ſich hatte, ließ dem Xenophon ſagen, er möge ſogleich zu ihm kommen und auch die Peltaſten vom Rücken des Viereckes mitbringen. Dieſer aber begab ſich nur für ſeine Perſon zum Cheiriſophos, da er angeſichts der Annäherung von Tiſſaphernes Hauptmacht den Rücken nicht der leichten Truppen berauben mochte. Bei Cheiriſophos angekommen, bemerkte er, daß ſeitwärts der von den detachirten Perſern beſetzten Anhöhe eine andere liege, welche dieſe dominirte. Nach kurzer Abrede mit Cheiriſophos ſtellte er ſich an die Spitze der Peltaſten von der Front und theilweiſe von den Flanken und der drei Elitencompagnieen der Front, welche ihm Cheiriſophos mitgab; erreichte ſeine Leute anfeuernd wirklich die dominirende Höhe eher als die Perſer, welche ſeine Abſicht bemerkend ihm zuvorkommen wollten, und veranlaßte dadurch das detachirte perſiſche Corps, ſeine Stellung zu räumen, ſo daß die Griechen ihren Weg ungehindert fortſetzen konnten. Als bei der Erſteigung der Höhe Xenophon die Mannſchaft zur Eile antrieb, hatte ihm der Sikyonier Soteridas, welcher in einer der Elitecompagnieen ſtand, geantwortet, das gehe ſo raſch nicht; Xenophon ſei zu Pferd und habe gut reden, er aber, Soteridas, und die übrigen Hopliten ſeien zu Fuß und hätten außerdem ihren ſchweren Schild zu ſchleppen. Augenblicklich ſaß Xenophon ab, nahm dem Soteridas ſeinen Schild und hielt, obgleich in ſeiner ſchweren Reiterrüſtung, dennoch Schritt mit den übrigen Hopliten, die er überdieß auch jetzt noch zu größerer Eile anfeuerte. Dies Beiſpiel wirkte mehr als alles Reden. Die übrigen Soldaten außerdem ſchämten ſich in die Seele des Soteridas hinein und ſtießen und zankten ihn ſo lange aus, bis er gern wieder ſeinen Schild nahm.

Die Griechen nahmen nach glücklicher Beseitigung des Hin- 24.
derniſſes, welches ihnen ſo große Schwierigkeiten ſchien bereiten zu wollen, ihr Nachtquartier in einem reichen Dorfe in dem Tigristhale. Indeſſen war ihre Lage keineswegs eine beneidenswerthe, links hatten ſie den Fluß, der nicht zu durchfuhrten war, rechts und vor ſich hohe Berge, außerdem zeigten ſich auf allen Seiten perſiſche Truppen und zündeten die benachbarten Dörfer an, aus denen die Griechen ihrer Rechnung nach ſich weiter hatten verproviantiren wollen. Xenophon ermuthigte die Soldaten damit, daß er ihnen ſagte, die Perſer betrachteten offenbar dieſes Gebiet ſchon als den Griechen gehörig, denn ihre eigenen Dörfer würden ſie doch nicht in Brand ſtecken. Indeſſen war die Lage ernſt genug, um die Oberſten zu einer eingehenden Berathſchlagung, was ferner zu thun ſei, zu veranlaſſen. Ein Rhodier ſchlug vor, aus den Häuten von Schaafen, Ziegen und Ochſen Schläuche zu verfertigen und aus dieſen eine Brücke über den Tigris zu ſchlagen. Indeſſen der Uebergang über den Fluß ward nicht für rathſam befunden, da jenſeits ein ſtarkes perſiſches Corps ſchon bereit ſtand, um jeden Verſuch dieſer Art zu vereiteln. Die Griechen bogen am nächſten Tage zur großen Verwunderung der Perſer vom Fluſſe ab landeinwärts, um ihr Nachtquartier in einigen dort gelegenen Dörfern zu nehmen, welche noch unausgeplündert waren. Hier ward nun nach neuer Berathung und nach Befragung der Gefangenen über Wege und Oertlichkeiten beſchloſſen, auch ferner am linken Tigrisufer aufwärts und zwar zunächſt durch das Land der unabhängigen Völkerſchaft der Karduchen zu ziehen. Von dieſem kriegeriſchen Gebirgsvolk hatte man möglicherweiſe nichts zu befürchten, da es ſelbſt mit den Perſern in Feindſchaft lebte. Doch vertrauten die griechiſchen Oberſten nicht allzuſehr hierauf und trafen ihre Anſtalten derart, durch ihren Einfall in deren Land die Karduchen vollſtändig zu überraſchen

24) Xen. Anab. III, 5.

und ſoviel Terrain als möglich ohne Kampf gewinnen zu können. Demnach erhielten die Soldaten Befehl, nach der Abendmahlzeit zu packen und ſich zum Abmarſch während der Nacht bereit zu halten.

Zug durch die karduchiſchen Gebirge.

25. Zwei Stunden vor Tagesanbruch brachen die Griechen auf, jetzt nicht mehr im Viereck, einer Formation, die ſich auf den Gebirgswegen durchaus nicht anwenden ließ, überſchritten einen kleinen Gebirgsfluß, welcher die Südgrenze des Karduchenlandes bildete und hatten bei Tagesanbruch mit der von Cheiriſophos geführten Avantgarde den Kamm der erſten Bergkette erſtiegen, von welcher ſie nun in die nächſten bebauten Thäler und Mulden hinabſtiegen. Die karduchiſche Bevölkerung der dortigen Dörfer verließ mit Weib und Kind ihre Wohnſitze und flüchtete auf die weiter nördlich gelegenen Höhen, von wo die Männer noch in der Dunkelheit des Abends einen Angriff auf den Nachtrab der Griechen, welcher jetzt erſt die Quartiere erreichte, unternahmen. Alle Verſuche der Griechen, mit den Karduchen in freundſchaftliche Beziehungen zu treten, blieben jetzt, wie auch ſpäter, vergeblich. Die Griechen ſahen auf den nächſten Höhen eine Menge Feuer brennen, welche wenigſtens zum Theil ſicher den Zweck hatten, die wehrhafte Mannſchaft aus dem innern Lande zum Streite herbeizurufen. Am nächſten Morgen verſammelten ſich die Oberſten der Griechen zur Berathung. Der vorige Marſchtag hatte ihnen die ganze Schwierigkeit dieſer Gegenden gezeigt, welche wenigſtens nicht unnütz erhöht werden durfte. Sie kamen überein, daß der Troß, welcher durch Beute und Gefangene ſeit dem früheren Reductionswerk am Zab wieder bedeutend angeſchwollen war, vermindert werden müſſe, und gaben Befehl, auf dem weitern Marſche von den Packthieren

25) Xen. Anab. IV, 1.

nur die nothwendigſten und ſtärkſten mitzunehmen, auch alle Gefangenen zurückzulaſſen, welche erſt neuerdings gemacht waren. Beim Abmarſche nach dem Frühſtücke ließen die Oberſten die Truppen bei ſich vorbeidefiliren, um ſich zu überzeugen, ob ihrem Befehle nachgekommen ſei. Dies war im Allgemeinen geſchehen; nur hie und da hatte ein Soldat einen ſchönen Knaben oder ein ſchönes Mädchen zurückbehalten, von denen er ſich nicht trennen mochte und die dann auch mit durchſchlüpften. Unter wiederholten Gefechten mit karduchiſchen Abtheilungen, welche namentlich an ſchwierigern Stellen ſich zeigten, ward der Marſch fortgeſetzt. Ebenſo ging es am nächſten Tage, an welchem außerdem ein kalter und heftiger Regen eintrat. Von ihrer Lokalkenntniß und dem durchſchnittenen Terrain begünſtigt, tauchten die Karduchen oft plötzlich in der nächſten Nähe der Griechen auf und behagelten ſie mit Pfeilen, ohne daß die Griechen ihnen etwas anhaben konnten. Daß ſie es dennoch verſuchten, verzögerte nur ihren Marſch. Insbeſondere ward der von Xenophon geführte Nachtrab ſehr behelligt. Wenn Xenophon dann halt machte, that es auf ſein Verlangen in der Regel auch Cheiriſophos mit dem Vortrab. Zuletzt aber war dies nicht mehr der Fall. Cheiriſophos bemerkte, wie vor ihm auf dem Wege eine beträchtliche Höhe ſich erhob und dachte dieſe, getäuſcht über ihre Entfernung, welche nicht bedeutend erſchien, noch an dieſem Tage und bevor der Feind ſie beſetzen könne, zu erreichen. Er eilte daher vorwärts, was auch die Mannſchaft des Nachtrabs veranlaßte, raſch zu folgen. Die nachdrängenden Karduchen machten ſich dies zu Nutze und Xenophon hatte anſehnlichen Verluſt. Dennoch erreichte Cheiriſophos ſeinen Zweck nicht; er hatte ſein Nachtquartier diesſeits der Höhe und ohne ſie beſetzen zu können, nehmen müſſen. Er theilte ſeine Sorgen Xenophon mit, als dieſer im Nachtquartier eintraf. Xenophon hatte während der Gefechte dieſes Tages zwei Gefangene gemacht, welche nun ſofort herbeigeholt und über die Beſchaffenheit des vorliegenden Terrains unter Drohungen und

Verſprechungen befragt wurden. Der eine von ihnen wollte durchaus keine Mittheilungen machen. Er ward niedergeſtoßen. Darauf ließ ſich der andere zu Mittheilungen herbei: er kenne einen Weg, auf dem auch Laſtthiere fortkämen; auf weiteres Befragen, ob dieſer Weg an irgend einer Stelle beſondere Schwierigkeiten biete, erklärte er weiter, allerdings befinde ſich an ihm eine Höhe, die man nothwendig im Voraus beſetzen müſſe, um paſſiren zu können. Dazu wurden nun ohne Säumen Anſtalten gemacht: den verſammelten Hauptleuten ſämmtlicher Compagnieen der Hopliten und Leichtbewaffneten ward eröffnet, wie die Dinge ſtänden, darauf gefragt, wer freiwillig mit ſeiner Compagnie ſogleich aufbrechen wolle, um die wichtige Höhe zu beſetzen. Es fehlte nicht an Freiwilligen. Dem-
26. gemäß brachen am ſpäten Nachmittag 2000 Mann, die Hopliten unter den arkadiſchen Hauptleuten Ariſtonymos und Agaſias, die Leichtbewaffneten unter dem bewährten Taxiarchen Ariſteas von Chios, geführt von dem karduchiſchen Wegweiſer, den ſie am Stricke mit ſich nahmen, bei ſtrömendem Regen auf, um möglichſt gedeckt jenen für Packthiere paſſirbaren Weg zu gewinnen und die Höhe zu beſetzen. Um aber die Aufmerkſamkeit der Karduchen, welche auf dem ſchwierigeren directen Wege die Höhe grad gegenüber den Griechen beſetzt hielten, von dieſer Umgehung noch gründlicher abzulenken, unternahm auf ſie Xenophon mit dem Nachtrab zu gleicher Zeit einen Angriff. Dieſer führte allerdings zu keinem Reſultat, die Karduchen wälzten große Steine an den Abhängen der Schlucht hinab, in welcher Xenophon vordrang. Indeſſen war auch ein wirklicher Erfolg hier nicht beabſichtigt, und ſobald es völlig dunkel geworden war, zog ſich Xenophon in's Nachtquartier zurück. Viele ſeiner Leute hatten den ganzen Tag noch nichts genoſſen, da er zu ſeinem Scheinangriffe bereits ſchritt, als eben die letzte Mannſchaft des Nachtrabes erſt in's Nacht-

26) Xen. Anab. IV, 2.

quartier einrückte. Die Karduchen an der Schlucht wälzten, obgleich in Front nicht mehr bedroht, fortwährend Steine in jene hinab, was die Griechen in ihrem Quartier deutlich vernehmen konnten.

Unterdeſſen hatte das Detachement unter Ariſtonymos, Agaſias und Ariſteas den Seitenweg gewonnen, überfiel und überwältigte ein Detachement der Karduchen, welches an dieſem Tage die rechte Flanke des Corps auf dem directen Wege decken ſollte und blieb an dieſem Platze ſtehen. Bei Anbruch des nächſten Tages rückte es unter Hörnerſchall in die rechte Flanke des obenerwähnten Corps vor, zu gleicher Zeit ward dasſelbe von Cheiriſophos mit dem Gros der Griechen am directen Wege angegriffen, während Xenophon mit dem Nachtrab und dem Troſſe denſelben Weg einſchlug, welchen am vorigen Nachmittag Ariſtonymos genommen hatte. Die Streitbaren des Nachtrabs waren in zwei Hälften getheilt, von denen die eine dem Troſſe voraufzog, die andere ihm folgte.

Von zwei Seiten, von Cheiriſophos und Ariſtonymos zugleich angegriffen, räumte das karduchiſche Corps am directen Wege ſeinen Poſten und ſtob in verſchiedenen Abtheilungen und verſchiedenen Richtungen auseinander. Auf eine dieſer Abtheilungen ſtieß Xenophon an dem Seitenwege, auf welchem er mit Arriergarde und Troß vordrang. Dieſe Abtheilung beſetzte eine Höhe, Xenophon ließ ſie von der in Compagniecolonnen formirten vordern Hälfte der Arriergarde erfolgreich angreifen und öffnete ſich den Weg. Aber nahe vor ſich ſah er ſchon wieder eine Höhe, welche von Karduchen beſetzt war. Er beſchloß, auch ſie anzugreifen, ließ aber zugleich die erſtgenommene von zwei Compagnieen beſetzt, um den Uebergang des Troſſes, der einen langen Zug bildete, gegen etwaige neue Anfälle der ſich wieder ſammelnden Karduchen zu ſchützen. Er griff nun auch die zweite Höhe an und nahm ſie. Dann gelangte er an eine dritte, gleichfalls beſetzte, dieſelbe, wo am vorigen Abend Ariſtonymos den karduchiſchen Poſten überfallen hatte. Die

Karduchen räumten dieſe ohne allen Widerſtand, aber all die einzelnen karduchiſchen Abtheilungen zogen ſich auf nur ihnen bekannten Gebirgspfaden zu einem Angriff auf den Troß zuſammen. Xenophon erſtieg die dritte Höhe nur mit den jüngſten Jahresclaſſen der vorderen Hälfte der Arriergarde, den Reſt ließ er langſam folgen, um die auf der erſten Höhe zurückgelaſſenen zwei Compagnieen aufzunehmen. Die zwei Compagnieen auf der erſten Höhe hatten noch einen heftigen Angriff der Karduchen auszuhalten, bei welchem ſie ihre beiden Hauptleute und eine Anzahl anderer Mannſchaft verloren. Doch zog im übrigen gedeckt durch Xenophons Aufſtellung auf der dritten Höhe die Mannſchaft der älteren Jahresclaſſen der vordern Hälfte, dann der Troß und die hintere Hälfte der Arriergarde ziemlich glücklich über den Grat der dritten Höhe hinweg, um von dort in ein angebautes Thal hinabzuſteigen, wo Nachtquartier genommen werden ſollte. Unterdeſſen hatten ſich auf einem der dritten Höhe benachbarten Hügel neue karduchiſche Schwärme geſammelt, denen ſich allmälig die ſämmtlichen in dieſer Gegend zerſtreuten Abtheilungen anſchloſſen. Xenophon, der im Begriffe war, ſeine Stellung zu verlaſſen, um gleichfalls in's Nachtquartier einzurücken, aber ſah, daß ihm dabei die Karduchen, wenn er abzöge, großen Schaden zufügen könnten, knüpfte Unterhandlungen über eine Waffenruhe mit ihnen an. Sie verſprachen dieſe zu halten, auch die Todten der Griechen auszuliefern, unter der Bedingung, welche Xenophon einging, daß die Dörfer im Thale nicht in Brand geſteckt würden. Als aber nun Xenophon abzog, nahmen alsbald die Karduchen die von ihm verlaſſene Stellung ein und wälzten ihm von der Höhe ab Steine nach. Indeſſen kam er ohne Verluſt in's Nachtquartier und vereinigte ſich hier mit dem Reſt des Nachtrabs und dem Troß, deren Marſch den Seitenweg entlang er gedeckt hatte, ſowie mit dem ſchon früher eingetroffenen Cheiriſophos, der das Detaſchement des Ariſtonymos auf den Höhen an ſich gezogen hatte und mit dem Gros auf dem nur für Infanterie

passirbaren directen Wege marschirt war. — Die Quartiere, welche die Griechen einnahmen, waren sehr gut und boten Ueberfluß an Lebensmitteln und Wein, auch lieferten in Folge neuer Unterhandlungen die Karduchen den Griechen ihre Todten aus, wogegen diese den Mann zurückgeben mußten, der ihnen den Saumweg gezeigt hatte. Die Todten wurden bestattet und am nächsten Tage der Marsch unter beständigen Gefechten in einer Colonne fortgesetzt. Bald griffen die Karduchen den Cheirisophos an, indem sie eine im Weg liegende Höhe besetzten; dann rückte Xenophon schnell mit einem Theil der Arriergarde vor und gewann eine höhere Stellung, als sie die Karduchen einnahmen; bald wendeten sich diese gegen die Arriergarde, dann kehrte Cheirisophos mit einem Theil der Avantgarde um, um in derselben Weise Xenophon loszueisen. In diesen Gefechten leisteten die kretischen Bogenschützen unter Stratokles gegen die gleichfalls mit Bogen bewaffneten Karduchen die wesentlichsten Dienste. Die Griechen erreichten nun die Thalebene des Flusses Kentrites (Bucktan Tschai), welcher die nördliche 27.
Grenze des Karduchenlandes gegen Armenien hin bildet; sie bezogen etwa 1500 Schritt südlich des Flusses gute Quartiere. Ihr ganzer Marsch durch die karduchischen Gebirge hatte 7 Tage gedauert, sie hatten dabei mehr Verluste erlitten, als Artaxerxes und Tissaphernes im Ganzen ihnen zugefügt, und unerhörte Strapatzen ausgestanden. Die Ruhe that ihnen im höchsten Maaße wohl, aber auch noth.

Marsch über den Kentrites bis zum östlichen Euphrat (Murad).

Am nächsten Tage wollten die Griechen ihren Marsch dennoch fortsetzen; kaum aufgebrochen bemerkten sie, daß das nördliche Ufer des Kentrites stark mit feindlichen Truppen besetzt

27) Xen. Anab. IV, 3.

sei. Die Perser hatten, an die südliche Grenze des Karduchenlandes gelangt, die Verfolgung der Griechen aufgegeben und
28. waren hier an's rechte Ufer des Tigris gegangen. Von da trat Tissaphernes den Marsch in seine kleinasiatische Satrapie auf dem kürzesten Wege westwärts an; Orontas aber, der Satrap des östlichen Armeniens, welcher bisher mit ihm gezogen war, eilte am rechten Ufer des Tigris aufwärts, ging nördlich des Kentrites wieder an's linke Ufer über, berief weitere Satrapen und Truppen aus Ostarmenien zusammen und stand nun
29. nördlich des Kentrites, den Griechen hier den Weg zu verlegen. Reiterei stand unmittelbar nördlich vom Flusse, hinter ihr auf den 150 Schritt vom Fluß entlegenen Höhen armenisches, mygdonisches und chaldäisches Fußvolk, letzteres mit Flechtschilden und Spießen. Die Griechen bemerkten einen einzigen Weg an dem Fluß; ihm folgend dachten sie den Kentrites durchfuhrten zu können; aber das Wasser war zu tief, die Versuche mußten aufgegeben werden und das Corps bezog am Südufer des Flusses ein Lager, in einiger Verlegenheit, die sich noch mehrte, als man bemerkte, das rückwärts in der Gegend, die man eben verlassen hatte, sich beträchtliche Haufen von Karduchen zusammenzogen. In der unruhigen Nacht, die diesem Tage folgte, träumte Xenophon, er sei gefesselt, die Fesseln sprängen aber von selbst und er ginge nun frei davon. In der Morgendämmerung ging er zu Cheirisophos, diesem den Traum zu erzählen, welcher alle Obersten ermuthigte. Die Opfer, welche man den Göttern brachte, verhießen gleichfalls den glücklichsten Erfolg. Es ward nun befohlen, zu frühstücken. Xenophon war eben bei dieser angenehmen Beschäftigung, als zwei junge Soldaten die noch angenehmere Kunde brachten, daß sie durch einen glücklichen Zufall 1000 Schritt aufwärts des gegenwärtigen Lagers eine Furth endeckt hätten, in welcher das Wasser nicht bis zum Nabel reiche. Xenophon brachte ein Dankopfer, die

28) Xen. Anab. III, 5. 29) Xen. Anab. IV, 3.

Oberſten wurden verſammelt, die erforderlichen Maßregeln verabredet; die Soldaten wurden zu den Waffen gerufen, der Marſch den Fluß aufwärts angetreten, Cheiriſophos mit der einen Hälfte der Truppen eröffnete den Zug, ihm folgte der Troß, dann Xenophon mit der andern Hälfte der Truppen; der Feind am jenſeitigen Ufer folgte dieſer Bewegung, indem er ſich vom Tigris entfernte. Cheiriſophos, an der Furth angekommen, ordnete hier ſeine Truppen, in deren Centrum er ſich ſelbſt aufſtellte, in einer Linie in Compagniecolonnen, bekränzte ſich nach lakoniſcher Sitte zum Gefecht und ließ noch einmal opfern. Die feindlichen Bogner ſchoſſen während deſſen von drüben, doch ohne zu treffen, obgleich der Fluß nur zweihundert Fuß breit war. Die Opfer waren wiederum glücklich und Cheiriſophos befahl den Uebergang zu beginnen, welcher auch gut von Statten ging, nicht ohne daß Xenophon weſentlich dazu beigetragen hätte. Als er nämlich ſah, daß dem Cheiriſophos der Fluß keine Schwierigkeit bereite, nahm er die behendeſten Leute der Arriergarde und eilte mit ihnen am linken Ufer des Kentrites abwärts bis gegenüber dem Punkt, wo am rechten Ufer desſelben die große Straße längs dem Tigris nordwärts führte. Die Reiter des Orontes, da ſie ſich gerade gegenüber den Cheiriſophos glücklich vorrücken ſahen, fürchteten, daß auch Xenophon weiter unterhalb noch einen Uebergang finden und dann ſie von dem Wege längs des Tigris abſchneiden werde. Sie begannen alſo dieſem Wege zuzufliehen; die Peltaſten und die Reiter des Cheiriſophos ſetzten ihnen, ſobald ſie den Kentrites überſchritten hatten, in derſelben Richtung nach; mit den Hopliten aber ſchickte ſich Cheiriſophos an, die grade vor ihm liegenden Höhen anzugreifen, welche noch von dem feindlichen Fußvolk beſetzt waren. Dieſes indeſſen von ſeiner Reiterei verlaſſen, wartete den Angriff nicht ab, ſondern riß gleichfalls aus.

Der Abtheilung des Cheiriſophos folgten nun die Frauenzimmer, welche während des Ueberganges jener in den Schlacht-

geſang (Päan) und den Kriegsruf der Soldaten jubelnd mit eingeſtimmt hatten, und der ganze andere Troß über den Fluß. Aber ſchon rückten auch die Karduchen von den ſüdlichen Höhen herab, um die Griechen im Rücken anzugreifen. Xenophon, der bemerkte, daß am rechten Kentritesufer Alles gut ſtand, eilte am linken wieder aufwärts zur Furth und ließ die Arriergarde in Compagniecolonnen gegen die Karduchen aufmarſchiren, und dann die Colonnen deployiren, ſo daß er nun in der Phalanx ſtand. Cheiriſophos, der keinen Feind mehr gegen ſich hatte, ſtellte dem Xenophon die Leichtbewaffneten zur Verfügung. Xenophon befahl dieſen, vorerſt am rechten Ufer zu bleiben und erſt, ſobald er den Rückzug antrete, in ſeinen beiden Flanken zu ſeiner Aufnahme über den Fluß vorzurücken. Als die Karduchen auf Schußweite herangekommen waren und ihre Schüſſe ſchon die Schilde der Griechen erreichten, rückte Xenophon mit den Hopliten des Nachtrabs, einer verhältnißmäßig geringen Schaar, da er Viele hatte abgeben müſſen, um beim Uebergang des Troßes behülflich zu ſein, ihnen im Laufe entgegen. Die Karduchen nahmen den Angriff nicht an, ſondern flohen; nun gab Xenophon das Signal, kehrt zu machen und führte die Hopliten über den Fluß an's rechte Ufer, während von dort zugleich die Leichtbewaffneten in ſeinen beiden Flanken auf das linke übergingen. Dies war allerdings nöthig. Denn ſobald die Karduchen den Rückzug Xenophons bemerkten, kehrten Abtheilungen von ihnen gegen den Fluß zurück. Es kam hier noch zu einem kurzen Gefecht, worauf die griechiſchen Leichtbewaffneten nun auch an das rechte Ufer zurückkamen. Um Mittag war der
30. ganze Uebergang beendet; es ward noch an dieſem Tage ein weiter Marſch gemacht. Im Nachtquartier fand man Lebensmittel im Ueberfluß und Lykios mit der Reiterei brachte von ſeiner Verfolgung reiche Beute heim. Fünf Märſche, auf denen

---

30) Xen. Anab. IV, 4, vgl. Grote, Vol. IX p. 158 ffg. Koch, Zug der Zehntauſend p. 82 ffg.

ſie nichts von einem Feinde ſahen, brachten nun die Griechen an den Fluß Teleboas (wahrſcheinlich den Megradek, einen unbedeutenden linken Zufluß des Murad). Hier ſuchte ſie der Satrap des weſtlichen Armeniens, Teribazos, auf, um mit ihnen wegen friedlichen Durchzugs durch ſein Gebiet zu unterhandeln. Man kam überein, und im Geleit des Teribazos, der ihnen in geringem Abſtande folgte, machten die Griechen im Kerkurgebirge drei weitere Märſche nordwärts. Am dritten dieſer Tage fiel ein tiefer Schnee, und um den Truppen beſſere Unterkunft zu verſchaffen, vertheilten ſie die Oberſten in kleineren Abtheilungen in die umliegenden Dörfer und Weiler. Während ſie aber hier am nächſten Tage ruhten, erhielten ſie die Nachricht, daß in der Umgegend ſich höchſt verdächtige Bewegungen zeigten und man auf einen Angriff des Teribazos gefaßt ſein müſſe. Die Truppen wurden daher ſofort in ein Biwak zuſammengezogen. Doch der Schneefall hörte den Tag und die folgende Nacht nicht auf; die Soldaten, an dieſe Kälte nicht gewöhnt, waren am nächſten Morgen äußerſt niedergeſchlagen. Xenophon ging mit gutem Beiſpiel voran, begann Holz zu ſpalten und Feuer zu machen, andere folgten ihm nach; man rieb ſich die Glieder mit Fett ein und allmälig ermuthigte ſich Alles wieder. Doch hielt man es für rathſam, wieder die alten Kantonnirungen zu beziehen. Zugleich wurde eine Abtheilung zum Rekognosciren ausgeſchickt, welche am nächſten Morgen einen Gefangenen einbrachte. Von dieſem erfuhr man, daß Teribazos mit ſeiner Streitmacht die nächſten nördlichen Höhen beſetzt halte, welche die Griechen bei Fortſetzung ihres Marſches durchaus paſſiren müßten; nicht unwahrſcheinlicher Weiſe dort, wo heute das Fort Kalaradſch, auf dem Wege vom Megradekfluſſe nach Melisgirt liegt. Sie brachen, während ſie in den Kantonnirungen eine Beſatzung zurückließen, ſofort dahin auf und vertrieben die Truppen des Teribazos, ohne daß es auch nur zum ernſten Kampfe gekommen wäre; dann kehrten ſie in die alten Quartiere zurück, brachen aber am nächſten Tage aus dieſen

31. wieder auf, lagerten die Nacht auf der Höhe, von der sie den Teribazos vertrieben hatten und machten von da aus drei Märsche in der Ebene des Murad, diesen Fluß am linken Ufer aufwärts, welchen sie nun — etwa in der Gegend von Jundschali — überschritten.

Marsch vom Euphrat bis nach Gymnias (Gümisch Janeh).

Nach dem Uebergang über den Murad wendeten sie sich westwärts; vier äußerst beschwerliche Märsche brachten sie endlich in eine angebaute Gegend, etwa um das heutige Chnis. Ein heftiger Nordwind, den nur zeitweise die ihm dargebrachten Opfer begütigten, verschärfte die an und für sich harte Kälte, der Schnee lag an einzelnen Stellen klaftertief, Lastthiere, Sclaven, Soldaten blieben erfroren am Wege liegen. Namentlich mühselig war der vierte Marsch. Xenophon, welcher auch hier die Nachhut führte, that sein Möglichstes, um die Liegengebliebenen fortzubringen; er ließ ihnen Speise geben, die sie heißhungrig verschlangen, ermunterte sie zu laufen, da dieses das beste Mittel sei, sich gegen die Kälte zu schützen, drohte ihnen, sie würden dem Feinde in die Hände fallen, wenn sie zurückblieben. Und in der That war die Gegend umher lebendig geworden und einzelne Haufen der dortigen Völkerschaften zügelten den Griechen nach, um mühelos Beute zu machen. Xenophon vergrößerte die Gefahr, so sehr er vermochte und brachte so einen großen Theil der Nachzügler bis zu einer warmen Quelle, wo er sie mit dem Versprechen zurückließ, sie am nächsten Morgen abholen zu lassen. Er selbst mit dem noch kräftigen Theile des Nachzuges marschirte weiter, traf aber auch hier überall am Wege die Soldaten in einzelnen Abtheilungen lagernd; nur Cheirisophos mit der äußersten Avantgarde

31) Xen. Anab. IV, 5.

hatte glücklich den nächsten Ort zu erreichen vermocht. Nun lagerte auch Xenophon, wo er gerade stand und richtete sich so gut möglich ein. Am nächsten Morgen ließ er die Kranken von der Quelle abholen, zugleich kam Kunde von Cheirisophos. Alles brach jetzt zu diesem auf und Xenophon erreichte das Quartier desselben nach einem Marsche von 5000 Schritten. Die Truppen wurden in die umliegenden Ortschaften einquartirt, welche meist in unterirdischen Hütten bestanden. Xenophon fand in dem ihm zugewiesenen Dorfe 20 junge Pferde, die zum Tribut für den König von Persien bestimmt waren. Er richtete sich bei dem Gemeindspräsidenten ein, den er durch Freundlichkeit gewann, aber trotzdem scharf bewachen ließ. Am nächsten Tage begab er sich mit diesem Manne zum Cheirisophos und überzeugte sich unterwegs, daß alle Soldaten in den Quartieren, durch welche er kam, gut verpflegt, wohlauf und mit ihren Wirthen im besten Vernehmen seien. Der Gemeindspräsident sagte auf Befragen aus, daß das nächste Land, welches die Griechen zu durchziehen hätten, den Chalyben gehöre und beschrieb den Weg dahin. Acht Tage blieben nun die Griechen in diesen guten Quartieren, um dann ihren Marsch nordwärts gegen das Bingölgebirge fortzusetzen.

Xenophon übergab seinen Gemeindspräsidenten dem Cheiri- 32.
sophos als Wegweiser, einen jungen Sohn desselben behielt er als Geisel für sich selbst zurück und vertraute ihn der Bewachung eines seiner Hauptleute, des Episthenes von Amphipolis, an. Auf dem dritten Marsche mißhandelte Cheirisophos seinen Wegweiser, weil dieser ihn nicht, wie er wünschte, zu Dörfern führte und sich damit entschuldigte, daß es deren hier nicht gebe. Trotz dieser Mißhandlung nicht strenger bewacht, lief der Führer mit Zurücklassung seines Sohnes davon. Xenophon war äußerst böse auf den Cheirisophos, nicht deßhalb gerade, daß er den Wegweiser geschlagen, aber darum, daß er ihn dann nicht

32) Xen. Anab. IV, 6.

beſſer in Acht genommen. Indeſſen mußte man ohne Wegweiſer weiter marſchiren und erreichte nach ſieben Märſchen den Phaſis (den weſtlichen oder nördlichen Euphrat in der Gegend von Erzerum). Zwei weitere Märſche am rechten Euphratufer auf dem Wege nach Baiburt brachten die Griechen in die Nähe einer Höhenkette, wahrſcheinlich eines ſüdlichen Ausläufers des Giaur-Dagh, welche von feindlichen Völkerſchaften, Chalyben, Taochen und Phaſianen, beſetzt war. 7000 Schritte diesſeits der Höhe machte Cheiriſophos Halt, um die Truppen aus der Marſchordnung zum Gefecht anſmarſchiren zu laſſen; darauf verſammelte er die Oberſten zur Berathung, ob man heut oder morgen und wie man am beſten überhaupt den Feind bekämpfen ſolle. Während Kleanor für ſofortigen Angriff nach dem Frühſtücke war, ſprach ſich Xenophon folgendermaßen aus: „Iſt es überhaupt nöthig, daß wir fechten, um unſern Zweck zu erreichen? Der Höhenzug dehnt ſich 1½ Meilen in die Länge aus, aber nur gerade gegenüber von uns ſehen wir feindliche Truppen, ſonſt nirgend. Dieſe können wir alſo umgehen; wir können damit bis zur Nacht warten, wo der Feind uns nicht ſieht; wir werden unſern Zweck um ſo ſicherer erreichen, wenn wir durch einen Scheinangriff in Front den Feind auf die Idee bringen, wir wollten wirklich hier durchbrechen. Uns durchzuſtehlen, das iſt keineswegs unmöglich und dir, Cheiriſophos, brauche ich es wohl nicht erſt weitläufig zu empfehlen; erhaltet ihr Junker von Lakedämon ja doch förmlichen Unterricht im Stehlen und Hiebe bekommt nur der ungeſchickte Schüler dafür. Jetzt alſo kannſt du deinen alten Lehrern Ehre machen; Hiebe werden wir auch hier nur bekommen, wenn wir uns ertappen laſſen.“ „Soviel ich weiß,“ ſchmunzelte Cheiriſophos, „verſteht ihr Herren von Athen es auch nicht übel, trotz aller Gefahr dabei, die Staatskaſſen zu beſtehlen und man ſagt ſogar, daß eure größten Kaſſendiebe eben eure größten Staatsmänner ſind. Du kannſt alſo hier auch zeigen, was du gelernt haſt, mein lieber Politikus.“

Xenophon, nicht unempfänglich für dieſen etwas lakedämoniſch groben Appel an ſeine Geſchicklichkeit, erbot ſich nach der Mahlzeit, mit der Arriergarde ſofort den Berg beſetzen zu wollen; er hatte auf dem Marſche mehrere Gefangene gemacht, deren er ſich dabei als Wegweiſer zu bedienen gedachte. Da aber Cheiriſophos meinte, wenn die Sache, wie es ſchien, keine beſondere Schwierigkeit habe, würde es beſſer ſein, daß Xenophon bei der Arriergarde bliebe, ſo wurde die Umgehung dem Hoplitenhauptmann Ariſtonymos und den Gymnetenhauptleuten Ariſteas und Nikomachos übertragen. Während dieſe mit ihren Leuten ausruhten, machte mit dem Reſte der Truppen Cheiriſophos eine Demonſtration gegen den Feind, indem er 2500 Schritt weiter vorrückte. Erſt in der Dunkelheit brach dann Ariſtonymos mit den Seinen auf und gewann glücklich den Kamm der Höhenkette in der Flanke des Feindes; dort lagerte er die Nacht hindurch. Der Feind hatte ihn bemerkt, begnügte ſich aber, während der Nacht viele Feuer zu unterhalten. Am nächſten Morgen ſchritt Ariſtonymos, den Kamm der Höhen entlang, zum Angriff auf die Flanke des Feindes, der ihm ein Detachement entgegenſtellte, während er mit ſeinem Gros dem Cheiriſophos gegenüber ſtehen blieb, der, die Peltaſten im erſten, die Hopliten im zweiten Treffen, gleichzeitig zum directen Angriff ſchritt. Der Sieg des Ariſtonymos über das ihm entgegengeſchobene Detaſchement beſtimmte die ganze feindliche Macht zur Flucht. Der Weg war geöffnet und die Griechen marſchirten, nachdem ſie auf der Höhe Dankopfer gebracht, in die jenſeitige Ebene hinab, wo ſie in wohlhabenden Ortſchaften gute Quartiere fanden.

Von da rückten ſie in das Land der Taochen ein; allerdings konnten ſie hier fünf Märſche machen, ohne auf den geringſten Widerſtand zu ſtoßen; dagegen ſtand es ſehr übel mit der Verpflegung, denn die Taochen zogen ſich in feſte 33.

33) Xen. Anab. IV, 7.

Bergeplätze auf faſt unzugänglichen Höhen zurück und brachten dort auch ihr Vieh und all ihre ſonſtige bewegliche Habe unter. Es riß Mangel ein und als Cheiriſophos wiederum auf einen ſolchen Platz ſtieß, der außerdem, wie es ſcheint, zugleich einen Paß ſperrte, beſchloß er, denſelben anzugreifen. Der Platz lag auf einer Anhöhe, welche mit ſteilem Abhange zu dem Wege niederfiel, auf welchem die Griechen ſich ihm nähern konnten; allerdings ſtanden auf 100 Fuß zunächſt dem Eingange viele Fichten, welche die Griechen bei ihrer Annäherung gegen den Feind oben deckten, aber 50 Fuß mußte man völlig ungedeckt längs dem Abhange machen, um bis zu dieſen Fichten zu gelangen. Cheiriſophos, ohne die Ankunft der Arriergarde zu erwarten, ließ mit Ablöſungen ſtürmen, ward aber ſtets vom Feinde abgewieſen, welcher Steine den Abhang hinabwälzte und eine Anzahl Griechen elend verwundete. Als Xenophon ankam, machte er ſich anheiſchig, die Wegnahme des Platzes zu bewerkſtelligen. Cheiriſophos, er und der Hauptmann Kallimachos, welcher an dieſem Tage die Spitze der Arriergarde hatte, mit ſeiner Compagnie, die etwa 70 Mann zählte, zogen ſich mit der größten Vorſicht einer nach dem andern hinter die Fichten; die übrigen Compagnien der Arriergarde, wie der Reſt des Corps blieben außer dem Bereich der Gefahr zurück, da mehr als 70 Mann hinter den Fichten ſich nicht bergen konnten. Kallimachos hatte den Einfall, zu wiederholten Malen einige Schritte hinter ſeinem Baume hervor den Abhang hinan zu ſpringen, dann aber, ſobald ein Stein hinabrollte, ſich wieder hinter ſeinen Baum zurückzuziehen. Andere machten ihm dies nach und ſo lockte man dem Feinde die Steine ab. Agaſias, einer der Hauptleute von der Arriergarde, welche im Rückhalt geblieben waren, mochte dem Kallimachos die Ehre nicht gönnen, den feindlichen Platz zu nehmen, er lief auf die Fichten los, dem Kallimachos vorbei auf den Zugang des Platzes los, Kallimachos hielt ihn am Schild feſt; unterdeſſen überholte Ariſtonymos, der dem Agaſias ſtracks gefolgt war, beide, drang

ein; im Wetteifer folgte ihm die Mannſchaft; der Feind ſah keine Rettung mehr. Die Weiber warfen ihre Kinder den Abhang hinunter und ſich ſelbſt hinterdrein, die Männer machten es ihnen nach. Menſchen fielen wenige lebendig in die Hände der Griechen, doch erbeuteten ſie eine Menge Vieh. Sie durchzogen nun in ſieben Märſchen das Gebiet der kriegeriſchen Chalyben, welche mit leinenen Kollern bis zur Hüfte, Taſcheten, aus Stricken geflochten, Helmen, Beinſchienen, langen Piken und Säbeln bewehrt, tapferer als eine der Völkerſchaften, die man bisher gefunden, auch das Handgemeng mit den Griechen nicht ſcheuten, im Nothfall aber ſich in die feſten Bergeplätze zurückzogen, wohin ſie auch ihr Vieh geflüchtet hatten. Jenſeits der Chalyben erreichten die Griechen den 400 Fuß breiten Fluß Harpaſos (Tſchorukſſu), welchen ſie in der Gegend des heutigen Närk überſchritten haben mögen, von da machten ſie durch ebnes Land drei Märſche im Gebiet der Skythinen, in deren Dörfern ſie auch drei Tage raſteten und ſich neu mit Lebensmitteln verſahen, um endlich ſich wiederum über das Gebirge (den Off-Dagh) weſtwärts ſchlagend, in weiteren vier Märſchen zu der bedeutenden, wohlhabenden, durch ihre Silberminen berühmten Stadt Gymnias zu gelangen (Gümiſch Kaneh). 34.

Marſch von Gymnias nach Trapezunt.

Der Herr von Gymnias ſendete den Griechen, als ſie in die Nähe dieſer Stadt kamen, einen Wegweiſer und begab ſich darauf in Perſon zu ihnen; er verſprach ihnen, ſie binnen fünf Tagen auf einen Punkt zu führen, von wo aus man das Meer erblicken könne, nahm gefällig ſelbſt die Führung an die Hand und forderte ſie im Verlauf des Marſches auf, das Gebiet ſeiner Feinde, welches man durchzog, mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Am fünften Tage erreichte das Corps in der

34) Vgl. Grote Vol. IX p. 161.

That den Berg Theches (wahrscheinlich den Karakaban auf der Kette des Off-Dagh), von welchem aus die Truppen das mit lautem Jubel begrüßte Meer erschauten. Die Soldaten errichteten hier aus zusammengetragenen Steinen ein Denkmal; ihr Wegweiser aber, nachdem er ihnen noch weitere Nachweisungen über den nun einzuschlagenden Weg gegeben, verließ sie hier reichlich beschenkt.

Die Griechen nahmen ihr Nachtquartier in einem Dorfe am Nordfuße des Theches und gelangten am nächsten Tage an einen Küstenfluß des schwarzen Meeres, welcher das Gebiet der Skythinen von demjenigen der Makronen scheidet, welches letztere sie nun betreten wollten. Die Makronen stellten sich
35. am anderen Ufer ihnen feindlich gegenüber. Da trat ein Peltast, welcher, wie er sagte, in seiner Jugend als Sclave nach Athen verkauft sei, zu Xenophon und meldete ihm, daß er die Sprache dieser Leute kenne; hier müsse sein Vaterland sein. Durch seine Vermittlung ward nun alsbald eine Unterhandlung mit den Makronen angeknüpft und ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen, worauf sie den Griechen bei der Herstellung eines Uebergangs über den Grenzfluß behülflich waren, ihnen Lebensmittel zu Kauf brachten und sie dann friedlich durch ihr Gebiet bis an die Grenze des Landes der Kolchier führten, wozu drei Märsche nothwendig waren.

An dieser Grenze hielten die Kolchier eine bedeutende aber zugängliche Höhe besetzt. Anfangs ließ Cheirisophos die Truppen in der Phalanx aufmarschiren, darauf aber versammelte er die Obersten, um über die beste Formation zum Angriff zu berathschlagen. Xenophon sprach sich hier im Gegensatz zur geschlossenen Linie für die Formation in Compagniecolonnen aus, welche, wie wir gesehen haben, zuerst nur für 6 Elitecompagnieen angewendet, da dem gleichseitigen hohlen Viereck das länglichte als Marschform vorgezogen ward, während des langen Zuges

35) Xen. Anab. IV, 8.

durch höchſt durchſchnittenes Terrain allmälig dem ganzen Corps geläufig geworden waren. Formirt wurden ſie, indem die Pentekoſtyen oder auch die Enomotien einer Compagnie ſich hintereinander ſetzten, jede Compagnie bildete nun ſo eine taktiſche Einheit, welche von den nächſt benachbarten durch kleinere oder größere Intervalle getrennt handeln konnte. „Die Höhe," ſagte Xenophon, „iſt ſicherlich nicht an allen Punkten gleich bequem zu erſteigen; nothwendig muß alſo die geſchloſſene Linie (Phalanx) während des Angriffs ſich trennen. Hat man aber dieſe Form einmal gewählt, ſo muß das Einreißen von Lücken in dieſelbe auf die Truppen unzweifelhaft einen üblen Eindruck machen. Freilich könnten wir die Front der Phalanx verringern und ſie ſehr tief anordnen und würden dann wohl einen Aufweg für ſie finden, ohne daß ſie ſich zertrennte. Dann wären wir aber ſofort vom Feinde ebenſo gewiß überflügelt, als er bei großer und nicht zuſammenhängender Front uns leicht auf einem Punkt durchbrechen könnte. Ganz anders ſtellt ſich aber die Sache, wenn wir die Intervallen von vornherein als integrirenden Beſtandtheil in die Formation aufnehmen, alſo in Compagniecolonnen anrücken; ſo überflügeln *wir* den Feind, jede Compagnie wählt ſich den bequemſten Weg, jede iſt von vornherein darauf gefaßt, daß der Feind ſie auch in der Flanke angreifen, das heißt, zwiſchen ihr und der Nachbarcompagnie eindringen könne. In dieſem Falle möchte ein Verſuch des Feindes, ſich zwiſchen zwei Compagnieen zu werfen, ein entſchiedenes Wagſtück ſein, das ihm wohl übel bekäme, und hat nur erſt *eine* unſerer Compagnieen gewonnen, ich glaube ſchwerlich, daß dann der Feind noch Stand hält."

Da nun die übrigen Oberſten Xenophons Vorſchlag billigten, ſo hielt er an die Soldaten eine kurze Anſprache: „Soldaten," rief er, „die Burſche dort ſind das einzige Hinderniß, *welches* uns noch von unſerem Ziele trennt. Drauf und dran! ſie ſollen mit Kopf und Kragen zum Frühſtück verſpeist werden!"

Nun wurde die Ordnung gemacht; die Hopliten bildeten

80 Compagnieen, jede faſt 100 Mann ſtark; die Leichtbewaffneten drei Haufen, jeden von faſt 600 Mann; das ganze Corps alſo war trotz aller Verluſte noch über 9000 Mann ſtark. Die arkadiſchen Peltaſten unter dem Akarnanier Aeſchines kamen vor's Centrum der Hopliten, der zweite Haufen der Leichten unter Cheiriſophos auf die äußerſte rechte, der dritte unter Xenophon auf die äußerſte linke Flanke der Hopliten zu ſtehen, ſo daß die beiden letztern Haufen die Stellung der Kolchier überflügelten.

Nach Gebet und Gelübden ward unter Anſtimmung des Päan angetreten. Die Kolchier, um ſich nicht überflügeln zu laſſen, zogen ſich nach den Flanken auseinander und entblößten das Centrum, in die Lücke dort ſtürmten die arkadiſchen Peltaſten, denen die arkadiſchen Hopliten unter Kleanor auf dem Fuße folgten, ein. Der Feind hielt nun nicht länger Stand, ſondern ergriff die Flucht. Die Griechen aber hatten mit der Höhe zugleich gute Quartiere gefunden. Die Soldaten genoſſen hier viel von einem angenehm ſchmeckenden, aber böſen Honig, der Uebelkeiten und eine Art Tollheit nach ſich zog. Dieß veranlaßte hier eine Raſt von 4 Tagen, worauf man in zwei Märſchen Trapezunt erreichte, eine Colonie von Sinope.

Aufenthalt an der Nordküſte Kleinaſiens.

In der Gegend von Trapezunt blieben die Griechen dreißig Tage lang ſtehen; die Einwohner der Stadt lieferten ihnen Lebensmittel, verwendeten ſich aber zugleich für die ihnen halb und halb unterthänigen Kolchier, in deren Gebiet die griechiſchen Truppen noch immer Streifzüge der Verproviantirung halber unternahmen. Im Lager herrſchte ein reges luſtiges Treiben; Dankopfer wurden den Göttern gebracht und Spiele abgehalten, zu welchen viele Zuſchauer herbeiſtrömten. Doch mußte man neben dem Freudenleben auch an die Heimkehr
36. in's Vaterland und die Anſtalten zu ihr denken. In der

36) Xen. Anab. V, 1.

Verſammlung, welche zur Berathung hierüber berufen ward, äußerte einer der Soldaten: des ewigen Marſchirens ſei er nun herzlich müde; er wünſchte ernſtlich, zu Schiffe in die Heimath zu kommen. Dies fand allgemeinen Beifall und Cheiriſophos erbot ſich, zu ſeinem Freunde, dem lakedämoniſchen Admiral Anaxibios, welcher die Station in der Propontis befehligte, abzureiſen, um von dieſem Schiffe beizutreiben. Als auch dies angenommen war, ſprach Xenophon: „Nun müſſen wir darauf denken, was wir bis zu des Cheiriſophos Rückkehr beginnen ſollen. Der Markt von Trapezunt kann uns nicht hinreichende Lebensmittel liefern, auch fehlt es Vielen von uns überhaupt an Geld, ſolche zu kaufen, es wird daher nothwendig ſein, daß wir ſie uns durch zweckmäßig angelegte Streifzüge in die benachbarten feindlichen Landſchaften verſchaffen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß keine einzelne Abtheilung ohne vorherige Abrede, auf eigne Fauſt, auf Beute ausgehen darf, damit ſie ſich nicht unnütz der Gefahr ausſetze, und daß wir in unſerm Lager ſtets eine genügende Beſatzung zurücklaſſen, um nicht dem Feinde die Gelegenheit zur Revanche zu bieten. Da wir fernerhin nicht wiſſen, ob Cheiriſophos uns überhaupt Schiffe zurückbringen wird, ſollten wir unabhängig davon auch noch auf andere Weiſe uns ſolche zu verſchaffen ſuchen, was nicht ſchwer halten kann, wenn wir einen Kaper ausrüſten, der auf vorbeiſegelnde Handelsſchiffe Jagd macht. Billig wird es dann ſein, daß wir die Mannſchaft der gekaperten Fahrzeuge ſo lange, als ſie unſertwegen hier warten muß, auf unſere Koſten verpflegen.“ Auch alle dieſe Vorſchläge wurden angenommen. Aber als Xenophon nun noch auf die Möglichkeit aufmerkſam machte, daß man überhaupt nicht die genügende Zahl von Schiffen auftreiben könne nnd doch am Ende zu Lande weiter reiſen müſſe, als er demgemäß vorſchlug, von den Küſtenſtädten die Ausbeſſerung der ſehr ſchlechten Wege längs der Küſte zu verlangen, — da wollten die Soldaten von ſo etwas nichts hören; ſie wollten weiter fahren, nicht mar-

ſchiren. Xenophon ließ ſich dadurch nicht abhalten, für ſeine Perſon mit den Seeſtädten wegen Ausbeſſerung der Wege zu unterhandeln, wobei er ihnen vorſtellte, daß die Truppen um ſo eher marſchiren würden, mit je weniger Schwierigkeiten dies verknüpft ſei. Da nun die Seeſtädte, in vollſtändiger Ungewißheit darüber, was dieſes mächtige, von jeder ſtaatlichen Gewalt unabhängige Corps möglicherweiſe für Pläne entwerfen und verfolgen könne, bald recht ſehnlich wünſchten, ſeiner los zu werden, wirkten dieſe Vorſtellungen. Trapezunt ſtellte auch in demſelben Sinne ein fünfzigrudriges Schiff, welches von den Griechen als Kaper ausgerüſtet und deſſen Befehl dem lakedämoniſchen Periöken Dexippos anvertraut ward. Dieſer benutzte die Gelegenheit, ohne ſich um ſeine Kameraden weiter zu kümmern, nach dem thrakiſchen Bosporus abzufahren. Ein zweites Schiff von 30 Rudern, welches man erhielt, ward dem Athener Polykrates anvertraut, welcher auch in der That eine Anzahl Kauffahrer kaperte. Unterdeſſen unternahm man zu Lande mehr oder minder glückliche Streifzüge in die feindlichen Gebiete. Anfangs brauchte man ſich mit dieſen nicht weit auszudehnen; aber als die nächſte Gegend ausgeplündert war, wurden weitere Expe-
37. ditionen nothwendig. Xenophon, welcher nach Abgang des Cheiriſophos den Oberbefehl führte, unternahm mit der Hälfte der Mannſchaft, während die andere zur Bewachung des Lagers zurückblieb, eine ſolche in das Gebiet der Driler. Dieſe räumten die zugänglichen Theile des Landes, ſteckten dort die Orte in Brand, ließen nur einiges Vieh zurück und flüchteten ſich und ihre Habe in einen feſten Bergeplatz, den ſie ihre Hauptſtadt nannten.

Den Platz ſchützte zuerſt eine tiefe Schlucht, die ihn rings umgab, dann ein ausgehobener Graben, deſſen Boden zu einem Walle aufgeworfen war, auf welchem oben Palliſaden ſtanden, endlich befand ſich innerhalb dieſer Umwallung noch ein feſtes

37) Xen. Anab. V, 2.

Reduit, ſo daß, wenn jene genommen war, dieſes noch Widerſtand leiſten konnte. Die Avantgarde Xenophons machten die Peltaſten, ihnen folgte unmittelbar viele Mannſchaft mit Stangen, um die Beute fortſchleppen zu können; die Hoplitenreſerve folgte den Peltaſten auf 1500 Schritt. Letztere und die Stangenträger, zuſammen über 2000 Mann, überſchritten die Schlucht und machten einen Angriff auf die Umwallung, doch ward dieſer abgeſchlagen und ſchon wollten ſie abziehen, als der Feind ausfiel und ſie im Rücken angriff. Sie mußten nun Front machen und kämpfen und ſendeten zu Xenophon um Unterſtützung. Dieſer führte die Hopliten bis an den äußern Rand der Schlucht und ging zunächſt ſelbſt mit den Hauptleuten zum Rekognosciren hinüber. Da ein Angriff ausführbar ſchien, die Opferzeichen günſtig waren, andererſeits ein Rückzug mit Schwierigkeiten verknüpft war, ließ Xenophon die Peltaſten bis an den inneren Rand der Schlucht zurückgehn, die Hopliten von ihren Hauptleuten eben dahin hinüberholen, und Alles in einzelnen Compagnieen in Gefechtsbereitſchaft Stellung nehmen, die nach Beſchaffenheit des Ortes den Platz des Feindes von mehreren Seiten umgab, alſo eine mondförmige war; ſo daß die einzelnen Compagnieen der ganzen Front einander ſehen und dadurch zum Wetteifer angeſpornt werden konnten. Auf's erſte Signal begannen nun Bogner, Speerſchützen, Schleuderer und die Stangenträger mit Handſteinen ein heftiges Schießen und Werfen, welches für den Augenblick den Feind von ſeinem Walle vertrieb, worauf die Compagnieen der Hopliten unter Schlachtgeſang und mit dem Kriegsruf im Laufſchritte auf den Wall losgingen und ihn an einzelnen Stellen erſtiegen. Xenophon ließ indeſſen nur die Peltaſten und andern Leichten eindringen und hielt die Maſſe der Hopliten draußen zurück, da er auf einigen benachbarten Höhen andere feindliche Haufen bemerkte. Innen gab es indeſſen einen heftigen Kampf, in welchem ſchließlich die Driler die Sieger blieben, geſtützt auf ihr Reduit. Xenophon ließ daher jetzt auch noch einen Theil der Hopliten

eindringen, welche den Wall beſetzten und ſich anderntheils in der zum Reduit führenden breiten Hauptſtraße aufſtellten. Die Driler wurden in dieſes zurückgetrieben; welches ſich indeſſen zu feſt erwies, als daß man einen Angriff darauf hätte wagen können. Xenophon ordnete daher den Rückzug an, die in der Stadt gemachte Beute ward in Sicherheit gebracht, die Umwallung theilweiſe zerſtört. Sobald aber nun die Griechen begannen, den Platz zu räumen, fielen die Driler abermals aus ihrem Reduit aus. In dem Kampfe, der ſich entſpann, brannte plötzlich eines der hölzernen Häuſer im Orte, und Xenophon erkannte es für's gerathenſte, den ganzen Ort in Brand ſtecken zu laſſen, um dadurch die Verfolgung des wüthenden Feindes zu erſchweren. Dies ward denn auch ſogleich in's Werk geſetzt und wirkte. Die Griechen hatten nur noch mit denen zu thun, die ihnen in der Hauptſtraße zum Reduit gegenüber ſtanden und auch hier wendeten ſie daſſelbe Mittel an; trugen Holz vor ihrer Front zuſammen und ſteckten dies in Brand. Am folgen-
38. den Tage traten ſie ihren Rückmarſch in's Lager von Trapezunt an, den ſie durch einen Scheinhinterhalt mit Erfolg gegen den Feind deckten.

Da aber die Lebensmittel in dieſer Gegend immer knapper wurden und mit immer mehr eigner Gefahr angeſchafft werden mußten, da auch Cheiriſophos noch nicht zurückkam, entſchloſſen ſich nach 30 Tagen Aufenthalts bei Trapezunt die Griechen, längs der Küſte weiter zu marſchiren; die durch die Kaperei des Polykrates gewonnenen Fahrzeuge reichten nur hin, um Weiber, Kinder, Kranke, die Mannſchaft über 40 Jahre und die Bagage, welche nicht zum täglichen Gebrauch nöthig war, aufzunehmen. Der Befehl über das Geſchwader ward den beiden an Jahren älteſten Oberſten Sophänet und Phileſios anvertraut. Die junge Mannſchaft führte Xenophon zu Land in einem dreitägigen Marſche nach der Stadt Keraſus, wo ein

38) Xen. Anab. V, 3.

zehntägiger Halt gemacht wurde und auch das Geſchwader einlief. Man muſterte hier noch 8600 Mann unter den Waffen; auch ward daſelbſt das Beutegeld vertheilt, welches der Verkauf der Kriegsgefangenen eingebracht hatte.

Von Kerafus (Kireſun) ſetzte Xenophon mit der jungen 39.
Mannſchaft den Marſch zu Lande nach Kotyora fort, einer andern ſinopeiſchen Kolonie, wohin auch Sophänet mit dem Geſchwader weiter fuhr. Xenophon hatte das Gebiet der Moſynöken zu durchziehn. Dieſes kriegeriſche Volk zerfiel in zwei Theile, welche augenblicklich im innern Kriege miteinander waren. Die öſtlichen Moſynöken hatten eine Grenzburg inne, deren Beſitz das Zeichen der Herrſchaft war, die weſtlichen Moſynöken wünſchten ſich in den Beſitz dieſer Burg zu ſetzen. Da nun die öſtlichen, auf welche die Griechen zuerſt ſtießen, ſich durchaus nicht geneigt zeigten, ihnen einen friedlichen Durchmarſch zu gewähren, ſo knüpfte Xenophon durch Vermittlung des Trapezuntiers Timeſitheos Unterhandlungen mit den weſtlichen Moſynöken an, welche ein erwünſchtes Reſultat hatten. Während die Griechen am nächſten Tage in Schlachtordnung einem ſchlechtbefeſtigten Werke gegenüberſtanden, welches der ſtreitigen Grenzburg als Vorwerk diente, kamen von den weſtlichen Moſynöken 300 einſtämmige Kähne hinab, jeder Kahn war mit drei Mann bemannt, von denen je zwei ausſtiegen, während der dritte den Kahn zurückführte. Die ausgeſtiegenen 600 ſtellten ſich hinter den Griechen in Abtheilungen von 100 Mann geordnet auf, und zogen ſich dann ſofort unter Kriegsgeſang durch deren Reihen, um zum Angriffe auf das erwähnte Vorwerk zu ſchreiten. Auch einige Griechen folgten ihnen ohne Befehl, lediglich um Beute zu machen. Die Vertheidiger des Werkes ließen den Feind erſt in die Nähe herankommen, machten dann aber einen Ausfall, ſchlugen die Angreifer in die Flucht und machten eine Anzahl von den Weſt-Moſynöken und

39) Xen. Anab. V, 4.

den ihnen gefolgten Griechen nieder. Das Vorrücken einiger griechiſchen Compagnieen, welches nun Xenophon anordnete, bewog die Vertheidiger zum Rückzug; auf demſelben ſchnitten ſie noch ihren gefallenen Feinden die Köpfe ab. Xenophons Soldaten waren über den ganzen Vorfall, der den Feind ermuthigt haben mußte, ſehr aufgebracht. Dieſer aber beruhigte ſie: „Laßt euern Muth wegen dieſer Kleinigkeit nicht ſinken; die Sache hat auch ihre Vortheile. Ihr wißt nun wenigſtens, daß dieſe Weſtmoſynöken es mit dem Bund gegen die Oſtmoſynöken ernſt meinen. Außerdem haben diejenigen von uns, welche den Moſynöken folgten, eine Lehre erhalten. Sie werden ſchwerlich wieder daran denken, unſere vaterländiſche Ordonnanz zu vernachläßigen und künftig nicht wieder aus Reih' und Glied davon gehen. Wir aber wollen nun alle unſern moſynökiſchen Bundesgenoſſen zeigen, was wir können und ihnen und den Feinden Reſpect vor uns beibringen."

An dieſem Tage ließ Xenophon ruhen; am nächſten aber traf er Anſtalt zum Angriff, er ordnete die Hopliten und Peltaſten in Compagniekolonnen, ebenſo auf dem linken Flügel die moſynökiſchen Verbündeten; die Bogenſchützen nahm er in die Intervallen der Colonnen, nicht auf gleicher Front mit den Hopliten, ſondern indem er ſie ein wenig zurückhielt. So ſchritt er zum Angriff auf das Vorwerk; den Angriff der Peltaſten hielt der Feind aus, als aber die Hopliten herankamen, ergriff er die Flucht; die Peltaſten verfolgten ihn nun ſogleich bis an die ſtreitige Grenzburg; die Hopliten folgten in Ordnung nach. Die erſte Umwallung ward erſtürmt, worauf der größte Theil der Vertheidiger ſie verließ. Der König mit ſeiner Begleitung wollte nicht aus dem hölzernen Schloſſe heraus, welches im Innern der Burg lag. Xenophon ließ es daher in Brand ſtecken. Die Stadt ward geplündert und dann den Weſtmoſynöken übergeben, worauf die Griechen ihren Marſch fortſetzten. Die meiſten übrigen Plätze der Oſtmoſynöken wurden von dieſen bei der Annäherung der Griechen verlaſſen, welche

nun durch die Landſchaft ihrer Verbündeten zogen und 8 Tage nach dem Abmarſche von Keraſus das Gebiet der jenen unterworfenen Chalyber erreichten. Durch letzteres und das der 40. Tibarenen kamen ſie in zwei weiteren Tagen nach Kotyora, wo ſich das Geſchwader unter Sophänet wieder mit ihnen vereinigte.

Während ſie hier weilten, opferten, Wettſpiele anſtellten und durch Streifzüge in die benachbarten Landſchaften ſich Lebensmittel verſchafften, kam eine Geſandtſchaft von Sinope, deren Sprecher Hekatonymos vor verſammeltem Kriegsvolk ſich folgendergeſtalt ausließ:

„Soldaten, der Staat Sinope hat uns aufgetragen, euch ſeine Freude und Bewunderung über euere Thaten auszudrücken und euch zu euerer Rückkehr Glück zu wünſchen. Sicherlich hat die griechiſche Stadt Sinope von euch, die ihr auch Griechen ſeid, ein freundliches, nicht ein feindliches Verhalten zu erwarten. Indeſſen nach dem bisher Vorgefallenen ſcheint es, als wenn ſie ſich darin getäuſcht habe. Kotyora iſt, wie auch Keraſus und Trapezunt, eine unſerer Kolonien, wir erhalten von ihnen, wie von ihren von Barbaren bewohnten Landſchaften, Steuern. Jede Feindſeligkeit, welche ihr gegen eine dieſer Kolonieen oder ihre Gebiete ausübt, müſſen wir demnach betrachten, als ſei ſie gegen uns ſelbſt ausgeübt worden. Wie wir aber vernommen, ſeid ihr mit Gewalt in Kotyora eingedrungen, um dort für einen Theil euerer Leute Quartier zu nehmen und habt aus ſeinem Gebiete, ohne zu fragen, genommen, was ihr eben brauchtet. Das iſt jedenfalls nicht in der Ordnung, und wenn ihr ſo fortfahrt, wird uns nichts übrig bleiben, als uns mit dem paphlagoniſchen Fürſten Korylas und mit wem wir ſonſt können, zu verbinden, um euern Ausſchreitungen ein Ziel zu ſetzen."

Dieſe Anſprache konnte auf die Soldaten, welche endlich nach vielen Mühen zu griechiſchen Städten gekommen, am Ziele

40) Xen. Anab. V, 5.

ihrer Leiden zu ſein und alle mögliche Unterſtützung zu finden geglaubt hatten, welche ſich nun aber von der vornehmſten griechiſchen Stadt dieſer Gegenden auf ziemlich ſchnöde Weiſe bedroht ſahen, nur einen üblen Eindruck machen. Xenophon antwortete:

„Männer von Sinope! wir müſſen den Göttern danken, daß wir uns ſelbſt und unſere Waffen bis hieher gebracht haben; Schätze zu ſammeln und reiche Beute mitzuſchleppen, war uns bei der Nothwendigkeit beſtändigen Kampfes unmöglich. Trapezunt nahm uns freundlich auf und wir haben ihm mit Freundſchaft vergolten, ſeine Feinde bekämpft, ſeine Freunde und ſein Gebiet geſchont. Will uns aber ein Land oder eine Stadt, die wir erreichen, keinen Markt öffnen, keine Lebensmittel anweiſen, da nehmen wir ſie, nicht aus purem Spaß daran, ſondern weil wir leben müſſen, und ohne dann zu fragen, ob wir es mit Griechen zu thun haben oder nicht. Wir haben die Karduchen, Chaldäer, Taochen bekämpft, weil ſie es ſo haben wollten, wir haben uns mit den Makronen, obgleich auch ſie Barbaren ſind, in Freundſchaft abgefunden, weil ſie es uns möglich machten. Kotyora hat das nicht gethan, obgleich eine griechiſche Stadt. Es hat uns, wie es ſagt, auf Befehl eures Gouverneurs, die Thore vor der Naſe zugeſchloſſen; wir mußten ſie öffnen, um unſere Kranken in geeigneter Weiſe unterbringen zu können, wir mußten ſie beſetzt halten, der Sicherheit unſerer Kranken halber. Es hat uns keinen Markt eröffnet, keine Lebensmittel angewieſen, wir mußten ſie nehmen. Alles was geſund iſt, lagert unter freiem Himmel, bereit zur Freundſchaft gegen die Freunde, zur Feindſchaft gegen die Feinde. Mit deinem Paphlagonier drohe uns nicht; wir haben uns mit andern Burſchen gemeſſen, ganz abgeſehen davon, daß er vielleicht nicht übel geneigt ſein möchte, ſich mit uns gegen euch zu verbinden, wenn wir ihm dafür den Beſitz eurer blühenden Seeſtädte verſprächen.“

Die übrigen Geſandten von Sinope fanden es darauf für

klug, den Hekatonymos zu desavouiren und zu versichern, daß sie nur den Auftrag hätten, Xenophon und den Seinen die freundschaftlichsten Gesinnungen ihrer Stadt darzubringen. Alsbald stellte sich ein äußerlich mindestens ganz angenehmes Verhältniß her.

Am nächsten Tage wurde die Heergemeinde zu einer Bera- 41.
thung über die Fortsetzung der Heimreise berufen; auch die Gesandten von Sinope wurden beigezogen, um ihren Rath zu ertheilen. Hekatonymos gab hier zuerst eine begütigende authentische Interpretation seiner gestrigen Aeußerungen, die große Aehnlichkeit mit all dergleichen Interpretationen hatte, und trat dann, in Betreff seiner Meinung über die Wahl der Landreise oder Seereise befragt, auf die Sache ein.

„Für Sinope," sagte er, „ist es wünschenswerth, daß ihr zu Lande heimzieht, denn zur Seereise müßte euch Sinope die Schiffe stellen; für euch dagegen wäre jedenfalls die Seereise angenehmer. Ich will euch indessen doch von Paphlagonien reden, welches ich sehr wohl kenne und das ihr durchziehen müßt, falls ihr den Landweg wählt. Es ist ein gesegnetes Land, ebenso reich an fruchtbaren Thälern, als hohen Bergen. Einrücken müßtet ihr durch einen Paß, der zwischen zwei hohen Berggipfeln hindurchführt; wer diese hat, beherrscht natürlich den Paß; es würde euch ebenso schwer sein, ihn zu forciren, wenn der Feind sie hätte, als dem Feinde schwer, den Eingang zu verwehren, wenn ihr sie hättet. Manches Hinderniß würden euch im weitern Vorrücken die Flüsse des Landes bereiten, der Thermodon (Terme), der, wie jener 300 Fuß breite Iris (Kulei Hissar), endlich der 1200 Fuß breite Halys (Kisil Irmak), der ohne Fahrzeug gar nicht zu überschreiten ist; ebenso der Parthenius (Bartan). Außerdem muß ich euch darauf aufmerksam machen, daß die Paphlagonier eine ebenso zahlreiche als vortreffliche Reiterei, nach allgemeiner Ansicht

41) Xen. Anab. V, 6.

die beſte im ganzen Perſerreich, haben, daß ihr dieſe völlig friſch antrefft, da ſie ſich am letzten Kriege weder für Kyros, noch für Artaxerxes betheiligt hat, und daß dieſe Reiterei auf den zahlreichen und weiten Ebenen des Landes euch nothwendig gefährlich ſein muß. Alles wohl betrachtet, halte ich es daher für euch nicht bloß für ſchwierig, ſondern ſelbſt für unmöglich, den Landweg durch Paphlagonien einzuſchlagen. Zur See könnt ihr von hier nach Sinope, von Sinope nach Herakleia (Eregri) fahren und von dort aus hat die weitere Reiſe weder zu Lande noch zur See Schwierigkeiten."

Die Soldaten machten ſich über dieſe gedrechſelte Rede ihre eigenen Gedanken; einige meinten, daß Hekatonymos aus Freundſchaft für Korylas, oder von dieſem gut bezahlt, den Zug durch Paphlagonien ſo gefährlich ſchildere, andere, daß er lediglich für das Gebiet von Sinope fürchte; doch entſchied ſich die Majorität bei der Abſtimmung ſchließlich für die Seereiſe.

Xenophon machte jetzt noch die Geſandten darauf aufmerkſam, daß die Sinopeer für eine hinreichende Zahl von Fahrzeugen zu ſorgen hätten, um das ganze Corps aufnehmen zu können, denn auf eine Trennung würde es nicht eingehen, überzeugt, daß es vereint immer ſtark genug wäre, für ſeine Sicherheit und ſeinen Unterhalt zu ſorgen, während eine einzelne Abtheilung der Gnade des erſten beſten preisgegeben bliebe. Um das Nähere in Sinope zu verhandeln, ſendete das Corps drei Agenten aus ſeiner Mitte dorthin.

Unterdeſſen zog ſich über Xenophons Haupte ein Sturm zuſammen. Es war nicht erſt jetzt, daß er auf den Gedanken gerieth, wie leicht es ſei, an der Spitze einer ſo beträchtlichen Macht, als ſie zu ſeiner Verfügung ſtand, an den Küſten des ſchwarzen Meeres eine neue griechiſche Kolonie zu gründen. Jetzt aber ſann er der Sache näher nach; die von den Sinopeern zu ſtellende Transportflotte bot das Mittel, an einem beliebigen Küſtenpunkte, — Xenophon hatte die von Nichthellenen bewohnte Stadt Phaſis ganz beſonders im Auge — zu landen. Man

konnte hier eine helleniſche Herrſchaft aufrichten; wer von dem Corps dann einen unwiderſtehlichen Drang nach der Heimath hatte, konnte reich mit Beute beladen dahin zurückkehren, wer nicht, als geehrtes Mitglied einer herrſchenden Freiburgerſchaft bleiben. Xenophon ließ, ehe er ſonſt einem etwas davon mittheilte, durch den Seher Silanos die Götter befragen. Obgleich dieſe ſich nun unzweifelhaft günſtig für die Sache ausſprachen, hatte doch Silanos geringe Luſt, noch ferner in der Welt umherzuziehen. Kurz vor der Schlacht von Kunaxa hatte er für 42.
eine eingetroffene Prophezeiung von Kyros 3000 Dareiken erhalten und es war ihm gelungen, dieſe bedeutende Summe, der einzige reiche Mann im Corps, bis nach Kotyora glücklich durchzubringen. Er brauchte nichts weiter und dachte nur daran, das Geld auf kürzeſtem Wege heimzubringen. Er plauderte deßhalb in feindſeliger, aufregender Weiſe von Xenophons Plane, und da es dieſem, wie begreiflich, an perſönlichen Feinden und Neidern nicht fehlte, da überdies ein großer Theil der Führer und Soldaten, wie Silanos, ſchnelle Heimkehr vor Allem wünſchte, machte ſich ſchnell eine Mißſtimmung gegen Xenophon bemerkbar. Timaſion aus Dardanos am Helleſpont und der Böotier Thorax redeten von Xenophons Plane mit einigen Kaufleuten von Herakleia und Sinope, welche ſich zu Kotyora aufhielten: „Wenn die Sinopeer nur Schiffe ſtellten und nicht zugleich dem Corps Sold zahlten, ſo werde Xenophon die Soldaten aufſtiften, hier zu bleiben und ſich einer der griechiſchen Colonieen zu bemächtigen.“ Dieſe Kaufleute ſchrieben darüber in die Heimath und gingen ſelbſt dahin ab, mit ihnen Thorax und noch ein Bevollmächtigter des Timaſion. In Herakleia und Sinope bekam man Angſt und ließ dem Timaſion ſagen, er ſolle Geld für die Truppen haben, er möge ſie nur beſtimmen, nicht auf die Pläne Xenophons einzugehen.

So erlangte Timaſion auf einmal eine Wichtigkeit, welche

42) Xen. Anab. I, 7.

er bis dahin keineswegs gehabt und auf die er auch schwerlich einen begründeten Anspruch hatte. Aufgeblasen davon berief er auf eigne Faust eine Heergemeinde; versprach den Truppen, wenn sie mit dem nächsten Neumond absegeln würden, monatlich einen Kyzikener Sold und außerdem goldene Berge, an Beute in der Satrapie des Pharnabazos, dem nordwestlichen Kleinasien, wohin er sie führen wolle. Thorax bestätigte Alles. Timasion hatte nur die Andeutung einer Verläumdung Xenophons einfließen lassen; die Achäer Philesios und Lykon aber, welche nach Thorax auftraten, sprachen Xenophons Namen aus und klagten ihn an, daß er, ohne vorher die Meinung der Armee einzuholen, über seine Pläne, zu denen er sich der Soldaten als Werkzeuge bedieneu wolle, die Götter befrage.

Nun konnte Xenophon nicht länger schweigen.

„Soldaten," redete er, „ich befrage die Opfer ebensowohl in eurem als in meinem Vortheil; ich habe sie in diesem Falle befragt, zunächst um zu erfahren, ob ich überhaupt von meinen Plänen mit euch reden solle oder nicht. Die Opfer waren günstig. Zugleich allerdings sagte mir Silanos, daß sie hinterlistige Nachstellungen verkündeten, denen ich ausgesetzt sei. Und dies in der That mußte er besser wissen als die Götter, da er selbst damit umging, mich zu verläumden. Ich will mich ganz offen aussprechen: allerdings würde ich, wenn wir Hindernisse der Heimkehr fänden, euch zu überreden suchen, daß ihr mit mir euch irgend einer Stadt bemächtigtet, damit ihr wenigstens nicht gezwungen wäret, mit leeren Händen heimzukehren. Indessen, wie ihr hört, senden die Sinopeer und Herakleoten euch Schiffe, und sogar Sold wird euch versprochen. Es steht ja also vortrefflich, von meinem Plane braucht nicht mehr die Rede zu sein, ja es darf nicht mehr die Rede von ihm sein. Denn die erste Bedingung für unser Aller Wohl ist, daß wir uns nicht trennen, daß wir zusammenhalten, daß also auch jeder Keim des Zwiespaltes vermieden und ausgerottet werde. Aus demselben Grunde schlage ich jetzt vor, daß jeder, der zu ent-

weichen ſucht, ehe das ganze Corps in Sicherheit iſt und dabei ertappt wird, als Verbrecher behandelt werde."

Dieſer Vorſchlag, welcher allerdings direct gegen den Silanos und deſſen Geſinnungsgenoſſen gerichtet war, ward bei der Abſtimmung trotz lebhaften Widerſpruchs des Silanos faſt einſtimmig angenommen.

Zugleich hatte aber Xenophon dem Timaſion und Thorax ein Paroli gebogen; denn da die Herakleoten und Sinopeer vernahmen, daß ſie von einem Bleiben der Zehntauſend nichts mehr zu fürchten hätten, ſendeten ſie zwar Schiffe, aber von dem verſprochenen Sold war nicht mehr die Rede. Nun ſtifteten Timaſion und Thorax die übrigen Oberſten, die immer für das Coloniſationsproject geweſen waren, auf, mit ihnen zum Xenophon zu gehen und ihn zur Wiederaufnahme dieſes Projectes zu bewegen. Xenophon lehnte es aber auf's Entſchiedenſte ab, einen Vorſchlag dieſer Art wieder vor die Heergemeinde zu bringen, erklärte indeſſen, daß er nichts dagegen habe, wenn es ein Anderer thue. Timaſion meinte nun, es ſei das geſcheuteſte, vorerſt die Hauptleute zu ſondiren und ſie für die Sache zu gewinnen, und die Mehrzahl der Oberſten verabredete, dies zu verſuchen.

Neon aber, der Oberſtleutnant des abweſenden Cheiriſo- 43.
phos, welcher nie von der Koloniegründung hatte hören wollen, ſprengte jetzt aus, daß Xenophon die Wiederaufnahme ſeines Planes — nur auf anderem Wege — betreibe. Darüber Murren unter den Soldaten, welche in Gruppen zuſammenliefen und deren Gebahren bei der ohnehin ſeit dem Verſchwinden der gemeinſchaftlichen Gefahr beträchtlich gelockerten Disciplin, das Schlimmſte befürchten ließ. Xenophon hielt es für ſeine Pflicht, von Neuem eine Heergemeinde zu berufen.

„Kameraden," ſprach er hier, „es wird herumgetragen, ich wolle euch doch ohne euern Willen mit Betrug und Liſt nach

43) Xen. Anab. V, 7.

Phaſis führen. Ich verlange Unterſuchung der Sache, Strafe für mich, wenn ich ſchuldig befunden werde, wenn nicht, Strafe für den Verläumder. Ihr könnt doch noch Sonnenaufgang vor Sonnenuntergang, den Nordwind vom Südwind unterſcheiden, wißt, daß der Weg nach Griechenland nach Weſten, gen Phaſis nach Oſten führt, daß wir mit Nordwind aus dem ſchwarzen Meer nach Griechenland, aber nicht nach Phaſis gelangen. Um euch betrügeriſcher Weiſe nach Phaſis zu führen, müßte ich alſo Sonnenaufgang in Sonnenuntergang und Südwind in Nordwind verwandeln können. Freilich könnte ich euch noch bei Windſtille zur Einſchiffung veranlaſſen; aber dann wäre ich doch immer nur des einen Schiffes ſicher, auf dem eben ich mich befände, nicht der übrigen 99, die 99 Procent der ganzen Mannſchaft trügen. Doch, machen wir das Unmögliche möglich! nehmen wir an, daß ich euch Alle, ohne daß ihr es ahnt, nach Phaſis führe; dort werdet ihr dann doch wohl ſehen, daß ihr nicht in Griechenland ſeid, ſondern in einem barbariſchen Lande, — und ich, der eine Betrüger, ſtehe 10000 Betrogenen gegenüber! Wie würde es mir dann wohl gehen? Ich ſchäme mich, auf ſolche Weiſe das Geſchwätz von einfältigen Tröpfen widerlegen zu müſſen, die mir die Stellung beneiden, welche ich mir unter euch errungen habe; allerdings ohne Grund: denn habe ich jemals einen verhindert zu rathen und zu reden? habe ich jemals mich vorgedrängt? Ich rufe euch Alle zu Zeugen auf. Nun noch eins! mit Bedauern müſſen wir uns geſtehen, daß die Disciplin erſchlafft iſt, ich erinnere euch nur an einen ſchmählichen Vorfall, der vielleicht nicht einmal Allen bekannt iſt. Am Abend bevor wir von Keraſus abmarſchirten, fiel es dem Hauptmann Klearatos ein, auf eigne Hand einen friedlichen, allerdings von Barbaren bewohnten, aber Keraſus befreundeten Flecken zu überfallen, um mit der hier gemachten Beute dann gleichfalls auf eigne Hand nach Hauſe zu ſegeln. Er kam übel dabei weg, die Einwohner wehrten ſich, Klearat ſelbſt und eine Anzahl ſeiner Leute wurden erſchlagen, die übrigen flohen nach

Kerasus. Hieher kamen auch Abgeordnete des Fleckens, sich über den versuchten Angriff zu beschweren. Da wir bereits größten Theils unterwegs waren, wollten sie uns nach, um uns anzuzeigen, daß wir die Gebliebenen abholen könnten; denn daß der Ueberfall nicht auf Befehl der Obersten geschehen, hatten sie von den Kerasuntiern schon erfahren. Nun aber rotteten sich die nach Kerasus entkommenen Leute Klearats zusammen, stifteten andere auf, die noch auf Einschiffung warteten und der zügellose Hause steinigte die Abgeordneten des Fleckens zu Tode. Die Behörden von Kerasus kamen dem Heere nach, den Obersten den Vorfall zu berichten. Während sie vor dem Lager beriethen, rottete sich abermals ein wilder Hause Soldaten mit Steinen zusammen, die Kerasuntier flohen bestürzt, wie vor tollen Hunden, auf ihr Schiff, die Meute warf sich trotz meines Einschreitens auf den Marktmeister Zelarch. Das sind traurige Dinge! Wenn ihr dem ersten besten Aufstifter folgen wollt, wo bleibt dann Macht und Ansehen eurer selbst gewählten Obersten? wie können sie noch eine Verantwortlichkeit tragen? wo bleibt Recht und Gerechtigkeit? wer kann mit euch noch verkehren, wenn ihr Abgeordnete steinigt und angreift? Erreicht habt ihr mit eurer Wütherei nichts: Zelarch ist entflohen; war er schuldig, hattet ihr euch über ihn zu beklagen, so ist er nun der Strafe entgangen; war er unschuldig, so wollte er sich euch entziehen, weil er eurer Ehre und Einsicht nicht mehr glaubte vertrauen zu können. Mit den Kerasuntiern können wir nach der Behandlung ihrer Behörden durchaus nicht mehr verhandeln, unsere Gebliebenen gefahrlos nicht einmal durch einen Parlamentär abholen lassen. Erklärt euch, ob ihr wollt, daß dies so fortgehe. Wollt ihr es, nun wohl, dann muß jeder für sich selbst sorgen, dann ist jeder sich selbst der nächste; unser Verband hört auf. Wollt ihr aber nicht wie die wilden Bestien leben, so setzt diesen Ruchlosigkeiten ein Ziel. Wie sollen wir bei ihnen guten Muthes den Göttern opfern? wie den Feind bekämpfen, wenn wir uns unter einander auffressen? welche Stadt wird uns in

Frieden aufnehmen? wer wird es wagen, unſer Lager mit Lebensmitteln zu verſehen, wenn er ſeines Lebens nie ſicher iſt? welches kann der Ruhm von Räubern und Mordbrennern ſein?"

Xenophons von Herzen kommende Beredtſamkeit ſchlug durch, die Heergemeinde beſchloß, die Schuldigen zu ſtrafen, überhaupt ſtrenges Gericht und gute Zucht zu halten. Die Hauptleute
44. ſollten den Gerichtshof bilden. Auch die Oberſten ſollten von ihrem bisherigen Verhalten Rechenſchaft ablegen. Mancherlei Nachläßigkeiten wurden da aufgefunden und mit Geldbußen gerügt.

Gegen Xenophon traten einige Soldaten mit der Klage auf, daß er ſie geſchlagen und geſchimpft habe. Der eine erwiederte auf Befragen, bei welcher Gelegenheit dies geſchehen ſei: „damals als wir im tiefen Schnee vor Kälte faſt umkamen."

Xenophon mußte ſich vertheidigen: „Du ſagſt ſelbſt," ſprach er, ſich an den Ankläger wendend, „daß wir vor Kälte faſt umkamen, Wein hatten wir kaum genug, um daran zu riechen, müde waren wir zum Umfallen, der Feind uns auf der Ferſe. Möchteſt du da wohl behaupten, daß ich ſehr übermüthig war und dich aus Uebermuth ſchlug? Da müßt' ich an Uebermuth noch die Eſel übertreffen, welche, wie man erzählt, allerdings die Müdigkeit vor ihm nicht merken. Aber ſag mir doch, weßhalb ich dich ſchlug: forderte ich etwas, was du mir verweigerteſt? oder war's wegen einer Liebſchaft? oder weil ich betrunken war?" Der Ankläger verneinte Alles.

Xen. Biſt du Hoplit? Ankl. Nein. Xen. Peltaſt? Ankl. Nein; meine Kameraden hatten mir ein Maulthier zu treiben gegeben; aber ich bin darum kein Sclav, ſondern ein freier Mann. Xen. Ah! nun erinnere ich mich; gab ich dir nicht einen Kranken fortzuſchaffen? Ankl. So war's, und du zwangſt mich, deßhalb das Gepäck meiner Kameraden abzupacken. Xen. Ganz recht, um es auf andere zu vertheilen. Gab ich es dir

44) Xen. Anab. V, 8.

nicht Alles zurück, als du den Kranken richtig ablieferteſt? Soldaten, wendete er ſich darauf an die Andern, laßt euch die Sache erzählen. Während uns der Feind auf den Ferſen ſaß, hieß ich dieſen Menſchen einen Kranken auf ſein Maulthier nehmen, welcher vor Mattigkeit nicht mehr fortkonnte. Als ich ihn ſpäter wieder einholte, fand ich den Burſchen beſchäftigt, den ihm übergebenen Kranken zu verſcharren. Zuerſt hielt ich dieſen für todt, überzeugte mich aber bald, daß er noch lebe. Auch da befahl ich dem Burſchen erſt nur, ihn wieder aufzupacken und erſt als er ſich deſſen weigerte, da hieb ich ihn durch, und gehörig."

Aber, erwiederte der Ankläger, war der Kranke nicht doch geſtorben, als ich ihn dir ablieferte.

Allerdings, ſagte Xenophon, ſterben müſſen wir alle, aber ich denke, wir ſollen darum noch nicht lebendig begraben werden.

Jetzt allgemeines Geſchrei, der Burſche habe noch lange nicht genug bekommen.

Auf weitere Anfrage Xenophons, ob noch andere Anklagen gegen ihn vorzubringen ſeien, meldete ſich Niemand, und der Redner fuhr nun fort:

„Ich läugne gar nicht, Soldaten, daß ich manche Prügel ausgetheilt habe, aber an wen? an Marodeurs, an Faulpelze, die nicht vorwärts wollten, die ſich lieber dem Tod des Erfrierens oder durch feindliche Waffen ausſetzten, oder den Marſch aufhielten. Dieſe Leute habe ich durch meine Prügel gerettet und zum Lohn dafür klagen ſie; freilich könnten ſie es nicht, wären ſie jetzt todt oder gefangen. Wollt ihr mich für dieſe Prügel ſtrafen, nun ſo ſtraft auch Eltern und Lehrer, welche ihre Kinder und Schüler züchtigen. Wäre ich geneigt, bloß aus Uebermuth zu meinem Vergnügen zu prügeln, ſo müßte es jetzt förmlich Prügel von mir regnen: denn ich bin jetzt wohl auf und trinke mehr Wein als damals. Doch ſchlage ich jetzt nie, wie ihr Alle wißt. Weßhalb? weil ihr in Sicherheit ſeid. Im Sturm haben Kapitän und Steuermann das Recht,

zu ſchlagen und brauchen es, weil die kleinſte Verſäumniß Verderben für alle ſein kann. Als ich in jener Zeit meine Schläge austheilte, da wahrlich erkanntet ihr mir ein Recht darauf zu. Denn keinem von euch fiel es ein, den Geſchlagenen beizuſtehen; freilich halft ihr auch mir nicht bei der Züchtigung, und ihr beſtärktet ſomit die Feigen und Zügelloſen; mir allein blieb die Mühe und Laſt. Augenſcheinlich ſind die größten Raufhanſen von heute die größten Schlappſchwänze von damals. Der Fauſtkämpfer Boiskos z. B., der in der Zeit der Gefahr unter dem Vorwand von Krankheit ſeinen Schild nicht tragen wollte, überfällt hier im ſichern Lande die Bürger von Kotyora, um ſie auszuplündern. Seid ihr klug, ſo machts mit ihm, wie mit einem Hund, nur mit Umkehr der Zeit, laßt ihn am Tage los, da beißt er nicht, aber bindet ihn Nachts an. Uebrigens möchte ich euch darauf aufmerkſam machen, daß ihr wohl recht thätet, neben den Prügeln, die ich austheilte, auch der Wohlthaten zu gedenken, die ich erwies und des Lobes, mit dem ich nicht ſparte, wo immer ich etwas Rühmliches ſah."

Unter allgemeinem zuſtimmendem Rufe der Soldaten ſchloß Xenophon ſeine Rede und ging geehrter als je aus dieſer Anklage hervor, deren Verhandlungen uns einen Blick in die Art, wie die Disciplin aufrecht erhalten ward, thun laſſen.

Auf Xenophons Antrag brachte ſchließlich das Corps ein Sühnopfer, um die Götter zu verſöhnen und ſich von den begangenen Frevelthaten zu reinigen.

45. Die Streifzüge, welche die Griechen von Kotyora aus der Verpflegung halber unternahmen, hatten zu Feindſeligkeiten mit den Paphlagoniern geführt, die indeſſen noch vor dem Ende des 45tägigen Aufenthaltes bei Kotyora ihr Ende fanden, da Korylas eine Geſandtſchaft deßhalb ſchickte, die freundlich aufgenommen ward und vor der unter Andern die Soldaten des Corps von den verſchiedenen Nationalitäten ihre kriegeriſchen

45) Xen. Anab. VI, 1.

Fertigkeiten durch die Aufführung von Waffentänzen und andern Spielen zeigten.

Fahrt und Zug von Kotyora nach Halye.

Unterdeſſen war eine hinlängliche Anzahl von Fahrzeugen beſchafft, das Corps ſchiffte ſich zu Kotyora ein und lief 24 Stunden ſpäter in den Hafen Harmene der mileſiſchen Kolonie Sinope ein. Die Sinopeer ſendeten reiche Geſchenke an Lebensmitteln; während des fünftägigen Aufenthalts hier traf auch Cheiriſophos wieder bei den Truppen ein, ohne daß er vom Anaxibios etwas mitbrachte, als einige belobende Redensarten und das Verſprechen, ſobald ſie nach Europa hinüberkämen, ſollten ſie von Lakedämon Sold erhalten. Da ſie nun ſo nahe der Heimath und auf dem directen Wege dahin waren, fiel es den Soldaten ſchwerer als bisher auf's Herz, daß ſie nach ſo vielen Mühen mit leeren Händen in dieſelbe zurückkommen ſollten. Sie gedachten im nordweſtlichen Kleinaſien gegen den nächſten perſiſchen Satrapan noch ein wenig auf eigne Fauſt Krieg zu führen. Damit aber der Zug erfolgreich werde, wollten ſie das bisher regierende Oberſtencollegium durch einen einzelnen Obergeneral erſetzen und ihre Augen warfen ſie für dieſe Stelle, wie billig, auf Xenophon. Dieſer auf der einen Seite ehrgeizig genug, dieſe Stelle zu wünſchen, verkannte doch auf der andern nicht die Verantwortlichkeit, welche er damit übernehmen würde und die Gefahr, namentlich bei der abgeſchwächten Disciplin, den bereits erworbenen Ruhm ſchmählich wieder zu verlieren. Im Zweifel, was er thun ſolle, befragte er die Götter; die Opferzeichen waren nicht günſtig.

Da nun die Soldaten in der Heergemeinde wirklich die Wahl eines Generaliſſimus beſchloſſen und ihre Wahl auf Xenophon fiel, lehnte er ab:

„Soldaten," ſprach er, „ich freue mich zwar, zu ſehen, daß ich euer Vertrauen in ſo hohem Maaße beſitze, danke euch für dasſelbe und bitte die Götter, daß ſie mir vergönnen mögen

euch nützlich zu ſein. Doch, da ſich unter den Oberſten ein Lakedämonier befindet, muß meiner Meinung nach dieſer die Stelle des Generaliſſimus einnehmen. Meine Wahl würde weder mir ſelbſt noch euch Nutzen bringen; ſie würde euch der Unterſtützung der Lakedämonier, die ihr im Nothfall wohl bedürfen könntet, berauben, und mir ſelbſt von ihnen nie verziehen werden. Haben ſie doch Athen, meine Vaterſtadt, beſtürmt, bis ſie ihre Oberherrſchaft anerkannte, und ſind befriedigt geweſen, ſobald ſie dies that. Ich würde mich dem Verdachte ſchwer entziehen können, das Anſehen Lakedämons verringern zu wollen und dies würden ſie auf keinen Fall dulden. Seid überzeugt, daß ich dem General, den ihr wählen werdet, mich unbedingt unterwerfen werde; daß andere in Betreff meines Generalates ebenſo denken würden, davon bin ich aber nicht völlig überzeugt. Statt eines einheitlichen Oberbefehls und einer Vermehrung der Kraft würdet ihr alſo wahrſcheinlich bei meiner Wahl nur an dieſer verlieren und an Zwieſpalt gewinnen."

Obgleich noch ferner in ihn gedrungen ward, anzunehmen, beharrte Xenophon doch bei ſeiner Ablehnung und berief ſich ſchließlich auf die ungünſtigen Opferzeichen. Nun erſt bequemten ſich die Soldaten zur Wahl des Cheiriſophos; dieſer nahm an, indem er allerdings zugleich verſicherte, er würde ſich willig jedem andern erwählten Generaliſſimus untergeordnet haben. Daß Xenophon abgelehnt habe, ſei vernünftig von dieſem, ohnehin habe ihn der von Trapezunt ausgeriſſene Dexippos beim Anaxibios ſchon hinreichend verläumdet; ihm, Cheiriſophos, habe es viele Mühe gekoſtet, dieſe Verläumdungen auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Er glaube freilich, daß Xenophon die Wahl des Dardaniers Timaſion zum Oberbefehlshaber lieber geweſen wäre, indeſſen auch er werde verſuchen, das Seinige zum Nutzen der Truppe zu thun.

46. Am nächſten Tage fuhr das Corps zur See nach Hera-

46) Xen. Anab. VI, 2.

kleia, einer Colonie von Megara, wo es freundlich aufgenommen und reichlich verpflegt ward. Im Lager auf der Halbinsel Acherusias ward eine Heergemeinde abgehalten, in der mehrere Schreier verlangten, man müsse den Bürgern von Herakleia eine tüchtige Wegzehrung — 3000 Kyzikener nach der Meinung der Bescheidensten, 10,000 nach derjenigen der minder Bescheidenen — abpressen. Cheirisophos sowohl als Xenophon weigerten sich, eine solche Strolchenforderung nach Herakleia zu überbringen; drei andere Parlamentäre übernahmen es. Die Herakleoten antworteten, sie müßten darüber berathen; beeilten sich aber alsbald, alle bewegliche Habe vom Lande in die Stadt zu flüchten, die Thore zu schließen und die Mauern zu besetzen. Dieser Strich durch die Rechnung ward von den Truppen den Obersten und namentlich Xenophon in die Schuhe geschoben. Die Arkader und Achäer, welche über die Hälfte des ganzen Corps ausmachten, rotteten sich zusammen, schimpften weidlich auf den einzigen Athener, der keine Maus zum Regimente gebracht und doch Alles nach seinem Kopfe regiere, und beschlossen endlich, sich von den andern zu trennen und auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen. Sie wählten sogleich 10 Obersten aus ihrer Mitte; das Generalat des Cheirisophos fand so am sechsten Tage seiner Geburt ein Ende. Die Arkader und Achäer, 4500 Mann stark, lauter Hopliten, schifften sich bei Herakleia ein und segelten nach Kalpe (Kirpe) ab. 47. Cheirisophos, krank und abgespannt, zog mit dem 1400 Hopliten und 700 thrakischen Peltasten von Klearchs ehemaligem Corps, welche ihm blieben, zu Lande eben dahin. Xenophon aber, zu dem sich 1700 Hopliten, 300 Peltasten und die etwa 40 Mann starke Reiterei des Corps hielten, folgte nach einigem Schwanken den Arkadern und Achäern zu Schiffe.

Diese letzteren, bei Kalpe angekommen, mußten zunächst daran denken, sich Lebensmittel zu verschaffen. Sie verfuhren

47) Xen. Anab. VI, 3.

dabei ſo ungeſchickt als möglich, indem ſie zu den Streifzügen in's Innere des von Thrakern bewohnten Landes ſich in zehn Kolonnen, ſoviele als Oberſten waren, theilten. Zwei dieſer Kolonnen wurden von den Eingebornen völlig aufgerieben, die übrigen acht fanden ſich glücklich auf einem Hügel zuſammen, wo ſie von den in Maſſen ſich zuſammenziehenden Thrakern eingeſchloſſen wurden.

Xenophon ſollte ihr Retter werden. Er ſegelte von Herakleia nicht bis Kalpe, ſondern landete weſtlich der Mündung des Sangarios (Sakaria); von da wollte er nach Kalpe marſchiren; ſeine Reiterei brachte einige Leute ein, von denen er erfuhr, was den Arkadern und Achäern zugeſtoßen ſei. Immer darauf bedacht, das Corps zuſammenzuhalten oder wieder zuſammenzubringen und wenn es nicht ganz zu vereinigen ſei, ſo viel als möglich von ihm zu vereinigen, faßte er den Entſchluß, zum Entſatze jener Eingeſchloſſenen zu marſchiren, gewann ſeine Soldaten dafür und führte ihn ſogleich aus.

Die Reiterei, deren Befehl er dem Timaſion, ſeit deſſen verunglücktem Verſuch, den Oberbefehl für ſich ſelbſt zu erobern, Xenophons entſchiedenſtem Anhänger und Freund, übergeben hatte, mußte ſich vertheilen und voraufziehend alle bewohnten Orte, auf welche ſie traf, in Brand ſtecken; die Haufen der Peltaſten, welche ihm folgten, und endlich das Gros der Hopliten vervollſtändigten das Werk. Die ganze Landſchaft ſtand in Feuer und Flammen; gegen Abend hatte ſich Xenophon bis auf eine deutſche Meile dem Blokadekorps der Thraker genähert; er bezog hier ein Lager, ließ abkochen und eſſen, ordnete dann den Sicherheitsdienſt für die Nacht, ließ endlich die Feuer auslöſchen und Alles zur Ruhe gehn. Am nächſten Morgen ward frühzeitig aufgebrochen. Als aber Xenophon jene Höhe erreichte, fand er dort weder die Arkader und Achäer, noch die Thraker, ſondern nur alte Weiber und Männer, von denen er erfuhr, daß die Thraker durch die vielen Feuer, welche ſie geſehen, erſchreckt, ſchon am vorigen Abend abgezogen ſeien, die Griechen

aber dieſen Morgen; — wohin, konnte man nicht in Erfahrung bringen. Xenophon brach nun nach Kalpe auf, wo Cheirisophos mit ſeiner Abtheilung unzweifelhaft ſchon eingetroffen ſein mußte. Auf dem Wege aber fand man auch die Spuren des Marſches der Achäer und Arkader, welche gleichfalls nach Kalpe zeigten.

Aufenthalt auf der Landzunge von Kalpe.

Die Landzunge oder Halbinſel von Kalpe, auf welcher nun 48.
das ganze griechiſche Corps ſich lagerte, war wie geſchaffen zur Anlage einer Soldatenkolonie, die in dieſen Gegenden zur herrſchenden Stadt werden konnte; leicht abzuſperren durch Befeſtigungen gegen das innere Land, bot ſie für eine Bevölkerung von 1000 Menſchen hinreichenden Raum; an ſüßem Waſſer fehlte es ſo wenig als an Holz; das von bithyniſchen Thrakern bewohnte Binnenland war reich und fruchtbar, bequeme Häfen ließen ſich anlegen. Eine Stadt hier konnte ein wichtiger Zwiſchenpunkt zwiſchen Byzantion und Herakleia werden. Da nun der Argwohn der Soldaten von neuem wach wurde, daß man ſie zur Gründung einer Niederlaſſung hieher geführt habe und da die Wenigſten Luſt hatten, hier zu bleiben, ſo lagerten ſie ſich dicht am Meere, nicht auf der nur 400 Fuß breiten Enge, durch welche die Landzunge mit dem Binnenland zuſammenhängt, damit ſie jeden Anlaß zum Beginne einer Befeſtigung und Feſtſetzung vermieden.

Am nächſten Tage rückte Xenophon wieder von Kalpe aus nach dem Hügel, auf dem die Achäer und Arkader eingeſchloſſen geweſen waren, um die hier noch unbegraben liegenden Griechen zu beſtatten. Am folgenden Tag ward auf Veranlaſſung namentlich arkadiſcher Hauptleute eine Heergemeinde verſammelt und in dieſer beſchloſſen, wer wieder einmal eine Trennung des Corps

48) Xen. Anab. VI, 4.

in Vorſchlag brächte, ſolle mit dem Leben büßen, es ſolle Alles wieder auf den urſprünglichen Stand geſetzt, auch das alte Oberſtencollegium wieder hergeſtellt werden. An die Stelle des Cheiriſophos, der unmittelbar nach der Ankunft bei Kalpe geſtorben war, ward ſein Oberſtlieutenant Neon gewählt.

Als nun die Götter befragt wurden, ob ſie dem Weitermarſch zu Lande günſtig ſeien, antworteten ſie verneinend und dies wiederholte ſich mehrere Tage. Es fing an, an Lebensmitteln zu fehlen; man mußte alſo wenigſtens dieſe ſich durch Streifzüge zu verſchaffen ſuchen; aber auch den Streifzügen waren die Opferzeichen nicht günſtig. Da ſich nun Xenophon entſchieden weigerte, gegen den Willen der Götter etwas zu unternehmen, ſo ſehr die Soldaten auch in ihn drangen, wollte der neugebackene Oberſt Neon ſich beliebt machen und zog an der Spitze von 2000 Mann, die obenein mehr auf das Einbringen von Lebensmitteln als auf den Kampf gerüſtet waren, in's Binnenland. Seine Mannſchaft vertheilte ſich auf die einzelnen Dörfer, ward hier aber unverſehens von einem perſiſchen Reitercorps angegriffen, welches Pharnabazos, der Satrap in dieſen Gegenden, den Thrakern zu Hülfe geſendet hatte, und verlor viele Leute. Xenophon rückte nun zur Aufnahme der Geſchlagenen aus und führte ſie in das Lager am Meere zurück.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Xenophon mit dem Argwohn der Soldaten wegen ſeiner Niederlaſſungspläne zu kämpfen gehabt. Als zuerſt die von dem Xenophon ergebnen Seher Arexion — dem Silanos war es wirklich geglückt, mit ſeinem Geldſack von Herakleia aus zu entkommen — geleiteten Opfer gegen den Abmarſch ſprachen, da hieß es, Xenophon wolle die Soldaten hier zur Anlegung einer Colonie feſthalten. Als die Götter ſich auch gegen die Streifzüge ausſprachen und Xenophon nun vorſchlug, man ſolle ſie befragen, ob nicht das Gepäck in einem befeſtigten Lager zurückzulaſſen ſei, während die Hauptmacht auf Fouragirung ausrücke, — ſie würden dann vielleicht günſtiger antworten, — da ſchrie Alles, das ſolle

der Anfang zu einer Stadt werden, und Niemand wollte davon hören.

Endlich aber erreichte Xenophon doch seine Absicht, die Soldaten zur Aufgebung des gar nicht geschützten Lagers an der Meeresküste zu bewegen. Am Abend desselben Tages nämlich, da er die geschlagenen Soldaten Neons in's Lager zurückgeführt hatte, wurden die griechischen Vorposten von den Thrakern überfallen, zum Theil niedergemacht, und die Thraker drangen bis in's Lager. Nun ließen die Griechen sich bestimmen, das- 49.
selbe am nächsten Tage in die viel festere Oertlichkeit auf der Erdenge zu verlegen, welche außerdem durch einen Graben und eine mit Pallisaden besetzte Brustwehr, in welcher drei Thore blieben, abgeschnitten ward.

Auf einmal gestaltete sich Alles glücklicher: ein Schiff von Herakleia lief mit Lebensmitteln Kalpe an und auch die Opferzeichen versprachen von einem Ausmarsche jetzt guten Erfolg. Die Obersten ließen am andern Morgen ausrücken und nach dem Frühstück ward in der Richtung auf dieselben Dörfer abmarschirt, wohin Neon seinen Zug gerichtet hatte. Nur Neon mit den Soldaten seines Corps, welche über 45 Jahre alt waren, blieb zur Lagerwache zurück. Eine halbe Stunde vom Lager schon traf man auf griechische Todte von jenem unglücklichen Streifzug, welche immer dichter lagen, je mehr man sich den Dörfern näherte. Alle wurden von der Arriergarde begraben, während Avantgarde und Gros weiter zogen. Am Nachmittag kamen die Griechen über die Dörfer hinaus, aus denen alle Lebensmittel unter dem Schutze einer guten Aufstellung zusammengebracht wurden. Plötzlich erblickten sie ein starkes feindliches Corps von Reiterei und Fußvolk im Abstand einer halben Stunde Weges vor sich. Es waren Truppen des Pharnabazos, unter dem Befehl des Spithridates und Rathines, welche ihrerseits am Fuße von Höhen halt machten und in zu-

49) Xen. Anab. VI, 5.

ſammenhängender Linie aufmarſchirten, ſobald ſie der Griechen anſichtig wurden. Dieſe ließen opfern und die Opfer erwieſen ſich günſtig für ein Gefecht.

Xenophon machte nun den Vorſchlag, man ſolle nicht das ganze Corps in einer Linie entwickeln, ſondern eine Reſerve anordnen, und da dies gebilligt ward, behielt er es ſich ſelbſt vor, die Reſerve aus den unterdeſſen herangekommenen Abtheilungen der Arriergarde zu formiren. Er bildete drei Haufen, jeden zu 200 Mann unter dem Achäer Samolas, dem Athener Phraſias, dem Arkader Pyrias, die ſich bei aufmarſchirter Phalanx je 100 Fuß hinter dem rechten und linken Flügel und dem Centrum derſelben aufſtellen ſollten. Alles war unterdeſſen aus der Flanke weiter marſchirt. Bald ſtieß die Spitze auf eine bedeutende Waldſchlucht und machte Halt, ungewiß, ob ſie hinüber rücken ſolle. Die Oberſten wurden gerufen und kamen an die Schlucht; Sophänetos hielt es für gefährlich, ſie zu überſchreiten und dann beim Gefecht im Rücken zu haben.

Aber Xenophon rief, ſich zu den Soldaten wendend: „Ich denke, ihr wißt, daß ich euch nicht abſichtlich in Gefahr bringe; Ruhm haben wir genug, wir wollen jetzt uns ſoweit möglich erhalten. Hier aber können wir ohne Kampf einmal nicht davon kommen; greifen wir nicht an, ſondern gehen zurück, ſo folgt uns der Feind, und ihn im Rücken zu haben, wäre wohl auch nicht angenehm; bei der Verfolgung bekommt auch der Feigſte Muth, aber daß die Burſche uns ſtehen, wenn wir ſie angreifen, das iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Des Sieges gewiß, brauchen wir uns nicht zu ſcheuen, dieſe Schlucht hinter uns zu nehmen; möge der Feind das ganze Land hinter ſich wegſam genug finden, um auszureißen; er wird ſo etwas brauchen, wir nicht. Wie kann man von dieſer Schlucht ſo viel Aufhebens machen? In der Ebene, von der zahlreichen Reiterei des Feindes verfolgt, werden wir auch nicht auf Roſen gebettet ſein, und über die Höhen zurückzukommen, die wir im Hermarſch

überſtiegen, iſt ebenſo wenig leicht, wenn uns zahlreiche leichte Truppen nachjagen. Kämen wir aber auch glücklich ohne ernſtes Gefecht nach Kalpe und ließen uns dort angreifen, ſo haben wir erſt recht eine ganz andere Schlucht in unſerm Rücken, und kein Schiff da, um uns zu retten, keine Speiſe, um uns zu ſättigen. Jetzt ſind wir ſatt, die Opfer ſind günſtig. Wohlan denn, gebt dem Feinde keine Zeit, auszuruhen und ſich zu ſtärken!"

Nach dieſer mit Beifall aufgenommenen Anrede übernahm Xenophon den Oberbefehl und ließ die Truppen in einzelnen Kolonnen an verſchiedenen Punkten über die Schlucht gehen; drüben formirten ſich die Hopliten des Haupttreffens in geſchloſſener Linie, die Peltaſten ſetzten ſich auf die Flügel, die Reſervehaufen und die Reiterei unter Timaſion hinter die Linie. Während deſſen ritt Xenophon ermunternd die Front entlang: „Erinnert euch, Soldaten, an eure Siege, gedenkt, daß der Fliehende erſt recht verloren iſt. Schon ſtehen wir an den Thoren der Heimath, folgt Herakles als Führer. Einer treibe den andern; ein gutes Wort, das Muth macht, jetzt geſprochen, wird euch ewig im Andenken eurer Kameraden erhalten."

Er gab drauf die Loſung: Zeus Retter, Herakles Führer! und ließ antreten, die Hopliten die Spieße auf der rechten Schulter, um ſie erſt auf's Signal zu fällen. Als man ſich dem Feinde näherte, ſtürmten die Peltaſten auf den Flanken, ohne Befehl zu erwarten, vorauf. Von den feindlichen Reitern und einem Haufen bithyniſchen Fußvolks zurückgeworfen, wurden ſie von den Hopliten aufgenommen, die jetzt im Sturmſchritte unter Schlachtgeſang vorrückten und dann auf's Signal mit dem Schlachtruf die Piken fällten. Ihrem Angriffe hielt der Feind nicht Stand, er floh, verfolgt von Timaſions Reitern, die ſo viele niederhieben, als ſie bei ihrer geringen Zahl nur konnten. Die Reiterei Timaſions hatte hinter dem rechten Flügel der Griechen, alſo dem feindlichen linken gegenüber, geſtanden; dieſer daher konnte ſich nicht wieder ſetzen und ſammeln, wohl aber gelang

es dem nicht von Reiterei verfolgten feindlichen rechten auf den nächsten Anhöhen. Sogleich ließ ihn Xenophon zum zweiten Mal angreifen. Aber der Feind erwartete den Angriff gar nicht; Xenophon ließ ihn von den Peltaſten verfolgen. Dieſe konnten ihm bei ſeiner zahlreichen Reiterei aber nur wenig anhaben. Bald bemerkten die Griechen, daß ein perſiſches Reitercorps noch beiſammen ſei und die geworfenen bithyniſchen Reiter unter deſſen Schutze ſich ſammelten. Trotzdem ſeine Truppen bereits ſehr ermüdet waren, ordnete ſie Xenophon doch alsbald zu einem dritten Angriff, den aber der Feind auch dieß Mal nicht abwartete. Xenophon ſammelte jetzt die Seinen, ließ auf dem Platze, wo der erſte Zuſammenſtoß erfolgt war, ein Siegeszeichen (Tropäon) errichten und kehrte dann in's Lager von Kalpe zurück, welches $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Wahlſtatt entfernt, doch mit Sonnenuntergang erreicht wurde.

50. Der eingeſchüchterte Feind räumte die benachbarten Dörfer, ließ aber viele Lebensmittel zurück, welche die Griechen nun ohne Gefahr und Kampf in den folgenden Tagen einſammeln konnten. An Ruhetagen durfte jeder Soldat für ſeine Rechnung Beute machen, während diejenige, welche auf geordneten Streifzügen eingebracht wurde, Eigenthum des Corps war. An Lebensmitteln war Ueberfluß, da allmälig auch eine große Anzahl griechiſcher Handelsſchiffe bei Kalpe anlegte. Auch die benachbarten Thraker begannen Unterhandlungen anzuknüpfen.

In dieſer Zeit kam der lakedämoniſche Gouverneur von Byzantion, Kleandros, mit zwei dreirudrigen Kriegsſchiffen, aber ohne Transportfahrzeuge, nach Kalpe; in ſeiner Begleitung auch jener Derkippos, welcher, das ihm bewieſene Vertrauen täuſchend, bei Trapezunt das Corps verlaſſen hatte. Die meiſten Truppen waren gerade auf einem Streifzuge abweſend; eine Abtheilung war in die Berge gegangen, um dort auf eigne Fauſt Beute zu machen; ſie brachte eine Menge Schaafe zurück,

50) Xen. Anab. VI, 6.

die nach den von der Heergemeinde gefaßten Beſchlüſſen, da kein Ruhetag war, dem Corps gehört hätten. Dieſe Soldaten aber hatten Luſt, den Raub für ſich zu behalten und wendeten ſich deßhalb an den Dexippos, dem ſie einen Antheil verſprachen, wenn er ihnen den Reſt der Schaafe ſicher ſtelle. Dexippos legte ſich wirklich in's Mittel und wollte die Leute auseinandertreiben, welche den Raub als Gemeingut des Corps in Anſpruch nahmen; er lief zum Kleandros und klagte dieſem, man wolle ihn beſtehlen. Kleandros befahl, ihm die Schuldigen vorzuführen. Dexippos ergriff darauf einen Soldaten von der Compagnie des Agaſias; Agaſias kam herbei und nahm ihm den Soldaten weg; andere Leute rotteten ſich zuſammen, warfen Dexippos mit Steinen und ſchimpften ihn Verräther. Die Mannſchaft von Kleanders Schiffen und dieſer ſelbſt, beſtürzt über den Aufruhr, flohen an's Meer. Xenophon beruhigte den Tumult und erklärte Kleandros den Zuſammenhang der Sache. Dieſer aber, von Dexippos aufgeſtiftet, außerdem ärgerlich über ſich ſelbſt, daß er ſo ohne alle rechte Veranlaſſung ſchon das Haſenpanier ergriffen, wollte von nichts hören; drohte, er werde abſegeln und überall bekannt machen, daß jede griechiſche Stadt das Corps als Feinde behandeln und abweiſen ſolle.

Xenophon unterſchätzte den Einfluß Lakedämons und der von ihm eingeſetzten Behörden nicht, er gab ſich alle Mühe, den Gouverneur zu begütigen. Dieſer verlangte nun, daß ihm der zuerſt verhaftete Soldat und außerdem Agaſias, dem Dexippos als einem Freund Xenophons beſonders gram war, ausgeliefert würden.

Xenophon ſuchte in der Heergemeinde die Soldaten zu beſtimmen, dieſem Verlangen zu willfahren. Er machte ſie auf den Einfluß Lakedämons, des Gouverneurs Kleandros, des Admirals Anaxibios aufmerkſam, welcher wohl vermöchte, die Drohung wahr zu machen und ſie von Griechenland auszuſchließen, was man doch nicht wünſchen könne. Man müſſe ſich alſo fügen.

„Da Derippos," fuhr er fort, „wie ich hörte, geäußert hat, Agaſias werde nicht ohne meinen Befehl gehandelt haben, ſo biete ich ſelbſt mich zur Auslieferung an, falls Agaſias erklärt, daß es ſich wirklich ſo verhalte, und meiner Meinung nach ſollten auch andere, die Kleandros ſonſt für ſchuldig hält, ſich freiwillig deſſen Urtheil unterwerfen, um dadurch die drohendſten Nachtheile von dem ganzen Corps abzuwenden. Es wäre doch traurig, wenn dieſes, welches Lob und Ehre bei der Rückkehr in die Heimath erwartet hat, nun noch an ihrer Schwelle im Gegentheil zur Verbannung verdammt werden ſollte."

Agaſias verſicherte darauf, daß Xenophon nicht die mindeſte Schuld an dem Vorfall trage; erklärte ſich bereit, ſich freiwillig dem Kleandros zu ſtellen und bat nur um einige Begleiter, die als Zeugen und Fürſprecher mit ihm gehen ſollten. Da ihm deren Wahl freigeſtellt ward, wählte er die Oberſten. Dieſe nun begaben ſich mit ihm und dem anfangs verhafteten Soldaten zum Kleandros. Obgleich dieſer nun begütigt ward und verſicherte, daß er gegen das ganze Corps nichts mehr habe, behielt er doch den Agaſias und deſſen Soldaten zurück.

Xenophon aber verſammelte ſogleich die Heergemeinde und brachte eine Deputation an Kleandros in Vorſchlag, um Fürbitte für die Verhafteten einzulegen. Dies ward angenommen; die Deputation, aus den Oberſten, den Hauptleuten und einer Anzahl geeigneter Soldaten zuſammengeſetzt, begab ſich zum Kleandros, den Xenophon, als ihr Sprecher, vollſtändig umſtimmte. Die Verhafteten wurden ſofort zurückgegeben. Xenophon hatte dem Kleander den Oberbefehl über das Corps angetragen, was dieſem ſo ſchmeichelte, daß er von da ab ſich auf's Freundlichſte gegen jenen betrug. Er hatte auch große Luſt, den Oberbefehl anzunehmen; die Opferzeichen waren ihm aber ſo ungünſtig, daß er dieſen Gedanken aufgab und nach kurzem Verweilen, doch im beſten Vernehmen mit Oberſten und Soldaten nach Byzantion zurückſegelte.

Zug nach Byzantion und Aufenthalt daſelbſt.

Das griechiſche Corps, nachdem noch die Beute vertheilt war, zog von Kalpe ab, um quer durch Bithynien nach Chryſopolis am Bosporus, gegenüber Byzantion zu marſchiren. Unterwegs ward noch ein glücklicher Streifzug gemacht und ſechs Tage nach dem Abmarſche von Kalpe traf man in Chryſopolis ein. Hier ward die gewonnene Beute zu Geld gemacht.

Der perſiſche Satrap Pharnabazos, welchem der fort- 51.
dauernde Aufenthalt der Zehntauſend in Aſien Sorge machte, ließ den lakedämoniſchen Admiral Anaxibios bitten, ſie doch nach Byzantion hinüberzuholen, indem er ſich zu allen Gegendienſten bereit erklärte. Anaxibios beſchied nun die Oberſten und Hauptleute nach Byzantion, wo er ſich gerade aufhielt, hinüber und bot ihnen an, ſie in lakedämoniſchen Sold zu nehmen, wenn ſie nach Europa hinüber kommen wollten. Nach Chryſopolis zurückgekehrt, trugen die Oberſten die Sache der Heergemeinde vor und, da dieſe einverſtanden war, ſetzte Alles nach Byzantion über.

Anaxibios hatte indeſſen durchaus nicht Neigung, ſein Verſprechen zu halten. Da das Corps glücklich nach Europa hinüber war, dachte er nur darauf, wie er desſelben baldmöglichſt wieder los werden könne. Er ließ ausrufen: die Truppen ſollten mit Waffen und Gepäck vor die Stadt rücken, um dort gemuſtert zu werden und dann ſogleich weiter zu marſchiren. Die Soldaten, argwöhniſch, wie ſie waren, murrten: ſie hätten noch kein Geld; wovon ſie auf dem Marſche leben ſollten? und beeilten ſich nicht, zu packen.

Xenophon hatte unterdeſſen ſchon längſt daran gedacht, ſich von dem Corps, ſobald es in Sicherheit wäre, zu trennen und nach Athen, in die Vaterſtadt, zu ſegeln. Schon als er

51) Xen. Anab. VII, 1.

mit den Oberſten von Chryſopolis aus nach Byzantion hinübergegangen war, hatte er von hier aus ſogleich nach Haus reiſen wollen, ohne erſt noch einmal dorthin und zum Corps zurückzukehren, aber das Zureden des Anaxibios vermochte ihn zur Aenderung dieſes Entſchluſſes. Jetzt nun, da er die üble Stimmung der Soldaten bemerkte und noch manche Verwicklung vorausſah, bei welcher wenig Ruhm zu holen ſei, wollte er wenigſtens abreiſen und ging noch zu ſeinem nunmehrigen Freunde Kleandros, von dieſem Abſchied zu nehmen. Kleandros redete ihm zu, doch wenigſtens erſt mit dem Corps auszumarſchiren und ſeine Abreiſe bis dahin zu verſchieben; er lüde anders eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich, ſchon jetzt werde davon geredet, er ſei Schuld daran, daß die Soldaten keine Luſt bezeigten, auszurücken. Obgleich Xenophon dieſe Schuld durchaus ablehnen mußte, ließ er ſich dennoch umſtimmen und ging mit Kleandros zum Anaxibios, dieſen davon in Kenntniß zu ſetzen.

Nun begann der Ausmarſch wirklich. Der Lakedämonier Eteonikos hatte die Thorwache und vom Anaxibios den Befehl, ſobald die Truppen hinaus wären, das Thor unverzüglich zu ſchließen. Noch waren nicht alle Truppen hinaus, als Anaxibios die Oberſten und Hauptleute zu ſich berufen ließ und ihnen ſagte: ſie hätten nach dem thrakiſchen Cherſones (Halbinſel von Gallipoli) zu marſchiren; verproviantiren könnten ſie ſich unterwegs aus den thrakiſchen Dörfern, im Cherſones würden ſie von dem dortigen Commandanten Kynisko s Löhnung erhalten.

Von Muſterung und Auszahlung der Löhnung hier am Platze war alſo nicht mehr die Rede. Obgleich die Oberſten ſich betrogen ſahen, ſchienen ſie es doch für klug zu halten, ſich zu fügen; ſie erkundigten ſich, ob ſie auf dem nächſten Wege längs der Küſte in den Cherſones marſchiren ſollten oder durchs Binnenland, ob der nächſt benachbarte thrakiſche König Seuthes Freund oder Feind der Lakedämonier, ſo oder ſo zu behandeln ſei.

Aber während ſie darüber noch verhandelten, hatte ſich die Nachricht in der Kolonne der Soldaten wie ein Lauffeuer verbreitet und hier ward ſie nicht mit derſelben Ruhe, wie von den Oberſten aufgenommen. Alle, welche ſchon ausmarſchirt waren, kehrten gegen das Thor um. Eteonikos ließ es eiligſt ſchließen; die Hopliten drohten, es zu ſtürmen; ein Haufe lief 52. nach dem Kai am Meere und erſtieg hier die unbeſetzten Mauern; die Mannſchaft, welche noch in der Stadt war, hieb von innen das Thor auf und die ganze Maſſe der Söldner drängte ſich nun wüthend in die Stadt. Allgemeiner Schrecken; die Einwohner flüchteten theils auf die Schiffe, theils ſchloſſen ſie ſich in ihre Wohnungen ein. Anaxibios rettete ſich in die Citadelle und ließ zur Verſtärkung ihrer ſchwachen Beſatzung die Garniſon von Chalcedon (Skutari) von der andern Seite des Bosporus hinüber kommen.

Xenophon befand ſich mitten in dem Getümmel, die Soldaten drängten ſich um ihn und ſchrieen ihm zu: „Jetzt, Xenophon, ergreife den Augenblick! eine Stadt, Galeeren, Geld, Soldaten ſind dein; uns kannſt du reich machen, mit uns dir Macht und Ruhm verſchaffen!“

Xenophon drauf: „Ganz recht! aber vor allen Dingen jetzt in Reih und Glied, mit einer wilden Bande würde ich wenig ausrichten.“

In wenigen Augenblicken hatten die Hopliten ſich auf dem geräumigen thrakiſchen Platze acht Mann tief geordnet und die Peltaſten ſetzten ſich im Laufſchritt auf beide Flügel.

Nun kündigte Xenophon an, daß er eine Heergemeinde zu halten gedenke und eröffnete ſie ſelbſt:

„Soldaten,“ redete er, „ich begreife es vollkommen, daß ihr wüthend ſeid. Aber, was ſoll daraus werden, wenn wir an den anweſenden Lakedämoniern für den uns geſpielten Be-

52) Vgl. auch den Brief Chions, de conservato a Xenophonte Byzantio. Edit. Thieme; Vol. I, p. 12 ffg.

trug Rache nehmen und die Stadt plündern, die mit dieſem Betruge nichts zu ſchaffen hat. Bedenkt wohl, daß wir damit Lakedämon den Krieg erklären. Wenn aber das blühende Athen mit ſeiner mächtigen Flotte, ſeinem reichen Staatsſchatz, ſeinen weiten Beſitzungen Lakedämon nicht zu widerſtehen vermochte, wie es der Ausgang des peloponneſiſchen Krieges bewieſen, was hätten wir wohl zu hoffen? Zumal da Lakedämon jetzt ganz Griechenland beherrſcht und, die damals ihm noch gegenüberſtanden, jetzt ſeine Verbündeten ſind! Wir ſind in ſolchem Fall auf allen Seiten von Feinden umgeben, denn im Oſten haben wir Perſiens König, dem wir die Krone für Kyros vom Haupte zu reißen gedachten, doch ſicherlich auch nicht zum Freunde. Fort mit dem Gedanken an einen Krieg, der unſere Väter und unſere Freunde gegen uns in's Feld rufen würde und den wir verſchuldet hätten, wenn wir die erſte helleniſche Stadt, in die wir kamen, verwüſten wollten. Ich wenigſtens möchte lieber zehntauſend Klafter tief unter der Erde liegen, als die Schuld an einem ſolchen Kampfe auf mein Haupt laden. Was ich rathe iſt, daß ihr als Griechen euer Recht ſuchet, aber euch nicht auflehnet gegen eine Herrſchaft, welche ganz Griechenland anerkennt, daß ihr euch aber ſelbſt dann füget, wenn ihr kein Recht finden ſolltet. Ich ſchlage alſo vor: dem Anaxibios ſagen zu laſſen, daß wir nicht in die Stadt zurückgekehrt ſind, um Gewaltthätigkeiten zu verüben, ſondern um eine billige Beihülfe zur Fortſetzung unſeres Marſches zu erlangen, daß, ſollten wir dieſe auch nicht erlangen, wir wenigſtens durch unſere Rückkehr Gelegenheit erhalten wollten, zu zeigen, daß wir uns fügen können, aber uns nicht überliſten laſſen."

Die vernünftigen Vorſtellungen Xenophons erwieſen auch in dieſer ſchwierigen Stunde ſich ſiegreich; die Heergemeinde nahm den Antrag an und ſendete drei Abgeordnete zum Anaxibios. Während das Corps auf deren Rückkunft wartete, fand ſich bei ihm der abenteuernde Condottiere Köratades von Theben ein, ein General, der ein Heer ſuchte, bot ſeine Befehlshaberſchaft

an und verſprach goldne Berge, die er an dem Hebros (Marizza) ſuchen wollte. Da die Deputation von Anaxibios zwar mit Verſprechungen, aber nur ſehr allgemeiner Natur und weitabliegender Erfüllung zurückkehrte, da auf Xenophons Bleiben nicht mehr zu rechnen war, nahmen die Söldner die Anträge des Köratades an und traten unter ſeinen Oberbefehl, den er aber ſchon nach wenigen Tagen niederlegen mußte, da ſich bald erwies, daß er nicht leiſten würde, was er verſprochen. Die noch beim Corps befindlichen Oberſten — Xenophon war abgereist — waren untereinander nicht darüber einig, was ſie vornehmen ſollten und es zeigten ſich ſchnell entſchiedene Symptome der 53.
Auflöſung; einzelne Soldaten fingen an, ihre Waffen zu verkaufen und ſegelten mit dem Erlöſe heim oder ließen ſich auch in den thrakiſchen Städten nieder.

Xenophon hatte, ſobald Köratades den Oberbefehl übernommen, von dem Corps Abſchied genommen und ſich durch Vermittlung des Kleandros auf der Flotte des Anaxibios zur Heimreiſe eingeſchifft. Unterwegs, ſchon bei Kyzikos, erfuhr Anaxibios von dem Ariſtarchos, dem Nachfolger Kleandros im Gouvernement von Byzantion, daß auch er von der Admiralſchaft in dieſen Gewäſſern abberufen ſei und ſein Nachfolger im Kommando, Polos, bald im Helleſpont eintreffen werde. Anaxibios ſegelte nun nach Parion am Helleſpont und mahnte von dort den Pharnabazos an die Erfüllung ſeiner Verſprechungen, da er das Corps der Zehntauſend glücklich nach Europa hinüber gelockt und das Möglichſte für deſſen Auflöſung gethan habe. Indeſſen Pharnabazos, der auch ſchon wußte, daß Anaxibios abberufen ſei und ihm vorläufig weder nützen noch ſchaden könne, wollte ſich an gar nichts mehr erinnern. Anaxibios, wüthend darüber, trug dem Xenophon auf, zu dem Corps der Zehntauſend zurückzukehren, deſſen Auflöſung zu verhindern und es nach Aſien in's Gebiet des Pharnabazos überzuführen.

53) Xen. Anab. VII, 2.

Xenophon ging wirklich zum Corps ab und wurde von ſeinen alten Waffengefährten mit Jubel aufgenommen.

Xenophon im Dienſte des thrakiſchen Königs Seuthes.

54. Schon als Xenophon ſich zum erſtenmal von Chryſopolis aus in Byzantion befand, hatte der thrakiſche König Seuthes ihn durch einen Geſandten, den Medoſates, bitten laſſen, mit den Zehntauſend in ſeinen Dienſt zu treten. Jetzt erneuerte er dieſe Aufforderung; Xenophon trat aber nicht auf dieſe Anträge ein, ſondern führte das Corps nach Perinthos (Erekli) an der Propontis, um von da aus nach Aſien überzuſetzen. Aber hier traf er auf unverhoffte Hinderniſſe. Der neue Gouverneur von Byzantion erſchien in Perſon, verbot dem Xenophon formell den Uebergang nach Aſien, den Schiffsbeſitzern die Lieferung von Fahrzeugen und erwiederte dem Xenophon auf deſſen Bemerkung, daß er nur dem Befehle des Anaxibios nachkommen wolle: Anaxibios habe nichts mehr zu befehlen. — Es iſt hiebei zu bemerken, daß Pharnabazos ſich gegenwärtig mit dieſer neuen Sonne, wie früher mit Anaxibios in Verbindung geſetzt hatte.

Am folgenden Tage ließ Ariſtarchos die Oberſten und Hauptleute aus dem Lager in die Stadt Perinth zu ſich beſcheiden. Kurz vor der Stadt ward Xenophon gewarnt: er möge nicht hineingehen, man beabſichtige, ihn zu verhaften. Er kehrte um und benutzte ſeine freie Zeit, den Göttern zu opfern und ſie zu fragen, was ſie von dem Dienſte bei Seuthes meinten.

Da ſie ſich nun durchaus günſtig darüber ausſprachen, ging Xenophon, nachdem die übrigen Oberſten und Hauptleute von Ariſtarchos zurückgekommen waren, mit einigen derſelben am Abend in das Lager des Seuthes hinüber, welches etwa $1^1/_2$

54) Vgl. Xen. Anab. VII, 1.

deutſche Meilen von dem ſeinigen entfernt war. Seuthes hatte ſein Hauptquartier in einem Thurme aufgeſchlagen und empfing den Xenophon äußerſt freundlich. Auf deſſen Frage, wozu er das griechiſche Corps zu gebrauchen denke, antwortete Seuthes: er ſei der Sohn des Königs Mäſades, welcher mehrere Völkerſchaften unter der Oberherrlichkeit des Reiches der Odryſer beherrſcht habe. Sein Vater ſei indeſſen von den Unterthanen vertrieben, er ſelbſt am Hofe des Odryſerkönigs Medokos — wahrſcheinlich eines Verwandten — erzogen worden; ſeit ſeinem Eintritt in die Jünglingsjahre habe er nur auf Rache an den Verdrängern ſeines Vaters, auf Befreiung aus dem drückenden Verhältniſſe ſeiner eigenen Abhängigkeit von der Freundſchaft Fremder gedacht, zu dem Zweck den Medokos gebeten, ihm eine Abtheilung Truppen auf ſeine Rechnung anzuvertrauen. Medokos habe dem Geſuch auch gewillfahrt und mit den von ihm erhaltenen Truppen führe Seuthes nun ein einträgliches Räuberleben auf dem väterlichen Gebiete. Schließe aber Xenophon mit den Zehntauſend ſich ihm an, ſo hoffe er beſtimmt, den Beſitz desſelben förmlich zurückzuerobern. An Sold verſprach der Thraker dem Gemeinen einen, dem Hauptmann zwei, dem Oberſten vier Kyzikener monatlich, Land außerdem Jedem ſo viel er wolle, Geſpanne zur Bearbeitung, endlich der Geſammtheit einen befeſtigten Ort an der Küſte.

Xenophon ſtellte jetzt noch die Frage: wenn er nicht vermöchte, das ganze Corps herüberzuführen, da manche vielleicht ſich vor dem Einſchreiten der Lakedämonier fürchten würden, ob Seuthes dann diejenigen aufnehmen würde, welche wirklich kämen? „Sie ſollen wie meine Brüder mir willkommen ſein, erwiederte Seuthes, ſie ſollen an meinem Tiſche ſitzen und ich werde Alles mit Ihnen theilen; dir aber, Xenophon, will ich meine Tochter zur Frau geben und haſt du eine Tochter, ſo will ich ſie nach thrakiſcher Sitte von dir kaufen, und ich will dir den ſchönſten Ort an der Küſte, den ich beſitze, Biſanthe, geben.“

55. Xenophon kehrte hierauf mit ſeinen Begleitern in das griechiſche Lager zurück, wo er noch vor Tage eintraf. Am Morgen ließ Ariſtarch die Oberſten und Hauptleute wiederum zu ſich nach Perinth beſcheiden, doch ſie hielten es nicht für klug zu gehen, ſondern zogen vor, eine Heergemeinde zu berufen, in welcher Xenophon auseinanderſetzte, daß Ariſtarch den Uebergang nach Aſien hindere, daß nun für das Corps zwei Wege ſich öffneten, entweder nach dem thrakiſchen Cherſones zu ziehen, wie Ariſtarch es wünſche, und zu ſehen, ob man dort wirklich den von den Lakedämoniern verſprochenen Sold erhalten würde, oder in die Dienſte des Seuthes zu treten, wo gute Ausſichten ſich zu eröffnen ſchienen. Für jetzt ſchlug er vor, in die nächſten Ortſchaften im Binnenland abzurücken, wo man ſich verproviantiren könne, und dann erſt einen definitiven Entſchluß zu faſſen. Die Heergemeinde ſtimmte dem bei und Xenophon brach mit den ihm gebliebenen Truppen auf.

56. Das Corps des Neon, früher des Cheiriſophos, welches von jeher direkt unter lakedämoniſchem Einfluſſe ſtand, etwa 800 Mann ſtark, hatte ſich bei der Ankunft unter den Mauern Perinths ſchon von der Hauptmaſſe getrennt und 2500 Schritte von ihr ein abgeſondertes Lager bezogen. Es folgte auch jetzt dem Xenophon nicht, und Neon, ſowie andere Agenten des Ariſtarch, verſuchten es, jenen auf andere Gedanken zu bringen; aber vergebens. Auch inſofern hatte Xenophon ſeinen Entſchluß ſchon gefaßt, als er ſo viel als möglich und wo möglich alle ſeine Truppen dem Seuthes zuführen wollte. Der letztere begegnete den Griechen ſchon, als ſie $1\frac{1}{2}$ Stunden von Perinth entfernt waren. Xenophon ſagte ihm nun ſo, daß möglichſt viele von den Soldaten es hören mußten: das Corps ſei im Marſche nach guten Quartieren, wo es ſich dann über die Wahl ſeines künftigen Heern: Lakedämon oder Seuthes, entſcheiden wolle. Seuthes bot ſich zum Führer nach vortrefflichen

55) Xen. Anab. VII, 3. 56) Vgl. Xen. Anab. VII, 2.

und nahen Quartieren an. Als man hier am Nachmittag eintraf, theilte er ſelbſt dem verſammelten Kriegsvolk ſeine Bedingungen mit, wie früher ſchon dem Xenophon, er fügte hinzu, daß er die Beute, welche die Griechen machen würden, ſich ausbedinge, um ſie eben aus deren Ertrag zu beſolden; daß die Griechen nur dort gebraucht werden ſollten, wo es zum ſtehenden Gefecht käme, während der ganze Dienſt der leichten Truppen von ſeinen Thrakern verrichtet werden würde, und daß er die Griechen nirgend weiter als ſieben Tagmärſche vom Meere führen würde.

Den Söldnern ſchienen dieſe Bedingungen gut und ſie nahmen dieſelben an; ſie wurden darauf in Zelten untergebracht, die Oberſten und Hauptleute aber von Seuthes im nächſten Dorfe zur Tafel gezogen.

Es war ein ächt germaniſches Gaſtmahl, bei dem ſtark getrunken und toaſtirt ward und welches zeitweiſe zu einer unbändigen Luſtigkeit führte. Ein gewiſſer Herakleides von Maronea ging daneben bei den Gäſten herum und weibelte um Geſchenke für Seuthes. Auch den Xenophon ſprach er an, der dadurch in eine ernſte Verlegenheit kam, da er den Anaxibios bei Parion mit nur einem Knecht und dem nothwendigſten Bedarf zur Ueberfahrt verlaſſen hatte. Indeſſen zog ſich der feine Athener, nachdem er, neben Seuthes an der Tafel ſitzend, der ihm beſtändig zutrank, etwas mehr als recht war, von der guten flüßigen Gabe Gottes genoſſen und dabei ſehr mäßig gegeſſen hatte, mit Manier aus der Schlinge. Als nacheinander verſchiedene Geſchenke für den König in den Trinkſaal gebracht wurden, erhob ſich Xenophon, das Trinkhorn in der Rechten und ſprach: „Was mich betrifft, Seuthes, ich bringe dir mich ſelbſt und meine lieben Kameraden zu treuer herzlicher Freundſchaft. Sie wollen für dich ſchaffen und wagen; ſie wollen mit der Götter Hülfe dein väterliches Erbe dir wieder erobern und anderes Land dazu; Pferde in Menge, Mannen und ſchöne Weiber, die mit reichen Geſchenken dich willkommen heißen werden."

Darauf ſtieß er mit dem Thrakerkönig an, der ſich erhob, ihm Beſcheid zu geben.

Bei Sonnenuntergang wurden von den Griechen die Nachtwachen ausgeſtellt und Xenophon zu Ehren ward die Parole: Athener! gegeben; mit Seuthes ward verabredet, daß kein Thraker während der Nacht in's griechiſche Lager komme, um jedes Mißverſtändniß zu vermeiden, da ſowohl die Verbündeten als die Gegner der Griechen Thraker waren. Als Oberſten und Hauptleute ſich behufs Beſtellung des Dienſtes erhoben, ſtand auch Seuthes vom Tiſche auf, welcher, obwohl er am meiſten getrunken, doch keine Spur von einem Rauſche zeigte, bat die Oberſten noch einen Augenblick zu warten und theilte ihnen mit, daß er beabſichtige, noch in dieſer Nacht aufzubrechen, um ſeine Operationen zu beginnen, da der Feind noch keine Ahnung von ſeiner Verbindung mit den Griechen habe.

Demgemäß wurde wirklich um Mitternacht aus den Quartieren aufgebrochen; auf Xenophons Rath ward beim Nachtmarſch nach griechiſcher Ordonnanz die ſchwerſte Waffe, die Hopliten, an die Spitze genommen, welchen dann die Peltaſten und endlich unter Seuthes ſelbſt die Reiterei folgten; eine Anordnung, durch welche man bezweckte, das Auseinanderkommen der Abtheilungen in der Dunkelheit zu vermeiden. Dieſen Zweck erfüllte ſie auch hier, was Seuthes, als er bei Tagesanbruch mit der Reiterei an die Spitze vorkam, rühmend anerkannte. Während die übrigen Truppen ruhten, ritt er mit einer Reiterabtheilung zum Rekognosciren voraus. Er überzeugte ſich, daß er wirklich den Feind überraſchen könne und traf dazu, zurückgekehrt, die Anſtalten. Trotz Xenophons Gegenvorſtellungen eilte er mit der ganzen Reiterei über die mit Schnee bedeckten Höhen, — denn man war jetzt im Monat November oder Anfangs Dezember — zu den Dörfern im jenſeitigen Thale, wahrſcheinlich demjenigen des Fluſſes Agrianes (Ergina), voraus; begleitet auch von Timaſions griechiſchen Reitern. Xenophon, um wenigſtens nicht ganz ohne Fußvolk und nicht zu weit ohne

dieſes ihn vorrücken zu laſſen, eilte, indem er ſelbſt abſaß, mit den Hopliten der jüngſten Jahresklaſſen bis zum 30. Jahre ihm nach, während Kleanor mit den übrigen langſamer folgte. Allerdings hatte nun Seuthes die Feinde in ihren Wohnungen überraſcht, doch hatten dieſe zum größten Theil in dem durchſchnittenen Terrain ſich der Reiterei entziehen können. Die thrakiſchen Reiter hatten ſich auf der Verfolgung zerſtreut; Xenophon nahm auf den nächſten Höhen eine paſſende Stellung, für den Fall, daß der Feind auf einem Punkte eine größere Macht zuſammenzöge und ſelbſt zum Angriffe überginge; während Kleanor mit den ältern Hopliten die Dörfer beſetzte und die Plünderung derſelben leitete, welche eine reiche Beute von Vieh und Sclaven eintrug.

Am nächſten Tag ließ Seuthes die genommenen Dörfer 57.
niederbrennen, um den Einwohnern der benachbarten Gebiete eine heilſame Furcht einzuflößen, und ſendete ſeinen Agenten Herakleides nach Perinth, um die Beute zu Geld zu machen. Er ſelbſt ſetzte darauf ſeine Operationen nordwärts gegen das Strandſcheagebirge fort, in welches die Einwohner aus den nächſten Ortſchaften ſich flüchteten und von wo nur die Alten, Weiber und Kinder auf Seuthes Aufforderung zurückkamen. Seuthes folgte der jungen Mannſchaft des Feindes auf den weſtlichen Abhang des Strandſcheagebirgs, ſprengte ſie auseinander, ließ die Gebirgsdörfer von den Griechen beſetzen und ſchlug mit ſeiner Reiterei das Lager weiter rückwärts nach dem Thale zu auf.

Bald darauf kamen Parlamentäre von den Gebirgsleuten (Thyniern) hinab, unter dem Vorwand, mit Seuthes zu unterhandeln, in der That aber, um die Gelegenheit zu einem Ueberfalle zu erkunden, den ſie in einer der nächſten Nächte auf die Griechen in ihren Dörfern unternahmen, welche ſich der großen Kälte halber in deren Häuſern einquartiert und vereinzelt hatten.

---

57) Xen. Anab. VII, 4.

Einzelne dieſer Häuſer wurden vom Feinde in Brand geſteckt und der Kampf ſpann ſich hartnäckig auf verſchiedenen Punkten fort, bis Seuthes, aufmerkſam gemacht durch die Feuer auf den Bergen, mit einer kleinen Abtheilung Reiter, die er im Augenblick hatte ſammeln können, aus dem Thale herauf kam; den Trompeter, den er bei ſich hatte, ließ er dabei beſtändig zur Charge blaſen. Dies trug dazu bei, die feindlichen Thraker zu vertreiben.

Am Tage nachher ſollte nun ein ernſter Angriff auf das Gebirge mit vereinter Macht unternommen werden, indeſſen als die Gebirgsthraker die beträchtliche Truppenmacht des Seuthes ſahen, welche ſich auf das Gerücht von ſeinen glücklichen Unternehmungen auch durch Zulauf aus dem Odryſenlande anſehnlich verſtärkt hatte, knüpften ſie Unterhandlungen an und erklärten ihre Unterwerfung.

58. Seuthes rückte hierauf in die Strandebene am öſtlichen Abhange des Strandſcheagebirges hinüber, welche nicht mehr zu dem einſt von ſeinem Vater beſeſſenen Gebiete gehörte. Hier kam Herakleides mit dem aus der Beute gelösten Gelde von Perinth wieder zum Heere. Seuthes vertheilte nun Maulthiere und anderes Packvieh an die Oberſten und Hauptleute, wobei Xenophon vorerſt auf Alles verzichtete; den Soldaten aber ward nur auf 20 Tage Sold verabreicht, obgleich ſie bereits auf einen Monat Anſpruch hatten. Herakleides behauptete, nicht mehr Geld gelöst zu haben. Xenophon nahm ſich nun entſchieden der Soldaten an; darüber zog er ſich die Feindſchaft des Herakleides zu und auch Seuthes ward ärgerlich über ſein Drängen und hielt fortan mit ſeinen ſchönen Verſprechungen gegen Xenophon ſehr zurück. Xenophon war unter ſolchen Umſtänden wenig geneigt, das griechiſche Corps noch weiter im Dienſt des Seuthes zu führen. Darüber ſpann Herakleides eine Intrigue mit den übrigen Oberſten an, um ſie von Xenophon zu trennen. Der

58) Xen. Anab. VII, 5.

Anſchlag ward aber vereitelt und nun marſchirte nach gütlichem Uebereinkommen die ganze Armee des Seuthes nordwärts die Strandebene entlang durch das Gebiet der Melinophagen (Grützefreſſer) nach Salmideſſos, in welcher Gegend man längere Zeit im Lager ſtehen blieb.

Uebertritt des griechiſchen Corps in den Dienſt der Lakedämonier, Abgang und baldige Rückkehr Xenophons.

Tiſſaphernes hatte unterdeſſen, in ſeine Satrapie zurück- 59.
gekehrt, ſogleich den Kampf gegen die griechiſchen Städte der ioniſchen Küſte wieder aufgenommen. Ihres früheren Schützers Kyros beraubt, wendeten dieſe ſich um Hülfe an die Lakedämonier als die damaligen Beherrſcher des ganzen Griechenlands und die ſtillen Verbündeten des Kyros. Die Lakedämonier erklärten darauf wirklich den perſiſchen Satrapen Tiſſaphernes und Pharnabazos den Krieg; ſicherlich nicht ohne weitergehende Pläne auf eine vollſtändige Erſchütterung der Perſerherrſchaft im weſtlichen Aſien. Denn der Zug der Zehntauſend, von dem nach und nach die Soldaten, welche das Corps ſchon verlaſſen hatten, alle Einzelnheiten in weiteren Kreiſen bekannt machten, hatte einen ungeheuern Eindruck in Griechenland gemacht. Ueberall ward von dem Koloß auf thönernen Füßen geſprochen, von dem Reichthum der aſiatiſchen Landſchaften, in deren Beſitz ein einigermaßen anſehnliches griechiſches Heer bei der bewieſenen Ueberlegenheit der griechiſchen Waffen über die barbariſchen ſich faſt ohne Widerſtand ſetzen könne; von der billigen Rache, welche man jetzt für die dereinſtige Ueberſchwemmung Griechenlands durch die Perſer, damals nur vertheidigungsweiſe abgewehrt, durch Einfall in ihre Lande nehmen müſſe.

Die Lakedämonier ſendeten alſo den Thimbron mit einem

59) Xen. Hell. III, 1. Xen. Anab. VII, 6.

Corps von 1000 Neubürgern und 4000 andern Peloponneſiern, dem ſich auch 300 atheniſche Reiter aus der Zahl derjenigen, welche unter den dreißig Tyrannen gedient hatten und welcher die Athener ſich jetzt gerne entledigten, anſchloſſen, den ioniſchen Städten zu Hülfe nach Aſien hinüber. Aber ſehr wünſchenswerth mußte es ihnen erſcheinen, dieſes Corps noch angemeſſen zu verſtärken und eine werthvollere Verſtärkung konnte man wohl ſchwerlich finden, als die Reſte der Zehntauſend, welche die Kriegführung gegen die Barbaren aus dem Fundamente kannten und ſich ihrer erprobten Ueberlegenheit über dieſe ſtolz bewußt waren.

Thimbron ſendete daher den Lakedämonier Charminos und den Polyneikos in das Lager des Seuthes hinüber mit dem Auftrag, wo möglich einen Dienſtvertrag mit den Reſten der Zehntauſend abzuſchließen. Als Monatsſold ward ein Dareike für den Gemeinen, das Doppelte für den Hauptmann, das Vierfache für den Oberſten verſprochen.

Seuthes, deſſen thrakiſche Streitmacht ſich durch Zulauf aus dem Odryſenlande bereits ſo verſtärkt hatte, daß die Griechen nur noch ihren kleineren Theil bildeten, und der ihrer nun nicht mehr zu bedürfen glaubte, war es ganz zufrieden, ſie in den lakedämoniſchen Dienſt übertreten zu laſſen, zumal, wenn er dabei auch noch von der Pflicht zur Auszahlung des rückſtändigen Soldes loskommen konnte. Herakleides beſtärkte ihn darin und führte ihm auch die lakedämoniſchen Geſandten zu. Bei einem Mahle, welches Seuthes ihnen gab, zu welchem aber keiner der Führer der Zehntauſend geladen war, erkundigten ſich die Geſandten auch nach Xenophon. Er ſei gar nicht ſo dumm, meinte Seuthes, ſein Hauptfehler ſei, daß er es zu ſtark mit den Soldaten halte und ſich dadurch ſelbſt ſchade. Auf die Frage der Geſandten, ob Xenophon nicht einen großen Einfluß auf das Corps ausübe und nicht deſſen Uebertritt in lakedämoniſchen Dienſt verhindern werde, antwortete Herakleides: man müſſe und könne ohne Xenophon handeln; er ſelbſt werde

das Corps bewegen, ſich zu verſammeln und ihm die Geſandten vorſtellen.

Die Verſammlung ward auch zu Stande gebracht und die Soldaten nahmen die Anträge der Lakedämonier mit Beifall auf. Ein arkadiſcher Soldat trat bei dieſer Gelegenheit auch auf, um Xenophon anzuklagen, weil er überhaupt das Corps in den Dienſt des Seuthes geführt habe, wo es einen harten Winterfeldzug beſtanden und nun nicht einmal dafür bezahlt werde, woran gleichfalls Xenophon, der ſich auf Unkoſten der Soldaten bereichere, die Schuld trage.

Nun ward es aber Xenophon, der von anderer Seite ganz entgegengeſetzte Beſchuldigungen zu erfahren hatte und am beſten wußte, wie es mit ſeinem Reichthum ſtand, denn doch zu arg, er bat um's Wort und ſprach:

„Jetzt, Soldaten, begreife ich, daß nichts ſo verrückt iſt, daß man es nicht für möglich halten ſollte. Alſo, was ich *für euch* that, das ſoll mir nun *zum Vorwurf* gemacht werden! Schon war ich, wie ihr wißt, auf dem Heimweg, da kehrte ich um, nicht etwa, weil ich erfahren hatte, daß es euch luſtig ging, ſondern im Gegentheil, weil ich hörte, daß ihr euch in einer traurigen Lage befändet. Und ſo verhielt es ſich auch; ich wollte euch ſo viel möglich nützlich werden. Auf die Vorſchläge des Herrn Seuthes ging ich, obgleich ſie ſchon alten Datums waren, erſt ein, als Ariſtarch uns den Uebergang nach Aſien auf's entſchiedenſte verwehrte. *Da* theilte ich ſie euch mit, ihr konntet frei wählen und ihr ſelbſt entſchiedet euch für den Dienſt bei Seuthes. Hätte ich den Menſchen damals gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, ſo möchtet ihr freilich noch ein Recht haben, mich anzuklagen. Aber wie *konnte* ich ihn kennen? Albern iſt es, zu behaupten, ich ſtecke mit dieſem Menſchen unter einer Decke. Ihr wißt ja ſelbſt, daß er mich früher hinten und vorn cajolirte, während er mir jetzt aus dem Wege geht, wo er nur kann, *mir* mehr, als jedem andern von euch. Vielleicht iſt aber die Spannung zwiſchen ihm und mir nur eine Comödie,

die wir ſpielen. Davon könnt ihr euch leicht überzeugen. Hat er mich beſtochen, nun, ſo that er es doch gewiß, damit ich euch um eure rechtmäßigen Forderungen betrüge. Ihr braucht ihm alſo nur auf den Hals zu rücken und euer Geld von ihm zu verlangen. Sicher wird er dann das, mit welchem er mich beſtach, von mir zurückfordern, und zwar mit Recht, weil ich nicht dafür leiſtete, was ich verſprochen. Ihr werdet dann ſehen, womit er mich beſtach; ich aber ſchwöre euch bei allen Göttern, daß ich nichts, nicht einmal das, was mir zuſtand, von ihm bekommen habe. Dort hinten ſteht er ſelbſt und horcht: er mag es ſagen, wenn ich falſch ſchwöre. Wenn ich euch ſage, daß ich nicht einmal ſoviel bekommen habe, als die andern Oberſten und ſelbſt die Hauptleute, ſo wird euch das wahrſcheinlich ſehr in Erſtaunen ſetzen. Und doch iſt es die reine Wahrheit; ich ſelbſt lehnte ſeine Geſchenke ab, ich wollte ihn nicht drängen, als er ſelbſt nicht viel hatte, und meinte, daß er dann, wenn er Alles beſäße, was ſein Herz ſich wünſcht, deſto anſtändiger ſein würde. Darin habe ich mich nun allerdings gewaltig geirrt; und ich ſchäme mich deſſen nicht: ich würde mich ſchämen, wäre ich von einem Feinde ſo auf's Glatteis geführt, — aber von einem Freunde, das iſt eine andere Sache. Ich habe ihm keinen Anlaß zu ſeinem ſchmutzigen Verfahren gegeben, keiner von uns hat es gethan. Zum Vorwurf könnte mir allenfalls noch gemacht werden, daß ich mir bei unſerm Eintritt in ſeinen Dienſt keine Unterpfänder für uns ausliefern ließ. Nun, — ich würde in Gegenwart jenes Menſchen dies nie geſagt haben, wenn ihr mich nicht durch eure Undankbarkeit dazu gezwungen hättet — wir mußten aber wirklich damals froh ſein, mit dem Seuthes in Verbindung zu treten und konnten ihm keine großen Bedingungen vorſchreiben. An dem Uebergang nach Aſien durch Ariſtarch gehindert, mußten wir in Thrakien bleiben; wir mußten uns hier auf feindlichem Gebiet aber auch nähren, und die nothwendige Menge von Lebensmitteln anzuſchaffen würde uns ſchwer geweſen ſein, da wir faſt keine Rei-

terei und leichte Truppen hatten. Gerade dieſe aber brachte uns Seuthes zu; ſie nahmen uns den ganzen ermüdenden Dienſt der Sicherung und Verfolgung ab. Wir zogen alſo aus der Verbindung mit Seuthes ebenſo gut Vortheil, als er aus der Verbindung mit uns. Wenn ich daher auch weit entfernt davon bin, ſeine Aufführung zu billigen, ſo muß ich doch fragen: ob ich euch denn wirklich, indem ich euch dieſem Thraker zuführte, in eine ſo gar traurige Lage gebracht habe, daß ich deßhalb Vorwürfe verdienen ſollte? Habt ihr nicht den Winter hindurch wenigſtens immer vollauf zu eſſen gehabt, ſo daß ihr das baare Geld, welches ihr empfingt, wie wenig es auch war, voll zurücklegen konntet? Habt ihr nicht einen verhältnißmäßig leichten Dienſt gehabt und dabei doch Gelegenheit, den in Aſien erfochtenen Ruhm nicht bloß zu behaupten, ſondern auch durch neue Siege über die europäiſchen Thraker zu vermehren? Iſt das Alles ſo traurig? Nein; ihr ſeid verhältnißmäßig in einer glücklichen Lage. Werft dagegen gefälligſt einen Blick auf die meinige; da ſieht es viel weniger roſig aus. Als ich euch bei Byzantion verließ, da ſtand ich bei euch im höchſten Anſehen; auf dem Gipfel des Ruhmes, den ich durch euch in Aſien mir errungen, geachtet von den Lakedämoniern war ich, die ſonſt gewiß mich nicht zu euch zurückgeſendet hätten. Jetzt aber, wie ſteht es? Verkleinert und verläumdet von euch, verfeindet um euretwillen mit Seuthes, von der Verbindung mit welchem ich für mich und die Meinen wenigſtens ein ruhiges Aſyl für künftige Tage gehofft hatte, verdächtig den Lakedämoniern müßte ich ich euch jetzt verlaſſen. Noch bin ich hier, noch können die Lumpen, welche vorher drohten, mich tödten zu wollen, ihre Drohung wahr machen; ich bin nicht feige vor der Gefahr geflohen. Tödtet mich doch, wenn es euch Spaß macht; aber laßt mich noch wenigſtens vorher ſagen, daß ich für euch die Nächte durchwachte, mit euch Mühen und Gefahren theilte, zu denen nicht immer meine Stellung mich verpflichtete, daß ihr die Siegesdenkmäler, die ihr im Land der Barbaren aufrichtetet,

mir verdanktet, daß ihr es mir verdankt, wenn ihr heute nicht für vogelfrei von euern eignen Landsleuten erklärt, ſicher und ohne Vorwurf in die Heimat zurückkehren könnt. — Aber es iſt jetzt Zeit über mich herzufallen: denn die Lakedämonier, die Herren Griechenlands, bitten euch um eure Dienſte, bieten euch Sold, geben euch Oberſten, kurz ihr ſeid vortrefflich verſorgt. Wozu da noch des Mannes gedenken, den ihr in den Tagen der Noth euern Vater, euern Wohlthäter nanntet? Ich habe nur noch den Troſt, daß die Männer, welche jetzt zu euch gekommen ſind, um euch zu werben, billiger denken als ihr und daß ihr euch durch die Undankbarkeit gegen mich kein günſtiges Zeugniß bei ihnen ausſtellt."

Obgleich dieſe Rede ihres Eindruckes nicht ganz verfehlte und der Lakedämonier Charminos ſelbſt ſich des Xenophon gegen die Soldaten glaubte annehmen zu müſſen, blieb doch die Stimmung im Ganzen lau, die Bitterkeit des Redners hatte die Leute, da ſie gut begründet war, allerdings wohl beſchämt, aber die ganze Situation bot keinen Haken, um einen gewiſſen Enthuſiasmus hervorzurufen. Der Hauptgedanke der Soldaten, welchem der Arkader Eurylochos Worte gab, war doch, dem Seuthes den rückſtändigen Sold abzupreſſen, bevor man nach Aſien hinüberginge; und der Athener Polykrates machte darauf aufmerkſam, daß eben Herakleides, welcher alle Geldgeſchäfte für den Seuthes gemacht hatte, mit dieſem zugegen ſei. Herakleides hielt es nicht für gerathen, eine weitere Entwicklung des Prozeſſes an Ort und Stelle zu erwarten und ritt ſchleunigſt mit dem Seuthes davon.

Letzterer ſendete bald darauf eine Aufforderung an Xenophon, wenigſtens mit 1000 Hopliten bei ihm zu bleiben, er werde dann alle dieſem gemachten Verſprechungen gewiſſenhaft erfüllen; er wiſſe dagegen beſtimmt, daß Thimbron, wenn Xenophon mit zu dieſem hinüberzöge, ihn aus der Welt zu ſchaffen beabſichtige. Xenophon entſchloß ſich trotzdem auf die Antwort hin,

welche die befragten Götter ihm ertheilten, mit nach Aſien hinüberzugehen.

Die Griechen trennten ſich nun vom Seuthes und nahmen 60.
vorerſt Quartier in den Dörfern, welche ſie im Beginn ihres Zuges für den Thrakerkönig erobert und die dieſer dem Medoſades zu Lehen gegeben hatte. Letzterem war es natürlich nicht angenehm, daß ſein Lehensgebiet ausgefreſſen werden ſollte, und er kam in Begleitung eines odryſiſchen Magnaten und von 50 Reitern in die Quartiere der Griechen, um dieſe wo möglich durch Drohungen zu verſcheuchen. Xenophon gab ihm eine derbe Antwort; er halte es eigentlich unter ſeiner Würde, auf dieſe Sprache zu antworten und thue es lediglich um des odryſiſchen Begleiters willen. Medoſades möge ſich erinnern, daß die Griechen ihm dieſe Landſchaft erobert hätten, in welcher vor ihrem Erſcheinen Seuthes mit den Seinen ein unſtätes Räuberleben geführt, nicht geherrſcht, ja nicht einmal gewagt hätte, Nachts die Pferde abſatteln zu laſſen; Medoſades ſolle ſich ſchämen, den Leuten, die für ihn gearbeitet hätten, wo möglich jetzt noch die Wegzehrung verweigern zu wollen; übrigens führten die Lakedämonier den Oberbefehl und Xenophon habe einſtweilen nichts zu beſtimmen.

Der Odryſe, welcher mit Medoſades gekommen war, ohne den wahren Stand der Dinge zu kennen, verließ ihn mit der Mehrzahl der Reiter voll Unwillen; Medoſades aber bat nun viel höflicher den Xenophon, ihn den lakedämoniſchen Führern Charminos und Polyneikos vorſtellen zu wollen. Dieſe letztern erwiederten auf Xenophons Vorſchlag, das Corps würde abziehen, ſobald es den zuſtändigen Sold von Seuthes empfangen haben würde. Medoſades war jetzt äußerſt kleinlaut und beſcheiden und ſagte nur, daß er dazu nichts thun könne, die Lakedämonier müßten ſich wegen der Soldzahlung ſchon direct an den Seuthes wenden.

---

60) Xen. Anab. VII, 7.

Nun wurde Xenophon mit einer Deputation an den Thrakerkönig abgeſendet und benutzte die Gelegenheit, ihm eine Strafpredigt zu halten, die ſich, hinter den Spiegel geſteckt, übel ausgenommen hätte.

„Ich komme zu dir, Seuthes, — begann er — nicht etwa, um etwas von dir zu erbitten, ſondern um, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, dich zu überzeugen, daß du wenig Grund hatteſt, böſe auf mich zu ſein, weil ich für meine Waffengefährten den ihnen gebührenden Sold verlangte. Sie haben dich durch ihre Siege an einen Platz geſtellt, auf welchem man unbemerkt weder eine Schändlichkeit, noch eine Großthat verübt. Dem Könige kann es nicht mehr gleichgültig ſein, ob 6000 Männer — (ſo ſtark alſo war jetzt noch das griechiſche Corps) — ihn vortheilhaft oder unvortheilhaft beurtheilen, ob ſie ihn für einen Mann von Wort halten oder für einen wortbrüchigen Hallunken. Nur im Vertrauen auf dein Wort, ohne jede weitere Sicherheit kamen wir zu dir, um dir ein Gebiet erobern zu helfen, das doch wahrlich mehr werth iſt, als die Summe von 50 Talenten (300,000 Drachmen), welche du meinen Kameraden ſchuldig biſt und wegen deren du jetzt ſo erbärmliche Winkelzüge machſt. Dein eigner Vortheil erfordert es, ſie ohne weiteres zu zahlen. Daß deine jetzigen Unterthanen nicht bezaubert von dir waren, ſondern ſich lediglich aus Furcht dir unterwarfen, weißt du ſehr wohl. Zahlſt du uns unſern Sold und ſcheideſt folglich in Freundſchaft von uns, ſo wird die Furcht dieſer neuerworbenen Unterthanen Beſtand haben, ſie werden ſehen, daß du uns entweder behalten könnteſt oder daß du uns doch bald wieder in deinem Dienſt haben könnteſt, wenn du uns brauchen ſollteſt. Zahlſt du nicht, ſo wird Jedermann, werden wir vor allen Dingen uns hüten, mit dir wieder in Verbindung zu treten; deine Unterthanen werden das begreifen und kommen vielleicht ſogar auf den geſcheuten Gedanken, mit uns oder mit einem Theile von uns, der ſie vernünftig leitet, gegen dich in Verbindung zu treten, um ihre Freiheit zurückzuerobern; ja die La-

kedämonier ſelbſt möchten unſer Corps, da ſie dasſelbe jetzt nöthig haben, bei einem ſolchen Unternehmen unterſtützen. Aber ſelbſt abgeſehen von jeder derartigen Beſorgniß deinerſeits, unzweifelhaft iſt es deine Königspflicht, für deine nunmehrigen Unterthanen auf's beſte zu ſorgen und ſie vor Drangſalen zu behüten; und das thuſt du ſicherer, wenn du uns bezahlſt, als wenn du durch Nichtbezahlung dich in die Nothwendigkeit verſetzeſt, auf alle Fälle eine bedeutende Streitmacht auf den Beinen zu halten, die weit mehr koſten würde, als die Summe, welche du uns ſchuldig biſt. Freilich, dein lieber Herakleides hält dieſe Summe für außerordentlich hoch; doch muß es dir jetzt leichter werden, ſie aufzubringen, als vor unſerer Ankunft auch nur den zehnten Theil von ihr; du haſt ja jetzt in einem Jahre mehr Einnahmen, als früher dein ganzes Vermögen betrug. Ich habe von Anfang an in dieſer Sache zweierlei im Auge gehabt, daß du dich der Wohlthaten, welche die Götter dir erwieſen, würdig zeigteſt und daß ich bei meinen Kameraden nicht in Mißkredit käme. Wie jetzt die Stimmung der Truppen gegen mich iſt, könnte ich mit ihnen weder einen Feind züchtigen, noch dir helfen, wenn ich auch wollte. Du weißt, daß ich nie etwas von dir erhalten, jeder Beſtechung zu geſchweigen, auch nicht einmal, was du mir verſprochen; ja ich würde auch nie etwas für mich angenommen haben, wenn nicht zugleich alle Forderungen des Corps befriedigt wurden; weil mir meine Ehre über Alles geht und weil es ihr zuwider wäre, wenn ich eher für mich, als für meine Kameraden ſorgen wollte. Burſche, wie Herakleides, verſtehen freilich dergleichen Rückſichten nicht; doch ein Mann und ein Fürſt zumal ſollte ſie begreifen, er ſollte erkennen, daß Mannhaftigkeit, Gerechtigkeit, Großmuth höher ſtehen, als der Gewinn lumpigen Geldes. Wer ſich ihrer rühmen kann, muß ja auch Freunde haben, die nicht bloß im Glücke ſich mit ihm freuen, die auch im Unglück ihn nicht verlaſſen. Ich rathe dir als Freund; ſiehſt du es nicht ohnedies ein, ſo haſt du doch das Gerede der Soldaten gehört, welche behaupteten, ich ſei von dir beſtochen

und thue zu deinen Gunsten ihnen Unrecht. Zahle, aus Gefälligkeit für mich! Als ich zu dir kam, wußtest du vor Freude dich kaum zu lassen und die Versicherungen deiner Freundschaft hatten kein Ende. Soll das nun Alles nicht wahr sein, nachdem du deinen Zweck erreicht hast? Zahlst du und zwar durch mich, so gewinnst du mir, deinem wahren Freunde, die Achtung bei den Soldaten wieder zurück, die ich besaß, als ich sie dir zuführte."

Seuthes versicherte darauf, daß es ihm nie eingefallen sei, den Griechen ihren Sold vorenthalten zu wollen; an der Verzögerung sei rein Herakleides schuld; er erneute seine Aufforderung an Xenophon, wenigstens mit 1000 Hopliten bei ihm zu bleiben, was dieser indessen ablehnte. Er betheuerte aber schließlich, daß er baares Geld nur ein einziges Talent besitze (6000 Drachmen); für den Rest der Zahlung gab er dem Xenophon 600 Ochsen, 4000 Schaafe und 120 Sclaven, welche Charminos und Polyneikos zum Nutzen der Armee verkaufen ließen, nicht ohne daß auch sie bei den Soldaten in Verdacht kamen, sich dabei widerrechtlich bereichert zu haben.

Xenophon traf darauf alle Anstalten, das Corps zu verlassen und nach Athen zu segeln; auf die Bitten seiner Freunde aber ließ er sich bestimmen, dasselbe wenigstens noch nach Asien hinüberzuführen. Bei Perinthos erfolgte die Einschiffung in den ersten Monaten des Jahres 399, bei Lampsakos die Ausschiffung.

61. Hier traf Xenophon mit einem alten Bekannten, dem Seher Eukleides aus Phlius zusammen, welcher unter Anderm sich auch angelegentlich nach seinen gegenwärtigen Vermögensumständen erkundigte. Xenophon sagte ihm darauf ehrlich, daß er nicht einmal soviel habe, um heim reisen zu können und sich gezwungen sehe, um dies zu erschwingen, sein getreues Streitroß zu verkaufen, — was er auch wirklich that. Eukleides schüt-

61) Xen. Anab. VII, 8.

telte ungläubig den Kopf; als er aber mit Xenophon geopfert hatte, ſagte er dieſem, daß er ihm jetzt allerdings völlig glaube, — „und," fügte er hinzu, „für den Fall, daß du einmal zu etwas kommen könnteſt, ſteht dir immer ein gewiſſer Jemand im Wege, und der biſt du ſelbſt. Zeus Meilichios (der Gnädige) iſt dir nicht günſtig. Haſt du ihm ſeit unſerer Trennung ſchon einmal auf die Art geopfert, wie ich es ſonſt zu thun pflegte? haſt du ihm Schweine verbrannt, damit du Schwein habeſt?" Xenophon hatte dieß verſäumt, machte aber ſchon am nächſten Tage auf dem weiteren Marſche zu Ophrynion ſeine Verſäumniß gut, und die Wirkung ſeines Opfers war eine wunderbar ſchnelle.

An demſelben Tage brachten ihm die Lakedämonier ſein Streitroß zurück, welches er geſtern in Lampſakos um 30 Dareiken verkauft und welches ſie wieder eingehandelt hatten, ohne nun von ihm Geld für dasſelbe nehmen zu wollen.

Der weitere Marſch ging nun über den Ida, Antandros und an der lydiſchen Küſte entlang nach Pergamos, von wo Xenophon noch einen glücklichen Streifzug in's Innere unternahm. Bald darauf traf Thimbron bei Pergamos ein und übernahm das Corps. Xenophon aber ſchiffte ſich bald darauf ein, um nach Athen zurückzukehren.

Während uns vom Beginne der Expedition des Kyros bis hieher Xenophon ſelbſt als Führer gedient hat, verläßt er uns nun wieder und wir ſind darauf angewieſen, aus einzelnen zerſtreuten Notizen die Geſchichte ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe bis zu ſeinem Tode zu ergänzen.

In Athen angekommen, traf Xenophon ſeinen Freund und 62.
Lehrer Sokrates nicht mehr am Leben; das regierende Philiſterium hatte ihn kurz vorher den Giftbecher trinken laſſen. Es iſt wohl anzunehmen, daß Xenophon ſchon im Thrakerland und in Aſien Kenntniß von dem Prozeſſe und der Gefahr gehabt

62) Grote, history of Greece, IX. p. 240.

habe, welche dem Sokrates drohte und dieſe Kenntniß würde es bei ſeinem hingebenden Charakter am beſten erklären, weßhalb er ſchon ſo lange darauf dachte, ſeine alten Kriegsgefährten zu verlaſſen, da ſonſtige äußere Gründe dazu nicht entdeckt werden können. Obwohl einigermaßen mit ſeinen Kameraden ausgeſöhnt, hatte er ſie doch gegenwärtig keineswegs auf jener Stufe des Anſehens verlaſſen, wie es der Fall geweſen wäre, wenn er von Byzantion direct heimkehrte. Daß ihn Bitterkeit über den Undank erfüllte, iſt an ſich verſtändlich. Dazu kam nun noch das Unglück, welches er in Athen fand, der Tod des Sokrates. Vielleicht geſellte ſich hiezu noch häusliches Unglück. Xenophon war nämlich, bevor er zum Kyros abging, bereits verheirathet geweſen und eine einzelne Nachricht deutet darauf hin, daß er
63. von ſeiner Frau ſich durch Scheidung trennte. Möglicherweiſe hatte ſein Weib in ſeiner Abweſenheit in Aſien ſich mit einem Anderen zu entſchädigen verſucht, und ſo ſehr Xenophon ein Freund lakedämoniſcher Sitten war, nach denen ſich ein ſolches Verhalten wohl unter eine anſtändige Kategorie hätte bringen laſſen, mochte er doch bei ſeiner gegenwärtigen Stimmung zu dieſem Lakonismus am wenigſten aufgelegt ſein. Es iſt daher ſehr möglich, daß die Scheidung eben jetzt eintrat.

Alle ſolche Verhältniſſe machten Athen keineswegs zu einem angenehmen Aufenthalt für Xenophon. Wahrſcheinlich ſuchte er ſich die Zeit zu vertreiben und die traurigen Gedanken zu verſcheuchen, theils indem er begann, ſeine Erlebniſſe auf dem Zug durch Aſien aufzuzeichnen, theils indem er ſich mit der Erinnerung an den verſtorbenen Freund beſchäftigte und ſchon jetzt mindeſtens den Rahmen zu ſeinen Denkwürdigkeiten des Sokrates entwarf, manches daraus auch ebenſo wie die Apologie veröffentlichte; was indeſſen nicht dazu dienen konnte, ihm die Freundſchaft des regierenden Philiſteriums zu erwerben, alſo den Aufenthalt zu Athen ihm noch mehr vergiften mußte.

63) Vgl. Krüger, de Xenophontis vita, p. 20.

So ſehnte er ſich denn ſehr bald aus der Heimathsſtadt wieder hinaus und das Natürlichſte war für ihn, zu ſeinen alten Waffengefährten nach Aſien zurückzukehren, ſobald eine günſtige Gelegenheit dazu ſich böte. Dieſe ſollte aber nicht ausbleiben.

Thimbron hatte in Aſien abſolut nichts gethan, bevor die Reſte der Zehntauſend zu ihm ſtießen; dann wagte er ſich allerdings in's Feld hinaus, zeigte aber eine entſchiedene Unfähigkeit, ſowohl die Truppen zu Erfolgen zu führen, als ſie in Zucht und Ordnung zu halten. Wenn die Reſte der Zehntauſend in der Indisziplin den andern Truppen nicht mit gutem oder vielmehr mit böſem Beiſpiel vorangingen, ſo blieben ſie wenigſtens nicht hinter ihnen zurück. Es lag nun nahe, daß jetzt Xenophons militäriſche Kenntniſſe und Fähigkeiten, ſein großer Einfluß auf die Soldaten vermißt und folglich erkannt wurden und daß die Lakedämonier ſelbſt ebenſo ihm Anträge machten, nach Aſien hinüberzukommen, als ſeine alten Freunde, Oberſten und Hauptleute ihn darum baten. Mit Thimbron hatte Xenophon jedenfalls in keinem freundlichen Verhältniß geſtanden, war ihm doch ſelbſt erzählt, daß jener ihn mit guter Gelegenheit aus der Welt ſchaffen wolle; außerdem hatte er bei Pergamos ſelbſt wohl ſich von der Unfähigkeit des Mannes überzeugen können und Alles, was er ſpäterhin von demſelben hörte, beſtätigte ihn in dieſer Anſicht. Er konnte alſo nicht wünſchen, unter dieſem Manne zu dienen. Und ſo mögen ſeine Antworten auf die ihm gemachten Anträge mit dazu beigetragen haben, daß die Lakedämonier beſchloſſen, den Thimbron abzuſetzen und an ſeiner Statt den Derkyllidas nach Aſien zu ſenden, einen Mann, 64.
welcher ſich durch ſeine Schlauheit und Gewandtheit den Kriegsnamen Syſiphos verdient hatte. Dieſer Beſchluß kam nun noch im Herbſte 399 zur Ausführung und mit dem Derkyllidas ging aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Xenophon wieder nach Aſien.

64) Xen. Hell. III, 1. vgl. Hell. III, 2, 7 u. Grote History of Greece IX, p. 241.

In seiner griechischen Geschichte stellt dieser den Derkyllidas sehr hoch, er erzählt außerdem eine Menge Einzelheiten aus dessen asiatischen Feldzügen, welche verrathen, daß er als Augenzeuge spreche und es wird mit Recht vermuthet, daß der Führer der Zehntausend, welcher in den hellenischen Geschichten einmal ohne Hinzusetzung des Namens genannt wird, eben Xenophon selbst sei.

Dienst Xenophons unter Derkyllidas und Agesilaos; Verbannung und Exil.

Derkyllidas trieb in Asien die Perser dermaßen in die Enge, daß diese darauf sannen, den Lakedämoniern eine Diversion zu machen und sie durch einen nach größtem Maßstabe geführten Seekrieg zu beschäftigen. Als die Nachricht von den Rüstungen
65. zu diesem nach Sparta kam, erbot sich der König Agesilaos, angeregt von Lysander, erfüllt aber auch von den Ideen, welche immer mehr an Tiefe und Breite in Griechenland gewannen, die Perserherrschaft an ihrer Wurzel anzugreifen, mit 30 Spartiaten, 2000 Neuburgern und 6000 Hopliten der verbündeten peloponnesischen Städte nach Asien überzusetzen. Agesilaos kam im Jahre 396 nach Asien und übernahm hier an des Derkyllidas Statt den Oberbefehl. Sobald er sich, da er es durch Waffenstillstand nicht konnte, durch einen glücklichen Ausschlag gegen Tissaphernes und Pharnabazos Ruhe verschafft hatte, ging der Spartiatenkönig daran, auf dem Waffenplatz Ephesos ein mächtiges Heer für einen weitergehenden Kriegszug zu organisiren, namentlich sich auch ein beträchtliches Reiterkorps zu bilden. Glücklich führte er den Krieg gegen die persischen Satrapen bis zum Jahre 394 und machte ansehnliche Fortschritte in Kleinasien. In welcher Stellung Xenophon unter Agesilaos gedient habe, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen; man weiß

65) Xen. Hell. III, 4. Xen. Ages. I, 7.

nur, daß der König im Jahre 395 dem Spartiaten Herippidas den Befehl über die Reste der Zehntausend übertrug. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Xenophon der nicht genannte Oberst sei, welcher neben dem Spartiaten Xenokles das Kommando der Reiterei erhielt, da Xenophon für diese Waffe eine große Vorliebe, da er außerdem eine genaue Kenntniß der persischen Reiterei und ihrer Fechtweise hatte und wohl mehr als irgend einer im Stande war, diese für den Beginn der weiteren Operationen so wichtige neue Organisation zu leiten. Es ist aber nicht nothwendig, daß er dieses Kommando beständig behalten habe, er mag, als die Organisation weit genug vorgeschritten war, in die Stellung eines Generaladjutanten des Agesilaos zurückgetreten sein.

Da nichts Näheres darüber bekannt ist, wo und wie im Einzelnen Xenophon an den asiatischen Kriegen des Derkyllidas und Agesilaos theilnahm, also aus denselben auch nichts für die Charakteristik unseres Helden gewonnen werden kann, so unterlassen wir es, sie hier zu erzählen, und gehen zu der Katastrophe über, welche Xenophon seines Vaterlandes beraubte.

In dem ganzen europäischen Griechenland hatte sich die Mißstimmung gegen die übermüthige Herrschaft Lakedämons von 66. Jahr zu Jahr gesteigert und das Geld des bedrängten Persiens wirkte mit, sie zum offenen Ausbruch zu bringen. In einem Streite, der im Jahre 395 zwischen den Phokeern und Lokrern ausbrach, nahmen die Lakedämonier die Partei der ersteren, die Böoter aber die der letzteren. Die Böoter verbündeten sich mit Athen, Argos und Korinth gegen Lakedämon; dieses stellte zwei Heere gegen die Böoter in's Feld, das eine unter Lysandros, das andere unter Pausanias. Jenes ward bei Haliartos von den Böotern und ihren Verbündeten entschieden geschlagen, Lysander selbst blieb auf der Wahlstatt, und Pausanias wagte es nicht, allein etwas zu unternehmen; er trat

66) Xen. Hell. III, 5.

den Rückzug an. Dieſe Ereigniſſe verbreiteten in Sparta ſolche
67. Beſtürzung, daß man dem Ageſilaos Befehl zuſendete, nur ſoviel Truppen in Aſien zurückzulaſſen, als zur Fortführung der Defenſive unerläßlich nothwendig wären, mit allen verfügbaren Truppen aber ſchleunigſt nach Europa überzugehen und ſie nach Hellas zu führen. In ſeinen ſiegreichen Unternehmungen ſo aufgehalten, ging Ageſilaos nach Europa über und rückte durch Thrakien, Makedonien und Theſſalien. Während deſſen gewann der flüchtige Athener Konon mit einer phönikiſch-perſiſchen Flotte den Seeſieg von Knidos über die Lakedämonier, wogegen die Landmacht der letztern bei Korinth die Armee der Böoter und ihrer Verbündeten ſchlug und ſie zum Rückzuge über den Iſthmos zwang. Die Verbündeten nahmen nun Stellung in Böotien, und hier griff der unterdeſſen herangerückte Ageſi-
68. laos ſie im Auguſt 394 bei Koroneia an. Auf dem Schlachtfelde ſiegreich, verfolgte doch Ageſilaos, ſelbſt verwundet, ſeinen Sieg nicht und der fortdauernde Krieg nahm überhaupt einen ziemlich ſchläfrigen Charakter an.

Mit dem Heere des Ageſilaos war aber auch unſer Xenophon nach Europa hinübergekommen und hatte an der Seite des königlichen Freundes bei Koroneia mit gegen ſeine Landsleute gefochten. Bei ſeinen Anſichten von der Freundſchaft und den Verpflichtungen, welche ſie auferlegt, wie wir ſie aus der bisherigen Erzählung mehrfach kennen gelernt haben und bei ſeiner Verehrung für den Ageſilaos, die aus den helleniſchen Geſchichten ebenſo klar hervorgeht als aus der Apologie des Königs, können wir es leicht erklärlich finden, daß er die Treue gegen den perſönlichen Freund über die Anhänglichkeit an das Vaterland ſetzte, in welchem er überdieß manches Bittere erfahren hatte, und deſſen gegenwärtige politiſche Inſtitutionen ihm zuwider waren.

---

67) Xen. Hell. IV, 1. Xen. Ages. I, 36. 68) Xen. Hell. IV, 3. Xen. Ages. II, 9 ffg.

Anders aber mußten die Athener die Sache anſehen und 69.
wahrſcheinlich ſchon vor der Schlacht von Koroneia, als er nur
überhaupt mit Ageſilaos nach Europa hinüberkam, um gegen
das mit Böotien verbündete Athen zu fechten, erließen ſie auf
den Antrag des Eubulos ein Verbannungsurtheil gegen ihn,
als einen Freund Lakedämons und weil er gegen den jetzt mit
Athen verbündeten Perſerkönig gefochten habe.

Xenophon war ſomit nach der Schlacht von Koroneia heimath-
los; aber die Lakedämonier, um derentwillen er dieſes Unglück
ſich zugezogen, gaben ihm auf Betreiben des Ageſilaos eine neue
Heimath. Sie ſchenkten ihm auf dem Gebiete, welches ſie im 70.
Jahre 400 den Eleern entriſſen hatten, zu Skillus, am Fuße
des Berges Pholoe und unweit Olympia, ein ſchönes Landgut
und reiche Freunde verſahen ihn hier mit Sclaven, Vieh und
dem ganzen Inventar zur Bewirthſchaftung des Gutes.

Als die Zehntauſend auf der Rückkehr aus Inneraſien zu 71.
Keraſus die Gefangenen zu Gelde gemacht hatten, erhielt auch
Xenophon ſeinen Theil; gemäß ſeinem Gelübde am großen Zab
weihte er davon eine Gabe dem delphiſchen Apoll in ſeinem
eignen und dem Namen des Prorenos; eine andere aber für
die Artemis behielt er zurück, wahrſcheinlich weil er das Geld
für ſich ſelbſt ſehr nothwendig brauchte. Erſt als er bei beſſeren
Vermögensumſtänden mit Ageſilaos von Kleinaſien nach Eu-
ropa zog, legte er das der Artemis beſtimmte Weihegeſchenk in
deren Tempel zu Epheſos unter der Hut des Prieſters Mega-
byzos nieder mit der näheren Beſtimmung, wenn er in dem
bevorſtehenden Kampfe fiele, möge Megabyzos das Geld zur
Herſtellung eines Tempelſchmuckes verwenden, wenn er aber
davonkomme, ſolle Megabyzos ihm das Geld zurückſtellen.

69) Grote, history of Greece, IX. p. 242, vgl. Xen. Anab. V, 3, 7; vgl. Diog. Laert. Edit. Thieme cap. 7, und Krüger, de Xenoph. vita p. 20 ffg. 70) Diog. Laert. Edit. Thieme c. 9. vgl. Grote IX. p. 243. Xen. Anab. V, 3; Krüger p. 23 ffg. 71) Xen. Anab. V, 3.

Als Xenophon nun, dem Tode bei Koroneia entgangen, bereits auf Skillus saß, kam Megabyzos zum Besuche herüber, und brachte zugleich das Geld. Xenophon aber verwendete es, um davon der Artemis ein Stück Land zu kaufen, welches von einem fisch- und muschelreichen Bache, gleichen Namens mit demjenigen, welcher das ephesische Tempelland bewässert, Sellenus, durchflossen, zum Theil mit dichtem wildreichem Holze bedeckt ist. Hier baute er der Göttin einen Tempel und weihte den Zehnten vom Ertrage des Landes zu Opfern; seinen Nachbarn ringsum gab er völlige Jagdfreiheit in dem Tempelholz, welche zur Veranstaltung von Festlichkeiten Anlaß und zu ihrer Erhöhung die Materialien lieferte. Der Tempel selbst wurde im Kleinen nach dem Muster des ephesischen erbaut, neben ihm ward eine Säule errichtet mit der Inschrift: „Heiliger Grund der Artemis; sein Eigenthümer oder Besitzer, wer er auch sei in alle Zukunft, weihe jährlich der Gottheit den Zehnten und erhalte von dem Uebrigen den Tempel. Wer es versäumt, fürchte die Rache der Göttin."

In Kleinasien hatte Xenophon zum zweiten Mal geheirathet
72. und die schöne Jonierin Philesia heimgeführt, mit dieser auch schon zwei Söhne, den Gryllos und Diodoros, späterhin die Dioskuren zubenannt, erzeugt. Diese kleine Familie ließ er nun nach Europa herüberkommen, die Söhne aber sendete er vorerst nach Sparta, um sie dort erziehen zu lassen und rief sie erst, als sie herangewachsen waren, zu sich, damit sie die Freuden des Landlebens und der Jagd, denen er sich neben der Beschäftigung mit den Wissenschaften mit Vorliebe hingab, mit ihm theilten.

Aussöhnung mit Athen; Ende.

Es waren glückliche Verhältnisse, in denen Xenophon zu Skillus lange Jahre lebte; das Einzige, was ihm zu wünschen

72) Diog. Laert. cap. 9, vgl. Krüger p. 19. 20.

blieb, war die Aussöhnung mit der Vaterstadt, wenn er sie auch nicht zu benutzen gedachte, um dort zu wohnen. Auch diese Aussöhnung sollte ihm kommen, aber erst nach anderen Unglücksfällen und in deren Gefolge.

Nachdem von 394 ab bis 371 der Kampf zwischen den feindlichen Mächten Griechenlands mit kurzer Unterbrechung, aber mit geringem Feuer und ohne wesentliche Erfolge auf der einen oder der andern Seite geglimmt hatte, flackerte er plötzlich im letztern Jahre mit heller Flamme auf. Der große Thebäer Epaminondas gewann den entscheidenden Sieg von Leuktra 73.
über die Lakedämonier und er verfolgte ihn; schon im Winter nach der Schlacht brach er in den Peloponnes ein und ward hier von vielen Städten und Staaten, auf denen der Druck des herrschenden Sparta immer schwerer lastete, als ein Retter mit Jubel begrüßt. Auch die Eleer erhoben sich gegen Lakedämon, 74.
um diesem zu entreißen, was es vor 30 Jahren genommen. Da mußte der Freund Lakedämons von seinem friedlichen Landsitze fliehen. Seine Söhne begaben sich nach Lepreon, Xenophon zuerst nach Elis, dann von dort aus gleichfalls nach Lepreon; vereint mit ihnen aber nach Korinth, wo er nun seinen Wohnsitz nahm.

Aber dieselben Ereignisse, welche so störend in sein Privatleben eingriffen, näherten Sparta und Athen einander, welches von einem übermächtigen Wachsen Thebens keine Vortheile für sich erwarten konnte. Obgleich die Verbindung der beiden griechischen Großmächte, welche sich im peloponnesischen Kriege auf Tod und Leben bekämpft hatten, anfangs nur eine laue war, knüpfte sie sich doch allmälig inniger, und Xenophon konnte jetzt gar keinen Anstand mehr nehmen, wenn er selbst auch nicht dorthin zurückkehren durfte, wenigstens seine Söhne nach der Vaterstadt zurückzusenden. Dies that er denn auch. Gryllos 75.

---

73) Xen. Hell. VI, 4. 74) Hell. VI, 5 vgl. III, 2. Diog. Laert. cap. 11. Krüger p. 26 ffg. 75) Diog. Laert. cap. 12.

und Diodoros traten darauf in die atheniſche Reiterei ein, in welcher auch ihr Vater ſeine militäriſche Laufbahn begonnen hatte.

Dieſe Annäherung, zuſammengenommen mit den ganz veränderten politiſchen Verhältniſſen hatte zur Folge, daß die Athe-
76. ner das Verbannungsurtheil gegen Xenophon, wahrſcheinlich im Jahre 369, zurücknahmen. Er konnte alſo frei nach Athen zurückkehren und machte auch von dieſer Freiheit Gebrauch, obgleich er, um möglichſt wenig Anlaß zu neuen Verdächtigungen und Anfeindungen zu geben, ſich nur zeitweiſe in der Vaterſtadt
77. aufhielt und ſeinen eigentlichen Wohnſitz in Korinth behielt, wo er auch ſtarb.

78. Er überlebte ſeinen älteſten Sohn Gryllos, welcher ſich nebſt dem Bruder Diodoros bei der Reiterei befand, die Athen unter dem Hipparchen Kephiſodoros 362 den Lakedämoniern zu Hülfe ſendete. In dem Reitergefecht, welches der Schlacht von Mantineia voraufging, fiel Gryllos mit dem Ruhme eines tapfern, ſeines Vaters würdigen Streiters.

Als Xenophon die Nachricht vom Tode ſeines Sohnes erhielt, brachte er eben ein Opfer; er nahm den Kranz, mit dem er ſich zu Ehren der Gottheit geſchmückt hatte, vom Haupte, ſetzte ihn aber alsbald wieder auf, da der Bote hinzufügte, daß der Sohn als wackerer Soldat gefallen ſei. Ohne Thränen ſprach er gefaßt: ich wußte, daß er ſterblich ſei. Vielfach wurde der Tod des Gryllos zum Troſt und zur Freude des Vaters gefeiert.

Dieſer erreichte das hohe Alter von etwa neunzig Jahren; er ſtarb um 355.

79. Xenophon war ein Mann von imponirendem Aeußern, groß gewachſen, von feinem Anſtand, von regelmäßigen Zügen, mit

---

76) Krüger p. 27. 77) Diog. Laert. c. 17. 78) Diog. Laert. c. 13 ffg. Xen. Hell. VII, 5. 79) Vgl. hiezu auch beſonders: Chionis de conservato a Xenophonte Byzantio, Edit. Thiem. Vol. I. p. 12 ffg.

durchdringendem und doch freundlichem Auge. Er liebte den kriegerischen Schmuck, um den Eindruck seiner Persönlichkeit zu heben und beherrschte durch dieses äußere Auftreten, wie nicht minder durch die militärische Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote stand und von welcher wir in der vorigen Erzählung manche Probe gegeben haben, die Geister seiner Soldaten. Für metaphysische Speculationen ebensowenig organisirt als für die richtige Schätzung der ungebundenen Entwicklung eines freien Volkslebens, wußte er doch mit scharfem Blicke praktische und materielle Verhältnisse zu erkennen und in dringenden und gefährlichen Lagen stets das Rechte zu wählen, in schwierigen mehr für andere, als für sich selbst einen Ausweg zu finden. Ohne Eigennutz, wenn auch ohne Verachtung für Glücksgüter, war er ein so treuer Freund und von solcher Anhänglichkeit gegen Dasjenige, was er einmal für gut erkannt hatte, daß er darüber sogar ein schlechter Bürger oder wenigstens ein schlechter Patriot zu werden vermochte und sich dadurch vielfach über die Wahrheit verblenden ließ. Alle seine Eigenschaften waren geeignet, ihm treue Freunde und Anhänger zu erwerben, und er hat deren bis an das Ende seines Lebens gehabt. Seine Frömmigkeit gab ihm einen festen Halt in den schwierigsten Lagen, verhinderte ihn aber freilich nicht, die Wahrheit zu verkennen oder zu verbergen, wo dieselbe mit seinen Sympathieen in Widerspruch gerieth.

Xenophon als Schriftsteller.

Wenn wir von Xenophon weiter nichts wüßten, als daß er den Rückzug der Zehntausend aus Innerasien geleitet, und wie er ihn geleitet, so würde er dadurch schon sich einen Anspruch darauf erworben haben, unter die Zahl der großen Soldaten gerechnet zu werden, welche, wenn sie nicht die erste Stelle bekleideten, doch würdig waren, dieselbe einzunehmen, weil fähig, sie auszufüllen. Aber seine zahlreichen Schriften haben ihm außerdem eine unvergängliche Erinnerung gesichert. Die meisten

derſelben hat er, wie man vermuthen darf, erſt nach ſeiner Vertreibung aus dem glücklichen Skillus, wenn nicht ausgearbeitet, doch vollendet.

Seine Schriften ſind: die Anabaſis oder die Geſchichte der Schickſale der Zehntauſend, welche uns für die wichtigſte Periode ſeines Lebens in der vorhergehenden Erzählung zum Führer gedient hat und deren Abfaſſung er ſelbſt in ſeinen helleniſchen
80. Geſchichten dem Themiſtogenes zuſchreibt, obgleich nach vielen übereinſtimmenden Zeugniſſen kein Zweifel darüber ſein kann, daß er ſelbſt ihr Verfaſſer ſei, — ferner die Lehr- und Meiſterjahre des Kyros (Kyrupädie), die Denkwürdigkeiten des Sokrates, deſſen Vertheidigung, die Apologie des Ageſilaos, die helleniſchen Geſchichten, die einzige gleichzeitige Quelle über den Zeitraum von 411 bis 362, welche bis auf uns gekommen iſt, die Tractate über die Reitkunſt, das Amt des Reiteroberſten, die Haushaltung, die Jagd, die Zölle, die Herrſchaft des Tyrannen, den Staat der Lakedämonier und der Athenienſer, endlich das Gaſtmahl (Sympoſion).

Militäriſch wichtig ſind vorzugsweiſe neben der rein erzählenden Anabaſis die Kyrupädie und die Tractate über die Reitkunſt und das Amt des Reiteroberſten, alle drei didaktiſche Schriften.

Die Kyrupädie, welche ſchwerlich früher als im Jahre 361 abgeſchloſſen ſein kann, iſt ein Tractat über die Politik in Form eines Romans. Vielleicht das letzte Werk Xenophons und zugleich die Eſſenz der Anſichten, zu welchen er im Laufe ſeines langen Lebens gekommen war. Wenn man auch heute noch bisweilen auf Schriftſteller und namentlich auf militäriſche trifft, welche die Kyrupädie als wirkliche Geſchichte und die Thaten des xenophontiſchen Kyros als die wirklichen Thaten des ältern Kyros betrachten, ſo ſind doch die Kundigen längſt darüber

80) Xen. Hell. III, 1.

einverſtanden, daß man es hier lediglich mit einem Roman zu thun habe, und um ein Kundiger in dieſer Beziehung zu ſein, bedarf es in der That keines Weiteren, als einer nur oberflächlichen Kenntniß der wirklichen Geſchichte und einer aufmerkſamen Lectüre der Kyrupädie. Wir haben ſie oben eine militäriſch wichtige Schrift und gleich darauf einen Tractat über die Politik genannt. Den Leuten von heute wird es faſt wie ein Widerſpruch vorkommen, denn ſie verwundern ſich halb todt, wenn ein tüchtiger General zum Geſandten ernannt wird, finden es dagegen ganz in der Ordnung, wenn dieſe Stelle einem Menſchen anvertraut wird, der eine ſogenannte diplomatiſche Carrière gemacht, das heißt als Geſandtſchafts-attaché oder Legationsſecretär Jahre lang Glacéhandſchuhe getragen hat, in den verſchiedenen Hauptſtädten Europa's auf dem Strich umhergezogen iſt, in den Salons auf Albernheiten gehorcht und über Albernheiten alberne Berichte abgeſtattet hat, oder auch einem Käſekrämer, der in legislativen Verſammlungen den Verhältniſſen Rechnung getragen, bei Schützenfeſten ſchöne Reden gehalten und ſich beſcheiden gerühmt hat, daß er von militäriſchen Verhältniſſen gar nichts verſtehe. Aber nach den Begriffen der Alten war der Krieg der Grundpfeiler der Politik, weil er immer und in allen politiſchen Fragen das letzte Wort zu reden hat, weil durch ihn allein den Staaten die unentbehrlichen Lebensbaſen verſchafft und erhalten werden können; nach den Begriffen der Alten daher, welche wohl die richtigen ſein werden, weil auch die Neueren, wie jeder es weiß, von Zeit zu Zeit wieder mit der Naſe darauf geſtoßen werden, iſt ein politiſcher Tractat, weſentlich ein militäriſcher Tractat, und ſo hebt ſich der anſcheinende Widerſpruch in unſern Behauptungen auf die einfachſte Weiſe.

Xenophons Buch iſt ein Lehrbuch der Feldherrnkunſt; daß dieſes in Form eines Romanes abgefaßt ſei, wird denjenigen wenig verwundern können, welcher da weiß, daß noch in heutiger Zeit viele Leute exiſtiren, welche da behaupten, daß

eine Lehre der Feldherrnkunſt abſolut unmöglich ſei, welcher da weiß, wie ſehr der geiſtreiche Clauſewitz ſich gequält hat, die moraliſchen Elemente in die Lehre einzuzwängen, zu welchen Weitläufigkeiten und nichtsſagenden Wiederholungen er dadurch gezwungen ward, und daß noch 1665, n. Chr., alſo 2000 Jahre nach Xenophon der Spanier Santa Cruz de Marzenado in ſeinen „**reflexiones militares**“ ganz denſelben Weg glaubte einſchlagen zu müſſen, um eine Lehre der Feldherrnkunſt zu geben, welchen Xenophon gewählt hatte.

Der Held des Romanes heißt Kyros und iſt ein perſiſcher Prinz; wenn es nun auch nicht ſchadet, daß man dabei an den älteren Kyros denke, ſo iſt doch dieſe Perſönlichkeit, welche hier als Modell aufgeſtellt wird, in der That aus allen möglichen einzelnen Zügen zuſammengeſetzt, welche Xenophon an ſeinen Freunden und Vorbildern, wie Sokrates, Klearchos, Ageſilaos, zu bewundern liebte und welche er in ſich ſelbſt zu vereinigen ſtrebte. Xenophon läßt ſeinen Roman in Aſien und von Aſiaten abſpielen; er that dies offenbar nur, um Muſterverhältniſſe deſto unbefangener vorführen zu können und den Leſer nicht beſtändig dadurch zu ſtören, daß er Verhältniſſe auf einem andern Schauplatz, der dieſem genau bekannt war, ganz anders darſtellte, als ſie in Wirklichkeit waren. Daß man ſich aus der Kyrupädie keine hiſtoriſche Vorſtellung von perſiſcher Bewaffnung und ſo weiter darf holen wollen, iſt alſo an ſich klar. Das Weſen der Einrichtungen, welche Xenophon hier als Modelle vorführt, iſt durchweg das lakedämoniſche, nur mit der Freiheit behandelt, welche die Form des Romanes geſtaltet.

Nach dieſen Vorbemerkungen möge es uns nun geſtattet ſein, hier eine kurze Ueberſicht des Inhaltes der Kyrupädie zu geben, welche beweiſen wird, mit wie großem Rechte wir ſie ein Lehrbuch der Feldherrnkunſt genannt haben.

Der Xenophontiſche Kyros iſt der Sohn des Kambyſes und Enkel des Aſtyages; in der Entwicklung ſeiner Jugendgeſchichte werden uns die Grundſätze für die Erziehung zum Krieger

und Staatsmann, zum Feldherrn und Herrscher vorgeführt. Als die Erziehung vollendet ist, schickt Kambyses den Kyros an der Spitze eines Corps von 31000 Persern dem medischen König Kyaxares zu Hülfe, dabei kommt die Organisation des Heeres und es kommen die nothwendigen Eigenschaften eines Soldaten zur Sprache. Darauf reist Kyros dem Corps vorauf mit seinem Vater Kambyses nach Medien, um sich im Voraus über die allgemeinen Verhältnisse aufzuklären. Die Gespräche, welche Vater und Sohn unterwegs mit einander führen, geben eine allgemeine Einleitung in das System der Feldherrnkunst.

Donner und Blitz, von den Göttern bei Beginn der Reise als ein günstiges Zeichen gesendet, geben dem Vater Gelegenheit, den Sohn daran zu erinnern, daß er selbst die Götterzeichen zu deuten verstehe und in dieser Beziehung nicht von den Zeichendeutern abhängig sei. Im weitern Verlaufe ruft sich dann Kyros in's Gedächtniß zurück, daß ihm gelehrt sei, man dürfe die Götter nur um das bitten, was man gelernt habe, um Rettung aus schwierigen Lagen nur, wenn man Vorsicht gelernt, um den Sieg im Reitergefecht, nur wenn man reiten könne. Hier wird also von vornherein gesagt, daß zum kriegerischen Erfolge zweierlei gehöre: der Beistand der Götter, das Glück, die Zusage von oben und die persönliche Tüchtigkeit und Kenntniß; weder das eine noch das andere genügen allein. Kambyses führt nun das Gespräch auf die Bedürftigkeit eines Heeres; der Feldherr habe nicht blos mit Menschen, sondern auch mit einer Menge todter Gegenstände zu thun. Und da Kyros hierauf erwiedert: Kyaxares der Mederkönig habe ja versprochen, alle Bedürfnisse für das Heer zu liefern, wirft der Vater ein, Kyros verlasse sich mit Unrecht darauf, er rechne hier mit einer unbekannten Größe, wo das gar nicht nothwendig sei; indessen gebe die kriegerische Macht selbst die Mittel zur Beschaffung der Heeresbedürfnisse, der Sieg auch die Mittel zu leben. Kyros solle aber nie

mit deren Beſchaffung bis auf den Augenblick warten, wo er ſie brauche, ſondern im größten Ueberfluß ſtets an die Tage der Noth denken. Man erlange am leichteſten etwas, wenn man nichts brauche, erwerbe ſich durch ſtete Fürſorge die Anhänglichkeit der Soldaten und könne ſicherer in jeder Lage auftreten. Hier werden alſo die Grundprincipien für die Heeresverpflegung entwickelt. Als Kyros einſt von ſeinem Vater Geld verlangte, um ſeinen Lehrer in der Feldherrnkunſt zu bezahlen, hatte Kambyſes gefragt, ob ihm dieſer Lehrer auch die nothwendige Kenntniß von der Verwaltung eines Heeres, vom Geſundheitsdienſt, von der Ausbildung der Soldaten zu Kraft, Geſchick und Zucht beigebracht habe. Kyros mußte darauf antworten, er habe lediglich die Taktik gelernt, ſuchte ſich aber auf die Bemerkung des Vaters, daß dieſe nur einen kleinen Theil der Feldherrnkunſt ausmache, auch in den übrigen Zweigen der letzteren zu unterrichten und glaubte nun, auch davon etwas zu verſtehen. So habe er berechnet, daß Alles, was Kyaxares für die Armee zu liefern verſprochen, für deren Bedürfniſſe reichen werde; auch für Aerzte habe er geſorgt. Darauf Kambyſes: Vor allen Dingen müſſe man ſorgen, daß die Soldaten nicht krank würden, daher für geſunde Lagerplätze und Quartiere, für ein mäßiges Leben, für beſtändige Beſchäftigung der Truppen, auch in den Ruhepauſen des Krieges durch Leibesübungen aller Art. Kyros äußerte hiebei ſeine Abſicht, für diejenigen, welche ſich bei den Uebungen auszeichnen würden, Preiſe auszuſetzen (gerade wie es Ageſilaos zu Epheſos gethan), und Kambyſes billigt dieſe Idee, indem er hinzufügt, Kyros werde in Folge des hiedurch angeregten Wettſtreites ſeine Schaaren ihre Pflicht, wie die Chöre in der Tragödie thun ſehen. Die Unterhaltung geht nun auf die Mittel über, ſich den Gehorſam der Soldaten zu erhalten. Allerdings würde man die Soldaten bereitwilliger zur Thätigkeit machen, wenn man ihnen Hoffnungen erwecke, aber man müſſe hiebei ſtets mit Vorſicht verfahren und ſich wohl hüten,

öfters Hoffnungen zu erwecken, welche ſpäterhin nicht erfüllt würden. Strafe und Tadel für die Ungehorſamen genüge nicht, die Disciplin zu erhalten. Der freie Gehorſam ſei unter allen Umſtänden dem Zwangsgehorſam vorzuziehen und jenen erſtern würden die Soldaten nur leiſten, wenn ſie ihren Führer für klüger und geſchickter hielten, als ſich ſelbſt. Um aber dafür gehalten zu werden, müſſe der Führer es auch ſein und namentlich auch auszuführen verſtehen, was er für zweckmäßig erkannt habe; außerdem feſſelt der Führer die Truppen an ſich und leitet ſie zum freien Gehorſam, wenn er ſich ihre Liebe erwirbt, indem er ihnen Gutes thut, ſo viel er kann und wo er nicht mit der That zu helfen vermag, doch mit dem Soldaten Freude und Leid herzlich theilt, ſich keiner Strapatze entzieht, die zu ertragen dem Führer leichter ſein muß, als dem gemeinen Soldaten, da auf jenen alle Ehre tapferer Thaten kommt und da er weiß, daß nichts, was er thut, verborgen und unbekannt bleibt.

Wenn nun, fragt Kyros, das Heer mit Allem wohl verſehen und in jeder Beziehung tüchtig ausgebildet iſt, ſoll man dann nicht ſo bald als möglich zum Gefecht zu kommen ſuchen? — Nein! nur wenn ein Vortheil dabei zu erhalten iſt, in jedem anderen Fall ſoll man das Heer, je beſſer es iſt, deſto ſorgſamer ſchonen. — Wie iſt aber ein Vortheil zu erhalten? — Wer das will, der muß hinterliſtig, verſteckt, ſchlau, ein Betrüger, ein Dieb, ein Räuber, in allen Dingen ein Uebervortheiler des Feindes ſein; jede Liſt, welche Kyros auf der Jagd geübt und gelernt, ſoll er auch gegen ſeine jetzigen Feinde in größerem Maßſtabe verſuchen. Er ſoll mit geordneten Schaaren noch nicht geordnete, mit gerüſteten ungerüſtete, mit wachen ſchlafende, mit unſichtbaren ſichtbare, in vortheilhafter Lage ſolche angreifen, die ſich in ungünſtiger Stellung befinden. Der Feind muß ſchlafen, eſſen, Bedürfniſſe beitreiben, alle vorhandenen Wege benutzen; er iſt alſo nicht immer, nicht überall, nicht zu jeder Stunde in Verfaſſung zu kämpfen und man kann

dieſe Momente der Nichtbereitſchaft benutzen. Aber freilich nimmt ſich der Feind in der Regel gerade während ihrer in Acht und ordnet ſeinen Sicherheitsdienſt darnach. Es wird daher darauf ankommen, um ihn zu übervortheilen, ihn in Sicherheit einzuwiegen, ihn durch verſtellten Rückzug in ungünſtige Stellungen zu locken u. ſ. w. Oft gebrauchte Kriegsliſten verlieren aber nothwendig allen Werth und man muß beſtändig auf Neues ſinnen, um aus der Kraft, welche in der Ueberraſchung liegt, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Gilt es endlich in offener Feldſchlacht unter ungefähr gleichen Verhältniſſen dem Feind zu begegnen, ſo wird eine gute Vorbereitung des Heeres ſich tauſendfältig verwerthen. Kambyſes gibt hierauf noch eine kurze Ueberſicht der einzelnen kriegeriſchen Aufgaben, mit denen der Feldherr es in der Ausführung zu thun hat: die Aufſtellung der Truppen zum Gefecht; der Marſch bei Tag und bei Nacht, auf engen Wegen, auf offenem Feld, durchs Gebirge oder die Ebene, die Lagerung, der Vorpoſtendienſt bei Tag und Nacht, der Vormarſch gegen den Feind und der Rückzug, Vorbeimarſch bei einem vom Feinde beſetzten Ort, Vorrücken gegen dieſen und Rückzug, Uebergang über Flüſſe und Schluchten, Deckung gegen feindliche Reiterei und Schützen, Aufmarſch aus der Kolonne nach vorwärts oder Entwicklung einer Front nach der Flanke, Erkennen der Abſicht des Feindes und Verbergen der eignen. Auf alle dieſe einzelnen Gegenſtände tritt hier Kambyſes nicht näher ein, mit dem Vorgeben, daß Kyros dieß Alles ſchon früher gehört habe, in der That, weil Xenophon ſich vorbehalten hat, dieſe Dinge im Fortgange ſeines Romans oder ſeiner Lehre, jedes für ſich näher abzuhandeln. Mit dem Rathe des Kambyſes, nichts gegen den Willen der Götter und ihre Zeichen zu unternehmen, ſchließt das erſte Buch der Kyrupädie, welches als eine allgemeine Einleitung in die Feldherrnkunſt betrachtet werden kann.

Im zweiten Buche finden wir nun den Kyros mit dem perſiſchen Hülfscorps beim Kyaxares. Die verbündeten Meder

und Perſer können im günſtigſten Falle etwa 130,000 Mann in's Feld ſtellen, während der zu bekämpfende Feind, die Aſſyrer, über die doppelte Zahl verfügt. Um das Gleichgewicht herzuſtellen, kommt Kyros, der nur tauſend Edle mit Schütz- und Handwaffen und 30,000 leichtbewaffnete Schützen mitgebracht hat, auf die Idee, auch dieſe letzteren mit Nahwaffen auszurüſten und führt dies alsbald aus. Es tritt hier der Gedanke in aller Klarheit hervor, welchen Xenophon ſo oft wiederholt, daß ein tapferes Draufgehen einer Minderzahl nothwendig die Uebermacht unwirkſam machen muß, wo dieſe ſich nur auf den Fernkampf legen will. In Erwartung des Feindes ordnet Kyros das Verpflegungsweſen und ſtellt in ſeinem Lager taktiſche Uebungen an, bei denen er den Wetteifer zu ſpornen und richtige Anſichten über den Werth der Waffen und die Erkenntniß der Ueberlegenheit der Handwaffen zu verbreiten ſucht. Unterdeſſen erſcheint am Hofe des Kyaxares eine Geſandtſchaft des Königs der Inder, welcher nach der Urſache des Streites fragen läßt, um ſich danach für die Wahl ſeiner Partei entſcheiden zu können. Kyaxares läßt den Kyros rufen, welcher eben beim Exerciren begriffen, in aller Geſchwindigkeit mit dem ganzen Hülfsheer vor dem Palaſte erſcheint, um den Indern zu imponiren, und ſich vor dieſen nun auch ferner als einen gewiegten Staatsmann zeigt. Denn während Kyaxares den Geſandten nur ſagt, daß er die Aſſyrer in nichts beleidigt habe, fügt Kyros ſogleich hinzu, daß man bereit ſei, den Inderkönig als Schiedsrichter im Streite anzuerkennen, offenbar in der Abſicht, deſſen Neutralität unmöglich zu machen, und in der ſichern Erwartung, ihn für die Parteinahme zu Gunſten der Meder und Perſer zu beſtimmen.

Die Armenier, ein Vaſallenſtaat Mediens, haben weder Tribut, noch ihr Contingent zur Armee geſendet; da nun der Angriff der Aſſyrer noch nicht zu erwarten iſt, wird vorerſt gegen die Armenier eine Expedition beſchloſſen, um ſie zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Erzählung des Feldzuges gegen

die Armenier füllt das Ende des zweiten und den Anfang des dritten Buches.

Die Armenier ſollen überraſcht und ihre Aufmerkſamkeit durch eine großartige Demonſtration abgelenkt werden. Der Feldzugsplan iſt folgender: Kyaxares ſoll mit einem mediſchen Corps und einem ſtarken Proviantzug an die ſyriſche Grenze ziehen, wobei ausgeſprengt werde, daß er ſeine dortigen feſten Plätze verſtärken und verſorgen wolle; unterdeſſen marſchirt Kyros mit perſiſchem Fußvolk und einer kleinen Abtheilung mediſcher Reiter, die er ſich ohne alle Heimlichkeit von Kyaxares erbittet, angeblich um an der armeniſchen Grenze eine große Jagd zu halten, nach dieſer ab. Die Jagd ſoll dort wirklich beginnen, Kyaxares aber nun von ſeinen Truppen eine Abtheilung zur Verſtärkung des Kyros detaſchiren und, ſobald dieſe bei ihm eingetroffen iſt, will Kyros zu den Operationen gegen Armenien ſchreiten. Nach dieſem Plane wird wirklich gehandelt.

Sobald die Meder beim Kyros eintreffen, detachirt dieſer ein Corps unter Chryſanthas auf die Berge, wohin, wie er vermuthet, der armeniſche König ſich mit ſeiner Habe zurückziehen wird, wenn die Perſer angeſichts ſeiner Hauptſtadt erſcheinen; alſo auf die Rückzugsſtraße des Feindes, um dieſe zu verlegen. Am nächſten Morgen bricht er ſelbſt dann gegen die Hauptſtadt auf. Der ganze Plan gelingt vollkommen, der armeniſche König flüchtet mit Allem, was er Koſtbares hat, wird richtig abgefangen und unterwirft ſich; Kyros behandelt ihn milde. In einem Geſpräche, welches er mit dem armeniſchen Kronprinzen Tigranes führt und welches beſtimmt iſt, das Verfahren des Kyros zu motiviren, wird beſonderer Nachdruck auf das Verbergen der Abſicht und die Schnelligkeit des Handelns gelegt. Kyros erhält nun Tribut und die Hälfte der armeniſchen Heeresmacht zu ſeiner Verfügung. Um die wiederunterworfenen Armenier auch durch Vortheile, die er ihnen zuwendet, zu verpflichten, beſchließt er auf dem Schlüſſel des Landes, auf den Höhen, von denen die benachbarten Chaldäer

ihre Einfälle in das armeniſche Land zu machen pflegten, einen feſten Platz anzulegen. Er beſchließt zu dem Ende, die Chaldäer von dort zu vertreiben, und greift ſie mit den verbündeten Armeniern vereint an. Dabei wird Gelegenheit genommen, die Grundſätze für den Angriff auf eine Höhe zu entwickeln; wir werden lebhaft an den Kampf der Zehntauſend gegen die Kolchier erinnert; der Angriff erfolgt in Compagniecolonnen und die eine Hälfte der Armenier iſt in's erſte Treffen genommen, weil Kyros vermuthet, daß ſie nicht Stand halten und dadurch die Chaldäer ſicher machen und aus ihrem Vortheile locken werden; die Reiterei iſt in Reſerve.

Nach Wegnahme der Höhe und dem Siege über die Chaldäer ſöhnt Kyros dieſe mit den Armeniern aus und legt dann auf dem gewonnenen Punkte eine Feſte an, die er weder den Chaldäern noch den Armeniern übergibt, ſondern mit einer perſiſchen Garniſon belegt, angeblich um jeden Grund zu Hader zwiſchen jenen zu entfernen, in Wirklichkeit, um ſelbſt dieſer Lande ſicher zu ſein. Er kehrt darauf nach Medien zurück, wo er durch eine noble Freigebigkeit ſich die Herzen ſeiner Soldaten gewinnt.

Wenn Xenophon es nicht verſäumt, bei paſſenden Gelegenheiten auch Einzelheiten einzuflechten, wie z. B. den Höhenangriff, ſo iſt doch der Abſchnitt, deſſen Inhalt wir eben abgehandelt haben, wie man ſich leicht überzeugt, vorzugsweiſe beſtimmt, die Beziehungen zwiſchen Politik und Strategie und die allgemeine Lehre von den Operationen in's Licht zu ſetzen.

Unterdeſſen iſt es Zeit geworden, die Operationen gegen die Aſſyrer zu beginnen. Es fragt ſich, ob man ihren Angriff erwarten oder ſelbſt zum Angriffe auf ſie ſchreiten ſolle. Hier ſetzt Kyros dem Kyaxares die Vortheile der Offenſive auseinander, namentlich die bequemere Ernährung des eignen Heeres im fremden Lande und die Erhebung des Muthes der eignen Truppen. Die Offenſive wird dann auch beſchloſſen, der Marſch

der verbündeten Meder und Perſer über die aſſyriſche Grenze angetreten. Die feindlichen Heere nähern ſich endlich einander ſo weit, daß ein Zuſammenſtoß unvermeidlich erſcheint. Die Aſſyrer lagern im offenen Felde, aber in einem verſchanzten Lager, Meder und Perſer dagegen in einer verdeckten Stellung hinter Ortſchaften und Höhen. Kyaxares will den Feind ſofort angreifen, Kyros erklärt ſich aber dagegen und weist auf den Vortheil hin, welchen man durch die verdeckte Aufſtellung habe, da der Feind nichts von ihrem Heere wiſſe und ſich mit allerlei unwahren Vorſtellungen von demſelben plagen könne. Da indeſſen am nächſten Tage die Opferzeichen einen günſtigen Erfolg verſprechen und die Aſſyrer vor ihr Lager rücken, wird auch auf Seiten der Verbündeten die Schlacht beſchloſſen. Kyros macht ſowohl die Rottführer als die Rottſchließer auf ihre beſonderen Pflichten aufmerkſam. Kyaxares dringt auf ſchleunigen Angriff, ehe der Feind noch ſeinen Aufmarſch ganz vollendet habe; Kyros aber meint, man müſſe warten, um das Uebergewicht tüchtiger Bewaffnung und des höheren Muthes über die Mehrzahl klar beweiſen zu können; er hört indeſſen ankommende aſſyriſche Ueberläufer und fertigt die Mahnung des Chryſantas, die perſiſchen Truppen durch Anreden zu ermuntern, mit der Antwort ab, er verſpreche ſich nicht viel von der augenblicklichen Wirkung einer Rede, wenn die Truppen nicht ohnehin gut ſeien.

Als es nun zur Schlacht kommt, geht Kyros alsbald mit den Seinen zum Handgemenge über; der guten Disziplin der Perſer wird hier die ſchlechte Zucht bei den Aſſyrern entgegengeſtellt, deren Bogner viel zu früh zu ſchießen beginnen. Nach kurzem Kampfe werden die Aſſyrer in ihr Lager geworfen, welches ſie in der Nacht muthlos räumen.

Kyros ſtellt ſeinen Perſern vor, daß er aus Mangel an Reiterei den Feind nicht habe verfolgen können; er erhält auf ſeine Bitte vom Kyaxares freiwillige mediſche Reiter. Nun kommen Boten von den Hyrkaniern, welche einen Theil des aſſyriſchen

Heeres bilden, um zu unterhandeln: die Hyrkanier hätten bei den Gegnern die Nachhut und wären geneigt, zu den Persern überzugehen. Wie dies am besten bewerkstelligt werde, darüber trifft man ein Uebereinkommen, welches denn auch, als Kyros die Verfolgung beginnt, richtig eingehalten wird. Er beweist dabei den Hyrkaniern ein großes Vertrauen, welches jedoch nur auf der Grundlage vollen Selbstvertrauens beruht, folglich nichts mit Unvorsichtigkeit gemein hat.

Nach der Ankunft der Hyrkanier nimmt die Verfolgung einen entschiedenen Character an. Diese ziehen vorauf, um die Perser zu maskiren, die Reiterschwärmlinien werden durch geschlossene Reitertrupps unterstützt. Kyros selbst mit dem Fußvolk und einiger bei diesem zurückgelassenen Reiterei macht bei dem verlassenen Lager der Assyrer, als er dies erreicht, Halt, läßt dasselbe rings von Kavallerie umstellen, dann von den zurückgebliebenen Verwaltungsbeamten und Troßknechten des Feindes eine vortreffliche Mahlzeit bereiten, aber dieselbe nicht eher anrühren, als bis die Reiter von der Verfolgung zurückkehren, von welcher sie reiche Beute und viele Gefangene einbringen. Die Ueberlegung, daß an dem einträglichsten Theil des Kriegsgeschäftes auf diese Weise die Perser gar keinen Antheil nähmen, bringt Kyros auf die Idee, sich ein eigenes persisches Reitercorps zu bilden, indem er einen Theil seiner Mannschaft zu Pferde setzt. Diese persischen Reiter sollen aber Dragoner sein, ebenso geschickt, zu Fuß als zu Pferde zu kämpfen. Es wird sofort zu dieser neuen Organisation geschritten, und Xenophon läßt hier die Gelegenheit nicht vorbeigehen, über die Nothwendigkeit verschiedener Waffengattungen in einem Heere und über den Nutzen der Reiterei zu reden. Sämmtliche assyrische Gefangene, welche die streifende Reiterei einbringt, gibt Kyros frei, damit sie fortfahren, das Land zu bebauen, weil in einem unbebauten Lande ein Heer nicht leben kann; entwaffnet sie aber. Die Mahlzeit nimmt die zurückgekehrte Reiterei innerhalb des Lagers ein, die Perser thun es vor dem-

ſelben, um es ſo zugleich zu bewachen. Für die Nacht wird dann ein gehöriger Sicherheitsdienſt angeordnet.

In dieſem Abſchnitte haben wir einen ziemlich regelmäßigen Verlauf eines gewöhnlichen Feldzuges. Es tritt nun der Zeitpunkt ein, wo Kyros ſich vom Kyaxares zu emanzipiren und auf eigne Fauſt Unternehmungen zu machen gedenkt. Kyaxares, welcher im alten Lager zurückgeblieben war, während Kyros an die Verfolgung ging, iſt am nächſten Morgen verſtimmt darüber, daß dieſer ihm ſeine ganze mediſche Reiterei mitgenommen hat, und läßt ſie durch einen Abgeſandten zurückfordern. Kyros hat die mediſchen Reiter indeſſen bereits ſo für ſich eingenommen, daß ſie gern bei ihm bleiben. Er gewinnt auch den Boten und beſchließt, ſeinen Vater Kambyſes um weiteren perſiſchen Zuzug anzugehen, da die Gelegenheit zur Eroberung Aſiens die ſchönſte ſei; beim Kyaxares ſucht er ſich zu entſchuldigen und zu rechtfertigen und verſpricht, ihm den perſiſchen Zuzug, den er vom Kambyſes erwartet, vorläufig wenn erforderlich ſtatt der ihm entführten mediſchen Reiter überlaſſen zu wollen. Die Vertheilung der geſammten Beute überläßt Kyros den Bundesgenoſſen, um ſie deſto inniger an ſich zu feſſeln. Dann vollendet er die Bildung ſeiner perſiſchen Reiterei und gibt ihr ein gleich ſtarkes Corps von Fußgängern bei, welches ihr die Schilde für den Fall nachtragen ſoll, daß ſie zu Fuß kämpfen will.

Endlich erſcheint der aſſyriſche Satrape Gobryas, um ſeinen Uebertritt zu Kyros zu erklären und wird in Gnaden angenommen. Hier ſchließt das vierte Buch; das fünfte iſt insbeſondere der Lehre von den Märſchen gewidmet.

Nachdem Kyros die Meder und andern Bundestruppen überredet hat, auch ferner ſeine Unternehmungen zu theilen und ihm die bisherigen glücklichen Erfolge ausbeuten zu helfen, wird der Marſch nach einem feſten Platze angetreten, welchen Gobryas verſprochen hat zu übergeben. Der Marſch iſt ein gewöhnlicher am Tage. Der erreichte Platz wird mit allen Vorſichtsmaßregeln in Beſitz genommen. Kyros ſetzt nun den Marſch

fort und berath unterwegs mit dem Gobryas und dem Fürsten der Hyrkanier, was weiter zu thun sei. Er erfährt von diesen, daß der Assyrerkönig noch mehr Feinde habe, wie die Kadusier und Saker, welche sich gern mit den Persern verbinden würden, wenn sie nicht durch das assyrische Gebiet von ihnen noch getrennt wären. Ein assyrischer Satrap, der zum Abfall vom Reiche geneigt wäre, sei auch ein gewisser Gadatas. Um aber dessen Gebiet zu erreichen, müsse man grad bei der feindlichen Hauptstadt Babylon vorbeimarschiren. Gobryas erörtert hier die Schwierigkeiten eines Flankenmarsches. Kyros ist der Meinung, man solle direct auf Babylon losrücken, durch Kühnheit auf solche Weise die eigne Schwäche verdecken; überdies mache aber auch die Ueberlegenheit der Zahl wenig aus und die Verbündeten seien jedenfalls jetzt stärker, die Assyrer schwächer als bei dem ersten Zusammenstoß, bei welchem sie dennoch geschlagen wurden. Man marschirt nun auf Babylon los und bietet den Assyrern die Schlacht, welche diese aber nicht annehmen. Kyros zieht sich darauf von der Stadt zurück und durch Verabredungen mit dem Gadatas setzt er sich in den Besitz einer Grenzfestung, welche er den Hyrkaniern, Kadusiern und Sakern zu gemeinschaftlicher Besetzung übergibt. Er gewinnt dadurch auch diese Völkerschaften für sich und sie stellen ihm beträchtliche Kontingente.

Der assyrische König bedroht indessen, aufgebracht über den Verrath des Gadatas, dessen Land; Gadatas eilt dahin vorauf, um vorerst seine festen Plätze sicher zu stellen und in Verfassung zu setzen. Kyros folgt mit dem ganzen Heere, und da keine Zeit zu verlieren ist, so wird ein Nachtmarsch gemacht und es werden die Regeln für die Anordnung eines solchen hiebei erörtert, einschließlich des Sicherheitsdienstes dabei; am Tage wird die gewöhnliche Marschordnung wieder hergestellt. Da man mit dem assyrischen Heere zusammentrifft, muß nun auch der Aufmarsch in Schlachtordnung aus der Marschordnung zur Anwendung kommen; aus welcher aber wieder in

die Marſchordnung übergegangen wird, als die Aſſyrer den Kampf nicht annehmen.

Die aſſyriſche Hauptmacht wirft ſich in eine große Stadt. Kyros' kaduſiſche Reiter unternehmen auf eigne Fauſt einen Streifzug in das Gebiet von Babylon, ſie zerſtreuen ſich dabei, die Aſſyrer nehmen dies wahr, um aus Babylon auszufallen und bringen den Kaduſiern eine tüchtige Niederlage bei, welche am Abend flüchtig in das Lager des Kyros zurückkehren. Dieſer verſammelt am nächſten Morgen die Kaduſier, um ihnen das Mißliche ſolcher abgeſonderten Operationen, von denen der Obergeneral nicht unterrichtet iſt, vorzuſtellen. Er erklärt ſich nicht überhaupt gegen Detachirungen, verlangt aber, daß die Detachements in beſtändigem Verkehrszuſammenhange mit der Hauptmacht bleiben ſollen.

Ein Vertrag, welchen er darauf mit dem aſſyriſchen König ſchließt, ſoll die friedlichen Landesbewohner vor allen Plünderungen und Verwüſtungen ihres Beſitzes ſicher ſtellen.

Durch ein Geſchenk an Pferden, welches ihm Gadatas macht, wird Kyros in den Stand geſetzt, ſeine perſiſche Reiterei auf 10000 Mann zu verſtärken. Willens nach der Grenze von Medien und Syrien abzuziehen, bleibt er doch noch einige Zeit im Gebiete des Gadatas ſtehen, damit dieſer erſt ſeine feſten Plätze im Gebiete Babylons armiren und beſetzen könne. Dann erfolgt der Aufbruch des Heeres, und es wird jetzt ein wirklicher Flankenmarſch an Babylon vorbei gemacht. An der ſyriſch-mediſchen Grenze bemächtigt ſich Kyros dreier feſten Plätze; hier beſucht ihn auch Kyaxares, der ihn nicht in Medien zu haben wünſcht, da ohnehin ſchon 40000 Perſer dorthin nachgekommen ſeien, deren Verpflegung das Land beläſtige. Dieſe Perſer ziehen auch alsbald dem Kyros zu.

Das ſechste Buch behandelt die Vorbereitungen zum Feldzuge und zur Schlacht. Der Winter iſt vor der Thüre, nach den Erklärungen des Kyaxares kann man nicht darauf rechnen, in Medien Winterquartiere zu nehmen, muß ſich alſo auf

eigne Faust einzurichten suchen; um nicht wie ein Schiff auf dem Meere zu treiben, muß die Armee sich basiren. Feste Plätze werden theils dem Feinde abgenommen, theils neu angelegt; sie werden so stark gemacht, daß auch schwache Besatzungen sich geraume Zeit in ihnen gegen feindliche Angriffe halten können, die Hauptmacht des Heeres sich also ohne Gefahr für weitere Operationen von ihnen entfernen darf. Magazine von Proviant und Fourrage werden eingerichtet.

Da nun die Nachricht einläuft, daß der Assyrerkönig nach Lydien ziehe, um dort ein starkes Heer zu sammeln, trifft Kyros die Anstalten für den nächsten Feldzug, er folgt dabei dem Rathe des Kambyses, daß man stets dem Feinde durch neue Mittel Ueberraschungen bereiten müsse: er verstärkt seine Reiterei, schafft sich Sichelwagen und Kameele an, und transportable Thürme, von je acht Paaren Ochsen gezogen, mit je 20 Mann besetzt, die der Schlachtordnung im Gefechte folgen sollen.

Er sucht sich außerdem Kunde von den Anstalten der Feinde zu verschaffen. Er sendet den Araspes zu diesen, mit dem Auftrage, vorzugeben, er sei vom Kyros entflohen, dann zu rekognosciren und zugleich durch falsche und unbestimmte Nachrichten den Feind irre zu führen. Er soll z. B. sagen, Kyros rüste zu einem Einfall in das feindliche Land. Die verbündeten Feinde würden nun zunächst jeder daran denken, das Seine zu decken und es darüber versäumen, eine anständige Hauptmacht zu concentriren. Araspes soll möglichst lange beim Feinde bleiben, so spät möglich zurückkehren, da die letzten Nachrichten, die er von dort bringe, jedenfalls die wichtigsten sein würden.

Indische Gesandte, welche zum Kyros kommen, beredet er gleichfalls, ihm als Kundschafter zu dienen. In ihrer Eigenschaft und als Leute von hervorragender Stellung vom Feinde aufgenommen, würden sie die meiste Gelegenheit haben, etwas zu sehen und zu erfahren.

Die Inder bringen bei ihrer Rückkehr die Nachricht, Krösos

ſei der Oberfeldherr des feindlichen Heeres, Thraker mit Schwertern ſeien für dasſelbe geworben, auch 120000 Aegypter mit großen Spießen, Schilden und Streitäxten zögen herbei; Kyprer, Kilikier, Phryger und viele andere Völkerſchaften ſeien ſchon verſammelt, die Armee wolle nach Thymbrara vorrücken, wo große Magazine angelegt ſeien. Gefangene beſtätigen dieſe Nachrichten.

Da die Truppen des Kyros von der großen Menge des Feindes hören, zeigt ſich bei ihnen Niedergeſchlagenheit und er hält es für nöthig, ſie zu ermuthigen; er erinnert ſie an den frühern Sieg, an ihre jetzt viel bedeutendere Stärke, an die neuen Kriegsmittel, mit denen ſie ausgerüſtet ſeien; nur weil der Aſſyrer allein ſich ihnen gar nicht gewachſen fühle, werbe er überall neue Bundesgenoſſen. Seine Rede erfüllt ihren Zweck, und er hält es nun für das beſte, da der Winter vorüber, ſo ſchnell als möglich aufzubrechen, ehe der Feind ſeine Rüſtungen vollendet habe und ihm wo möglich bei ſeinen eigenen Magazinen zuvorzukommen. Da der Marſch theilweiſe durch nicht angebautes Land geht, muß das Heer Vorräthe aller Art, Proviant, Handmühlen, Lazarethutenſilien, Handwerkszeug, Lederwerk, Nutzholz mit ſich führen. Es wird aber dabei empfohlen, das Gepäck auf das Nothwendigſte zu beſchränken und namentlich durch Mäßigkeit des Lebens dieſe Beſchränkung möglich zu machen. Aus Bognern und Speerſchützen wird ein Pioniercorps gebildet, welches dem Troße voraufzieht, um die Wege zu beſſern; Handwerker begleiten das Heer. Bei Erzählung der nächſten Märſche wird Gelegenheit genommen, die zweckmäßige Marſchordnung des Gepäcks an ſich und im Verhältniß zu den Combattanten in verſchiedenen Lagen zu erörtern.

Da man ſich dem Feinde ſoweit genähert hat, daß ein Zuſammenſtoß nun alsbald zu erwarten ſteht, ſendet Kyros Reiterei vorauf, um Gefangene einzubringen, die Hauptmacht läßt er unterdeſſen frühſtücken, dann aber bald wieder unter's Gewehr

treten; vor den verſammelten Führern befragt er die eingebrachten Gefangenen, welche ausſagen, das feindliche Heer ſei drei Stunden entfernt, es ſei von der Annäherung des Kyros unterrichtet und ziemlich niedergeſchlagen. Jetzt werde es eben, wie ſchon die beiden vorigen Tage, in Schlachtordnung geſtellt. Kröſos ſelbſt ſei dabei beſchäftigt unter dem Beiſtande eines Griechen und eines übergelaufenen Meders, des Araſpes nämlich.

Von den Vorpoſten wird gemeldet, daß feindliche Reiter ſich nahen, Kyros trifft ſeine Anſtalten dagegen; es iſt indeſſen nur Araſpes, der eine bequeme Gelegenheit benutzt hat, um das feindliche Heer zu verlaſſen und wieder zu Kyros zurückzukehren. Er kann die genaueſte Auskunft über die Verhältniſſe beim Feinde geben: das feindliche Heer nehme in Schlachtordnung eine Front von 10000 Schritt ein, die Aegypter ſtänden in dicken Haufen von 100 Mann Front und 100 Mann Tiefe, Alles übrige 30 Mann tief. Kröſos ſei allerdings gegen die zu tiefe Aufſtellung geweſen, da er die Perſer zu überflügeln gedächte. Kyros meint dazu, der Feind könne leicht von ihnen ſelbſt überflügelt und eingeſchloſſen werden. Er ertheilt die Befehle zur morgenden Schlacht; das Fußvolk ſoll ſich in einer 12 Mann tiefen Linie aufſtellen; den Einwand eines der Oberſten, dieſe Tiefe ſcheine im Verhältniß zu der des Feindes zu gering, fertigt er damit ab, ſie genüge, und bei ihr würden alle Theile der Phalanx zur Wirkung kommen, während das beim Feinde durchaus nicht der Fall ſein werde; die erſten Glieder der Phalanx ſollen die mit guten Schutz- und Nahwaffen ausgerüſteten Männer bilden, dann folgen die Speerſchützen, dieſen die Bogner, endlich noch ein Glied beſonders tüchtiger auserwählter Leute, um das Ganze zuſammenzuhalten. Hinter der Phalanx werden die Wandelthürme unter dem Befehle des Euphratas geordnet, hinter dieſen folgt die Bagage und der Troß ſammt den Weibern, um den Feind auf die Meinung zu bringen, man ſei viel ſtärker, als es in der That der Fall iſt. Hinter den Weiberwagen ſtehen noch zwei erleſene Abtheilungen

Fußvolk zu 1000 Mann unter dem Artabazos und Artagerſes. Von der Reiterei ſteht eine Abtheilung unter Chryſantas auf dem rechten, eine zweite unter Hyſtaſpes auf dem linken Flügel der Phalanx, zwei erleſene Abtheilungen Reiterei zu 1000 Mann ſtehen rückwärts von dem Fußvolk des Artabazos und Artagerſes, hinter dem rechten Flügel der Phalanx unter Aſidates, hinter dem linken Flügel unter Pharnuchos, zwiſchen ihnen ſind die Kameele aufgeſtellt. 100 Streitwagen unter Abradates kommen vor die Front der Phalanx, die übrigen auf deren Flügel zu ſtehen. Die Reiter des Aſidates und Pharnuchos, obgleich verdeckt und zurückgehalten aufgeſtellt, ſollen doch bereit ſein, zuerſt in's Gefecht zu gehen. In dieſer Aufſtellung liegt die Diſpoſition zur Schlacht.

Am nächſten Tage nun opfert Kyros und die Zeichen ſind günſtig, die Aufſtellung erfolgt, Kyros beruft die Führer, macht ſie auf die Vortheile aufmerkſam, die man vor dem Feinde voraus habe und erklärt ihnen den Nutzen einiger Theile der Schlachtordnung. Dann wird in dieſer vorgerückt und mehrmals Halt gemacht, um die Ordnung nicht in Verwirrung kommen zu laſſen. Als das Heer eine Stunde vorgerückt iſt, wird es des gleichfalls in Schlachtordnung heranziehenden feindlichen anſichtig. Auch dieſes bemerkt die Perſer, und Kröſos, obwohl noch entfernt, beginnt nun ſofort ſeine Manöver zur Einſchließung des Feindes.

Hiemit ſind wir bereits in das ſiebente Buch eingetreten, welches die Gefechtslehre im weiteſten Sinne, d. h. die Lehre von der offenen Feldſchlacht und von der Belagerung behandelt.

Kröſos läßt ſeine beiden Flügel ſich von dem Centrum trennen und gegen die beiden Flanken des Kyros einſchwenken; wenn nun dieſe drei Corps ſich dem Heere des Kyros völlig genähert haben, ſo wird letzteres allerdings eingeſchloſſen ſein; damit iſt immer noch nicht der Sieg errungen. Aber für jetzt iſt es auch noch nicht einmal zur Einſchließung gekommen und das einzige bisher erreichte Reſultat iſt die völlige Zertrennung

in drei ganz isolirte Corps. Kyros gibt seine letzten Befehle: wenn er selbst angreift, soll auch Abradates mit den Streitwagen geradezu auf das feindliche Zentrum losgehen, ihm aber die Phalanx auf dem Fuße folgen. Er gibt die Parole: Zeus, Retter und Führer, und reitet ermunternd zwischen den Streitwagen und der Phalanx hindurch, allen Führern ertheilt er noch nähere Aufklärungen und verscheucht ihre Besorgnisse. Abradates äußert solche betreffs der drohenden Bewegung der feindlichen Flügel. Kyros verspricht ihm aber, damit wolle er schon fertig werden; Abradates werde gar nicht zum Angriff kommen, ehe er diese Flügel auf der Flucht sehe. Dem Hystaspes, welcher die persischen Reiter auf dem linken Flügel der Phalanx commandirt, und dem gleichfalls die Einschließungsbewegungen des Krösos Sorge machen, gibt er den Rath, sich darum gar nicht zu kümmern, er solle sich nur erinnern, daß, wenn er auf dem Punkte, wo er zuerst mit dem Feinde zusammenstoße, gesiegt habe, er sich immer dorthin wenden müsse, wo der Kampf noch nicht entschieden sei. Kyros weist darauf die Streitwagen vom linken Flügel an, sich auf die Front des feindlichen abgesonderten rechten Flügels zu werfen, sobald sie bemerken, daß die freie rechte Flanke desselben von den erwählten Abtheilungen des Artagerses und Pharnuchos angepackt wird; diese letztern aber sollen zum Angriff schreiten, sobald sie sehen, daß Kyros selbst sich gegen den abgesonderten linken feindlichen Flügel wendet. Die Kameele sollen den Artagerses und Pharnuchos unterstützen. Hinter der Front begibt sich Kyros endlich zu den Abtheilungen des Artabazos und Asidates, mit welchen und den Streitwagen er selbst den abgesonderten linken Flügel des Feindes anfallen will.

Krösos glaubt unterdessen, daß seine beiden Flügel auf der richtigen Höhe angekommen sind, läßt sie gegen die Flanken der Perser Front machen und gibt das Signal zum gleichzeitigen Angriff von allen Seiten. Nun aber bricht auch Kyros gegen den linken und gleichzeitig Artagerses gegen den rechten abge-

ſonderten Flügel vor; hier wie dort wird ein leichter Sieg gewonnen.

Anders im Centrum, hier iſt Abradates mit den Streitwagen in die dicken Haufen der Aegypter eingedrungen und die Phalanx, welche ihm auf dem Fuße folgt, wühlt ſich in die Lücken ein; doch der Kampf wird ſehr hartnäckig, Abradates fällt, die Aegypter ſchließen ihre Haufen immer ſchnell wieder, die perſiſche Phalanx wird gezwungen, gegen ihre Wandelthürme zurückzuweichen, die Aegypter folgen. Doch an den Wandelthürmen kommt der Kampf zum Stehen; die Bogner, welche dieſe beſetzt haben, ſchießen mit Erfolg in die dicken feindlichen Haufen, zugleich werden dieſe vom Kyros, der nach dem erſten Theilſieg über den feindlichen linken Flügel ſich zur Unterſtützung ſeines Centrums wendet, im Rücken und von den perſiſchen Reitern, welche auf dem rechten und linken Flügel der Phalanx ſtanden, in beiden Flanken angegriffen. Von allen Seiten eingeſchloſſen und beſchoſſen, müſſen die Aegypter kapituliren. Kyros behandelt ſie nicht als Kriegsgefangene, ſondern gibt ihnen Städte in Oberaſien.

Nach dieſem entſcheidenden Siege rückt er nach Sardes, der Hauptſtadt des Kröſos, vor, wohin dieſer ſich geflüchtet hat; er trifft zuerſt Anſtalten zu einer Belagerung oder einem gewaltſamen Angriff; da er aber Kunde von einer ſchwachen Stelle des Platzes erhält, erſteigt er dieſen hier und nimmt ihn ſo durch Ueberrumpelung.

Er pacifizirt nun die verſchiedenen Provinzen Kleinaſiens, alle beſiegten Völkerſchaften, die ſich ihm nicht freiwillig anſchließen, entwaffnet er und macht ſie zu Schleuderern; die Schleuder ſei die Knechtswaffe, da Schleuderer für ſich allein auch in der größten Ueberzahl gegen wenige wohlgerüſtete Männer mit Nahwaffen nichts auszurichten vermöchten.

Darauf zieht Kyros vor Babylon, die aſſyriſche Hauptſtadt, um nun, nachdem alle Glieder ſchon vom Reiche getrennt ſind, auch dieſe noch in ſeine Gewalt zu bringen. Der urſprüngliche

Plan, Babylon durch Blokade und Aushungerung zu nehmen, muß aufgegeben werden, da die Stadt auf 20 Jahre verproviantirt iſt; dagegen gelingt es durch das Bett des trocken gelegten Euphrat mit Sturm in die Stadt einzudringen.

Kyros iſt jetzt Herr von Aſien, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Macht; und das Ende des ſiebenten und der größte Theil des achten Buches beſchäftigen ſich nun mit der inneren Organiſation der xenophontiſchen Muſtermonarchie. Kyros umgibt ſich mit einer Leibwache von Verſchnittenen, bildet eine feſte Garniſon für die Hauptſtadt, ſchafft einen perſiſchen Dienſtadel, richtet einen Hofſtaat ein, eine geheime Polizei, und entwickelt jenen Eifer für die materiellen Intereſſen, der auch unſerm Xenophon, wie ſo vielen Anderen vor und nach ihm, neben einem herablaſſenden Benehmen, Freigebigkeit gegen die hohen Würdenträger u. ſ. w. als die feſteſte Stütze der Monarchie erſcheint Die Provinzialverfaſſung wird durch Einſetzung von Civilgouverneuren neben den Militärgouverneuren geordnet, Poſten verbinden alle Provinzen des Reichs mit ſeiner Hauptſtadt, befördern Befehle und Nachrichten und königliche Sendboten üben in allen Theilen des Reiches eine wohlthätige Kontrolle aus. Mit dieſer inneren Organiſation, mit dem Verhalten und dem Glücke des Kyros, wie ſeiner Unterthanen, beſchäftigt ſich das achte Buch vorzugsweiſe, während es von ſpeziell militäriſchen Dingen nur die Lagerordnung behandelt. Es kommt hier dem Xenophon darauf an, alle die Vortheile, welche die Ausübung der richtigen Grundſätze der Feldherrnkunſt ſchafft, den Lohn für ſie im glänzendſten Lichte zu zeigen und ſo ſein Lehrgebäude zu krönen, indem er zugleich die innere Politik, wie ſich gebührt, an die Waffenthaten und Waffenerfolge anknüpft.

Wenn vielleicht für Manche unter uns die Einrichtungen in dieſem Perſien des Romans durchaus nichts ſo Verlockendes haben, ſo ſind ſie doch für Xenophon ein vollkommenes Ideal; für ihn iſt dieſe ſtraffe Monarchie das Schönſte, was denkbarer

Weiſe in politiſchen Einrichtungen zu erzielen iſt. Mit dem glückſeligen Tode ſeines Helden ſchließt aber Xenophon die Erzählung nicht ab. Als wollte er uns ſchließlich noch aufs deutlichſte daran erinnern, daß er keine Geſchichte geſchrieben, ſondern nur ein Lehrgebäude in Form eines Romanes entwickelt hat, läßt er einen Epilog dem Ganzen folgen, in welchem er auseinanderſetzt, daß das wirkliche Perſien ſeiner Zeit ſich ſehr weit von dem Ideale entfernt hat; und wenn ſeine Anabaſis die ganze Schwäche des perſiſchen Koloſſes in jeder Zeile aufzeigt, ſo leitet er nun auch durch den Schluß der Kyrupädie wieder auf jenen Gedanken hin, welcher die Griechen ſo mächtig in Betrachtung der Thaten der Zehntauſend packte, daß nichts leichter ſei, als ganz Perſien zu erobern und das Lehrgebäude der Kyrupädie gibt den Griechen den militäriſchen Weg dazu an. Dieſer Gedanke ſchlief von nun ab in Griechenland nicht mehr ein, bis ihn, vielleicht nicht ein volles Menſchenalter nach dem Erſcheinen der Kyrupädie, Alexander der Große verwirklichte.

Von dem Tractate über das Amt des Reiteroberſten vermuthet man, daß ihn Xenophon im Jahre 362 vor der Schlacht
81. von Mantineia geſchrieben und an den Kephiſodoros gerichtet habe, unter welchem ſeine Söhne, Gryllos und Diodoros, dienten. Soviel iſt ſicher, daß dieſer Tractat ſich ganz ſpeziell auf atheniſche Verhältniſſe und auf die atheniſche Reiterei bezieht.

Das erſte Capitel desſelben verbreitet ſich nach einer allgemeinen Einleitung, welche die einzelnen Gegenſtände, die hier zur Sprache kommen ſollen, aufzählt, näher über die Aufbringung, Ergänzung, Ausrüſtung und Uebung der Reiter und über die Mittel, gute Pferde zu bekommen; im zweiten wird von der Gliederung, der Auswahl der Rottführer (Dekadarchen), Rottſchließer (Teleutäen) und der Flügelleute geſprochen, im

81) Diog. Laert. cap. 3.

dritten von der Rolle, welche die atheniſche Reiterei und die Hipparchen bei Feſten und feierlichen Aufzügen zu ſpielen haben; hier werden ſehr ſpezielle Anweiſungen mit genauem Bezug auf die verſchiedenen Lokalitäten Athens, welche dergleichen feierliche Umzüge berührten, gegeben. Das vierte Capitel handelt vom Marſche, von der Nothwendigkeit der Terrainkenntniß und der Kenntniß der Verhältniſſe beim Feinde, von den Mitteln, ſich dieſe zu verſchaffen, durch Recognoscirungen und durch Kundſchaften, endlich von dem Sicherheitsdienſt. Der Reiteroberſt wird dann vorzugsweiſe darauf aufmerkſam gemacht, beſtändig nach Gelegenheiten zu ſpähen, in denen ein Erfolg zu erzielen iſt, und dieſe Gelegenheiten auszubeuten. Im fünften Capitel wird er ermahnt, ſich genau mit den möglichen Leiſtungen ſeiner Pferde und Reiter ſchon bei den Uebungen bekannt zu machen, namentlich auch gegenüber der Infanterie; er wird über die Mittel belehrt, den Feind über die eigene Stärke zu täuſchen und endlich daran erinnert, daß, wenn ihm Infanterie beigegeben iſt, er deren Gebrauch und Verwendung wenigſtens ſo weit kennen muß, um aus ihr den möglichſten Nutzen zur Verſtärkung der Reiterei zu ziehen. Das ſechſte Capitel empfiehlt dem Oberſten Sorge für ſeine Mannſchaft und das ſtete Streben nach eigener Vollkommenheit in allen Dienſten und allen Fertigkeiten des Reiters im Allgemeinen und ſeines Amtes im beſondern, damit er ſeine Reiter an ſich feßle durch den Vortheil, welchen ihnen ſelbſt der Gehorſam bringt, und durch ſeine innere, von Allen anerkannte Ueberlegenheit. Das ſiebente Capitel behandelt die verſchiedenen Umſtände, unter denen, im Großen genommen, die atheniſche Reiterei verwendet werden kann. Als der wichtigſte Fall wird hier derjenige hervorgehoben, welcher im peloponneſiſchen Kriege wirklich eintrat, daß nämlich die Athener, während der Feind mit überlegener Kraft in ihr Landgebiet einfalle, ſich ihrerſeits mit aller Macht auf den Seekrieg werfen. Dann bleibt der Reiterei der Schutz des Landgebietes, ſoweit er überhaupt möglich iſt und ſo lange es nicht zu einer

Belagerung der Stadt Athen kommt, allein oder faſt allein überlaſſen. Der Reiteroberſt muß hier alle Hülfsquellen ſeines Geiſtes zu Rathe halten. Es wird ihm empfohlen, von ſeiner Reiterei ſo wenig als möglich zum Vorpoſtendienſt, zur Bergung der beweglichen Güter vom Lande, und zu allem Aehnlichen zu verwenden; dagegen ſo viel als möglich zu ſeiner Verfügung zurückzuhalten. Die ſo erſparte Kraft werde indeſſen immer nicht ausreichen, den Feind im offenen Felde zu bekämpfen und müſſe benutzt werden, um durch einen beſtändigen kleinen Krieg mit zweckmäßiger Wahl günſtiger Zeitpunkte, unter gewandter Ausbeutung der Terrainverhältniſſe den Feind zu quälen und zu ermüden. Im achten Capitel folgen nun Regeln für das Reitergefecht. Es wird zum Eingange daran erinnert, welche Ueberlegenheit eine Reiterei, die aus wirklich ausgebildeten, mit ihrem Pferde wie zuſammengewachſenen, in jedem Terrain brauchbaren Reitern beſteht, über eine andere von ſchlechterer Zuſammenſetzung hat; eine gute und zweckmäßige Pferdausrüſtung iſt ein höchſt wichtiger Gegenſtand und der Oberſt wird eindringlich daran gemahnt, für eine ſolche Sorge zu tragen. Wer einen ſtärkeren Feind angreifen will, ſoll ein Terrain hinter ſich laſſen, auf welchem er einen leichten und ſicheren Rückzug hat. Wer des Sieges ziemlich ſicher iſt, beim Angriff, ſoll alle ſeine Kraft zu demſelben zuſammennehmen; wer dagegen desſelben nicht ſicher iſt, ſoll ſtets eine ſtarke Reſerve zurückhalten und zum Angriffe nur eine ſchwache Abtheilung, aber von vorzüglicher Zuſammenſetzung an Pferden und Reitern verwenden, um den Rückzug ohne Verwirrung bewerkſtelligen zu können, er ſoll die Reſerve ſo aufſtellen, daß ſie den Feind bedroht, ohne ſelbſt der Gefahr ausgeſetzt zu ſein. Auch wenn man mit gleichen Chancen und bei gleicher Zahlſtärke ein Gefecht zu liefern hat, hält es Xenophon für zweckmäßig, die eigne Reiterſchaar immer in zwei Abtheilungen zu zerlegen, deren eine der andern als Reſerve folgt, bereit den Sieg jener auszubeuten, die Niederlage derſelben ungefährlich

zu machen. Auch Infanterie mag man in ähnlicher Weiſe als Reſerve der Kavallerie gebrauchen. Wendungen aller Art gehen langſamer von Statten, als alle Bewegungen geradeaus. Xenophon macht den Reiteroberſten darauf aufmerkſam, daß er aus dieſem Umſtande, wenn er ſeine Reiter gehörig darüber inſtruirt hat, großen Nutzen ziehen könne, z. B. ſoll er, während er von dem verfolgten Feinde abläßt und dieſen dadurch ermuthigt, ſeinerſeits Front zu machen, eine Anzahl der tüchtigſten Reiter verdeckt zurückzulaſſen ſuchen, die nun den Feind mitten in der Wendung oder Schwenkung anfallen. Das neunte Capitel enthält den Schluß des Tractates; Xenophon bemerkt hier, daß die Hauptſache ſei, dasjenige, was man für recht und gut erkannt hat, auch wirklich auszuführen. Die damals etwas in Verfall gerathene atheniſche Reiterei, meint er, ließe ſich leicht auf 1000 Pferde bringen und wieder heben, wenn man etwa 200 Fremde anwürbe, welche neue Einrichtungen mitbrächten, dadurch aber den Wetteifer belebten. Bei den Lakedämoniern wenigſtens habe dieſes Mittel ſich erprobt und die Koſten würden leicht zu decken ſein, wenn man diejenigen Mitglieder des atheniſchen Ritterſtandes, welche überhaupt keine Luſt zum Reiterdienſt hätten, oder auch gar nicht im Stande wären, ihn zu leiſten, wie z. B. Unmündige, von demſelben gegen Erlegung einer Steuer diſpenſirte. Daß er übrigens in dieſer Abhandlung ſo häufig an die göttliche Hülfe in letzter Inſtanz appellirt habe, werde Niemanden Wunder nehmen, der von der Ungewißheit aller Dinge im Kriege einen Begriff habe.

Die Hippike des Xenophon, gewöhnlich das Buch von der Reitkunſt, richtiger aber das Buch vom Pferde genannt, ergänzt in vielen Beziehungen die ebenbeſprochene Abhandlung; ſie wird auch heute dem Reiter nicht bloß Vergnügen 82.

82) Vgl. hiezu: Commentatio de verbis, quibus Graeci incessum equorum indicant, ad Xenophontem de re equestri cap. VII. In Godofredi Hermanni Opuscula Vol. I p. 63.

machen, ſondern mindeſtens inſofern Belehrung verſchaffen, als ſie bei ihrer Gedrängtheit im Gegenſatz zu dickleibigen Werken der Art, an welche wir gewöhnt ſind, uns unmittelbar auf die Hauptſachen zurückführt und dabei durch ihre theilweiſen Abweichungen von der heutigen Methode Manches zu denken gibt. Dieſes Buch zerfällt in eine kurze Einleitung, aus welcher wir erfahren, daß Xenophon in einem gewiſſen Simon als Schriftſteller über die Pferdekenntniß bereits einen Vorgänger hatte, den er aus langjährigen Erfahrungen theilweiſe zu ergänzen gedenkt, und in zwölf Capitel. In deren erſtem entwickelt Xenophon die Regeln, welche beim Kaufe junger noch ungerittener Pferde zu beobachten ſind, er geht alle einzelnen Theile des Pferdekörpers durch und bemerkt bei einem jeden die Mängel, welche vom Kaufe abrathen ſollen oder die Vorzüge, welche man ſuchen ſoll; er verwirft, um nur Einiges zu erwähnen, platt- und vollhufige Pferde, verlangt Feſſeln von einem richtigen Verhältniſſe, weder zu kurz noch zu lang, ſtarkknochige, aber nicht beſonders fleiſchige Schienbeine. Im zweiten Capitel empfiehlt er dem Reiter, das Pferd zur Dreſſur einem Bereiter zu übergeben und ſich nicht ſelbſt damit zu quälen, weil er ſeine Zeit wohl beſſer benutzen könne; doch ſoll er dieſem Bereiter allerdings eine Inſtruktion einhändigen, ganz ſo als wenn er ſeinen Sohn einem Lehrer übergäbe, in welcher auseinandergeſetzt ſei, wie das Pferd dreſſirt werden ſoll. Auf die Hauptpunkte dieſer Inſtruktion wird kurz aufmerkſam gemacht. Im dritten Capitel wird das erſte ergänzt, jenes handelt nämlich von dem Kaufe von Pferden, die ſchon geritten, überhaupt ſchon gebraucht worden ſind: nachdem man ſich bei dieſen überzeugt hat, ob ſie nicht ſchon durch das Alter unbrauchbar ſind, wobei die Zähne als Wegweiſer dienen, ſoll man weiter zuſehen, ob ſie ſich leicht zäumen und aufſitzen laſſen, ob ſie weder ſcheu noch boshaft ſind, ob ſie keine üblen Angewohnheiten haben und außerdem das leiſten, was ſie in ihrem Dienſte zu leiſten haben. Xenophon geht Alles im einzelnen

durch und gibt für die verſchiedenen Proben einfache Vorſchriften. Das vierte, fünfte und ſechste Capitel handeln von der Beſchaffenheit des Stalles und von dem Stalldienſt, der Wartung und Behandlung des Pferdes. Sie können, namentlich die zwei letzten, als eine kurzgefaßte Inſtruktion für den Pferdeknecht dienen, dem hier auch Regeln für das Zäumen, für die Führung des Pferdes zu Fuß, für die Hülfe, die er ſeinem Herrn beim Aufſitzen leiſten kann, ertheilt und dem inſonderheit eine vernünftige gute Behandlung des Thieres, die Vermeidung jeder Brutalität gegen dasſelbe empfohlen wird. Das ſiebente Capitel enthält die elementare Reitſchule. Die Gegenſtände, welche hier gelehrt werden, ſind: das Aufſitzen, der Sitz, das Abpaſſen der Zügel, die Haltung der Waffen zu Pferd, nun die drei Gangarten: Schritt (*βάδην*), Trab (*διατροχάζειν* oder *τὸν αὐτοφυῆ διαροχάζειν*) und Galop (*ἐπιραβδοφορεῖν*), Volte (*πέδη*) und im Viereck (*πέδη ἑτερομήκης*) reiten, Changiren (*μεταβάλλεσθαι τὴν ἱππασίαν*), Wendungen, Paraden (*ὑπολαμβάνειν*). Um dieſes Capitel völlig und leicht zu verſtehen, muß man ſich in eine Reitbahn, ganz wie wir ſie gegenwärtig auch haben, hineindenken. Nachdem der Schüler alle Elementarkünſte erlernt und die Gangarten allmälig von der langſamern zur nächſt raſcheren übergehend, erlernt hat, ſoll er auch unterwieſen werden, von der Stelle aus in ſchärferen Gangarten anzuſprengen und zu pariren. Das achte Capitel behandelt die Uebungen im Campagnereiten auf dem Terrain, bergauf, bergab, im Springen, über Gräben ſetzen, den Sitz des Reiters unter dieſen verſchiedenen Umſtänden, den Gebrauch der Waffen zu Pferd. Da das Pferd nicht wie ein Menſch durch Worte belehrt werden kann, muß ein richtiges Syſtem des Wechſels wohl und im rechten Moment angewendeter Strafe und Belehrung hier befolgt werden. Xenophon bemerkt, daß man nicht zu beſorgen habe, durch ſcharfes Bergabreiten die vordern Gliedmaßen des Thieres zu ruiniren. Perſer und Odryſer fürchteten

ſich davor durchaus nicht und hätten ebenſo geſunde Pferde als die Griechen. Das neunte Capitel ſpricht von der Behandlung und dem Gebrauch ſolcher Pferde, welche entweder beträchtlich lebhafter oder träger ſind, als es normaler Weiſe verlangt wird. Beim lebhaften Pferde ſoll man im Weſentlichen Alles vermeiden, was daſſelbe irritiren kann, viele Wendungen, lange Wettläufe mit anderen und dergleichen. Das zehnte und elfte Capitel kann man als eine Ergänzung des dritten Capitels des Hipparchikos anſehen; es werden hier nämlich die Mittel entwickelt, dem Pferde, namentlich mit Rückſicht auf feierliche Aufzüge eine ſchöne, anſehnliche Haltung zu geben. Jede Mißhandlung wird als dem Zwecke durchaus widerſprechend verworfen, finde ſie übrigens durch Spornen, Schlagen oder Zerren an den Zügeln ſtatt. Richtiger Sitz und Zügelführung, dann eine richtige Wahl der Gebiſſe, welche ſämmtlich mit beweglicher Zungenfreiheit waren und deren Eigenſchaften ſich hier erörtert finden, je nach dem Temperament des Pferdes und dem Stande ſeiner Dreſſur werden als die rechten Mittel empfohlen; man ſoll durch ſie darauf hinwirken, dem Hengſt die Haltung beizubringen, welche er in der Freiheit ſelbſt, namentlich beim Zuſammentreffen mit Stuten, denen er ſich ſchön präſentiren will, annimmt und die er dann leicht behalten wird. Das elfte Capitel behandelt namentlich ganz ſpeziell den Weg, einem Pferde, welches überhaupt paſſend für denſelben gebaut iſt, einen guten Paradegallop beizubringen. Im zwölften Capitel endlich finden wir Vorſchriften für zweckmäßige Ausrüſtung des Reiters mit Schutz- und Trutzwaffen und des Kavalleriepferdes mit erſteren.

Wenn dieſe nun als die eigentlich militäriſchen Werke Xenophons bezeichnet werden können, ſo iſt doch auch unter den anderen faſt keines, welches nicht einzelne Stellen enthielte, die militäriſch wichtig ſind. Von den hiſtoriſchen, wie dem Ageſilaos und den helleniſchen Geſchichten, verſteht ſich das von ſelbſt. Was die letzteren betrifft, ſo wird erzählt, daß Xenophon

in jener entscheidenden Zeit seines Lebens, da er 394 mit Agesilaos aus Asien zurückkam, zu Skapteſula in Thrakien das unvollendet gebliebene Geschichtswerk des Thukydides über den peloponnesischen Krieg gefunden und — wahrscheinlich — auch die Materialien, welche Thukydides für die Darstellung der letzten $6^1/_2$ Jahre jenes Krieges schon gesammelt hatte. Dieser Fund veranlaßte Xenophon zu dem Entschluß einer Fortführung der griechischen Geschichte von dem Punkte ab, auf welchem Thukydides sie gelassen hatte. Und so entstanden die 7 Bücher hellenischer Geschichten, welche für die Zeit von 411 bis 362 eine unschätzbare, weil die einzige gleichzeitige, Quelle bleiben, obgleich sie sehr beträchtlich hinter dem Muster des Thukydides zurückstehen und mit gutem Rechte das schwächste Werk Xenophons genannt werden dürfen. Sie sind im Ganzen von beschränkt lakedämonischem Standpunkt aus geschrieben; obgleich er die militärischen Ereignisse der Zeit in ihnen vorzugsweise behandelt, läßt doch seine Darstellung selbst hier Vieles zu wünschen übrig, und die große Revolution, welche in jener Zeit in der griechischen Kriegführung durch die Ausbreitung des Söldnerthums und die hieraus entsprossenen militärischen Reformen des Iphikrates vor sich ging, wird selbst nicht einmal erwähnt, sei es nun absichtlich, weil Xenophon den Iphikrates als einen Rivalen auf dem von ihm betretenen Wege betrachtete, sei es unabsichtlich, weil er nicht zu erkennen vermochte, daß es ein großer Unterschied sei, ob griechische Söldner in Asien fochten, oder ob die griechischen Staaten selbst ihre Kriege vorzugsweise mit Söldnern führten.

Im Staate der Lakedämonier, einem Buche, dessen Verfasser Xenophon nach Stoff, Form, Ton, Auswahl der mit Vorliebe behandelten Gegenstände mindestens mit großer Wahrscheinlichkeit ist, erhalten wir eine deutliche Nachricht über die normalen Formen der lakedämonischen Taktik des vierten Jahrhunderts und, wie anzunehmen steht, der nächstvorhergehenden

Jahrhunderte; die älteſte dieſer Art, welche überhaupt auf uns gekommen iſt und darum von hoher Wichtigkeit, weil ſich aus ihr Schlüſſe darauf ziehen laſſen, was aus der ſpäteren griechiſch-makedoniſchen Taktik, wie die Schriften des Aelianos oder Arrianos ſie geben, in der älteren helleniſchen Zeit im Gebrauch geweſen iſt.

In den Denkwürdigkeiten des Sokrates behandeln die erſten fünf Capitel des dritten Buches allgemeine militäriſche Fragen; die Vorbildung zum Kriegsführer, die Pflichten desſelben, die Eigenſchaften und Pflichten eines guten Reiteroberſten, die Verwandtſchaft zwiſchen den Eigenſchaften eines tüchtigen Feldherrn und eines guten Haushalters, die Eigenſchaften eines atheniſchen Feldherrn. Wir finden hier dieſelben Anſichten, bisweilen faſt mit denſelben Worten entwickelt, welche Xenophon eingehender auch in der Kyrupädie abhandelt.

Wenn die Schriften des Xenophon, abgeſehen davon, daß ſie vielleicht heute vor allen andern bei dem loyalen zur Unterordnung geneigten Sinne Xenophons Gnade bei den Meiſtern der Schulen und deren Meiſtern finden können, für uns inſofern von Wichtigkeit ſind, als ſie uns in die Geſchichte ſeiner Zeit und deren Einzelheiten, namentlich militäriſche, einführen und dieſe bei ihrer Ungeſchminktheit richtig auffaſſen laſſen, ſo iſt es auch faſt nicht anders möglich, als daß ſie zu ihrer Zeit eine praktiſche Einwirkung auf die Menſchen gehabt haben, und in dieſer Beziehung möchten wir mehr noch als die eigentlichen Lehrſchriften, wie Hippike, Hipparch und Kyrupädie die Anabaſis hervorheben, welche gewiß keinem der Männer unbekannt blieb, welche den Gedanken verfolgten, die perſiſche Macht auf ihrem eignen Boden anzupacken und welche dann unmöglich verfehlen konnte, dieſem Gedanken Nahrung zu geben. Das Maaß ſeiner Redeweiſe, — welches äußerlich wenigſtens in allen ſeinen Werken hervortritt, gewann dem Schriftſteller Xenophon den Beinamen der attiſchen Muſe und die Menge

und Verſchiedenartigkeit der Gegenſtände, die er ſeiner Behand- 83.
lung unterwarf, ſo daß er aus allen Blumen Honig zu ziehen ſchien, den andern Beinamen der attiſchen Biene. Grade die praktiſche Seite der Wirkung ſeiner Schriften ſcheint uns weder durch dieſe Beinamen, noch ſonſtwie genügend gewürdigt zu ſein und gegenwärtig ſind wir ſchon ſeit lange gewöhnt, dieſe Schriften vorherrſchend als Lehrmittel zu betrachten und darüber zu vergeſſen, was ſie ihrer Zeit wohl geweſen ſein mögen.

---

83) Edit. Thieme. Vol. I. Testimonia: Diog. Laert. c. 19. p. 9; — Xenophontis Vita ex Suida p. 11.

Digitized by Google

Montluc.

Montlucs Jugend und erste Feldzüge.

Blasius (Blaise) von Montluc stammte aus einer alten, 1.
aber heruntergekommenen Familie der Gascogne. Sein Vater hatte selbst zehn Kinder und mußte außerdem von den traurigen Resten eines einst bedeutenden Vermögens für fünf Halbgeschwister sorgen. Blasius ward im Jahr 1503 geboren, bei den finanziellen Verhältnissen seiner Familie suchte ihn diese, wie es bei dem armen Adel gebräuchlich war, in frühster Jugend an einem kleinen Hofe unterzubringen. Unser Montluc trat demnach als Page bei dem Herzoge Anton von Lothringen, dem Sohn und Nachfolger jenes Renat, welcher bei Nancy sich und sein Herzogthum von den Ansprüchen und Nachstellungen Karls des Kühnen befreit hatte, ein. Wahrscheinlich mit 15 Jahren, 1518 oder 1519 ward er waffenfähig gemacht und sein Herzog gab ihm eine Stelle als Bogner in seiner Ordonnanzcompagnie.

Diese Ordonnanzcompagnieen waren im Jahre 1445 in der Zahl von 15 von Karl VII. als eine stehende Reiterei mit festen Garnisonen errichtet. Damals sollte jede Compagnie 100 Lanzen haben, deren jede aus einem vollgerüsteten Reiter (**Homme d'armes**) und mehreren leichter bewaffneten (im All-

---

1) Da die Commentarien Montlucs trotz ihres großen Umfanges nur in sieben Bücher eingetheilt sind, ziehen wir es vor, die Citate aus denselben nach der Ausgabe in der Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France. Par M. Pektot (C. P.) mit Angabe des Bandes dieser Sammlung in römischen und der Pagina in arabischen Ziffern zu geben, werden dieses Verfahren auch sonst anwenden, wo wir Werke der betreffenden Sammlung zitiren. Vgl. C. P. XX. p. 336; 384.

gemeinen **Archers**, Bogner genannt) beſtand. Die Organiſation dieſer Reiterei erlitt manche Veränderungen.

2. Zu der Zeit, da Montluc in ſie eintrat, zählte ſie weit mehr als 15 Compagnieen. Dieſe Compagnieen aber waren von ſehr verſchiedener Stärke, von 100, 60, 50, 40, 30, 25 Lanzen. Jeder der Prinzen des königlichen Hauſes, der Großwürdenträger der Krone, der großen Kronvaſallen hatte eine ſolche Compagnie, welche er mit oder ohne Zuſchuß der Krone unterhielt, welche ihm in gewöhnlicher Friedenszeit als Leibwache diente, die er im Kriege ſelbſt ins Feld führte oder von ſeinem Lieutenant in's Feld führen ließ. Stehend waren die Compagnieen in dieſer Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr, die Gensdarmes, mindeſtens die älteren, lebten im Frieden meiſtentheils auf ihren Gütern, auch von den Archers war ein großer Theil beurlaubt. Nur zum Kriegszuge fand Alles ſich ein und oft ſchwollen die Compagnieen dann durch Zulauf junger Edelleute auf eine beträchtliche Stärke an. Die Archers waren einſt wirkliche Bogner geweſen, ſie hatten zu Fuß oder zu Pferde kämpfend den Angriff der ſchweren Reiter vorbereitet und die Verfolgung nach erkämpftem Siege über ſich genommen; auch dies war bereits zu Montlucs Zeit anders geworden; viele Archers führten bereits den Bogen oder die Armbruſt nicht mehr, ſondern die Lanze, wie die ſchweren Reiter (Gensdarmes), ſo daß endlich, da das Feuergewehr bei der Infanterie immer mehr in Aufnahme kam, 1530 Franz I. beſtimmte, ſie ſollten ſich als Chevauxlegers equipiren, d. h. zur Regel und Ordonnanz machte, daß ſie wie die Gensdarmes die Lanze als Hauptwaffe führte.

In eine ſolche Compagnie alſo und zwar diejenige des Herzogs von Lothringen, welche unter dieſem der berühmte

---

2) Histoire de la Milice française et des changemens, qui s'y sont faits etc. par le R. P. Daniel de la Compagnie de Jesus; I. p. 207 — 225. Vgl. a. II. p. 438 ffg.

Bayard commandirte, trat Montluc als Bogner ein. Als
1521 der Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. in Folge der 3.
verunglückten Kaiſeraſpiration des letztern ausbrach, nahm
Montluc Urlaub, um nach Italien zu gehen. Dieſer Kriegs-
ſchauplatz hatte damals mit Recht denſelben Ruf, wie zu Ende
des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts der flandriſche,
eine wahre Kriegsſchule zu ſein. Die Compagnie, in welcher
Montluc ſtand, war aber zur Deckung der Champagne beſtimmt.
Montluc wollte ſehen, lernen, ſich ein Renommée machen; er
zog alſo Italien vor. Er reiste zuerſt heim nach der Gascogne,
erhielt von ſeinem Vater einen magern Geldbeutel und ein ſpani-
ſches Pferd und machte ſich nun auf den Weg nach Piemont;
unterwegs traf er einen alten Edelmann, der die früheren
italieniſchen Kriege mitgemacht hatte und ihm ſo viel Schönes
von dieſen erzählte, daß ſein Eifer, bald am Ziele anzukommen,
nur noch mehr angeſtachelt ward.

In Piemont angekommen, erhielt Montluc durch Verwen-
dung eines ſeiner Oheime, d'Eſtillac, eine Stellung als Bogner
in der Ordonnanzcompagnie des Marſchalls von Foix, Thomas,
Herrn von Lescun. In dieſer machte er die Feldzüge von 1521
und 1522, auch die Schlacht an der Bicocca mit und hatte
mannigfache Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. In den zweiund-
zwanzig Monaten, die er in Italien kämpfte, wurden ihm 5
Pferde unter dem Leibe erſchoſſen, davon 2 im Laufe von zehn
Tagen. Die Gönner und Freunde, welche er ſich durch ſein
mannhaftes Benehmen bald erworben, machten ihn immer ſchnell
wieder beritten, zahlten auch das Löſegeld für ihn, als er in
einem Gefechte in Kriegsgefangenſchaft gerathen war.

Als die Franzoſen Italien räumen mußten, kehrte auch 4.
Montluc, welcher unterdeſſen zum **Homme d'armes** befördert
war, und außerdem den Sold für einen Bogner bezog, mit
ſeiner Compagnie nach Frankreich zurück. Dieſe Compagnie

---

3) C. P. XX. p. 334 ffg. 4) C. P. XX. p. 438 ffg.

ward alsbald nach der Guyenne beordert, welche von den Spaniern bedroht war, die an der Grenze ein Heer zusammenzogen, um Fuentarabia zu belagern. In der Guyenne commandirte Odet de Foix, Herr von Lautrec, Bruder des Thomas de Foix. Er versah Fuentarabia mit hinreichender Garnison und gab das Kommando des Platzes dem Kapitän Frauget; sein Gros aber concentrirte er zu Bayonne, wohin alle erst im Anzug befindlichen Truppen beschieden wurden. Die Spanier, indem sie Fuentarabia vorbeigingen, griffen Bayonne an, wurden aber hier abgewiesen und kehrten nun um, um den Angriff auf Fuentarabia zu unternehmen.

Montluc befand sich nicht bei der Vertheidigung von Bayonne. Von Anfang an hatte er Lust gehabt, in die Infanterie einzutreten. Die Infanterie war damals eine neue Truppe, besonders für die Franzosen, und wie vor 12 oder 15 Jahren viele preußische Offiziere, die sich irgendwie auszuzeichnen gedachten, sich für den Dienst der jungen Marine meldeten, so damals französische Offiziere für den Dienst der Infanterie. Italien war die große Bühne, auf welcher die neue europäische Infanterie sich bildete; die Feldzüge dort hatten die Neigung Montluc's nur verstärken können. Auf dem Marsche nach Guyenne bat er um einen dreimonatlichen Urlaub von seiner Ordonnanzcompagnie, um eine Fähnrichsstelle bei der gascognischen Infanteriecompagnie des Hauptmanns la Clotte annehmen zu können, welche dieser ihm anbot. Er erhielt den Urlaub, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten.

Kaum war die Compagnie la Clotte in Bayonne angekommen, von dem die Spanier eben abgelassen hatten, als sie den Befehl erhielt, mit noch einer andern Compagnie Fußvolk und zwei Compagnieen Ordonnanzkavallerie zur Verfolgung des Feindes aufzubrechen. Das Commando der ganzen Abtheilung führte der Capitän Carbon, Lieutenant der Ordonnanzcompagnie Thomas' de Foix. Eine Viertelstunde von St. Jean de Luz, wo der Feind lagerte, ließ auf einer Höhe, an deren Fuß nach St.

Jean de Luz zu ein Bach floß, Carbon die beiden Cornetten (Standarten) der Ordonnanzcompagnieen unter Bedeckung von je 20 Pferden und das geſammte Fußvolk — die beiden Compagnieen desſelben zählten zuſammen etwa 1000 Mann — zurück, und ging mit dem Gros der beiden Kavalleriecompagnieen, deren eine unter ihm der Capitän Sayas, die andere der Capitän d'Andouins befehligte, über den Bach vor, um das feindliche Lager zu allarmiren. Bald war dieß insgeſammt in Bewegung. Feindliche überlegene Reiterei griff die franzöſiſche Ordonnanzkavallerie an und brachte ſie arg in's Gedränge.

Hier bot ſich Montluc in ſeinem Leben die erſte Gelegenheit, ein ſelbſtſtändiges Commando zu führen und er ergriff ſie mit Eifer. Er befand ſich mit den Cornetten der Ordonnanzcompagnieen und den beiden Hauptleuten des Fußvolks, la Clotte und Megrin, 15 bis 20 Schritt vor deren Compagnieen am Rande der Höhe; er bat die Hauptleute, welche bereits verzweifelten, um 80 bis 100 Mann Fußvolk, um mit dieſen die in's Gefecht verwickelte Kavallerie loszueiſen, lief zu den Soldaten zurück, rief ihnen zu: Vorwärts, liebe Leute, zu Hülfe unſern Gensdarmes! nahm 100 Armbruſtſchützen heraus und ging mit ihnen über den Bach vor.

Obwohl die Arkebuſe mit Luntenſchloß zur Zeit Montluc's ſchon bedeutend verbreitet war, hatte doch die gascogniſche Infanterie, wie die franzöſiſche überhaupt, neben den Pikeniren und Armbruſtſchützen noch gar keine Arkebuſiere. Bei den Spaniern dagegen waren bereits alle Schützen Arkebuſiere; 6 von dieſen, geborene Gascogner, waren einige Tage vorher vom ſpaniſchen Heere deſertirt, in die Compagnie la Clotte eingetreten und Montluc hatte ſie jetzt mit ſich genommen. Ueber den Bach gegangen, theilte Montluc von ſeiner Truppe 20 Mann unter dem Baſtard Dauzan ab, mit dem Befehl, nie ſchießen, ſondern nur anſchlagen zu laſſen, um dadurch dem Gros Montluc's die Zeit zum Wiederſpannen zu verſchaffen. Die franzöſiſche Ordonnanzkavallerie wurde wirklich losgeeist, Montluc

ließ den verfolgenden Spaniern eine Bolzenſalve auf 12 Schritt Abſtand geben, die jener Zeit verſchaffte, über den Bach zurückzukommen. Carbon verlor darauf keine Zeit, mit dem Gros des Fußvolks ſowohl, als der geſammten Ordonnanzkavallerie den Rückweg nach Bayonne anzutreten.

Nun hatte aber auch Montluc an ſeinen Rückzug zu denken. Er wich zuerſt ſeitwärts, hinter einen breiten Abzugsgraben in durchwäſſertem Terrain aus, wobei er nur drei Mann durch Schüſſe ſpaniſcher Arkebuſiere verlor, und ging dann an das rechte Ufer des Baches zurück, den er vorher überſchritten hatte. Von hier zog er ſich, begünſtigt durch eingehegte Obſtgärten über die Höhe gegen die große Straße von St. Jean de Luz nach Bayonne hin, welche er in der Gegend einer Kirche erreichte, aber ſchon von feindlicher Kavallerie, die ihm auf dem geraden Wege zuvorgekommen war, beſetzt fand. Er war noch durch einen Graben von ziemlicher Breite von der Kavallerie des Feindes getrennt, ſo daß dieſe ihm augenblicklich nichts anhaben konnte. Dieſer Graben hing mit einem neuen Bache zuſammen, welcher die große Straße quer durchſchneidet und über den hier eine hölzerne Brücke führt. Dieſe Brücke hatte Carbon mit dem Gros ſeiner Truppe im Rückzug bereits überſchritten, aber zur Aufnahme Montlucs, den er übrigens ſo gut wie aufgegeben hatte, den Capitän Compain mit 25 Pferden und 30 Armbruſtſchützen zu Fuß von der Compagnie Megrin an ihr zurückgelaſſen, während er ſelbſt mit dem Reſt den Rückzug fortſetzte, da er, was Montluc von ſeiner Stellung aus nicht bemerken konnte, bereits das Herankommen ſpaniſchen Fußvolks wahrnahm. Montluc verweilte ſich ziemlich lange in der Gegend der Kirche, trat dann aber, da auch endlich er die ſpaniſche Uebermacht erkannte, welche ſich allmälig ſammelte, und fürchten mußte, abgeſchnitten zu werden, ſeinen Rückzug, nicht nach der Brücke, wohin ihm der Weg ſchon entſchieden verlegt war, ſondern nach einer Stelle des Baches weiter oberhalb an, überſchritt den Bach, nicht ohne dabei von der ſpaniſchen Reiterei

behelligt zu werden und vereinigte ſich mit Compain, welcher unterdeſſen die Belagbohlen von der Brücke hatte abnehmen laſſen. Compain bot ihm die Croupe ſeines Pferdes an, um ihn zu retten, Montluc wollte aber bei ſeinen Leuten bleiben; ſchon näherten ſich die ſpaniſchen Arkebuſiere zu Fuß mit Uebermacht der Brücke, die ſpaniſche Kavallerie ſuchte nach Furthen über den Bach. Compain zog ab und Montluc deckte auch deſſen Rückzug. Seine Armbruſtſchützen hatten ſich völlig verſchoſſen, nur ſeine ſechs Arkebuſiere waren noch mit Pulver und Blei verſehen. Montluc ſtellte ſich hinter einem Wieſengraben auf, ſeine Arkebuſiere mußten beſtändig auf die ſpaniſchen Infanteriſten feuern, die einer nach dem andern am Geländer entlang über die Brücke kamen, die Armbruſtſchützen aber den blanken Degen in die Rechte, die Armbruſt wie einen Schild in die Linke nehmen. So zog Montluc ſich von Graben zu Graben, immer den Feind von neuem bedrohend etwa 1000 Schritt zurück und machte dann halt, da ſeine Leute, die ſeit dem Morgen nur ein wenig Waſſer und Apfelwein und ein Stück Brod, wie ſie es gerade in den Hütten an der Straße gefunden, genoſſen hatten, ſehr ermüdet waren. Hier trafen ihn einige Reiter, welche Compain zurückgeſchickt hatte, um zu ſehen, was aus ihm geworden ſei: der Feind hatte ſeine Verfolgung eingeſtellt und Montluc kam nun unbehelligt zu dem Gros der Beſatzung von Bayonne zurück, welche Lautrec (Odet de Foix) hatte ausrücken laſſen, als er die erſten Nachrichten von dem Ausfalle der Sendung Carbons erhielt. Montluc erntete das größte Lob für ſein Benehmen bei dieſer erſten Gelegenheit, die er zu einem ſelbſtſtändigen Commando gehabt hatte.

Bald darauf gingen die Spanier nach Navarra zurück. Nach der ſonderbaren Auffaſſung von Kriegführung, welche das Ritterweſen in Schwang gebracht hatte und welcher die Franzoſen länger als eine andere Nation huldigten, entließ nun Lautrec die Mehrzahl der Compagnieen (Banden) zu Fuß und reducirte die übrigen auf 300 Mann; bisher waren ſie ſämmtlich

500 bis 1000 Mann ſtark geweſen. Montluc erhielt die reducirte Compagnie, in welcher er bis jetzt Fähnrich geweſen war. Indeſſen wurden die zurückbehaltenen Fußvölker lediglich verwendet, um die Garniſonen zu bilden, und da Montluc zu dieſem Dienſt keine Luſt hatte, ſo gab er ſeine Compagnie auf, um wieder als gemeiner **homme d'armes** in die Ordonnanzcompagnie des Marſchalls (Thomas) von Foix zurückzutreten.

5. Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, gereizt von Franz I., hatte unterdeſſen gegen dieſen eine Verſchwörung angeſtiftet und war, als ſie entdeckt ward, zu Kaiſer Karl V. übergegangen. An der Seite des Marquis von Pescara und an der Spitze der kaiſerlichen Heere kämpfend vertrieb er die Franzoſen aus Italien und drang 1524 in Südfrankreich ein. Franz I. ſammelte ein Heer, um die Rhone zu decken, welches ſich in und um Marſeille vereinigte und an deſſen Spitze der König ſich ſelbſt ſtellen wollte. Auch die Ordonnanzcompagnie des Marſchalls von Foix ward zu demſelben berufen; ſie ſollte aber nur 20 Gensdarmes ſtark erſcheinen und Montluc war nicht unter den erleſenen. Mit fünf andern Edelleuten, die ſich auf ſeinen ſchon erworbenen Ruf hin ihm anſchloſſen, ging er nun auf eigne Fauſt nach Marſeille, um in einer oder der andern Weiſe dabei zu ſein, wenn es zur Schlacht käme. Indeſſen ſahen die Kaiſerlichen ſich gezwungen, die Belagerung von Marſeille aufzugeben und nach Italien zurückzugehen. Franz I. folgte ihnen über die Alpen und belagerte Pavia. Auch Montluc folgte dahin. Während Antonio de Leyva und Kaspar von Frundsberg den Platz heldenmüthig vertheidigten, verſtärkte der Haß Karls von Bourbon und die väterliche Liebe des alten Georg von Frundsberg das kaiſerliche Heer, welches endlich zum Entſatze Pavias anfangs 1525 vorrückte und nach mannigfaltigem klugem Temporiſiren zur Schlacht ſchritt. In dieſer für die Franzoſen unglücklichen Schlacht gerieth Franz I. in

5) C. P. XX. p. 354.

Gefangenſchaft, ebenſo ſchwer verwundet der Marſchall von Foix, der Compagniechef Montlucs, welcher kurz darauf an ſeinen Wunden ſtarb, und endlich Montluc ſelbſt.

Die franzöſiſchen Kriegsgefangenen, welche Löſegeld gezahlt hatten und diejenigen, von welchen wegen Mangels am Nöthigſten ein Löſegeld nicht zu erwarten war, — zu letzterer halb beneidens-, halb bemitleidenswerther Claſſe gehörte auch Montluc — wurden kurz darauf unter Escorte, aber ohne daß für ihre Verpflegung irgend eine Fürſorge getroffen wäre, nach Frankreich zurücktransportirt. Montluc und ſeine Genoſſen bezüglich des Geldpunktes lebten unterwegs von Rüben und Kohlſtrünken, welche ſie auf Kohlen röſteten.

Montluc ging heim nach Guyenne und hier verlegte er ſich, 6.
vermuthlich, weil er nichts Beſſeres zu thun hatte, auf die Liebe, ein Geſchäft, das er ſonſt wenig betrieb, und heirathete im Juli 1526 Antoinette Yſalguier.

Indeſſen hatte Franz I. durch die Unterzeichnung des Madrider Friedens ſeine Freiheit zurückerkauft; ſein erſter Gedanke war natürlich, den Krieg gegen Karl V. von Neuem zu beginnen und dieſer gab ihm Veranlaſſung genug dazu.

Der neapolitaniſche Feldzug.

Die franzöſiſchen Könige, Kaiſer und Präſidenten haben es immer geliebt, mit dem Papſte zu liebäugeln, um ſich den Namen des Allerchriſtlichſten zu verdienen, ſo wenig ſie es andererſeits verſchmähten, mit dem Türken, mochte ſein Reich blühend oder ein übertünchtes Grab ſein, gemeinſchaftliche Sache zu machen, wenn dies ſonſt in ihren Kram paßte und ohne daß es deßhalb Jemand eingefallen wäre, ſie die Allerunchriſtlichſten zu nennen. Franz I. rüſtete 1527 ein Heer aus, um 7.
aus Italien die Kaiſerlichen zu vertreiben, welche, ſeit Karl von

6) C. P. XX p. 285. 7) C. P. XX p. 361 ſſg.

Bourbon bei der Plünderung von Rom gefallen war, jenem glorreichen „Sacco", von dem alle Zeiten erzählen werden und dem leider der alte ehrliche Georg von Frundsberg, welcher, wie ihm die Franzoſen nacherzählen, eine eigens gefertigte goldene Kette in der Taſche trug, um den Pabſt damit zu erdroſſeln, nicht beiwohnen konnte, — welche alſo, ſeit Karl von Bourbon gefallen war, Philibert von Oranien befehligte. Den Befehl dieſes Heeres erhielt Lautrec (Odet de Foix), Bruder von Montlucs ehemaligem Compagniechef, 1523 Gouverneur in Guyenne und Oberbefehlshaber gegen die Spanier. Von jener Zeit her war ihm Montluc bekannt und er ſendete nun an dieſen jungen Ehemann eine Commiſſion zur Aufrichtung einer Compagnie Fußvolk.

Montluc glaubte ſeinen ehelichen Pflichten vorerſt hinreichend Genüge gethan zu haben; er begann ſofort zu werben und hatte binnen wenigen Tagen 700 bis 800 kriegsluſtige Gascogner zuſammen, worunter 400 bis 500 Arkebuſiere. So ſchnell hatten ſich die Dinge in dieſem Lande geändert: wie erzählt, war bei den Compagnieen des gascogniſchen Fußvolks 1523 noch kein einziger Arkebuſier und die Armbruſt die einzige Fernwaffe. Montluc führte ſeine Leute nach Aleſſandria, wo er die Hälfte der Arkebuſiere an den Herrn von Auſſun abtrat, der gleichfalls eine Commiſſion auf eine Compagnie hatte. Aleſſandria wurde an Lautrec übergeben; Montluc mußte darauf mit ſeiner Compagnie vor Vigevano rücken, wo er eine Arkebuſenkugel in's rechte Bein erhielt, die ihn hinderte, beim Sturm auf Pavia zugegen zu ſein.

Er ließ ſich in einer Sänfte dem Heere nachtragen, welches über Piacenza und Bologna zwiſchen den Apenninen und dem Meere auf Aſcoli marſchirte. Bei Piacenza angekommen konnte er bereits wieder gehen. In der Nähe von Aſcoli hatte er Hoffnung, einen längſt gehegten Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen; nämlich den, bei einem Sturm zu ſein und der Erſte auf den Mauern oder zu ſterben. Man traf auf ein kleines

Felſenneſt, Campiſtrano, deſſen Mauern in natürlicher Fortſetzung im Felsboden ſteil zu den Grabenſohlen abſtürzen; nur zu den Thoren führten ſanfter anſteigende Rampen auf. Einige Compagnieen erhielten den Befehl zu ſtürmen und zwar auf beide Thore zugleich, die ungefähr 60 Schritt von einander entfernt waren. Unter dieſen Compagnieen war auch diejenige Montlucs. Entzückt von der Ausſicht, die ſich ihm bot und vielleicht in einer entfernten Erinnerung an ſein junges Weib, gelobte er „Unſerer Frau von Loretto", ſoviele Frauen und Jungfrauen, als ihm möglich wäre, vor der Stupration bewahren zu wollen, wenn es ihm gelänge, hineinzukommen, womit dieſen Frauen und Jungfrauen — nach manchen Exempeln zu urtheilen — vielleicht nicht einmal ein Gefallen geſchah.

Mit einem Kettenpanzer, wie ihn die deutſchen Doppelſöldner zu jener Zeit trugen, gerüſtet, eine Sturmhaube auf dem Haupt, einen Schild am linken Arm, den Degen in der rechten Fauſt, ſchritt Montluc ſeiner Compagnie voran, welche unter dem Schutze eines Deckſchirmes ſich dem Thore näherte und in dasſelbe ein Loch brach, daß ein Mann eben hindurch konnte. Montluc hatte kaum die Geduld zu warten, bis das Loch groß genug war; er troch hindurch. Er befand ſich nun in der untern Etage eines Thorthurmes, vor ſich ſah er eine Thüre, welche in die Gaſſe der kleinen Stadt führte, aber vom Feinde ſtark beſetzt war, über ſich eine Decke, aus welcher die in der obern Etage befindlichen Feinde mehrere Bohlen herausgenommen hatten, um hinab ſchießen und Steine hinab werfen zu können. Seine Soldaten, ſobald ſie ihm folgen wollten, wurden von einem Steinhagel von oben her überſchüttet, das Loch ſelbſt durch dieſe Ladung faſt verſperrt. Er ſah ſich verlaſſen, allein; wüthend ging er auf die Thüre los, welche in die Gaſſe führte; zwei Arkebuſenſchüſſe aus der obern Etage trafen ihn, der eine riß ihm die Tartſche fort und verwundete ihn am linken Arm dicht an der Hand, der andere am linken Schulterblatt; nun drangen die Feinde durch die Thüre vor und dräng-

ten ihn gegen das Loch in der Mauer zurück, an deſſen Aufräumung ſeine Soldaten unterdeſſen gearbeitet hatten. Sie waren damit ſo weit gekommen, daß ſie ihn an den Beinen aus dem Loche herausziehen konnten; verfuhren aber im Eifer ſo fein dabei, daß er am Abhang der Rampe bis auf die Sohle des Grabens hinabrollte und ſich auf den Steintrümmern dort noch zweimal den Arm brach. Die Stadt ward nachher dennoch geſtürmt, wobei Montlucs Compagnie unter deſſen Lieutenant La Baſtide ſich vortheilhaft auszeichnete, zugleich aber auch in Wuth über die Verwundung ihres Hauptmanns Alles niedermachte, was ihr unter die Hände kam, ſo daß Montluc, der ſeinen Leuten die Erfüllung ſeines Gelübdes auf die Seele gebunden hatte, nur 15 bis 20 Frauen und Jungfrauen — angeblich — unverſehrt erhielt..

Am nächſten Tag ward Montluc nach Aſcoli gebracht; nach der Meinung der Aerzte ſollte der verwundete Arm ihm abgenommen werden; ein junger Feldſcheer, den ſeine Soldaten kurz vorher gefangen genommen hatten, machte ihm Gegenvorſtellungen und trieb ihn ſo unabläßig an, ſich der Amputation zu widerſetzen, daß dieſe wirklich unterblieb. Montluc behielt ſeinen Arm, kam in ein gutes Quartier, wurde tüchtig geſchient und von ſeinem treuen jungen Feldſcheer nach beſtem Vermögen gepflegt, ſo daß er bald auf ein Maulthier geſetzt und der Armee nachgeführt werden konnte, welche unterdeſſen über Melfi vor Neapel gerückt war.

Obgleich noch leidend hatte Montluc vor Neapel mannig-
8. fache Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Neben Lautrec gewann auch der vielgerühmte Pedro von Navarra ihn lieb, welcher mit Pescara an der Ausbildung der ſpaniſchen Infanterie im Feuergefecht gearbeitet hatte, bei Ravenna 1512 in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen und von ſeinem Könige nicht ausgewechſelt, in den franzöſiſchen Dienſt übergetreten war, wo er

8) C. P. XX p. 367 ffg.

ſeitdem die gascogniſche Infanterie kommandirte. Navarra gab Montluc ein confiscirtes Gut bei Neapel, welches 1200 Dukaten Rente werth war, welches indeſſen der Beſchenkte nimmer genießen ſollte. Denn vor Neapel ging Alles ſchief.

Philibert von Oranien, der ſich mit den Kaiſerlichen nach Neapel hineingeworfen hatte, war ein Gegner, welchem Lautrec nicht werth war, die Schuhbänder aufzulöſen; mit der Vertheidigung verband er in zahlreichen Ausfällen bei jeder paſſenden Gelegenheit den Angriff; Philippino Doria, der mit einer franzöſiſchen Galeerenflotte Neapel von der Seeſeite blokirte, ward plötzlich von ſeinem Oheim Andreas Doria, welcher von der franzöſiſchen zur kaiſerlichen Partei übergetreten war, abgerufen. Die Blokade hörte ſomit von der Seeſeite auf und die Eingeſchloſſenen waren vor jedem Mangel ſicher, hatten mehr und beſſer zu leben als das Blokadeheer. Im September 1528 erſchien nun allerdings eine neue franzöſiſche Galeerenflotte unter Karl d'Albret, Prinz von Navarra, vor Neapel, bei welcher Gelegenheit Philibert von Oranien einen glücklichen Ausfall machte, der auch Montluc wieder in's Gefecht brachte; aber dieſe Flotte war ſchwach, Landtruppen brachte ſie gar nicht mit, im franzöſiſchen Heere riſſen anſteckende Krankheiten ein, welchen das Herbſtwetter einen ſehr böſen Charakter gab; Lautrec ſelbſt ſtarb. Das franzöſiſche Heer, auf ein kleines Häuflein zuſammengeſchmolzen, mußte endlich die Belagerung Neapels aufgeben, und Montluc marſchirte mit ſeinen Leidensgenoſſen, den Arm in der Binde, mehr als dreißig Ellen Taft am Leibe, ſich oft den Tod wünſchend, da er all ſeine geliebten Führer und Kameraden verloren, nach Frankreich zurück und in die gascogniſche Heimath, wo er drei Jahre, um ſich völlig wieder herſtellen zu laſſen, ruhig bei ſeinem Vater blieb, dieſem beträchtlich zur Laſt, der ohnehin in beſchränkten Verhältniſſen lebte.

Theilnahme Montlucs an dem dritten Kriege zwiſchen Karl V. und Franz I.

Aus der Gefangenſchaft befreit dachte Franz **I.** lebhaft auf Genugthuung und Rache an ſeinem großen Gegner. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß ihm bisher die Mittel gefehlt hatten, dieſem mit Erfolg die Stirne zu bieten.

Namentlich ſtand Frankreich in Bezug auf die Infanterie, welche ſich im Anfang des 16. Jahrhunderts ſiegreich als die Hauptwaffe der europäiſchen Heere entwickelte, hinter allen andern Nationen zurück. Stets mußte es den beſten Theil ſeiner Fußvölker aus der Fremde, vorzugsweiſe aus der Schweiz nehmen, und die ſchweizeriſchen Fußregimenter, geſtützt auf alte Privilegien aus der Zeit Ludwig **XI.**, ließen ſich nicht zu jedem Dienſte bereit finden; ſie machten darauf Anſpruch, eine bloße Schlachtentruppe zu ſein, und ließen die Franzoſen oft im entſcheidendſten Augenblicke im Stich, wenn ſie den Sold nicht rechtzeitig erhielten, oder drängten zu Operationen, welche durchaus nicht in den allgemeinen Kriegsplan paßten, wenn ſie meinten, durch dieſe am kürzeſten zu ihrem Gelde zu kommen.

Franz **I.** verfiel daher auf die Idee, eine nationalfranzöſiſche Infanterie zu organiſiren und befahl die Aufſtellung der ſoge-
9. nannten Legionen. Es ſollten deren ſieben errichtet werden, die erſte von Normandie, die zweite von Bretagne, die dritte von Picardie, die vierte von Languedoc, die fünfte von Guyenne, die ſechste von Burgund, Champagne und Nivernois, die ſiebente von Dauphiné, Provence, Lyonnais und Auvergne.

Jede Legion ſollte 6000 Mann zählen und in ſechs Banden zu 1000 Mann unter einem Kapitän eingetheilt werden.

---

9) C. P. XX p. 385. Vrgl. Père Daniel I. p. 257 ffg.; du Bellay C. P. XVIII p. 268 ffg. 307. 401. W. Rüſtow, Geſchichte der Infanterie I. p. 208.

Der Oberſt, welcher die ganze Legion befehligte, war zugleich 10. Commandant der einen Bande; jede Bande ſollte zwei Lieutenants, 10 Centeniers, 40 Caps d'Escadre, 4 Fouriere, 6 Sergeanten, 4 Tamboure und 2 Pfeifer haben; in jeder Bande ſollten ein Drittel der Mannſchaft mit Arkebuſen, zwei Drittel mit Piken und Hellebarden bewaffnet ſein. Die gemeinen Soldaten waren von Steuern bis zum Betrage von 20 Sols befreit; ein Edelmann, der in eine Legion eintrat, ward dadurch vom Lehnsdienſt frei; Legionäre, die Invaliden im Dienſte wurden, waren fortan von allen Steuern befreit und konnten, wenn ſie dazu noch tauglich waren, vom Garniſonsdienſt befreit werden. Als Ehrenzeichen für Auszeichnung im Felde wurde ein goldener Ring geſtiftet. Der König behielt ſich die Ernennung der Oberſten und Kapitäne vor, denen er Commiſſionen zur Anwerbung ausſtellte, die Kapitäns wählten ſich ihre Lieutenants, und entweder direkt oder durch deren Vermittlung die untern Offiziere.

Die leitende Idee war alſo, eine Miliz zu ſtiften, die in jedem Augenblick im Nothfall aufgeboten werden könne. Aber dieſe Idee ward allerdings durchaus nicht realiſirt und in der

---

10) Der Titel Oberſt (Colonel) für den Chef eines Regiments d. h. einer Anzahl von Banden oder Compagnieen (enseignes) Fußvolk war damals bei den Franzoſen noch nicht ganz feſt in Gebrauch; erſt ſeit 1661 ſoll er normal geworden ſein. War ein Oberſt vorhanden, ſo ſtand ihm ein Mestre de camp (Regimentsquartiermeiſter) zur Seite, welcher indeſſen auch bisweilen das Regiment commandirte und inſofern als gleichbedeutend mit dem Oberſtlieutenant bei den Deutſchen zu betrachten iſt, während der Sergeant de bataille, deſſen Funktion einer der Capitäns zu verſehen pflegte, der den innern Dienſt überwachte und die Schlachtordnung machte, dem Oberſtwachtmeiſter der Deutſchen entſpricht. Den Titel Capitän gebraucht Montluc durchaus nicht blos für einen Hauptmann, der eine Compagnie führt, ſondern eigentlich für alle Offiziere; er ſagt z. B.: „der Capitän N. N., welcher mein Lieutenant oder welcher mein Fähnrich war."

Praxis lief die Aufzeichnung der Mannſchaft für die Legionen auf eine gewöhnliche Anwerbung für den Dienſt auf Zeit hinaus; von einer beabſichtigten regelmäßigen Uebung war durchaus nicht die Rede, auch wurden die Legionen keineswegs in den Provinzen ausgehoben, von denen ſie eigentlich geſtellt werden ſollten; vollzählig wurden ſie niemals und einige wurden ſchleunigſt wegen Indisciplin kaſſirt.

Indeſſen als die Errichtung der Legionen im Jahre 1534 befohlen ward, knüpften viele Leute große Hoffnungen an dieſe neue Inſtitution und verſprachen ſich die größeſten Erfolge von ihr.

Anton von Rochechouart-Faudoas ward von Franz I. zum Kapitän einer Bande in der Legion von Languedoc ernannt und wählte ſich Montluc zu ſeinem Lieutenant, den er zugleich mit der Werbung der Bande beauftragte. Montluc warb ſie vollſtändig in Guyenne, alſo nicht in der Provinz, wo ſie hätte geworben werden ſollen, und in kurzer Friſt.

Unterdeſſen war 1535 der Krieg von Neuem entbrannt; Franz I., verbündet mit denſelben Proteſtanten in Deutſchland, welche er in Frankreich verfolgte, außerdem mit dem Sultan, dem Erzfeind der Chriſtenheit, hatte die Abweſenheit Karls V. von europäiſcher Erde, da dieſer gegen Tunis gezogen war, benutzt, um in Italien einzufallen. Die Franzoſen wurden über die Alpen zurückgeworfen, und ſie verfolgend brachen die Kaiſerlichen, an deren Spitze nun Karl V. ſich ſelbſt geſtellt, 1536 in Südfrankreich ein. Franz I. verſammelte zum Schutz ſeiner Lande ein Heer in und um Marſeille und dorthin führte auch Montluc die Bande des Herrn von Rochechouart.

Bei Aix machte Karl Halt, um zuerſt ſeine ſchwere Artillerie zu erwarten, bevor er zur Belagerung von Marſeille ſchritte. Ehe die Artillerie aber herankam, verging viele Zeit und es riß Mangel beim kaiſerlichen Heere ein, namentlich fehlte es an Mehl, und Karl ließ in der Richtung nach Arles hin mehrere Mühlen durch Detachements beſetzen, um dieſem

Uebelstande abhelfen zu können. Franz I., der unterdessen bei Avignon angekommen war, ließ von dort aus einige der Mühlen überfallen und zerstören; eine aber vor dem Städtchen Auriole, nur vier Stunden von Aix, aus welcher gerade Karl alles Mehl für sein Hauptquartier und die 6000 alten spanischen Soldaten zog, die dasselbe deckten, blieb immer noch übrig. Franz I. legte großen Werth darauf, daß sie zerstört werde; mehreren Führern ward das Commando dieses Unternehmens angetragen, aber alle hielten es für zu gewagt und suchten mit mehr oder minder guter Manier davon loszukommen.

Montluc zu Marseille erfuhr alles dieses; er hatte mit Schrecken bemerkt, daß von dem Rufe eines tüchtigen Führers, den er sich in den italienischen Kriegen erworben, eigentlich nichts mehr übrig war; man hatte ihn während seines langen, stillen Aufenthaltes in der Heimath vergessen. Er hoffte nun, wenn er den Versuch auf die Mühle von Auriole machte, sein Andenken wieder aufzufrischen und dem Könige persönlich bekannt zu werden. Er sprach mit seinem Wirthe zu Marseille, der von Auriole war, viel über die dortigen örtlichen Verhältnisse, unterrichtete sich von Allem und kam endlich zu dem Schlusse, daß, wer die Sache überhaupt versuchen wollte, sie mit wenigen Leuten unternehmen müsse, da diese sich leichter in Sicherheit bringen könnten, als viele, da Karl in dem nur 4 Stunden von Auriole entfernten Aix alsbald von der Sache Nachricht erhalten und dann wahrscheinlich zur Vereitelung des Unternehmens oder zur Verfolgung der kühnen Parteigänger würde ausrücken lassen.

Montluc erhielt die Erlaubniß, mit 120 Mann von der Bande von Rochechouart nach Auriole abzurücken, obgleich er auch manche Spöttereien auf sein Erbieten anhören mußte. Er suchte sich seine Leute aus. Das Ausrücken aus dem Thore war in der Dunkelheit mit manchen Schwierigkeiten verknüpft; das Gerücht von dem bevorstehenden Unternehmen hatte sich verbreitet und die Straßen am Thore füllten sich mit Soldaten,

die ſämmtlich mit Montluc ziehen wollten. So kam es, daß ihm wirklich 15 bis 20 Leute von ſeiner ausgeſuchten Mannſchaft abgeſperrt wurden, wogegen aber etwa ebenſo viele Edelleute von der Ordonnanzcompagnie des Großſtallmeiſters Galiot unter dem ſpätern Marſchall Tavannes, damals Guidon bei dieſer Compagnie, mit ihm zogen, ſo daß er eben nichts verlor. Dieſe gingen zu Fuß mit. Außerdem folgten aber auch noch etwa 20 Mann gutberittener Leute von der Ordonnanzcompagnie Montpezat zu Pferde, welche einen andern Weg einſchlagen mußten, als denjenigen, welche Montluc nach den eingezogenen Nachrichten für ſeine Truppe gewählt hatte, da letzterer für Pferde nicht gut practicabel war.

Von terrainkundigen Führern geleitet, gelangte Montluc noch in der Dunkelheit des Morgens nach Auriole; er ſelbſt mit der Hälfte der Mannſchaft griff die Waſſermühle in der Vorſtadt an, welcher er, obgleich die ſpaniſche Beſatzung überraſcht wurde, doch nur nach lebhaftem Kampfe Herr werden konnte; die andere Hälfte ſeiner Mannſchaft unter dem Centenier Belſoleil mußte das Stadtthor angreifen, damit die Beſatzung der Stadt der Mühle nicht zu Hülfe kommen könne. Die Mühle ward niedergebrannt, alles Utenſil zu ihrem Betrieb gründlich zerſtört. Gegen Tagesanbruch, als dies Geſchäft ziemlich beendet war, kam auf dem weitern Wege auch das berittene Detachement Ordonnanzkavallerie heran; durch ſeine Aufſtellung angeſichts der Stadt wurden die Spanier noch mehr eingeſchüchtert und von dem ernſten Verſuch eines Ausfalls abgehalten.

Als Montluc den Rückzug auf Marſeille antrat und nun bei hellem Tage die Beſatzung von Auriole die geringe Stärke ſeiner Truppe erkannte, folgte ſie ihm zwar eine Strecke, indeſſen kam er endlich wohlbehalten nach Marſeille zurück, obgleich grade an dieſem Tage Karl V. auch mit ſeiner ganzen Macht vor die Mauern der Stadt gerückt war und ſie mehrere Stunden kanonirt hatte.

Der Mangel an Proviant, welcher im kaiſerlichen Heere

mmer mehr einriß und wozu die Zerſtörung der Mühlen Vieles beigetragen hatte, bewog endlich Karl V. zum Rückzuge nach Italien. Aber die Hoffnung Montlucs, daß er durch ſeinen kühn gewagten Parteigängerſtreich dem König bekannt werden werde, ging nicht in Erfüllung, vielmehr ſchrieb ſich in ſeinen Berichten der Gouverneur von Marſeille das ganze Verdienſt der Sache zu. Montluc erhielt folglich auch die Bande Rochechouarts, die ihm dieſer gern abgetreten hätte und auf die er ſich Rechnung gemacht, nicht; länger als Lieutenant in derſelben zu dienen, hatte er keine Luſt, aber zur Reiterei mochte er auch nicht wieder zurücktreten, da er die Infanterie mit Recht für die Hauptwaffe der Zeit hielt. Er ſchlug daher die Guidonſtelle in der Ordonnanzcompagnie Boutières, welche dieſer ihm anbot, aus und reiste zunächſt heim. Indeſſen lange konnte er es hier nicht aushalten; bald machte er ſich auf den Weg nach Italien, wo Boutières jetzt commandirte, in der Hoffnung, dort in der einen oder anderen paſſenden Weiſe Verwendung zu finden. Er kam indeſſen nicht über Marſeille hinaus, wo er durch verſchiedene militäriſche Arbeiten, die ihm der neue Gouverneur übertrug, feſtgehalten wurde.

Im Jahre 1537 entbrannte der Krieg auch an der niederländiſchen Grenze. Der König ſtellte eine Armee zur Unterſtützung von Therouanne auf. Montluc eilte nach Paris, erhielt dort von Montmorency eine Commiſſion zur Werbung einer Compagnie, die er wie gewöhnlich ſchnell auf die Beine brachte und die der Garde des Dauphin, des nachherigen Königs Heinrich II., zugewieſen ward. Mit dieſer Compagnie wohnte Montluc der Wegnahme mehrerer kleinen Plätze an der Nordgrenze bei; nach dem Rückzuge der Kaiſerlichen von Therouanne aber verzweifelte er daran, daß hier noch irgend etwas von Bedeutung vorgehen werde und beſchloß, wieder nach Piemont zu gehen. 11.

11) C. P. XX. p. 403.

Er erhielt von Montmorency eine neue Commiſſion für
12. zwei Compagnieen Fußvolk, die er binnen acht Tagen in der Gascogne warb und dann bei Toulouſe ſeinem Lieutenant übergab, um vorläufig vorauszureiſen. Als er unterwegs vernahm, daß Montmorency bereits im eiligen Marſche auf Suſa ſei, wollte er bei den Ereigniſſen, die bevorſtanden und zu denen, wie es ſchien, ſeine Compagnieen nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnten, wenigſtens für ſeine Perſon ſein; er ſetzte die Reiſe fort; das Unglück wollte aber, daß er dem Könige begegnete, welcher ihm befahl, ſeine beiden Compagnieen, welche nebſt noch zwei anderen unter den Oberbefehl des Herrn von Chavigny treten ſollten, zur Belagerung von Barcellonnette zu führen.

Montluc reiste zurück und mußte in Marſeille erfahren, daß ſeine beiden Compagnien eine Anzahl Unbotmäßigkeiten begangen und ſich ſchließlich aufgelöst hatten; woraus er ſich die Lehre zog, daß ein Chef ſeine Truppe nicht verlaſſen ſolle. Der unverdroſſene Gascogner warb ſogleich zwei neue Compagnieen in der Provence und erreichte mit dieſen Miolan an der Ubaye, noch ehe die zwei anderen Compagnieen Chavignys herangekommen waren. Dieſe wurden bei la Lauzet an der Ubaye von einem kaiſerlichen Detachement aufgehalten. Montluc, der Miolan im Rücken des letztern wegnahm, zwang das Detachement zum Rückzug; die vier vereinigten Compagnieen rückten nun vor Barcellonnette, wo ſie drei Wochen lagen und Montluc eine Arkebuſenkugel in den linken Arm erhielt. Die Wunde war aber eine bloße Fleiſchwunde und ward bald geheilt.

Unterdeſſen hatte Franz Turin unterſtützt, der Krieg in Piemont war eingeſchlafen, die dort ſtehenden Truppen wurden

---

12) Die öfter vorkommenden Commiſſionen für zwei Compagnieen ſind die einzige Erinnerung an die Legionen, welche bald von dieſen übrig blieb. Eine Legionsbande war auch eigentlich eine Doppelcompagnie.

reducirt und alle, welche es noch nicht erreicht hatten, entlassen. Zu diesen gehörten auch die Compagnieen Montlucs, welcher somit wieder einmal in die Heimath reisen konnte.

Im Jahre 1538 kam der zehnjährige Waffenstillstand von Nizza zu Stande, nach dessen Bestimmungen jede der kriegführenden Parteien behielt, was sie besaß. Mailand blieb demgemäß ganz in den Händen Karls des V., während Savoyen zwischen ihm und Franz getheilt wurde.

Beginn des vierten Krieges zwischen Karl V. und Franz I.

In den Friedensjahren von 1538 bis 1542 versuchte Mont- 13.
luc, ob er nicht einiges Geschick für den Hofdienst habe, fand aber, daß sein Rücken zu steif und seine Zunge zu lose für denselben sei. Ganz vergaß er in dieser Zeit seine militärische Bestimmung nicht; so ward er unter anderem dem Gefolge des Connetable Anne von Montmorency beigegeben, als dieser zu 14.
Verhandlungen mit Abgeordneten Karls V. über einen definitiven Frieden, wie sie mehrmals vorkamen, sich nach Leucate, — im gegenwärtigen Departement Aude, — begab und bei dieser Gelegenheit in Begleitung des Generals Bayard und des Präsidenten Poyet als angeblicher Koch des letzteren in die damals von den Spaniern besetzte Festung Perpignan eingeschmuggelt, welche er unter seiner Maske gründlich recognoscirte. Allerdings wäre es ihm dabei fast schlimm ergangen, als er von einem spanischen Hauptmann erkannt ward; doch gelang es ihm, diesem die Meinung beizubringen, daß er in der That die Spicknadel besser zu handhaben wisse als den Degen.

Während des unglücklichen Zuges Karls V. nach Algier schärfte nun Franz I. von Neuem seine Waffen. Eine Armee unter dem Dauphin, dem der Marschall Annebaut beigegeben

13) C. P. XX. p. 407 ffg. 14) C. P. XX. p. 408.

ward, wurde aufgeſtellt, um das Rouſſillon wieder zu unterwerfen. Montluc hörte, daß es dabei zunächſt auf die Eroberung Perpignans abgeſehen wäre, daß außerdem bei dieſer Armee ſich der italieniſche Ingenieur Hieronimo Marino befinde, der die Belagerungskunſt aus dem Grunde verſtehe. Montluc glaubte von dieſer am beſten profitiren zu können, wenn er ſie unter der Leitung eines Meiſters von anerkanntem Ruf zugleich gegen einen Platz erlerne, von deſſen Beſchaffenheit er genau unterrichtet war. Indeſſen wurden ſeine Hoffnungen getäuſcht; ſein einfacher Verſtand ſagte ihm bald, daß die Kunſtſtücke „des berühmten Ingenieurs", eben weil ſie dem einfachen Verſtande zuwider liefen, zu keinem Reſultate führen könnten. Und ſo verhielt es ſich, die franzöſiſche Armee mußte unverrichteter Dinge von Perpignan abziehen. Montluc erhielt nach der Belagerung auf Verwendung ſeines Bruders eine Compagnie, an deren Spitze er ſich bei der allerdings ſchlaffen Fortſetzung des Krieges in dieſen Gegenden dennoch einmal auszuzeichnen Gelegenheit fand.

Bald darauf mußte das Corps, welches vor Perpignan gelegen, unter Annebaut nach Piemont abmarſchiren, wo es Coni mit gleich ſchlechtem Erfolge als früher Perpignan belagerte. Als der Winter herankam, ging Annebaut nach Frankreich zurück und ließ den Herrn von Boutières als Lieutenant des Königs in Piemont. Die Truppen wurden in Garniſonen verlegt; Montluc mit ſeiner Compagnie kam nach Savigliano.

15. Als die türkiſche Hülfe von Soliman II., unter Chaireddin Barbaroſſa den Franzoſen geſendet, auf welche Franz I. ſo hohe Rechnung gemacht, nachdem ſie bei der Eroberung Nizzas mitgewirkt hatte, wieder abgezogen war, ſchritten der Herzog von Savoyen und der Marſchall Guaſto, Statthalter des Kaiſers im Mailändiſchen, im Frühling 1543 zur Belagerung des von den Franzoſen beſetzten Mondovi. Die Beſatzung beſtand zum

15) C. P. XX. p. 436 flg.

Theil aus Schweizern, welche meuterten und den Gouverneur zu einer Kapitulation zwangen. Die Kapitulation ward auf freien Abzug geſchloſſen, aber nicht gehalten. Montluc hatte es verſucht, ſich mit 25 Mann ſeiner Compagnie von Savigliano aus nach Modovi hineinzuwerfen. Nachdem er auf ſeinem Marſche ein Rencontre mit einem Detachement der kaiſerlichen Garniſon von Foſſano beſtanden, erfuhr er in der Gegend von Carrù, daß Mondovi bereits übergegangen ſei. Er kehrte um und hatte unterwegs noch ein kleines Gefecht mit einer feindlichen Reiterabtheilung, die von Alba herkam. Auch dies Gefecht fiel glücklich für ihn aus.

Als Montluc die Nachricht vom Falle Mondovi's nach Savigliano brachte, ging der Gouverneur dieſer Stadt, Herr von Termes nach Bene, deſſen Belagerung von Seite der Kaiſerlichen nun vorauszuſehen war: Er fand hier nur drei ſchwache Compagnieen in Beſatzung und ſendete einen Reiter nach Savigliano mit der Bitte an Montluc, wo möglich zu ihm zu ſtoßen. Montluc brach ſogleich auf — es war an einem Sonntag — und kam am Montag früh Morgens nach Bene. Bald erwies ſich, daß die Kaiſerlichen nicht an eine Belagerung von Bene dachten; ſie marſchirten von Carrù aus vorbei auf Foſſano. Termes fürchtete nun für Savigliano und reiste für ſeine Perſon dahin ab. Am anderen Tage ward von Bene aus eine Streifpatrouille gegen den Rücken der Kaiſerlichen hin gemacht und dabei ein Zeughauptmann derſelben gefangen genommen, von dem Montluc erfuhr, daß die Kaiſerlichen wirklich einen Angriff auf Savigliano beabſichtigten. Nun brach dieſer, begleitet von dem Zeugcommiſſär Caillac, welchen Termes bei ſeiner Abreiſe in Bene zurückgelaſſen hatte und 25 Mann ſeiner Compagnie, welche er zu Pferde ſetzte, ſogleich nach Savigliano auf, langte zur großen Freude Termes glücklich dort an und ließ auch den Reſt ſeiner Compagnie unter ſeinem Lieutenant Favas nachkommen.

Bald erfuhr man, daß der Feind Savigliano vorbei und

wahrſcheinlich auf Carignano marſchire. Montluc bat nun den Gouverneur Termes um die Erlaubniß, eine Recosgnoscirung unternehmen zu dürfen. Da er ſie erhielt, ſo wählte er 145 Mann Infanterie von drei Compagnieen, von ſeiner eigenen unter dem Lieutenant Favas, von der Compagnie Gabaret unter deren Lieutenant Lienard und von der Compagnie Nicolas unter dem Fähnrich Breil, denen Termes noch 50 Pferde von ſeiner Chevauxlegerscompagnie unter ſeinem Fähnrich Mons hinzufügte. Mit dieſer kleinen Streitmacht rückte Montluc die Mellea abwärts auf Cavalmaggiore. Sein Marſch wurde einigermaßen dadurch aufgehalten, daß ihm der Kapitän Gabaret ſagen ließ, er wünſche auch mitzuziehen, man möge auf ihn warten, und dann etwas lange auf ſich warten ließ. Ohne dieſen Umſtand wäre es Montluc vielleicht gelungen, den Herzog von Savoyen gefangen zu machen, der auf dem Marſche, von nur 25 Pferden begleitet, vor Cavalmaggiore in einer kleinen Kapelle kurz vorher die Meſſe gehört hatte. Nachdem Gabaret eingetroffen war, wurde der Marſch fortgeſetzt, in Cavalmaggiore aber gehalten. Nach den Nachrichten, welche er hier erhielt, fand Montluc nicht gerathen, dem Gros der Kaiſerlichen zu folgen, da er aber von Einwohnern der Umgegend wußte, daß die Bagage des Feindes noch zurückſein müſſe, ſchlug er von Cavalmaggiore den Weg in der Richtung auf Cherasco ein. Bald wurden einige verlaufene Troßknechte von den Chevauxlegers eingebracht und ſagten aus, daß von Foſſano her zwei Compagnieen Fußvolk unter dem Kapitän Ascanio, Lieutenant des Gouverneurs von Foſſano, Pietro de Porto, eine Cornette Kavallerie unter la Trinita, 90 Bagagewagen und über 400 Trainpferde unter Escorte von 100 ſpaniſchen und deutſchen Infanteriſten noch unterwegs ſeien. Mons ging in der Richtung, in welcher man nach der Angabe auf den Feind treffen mußte, vor, um zu recognosciren und kehrte bald mit verwundetem Pferde und der Meinung zurück, daß man dort angreifen müſſe. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes beſchloß Montluc, den

Angriff zu wagen; er redete ſeine Soldaten an und ſagte ihnen, daß er die Ueberzeugung habe, den Sieg davonzutragen, und muthig von ihnen gefolgt, machte er ſeine Ahnung wahr. Der Feind wurde trotz ſeiner Ueberlegenheit und der guten Anſtalten und des Eifers Ascanios geworfen und eine reiche Beute gemacht. Montluc überraſchte mit dieſer freudigen Kunde den Gouverneur von Savigliano, dem einige Landleute bereits die Nachricht von einer vollſtändigen Niederlage des Detachements gebracht hatten, höchſt angenehm.

Unterdeſſen hatte freilich Guaſto mit dem Gros ſeinen Marſch fortgeſetzt, die franzöſiſche Beſatzung von Carignan unter d'Auſſun übel mißhandelt und ſich in den Beſitz dieſes Platzes geſetzt, deſſen Befeſtigungen er ſofort vervollſtändigen ließ. Damit hielt bei herannahendem Winter Guaſto den Feldzug für beendet; er legte außer nach Carignano Garniſonen nach Carmagnola, Racconigi, Vignone, Virle, Chieri, Vercelli und begab ſich für ſeine Perſon nach Mailand.

Wenige Tage darauf ward der kaiſerliche Gouverneur von Foſſano, Pietro de Porto, durch eine kühn eingefädelte und kühn und geſchickt durchgeführte Intrigue nach dem den Franzoſen gehörigen Schloß Barge nördlich von Paëſana gelockt und fiel hier tödtlich verwundet in die Hände der Franzoſen. Montluc hatte unmittelbar keinen Antheil an der Durchführung dieſes Streiches, aber wohl ein Theil ſeiner Compagnie, den er unter Favas heimlich aus Savigliano nach Barge ſendete.

Als Cäſar von Neapel, Commandant zu Carmagnola, die Gefangenſchaft und den Tod Pietro's de Porto erfuhr, ward er beſorgt für den wichtigen Poſten Foſſano und befahl, daß drei italieniſche Compagnieen von Carmagnola dahin abmarſchiren ſollten, um die Beſatzung zu verſtärken. Da ſie aber dieſen Marſch mitten zwiſchen franzöſiſchen Garniſonen hindurch bewerkſtelligen mußten, ſollten ſie nicht ohne Escorte, wenigſtens bis in die Gegend der Stura ziehen. Die deutſche Infanterie zu Carmagnola weigerte ſich aber, die Escorte zu ſtellen. Cäſar

gab daher den Spaniern, die zu Racconigi lagen, Befehl, ſie zu liefern. Darüber waren einige Tage vergangen, und Gerüchte von dem beabſichtigten Marſch der Italiener nach Foſſano, aber freilich nicht von der ſtarken Escorte, die ihnen beigegeben werden ſollte, drangen nach Savigliano; nur zwei Cornetten Kavallerie, hatte der Spion berichtet, würden mit ihnen ziehen.

Termes, welcher eben erſt von einer längeren Krankheit geneſen war, theilte Montluc die Sache mit und man kam überein, daß letzterer mit einem Detachement der Garniſon von Savigliano ausrücken und die italieniſchen Compagnieen auf dem Marſche angreifen ſolle. Das Detachement ward aus 200 Arkebuſieren und 200 Pikeniren aus ſämmtlichen Compagnieen der Garniſon und 80 Pferden von der Chevauxlegerscompagnie Termes unter deren Fähnrich Mons zuſammengeſetzt. Dieſen ſchloß ſich noch Herr von Cental mit 15 Chevauxlegers und 20 Arkebuſieren zu Pferd, welcher eben zu Savigliano eintraf, an. Montluc marſchirte in der Richtung auf Cherasco ab. Nach dem erſten Halt wurde die Ordnung gemacht. Montluc zog mit den 200 Arkebuſieren zu Fuß voraus, die Pikenire unter den Hauptleuten Gabaret und Nicolas folgten, die Kavallerie vertheilte ſich in drei Trupps auf die Flanken. Als auf dem weiteren Marſche die Spitze ſich dem Wege näherte, welchem der Feind von Carmagnola nach Foſſano folgen mußte, ließ Montluc halt machen und ritt mit einem Edelmann ein wenig voraus, um zu recognosciren.

Er entdeckte alsbald die italieniſchen Compagnieen und die
16. Reitercornetten, welche nach dem Spionenbericht ſie begleiten ſollten. Dieſe Truppen waren aber ſchon an der Stura im directen Marſch auf Foſſano ſo weit voraus, daß man ſich keine

---

16) Cornette iſt bei der Kavallerie dieſer Zeit ſoviel als Compagnie oder Fähnlein bei der Infanterie; die franzöſiſchen Ordonnanzcompagnieen wurden in der gleichen Zeit in zwei Cornetten getheilt, von denen die eine die Gensdarmes, die andere die Archers enthielt.

Hoffnung machen durfte, ſie einzuholen, wenigſtens mit dem Fußvolke nicht. Montluc war äußerſt ärgerlich, er wollte ſchon zu ſeinen Soldaten zurück, um ihnen zu ſagen, daß das Unternehmen mißlungen ſei, als er in einer andern Richtung mehr nordwärts blickend, andere Infanterie ſah, welche eben in einem Ruhehalt begriffen war. Er ſchloß, daß es Spanier ſein müßten, ſie hatten gelbe Kamaſchen und man ſah Küraſſe glänzen; es mußten alſo Pikenire dabei ſein; die italieniſchen Compagnieen hatten zu dieſer Zeit zwar auch Pikenire, aber wenige, und dieſe belaſteten ſich nicht mit dem Küraß und der Pickelhaube, wogegen bei den Spaniern jeder Pikenir ohne Unterſchied Schutzwaffen trug.

In der That hatte ſich Montluc nicht getäuſcht, es waren drei ganze Compagnieen, Guevara, Mendoza, Aguilart und eine halbe, Quexada, der Garniſon von Racconigi, welche bis zu dem Punkte, wo ſie jetzt ruhten, den Italienern gefolgt waren und nun auf die Rückkehr der beiden Reitercornetten warteten, welche jenen noch ein Stück weiter auf dem Weg nach Foſſano das Geleit gaben.

Montluc war, da ihm die Italiener entgangen, entſchloſſen, nun die Spanier anzugreifen; meinte aber, daß es damit noch keine Eile habe, vielmehr klug ſei, zu warten, bis die Italiener weiter weg ſeien, damit ſie beim Beginn eines Gefechtes, nicht rechtzeitig umkehren könnten. Die $3^1/_2$ ſpaniſchen Compagnieen wurden auf 400 bis 500 Mann geſchätzt. Als Montluc ſeinen Offizieren und Leuten die nothwendigſten vorläufigen Befehle gegeben, kehrte er auf den Höhenpunkt zurück, von dem aus er zuerſt die Italiener entdeckt hatte. Hier ſah er, daß die beiden Reiterkornetten, die vorher noch mit den Italienern gezogen, jetzt umkehrten, um ſich den Spaniern anzuſchließen und mit dieſen vereint auf Racconigi zu marſchiren.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Montluc ſendete einen Reiter, den er bei ſich hatte, zu ſeiner Truppe, ſie möge antreten. Bald waren die Reitercornetten mit dem Fußvolk der

Spanier vereint und die ganze feindliche Abtheilung ſetzte ſich in Marſch. Wie Montluc ſpäter erfuhr, hatte ihn ein Sergeant der Compagnie Mendoza erkannt, und ſein Ruf war in dieſen Gegenden ein ſo bedeutender, daß man hinter ſeiner Perſon nichts Gutes vermuthete. Die Ordnung, in welcher die Spanier auf Racconigi abmarſchirten, war folgende: 25 Arkebuſiere zu Fuß und die beiden Reitercornetten machten den Vortrab, dann folgte die Hälfte der übrigen Arkebuſiere, dann die ſämmtlichen Pikenire, endlich die andere Hälfte der Arkebuſiere.

Montluc folgte ihnen an der Spitze ſeiner Arkebuſiere, die er in zwei Trupps unter Lienard und Lapalu und eine Reſerve unter ſeinem eigenen Befehl vertheilte. Die Spanier blieben beſtändig im Marſch, nur die Arkebuſiere des Nachtrabs blieben dabei in beſtändigem Feuern; bald wurden dieſe von der Arkebuſierabtheilung verſtärkt, welche vor den Pikeniren einherzog. Nun ſammelte auch Montluc alle ſeine Arkebuſiere in eine einzige Abtheilung, auch er ließ beſtändig feuern. An einem Graben, den die Feinde paſſiren mußten, hätte er ſie beinahe eingeholt, indeſſen ſie überſchritten auch dieſen und nur 25 Mann von ihnen, die ſich in ein Gehöft geworfen hatten, wurden zuſammengehauen. Montluc war ungeduldig; ſeine Pikenire mit ihren ſchweren Rüſtungen konnten ihm nicht folgen; die franzöſiſche Reiterei hätte allerdings einen Choc machen können, hatte aber wenig Luſt dazu, ſie hatte von den ſpaniſchen Schützen ſchon viele Pferde verloren. Montluc ritt zu den einzelnen Führern der Reitertrupps und beſtimmte ſie durch Spott und Zureden zur Unterſtützung eines Angriffs, den er mit ſeinen Arkebuſieren, den Degen in der Fauſt, verſuchen wollte, um endlich zur Entſcheidung zu kommen. Montluc ſtieg ſelbſt ab und ergriff eine Hellebarde. Der gemeinſchaftliche Angriff der Arkebuſiere und der Reiterei gelang vollkommen, gegen 100 Spanier wurden niedergemacht und der Reſt in die Flucht geſchlagen.

17. Nach dieſen verſchiedenen für die Franzoſen glücklichen Unter-

17) C. P. XX. p. 484 ffg.

nehmungen beſchloß Boutières, eine fliegende Colonne zu bilden, mit welcher er kleinere Expeditionen gegen die einzelnen Beſatzungen der Kaiſerlichen unternehmen könnte; auch die Garniſon von Savigliano bis auf zwei Compagnien ſollte zu dieſer Colonne ſtoßen, der ihr Sammelplatz bei Pignerolo angewieſen ward. Montluc's Compagnie war unter den zum Ausmarſch beſtimmten. Termes beſchloß, dieſe Truppen zuerſt ſelbſt nach Coſtigliole zu führen, um dieſen von den Spaniern beſetzten Platz wegzunehmen und dann für ſeine Perſon nach Savigliano umzukehren, während Montluc mit dem Detachement weiter nach Pignerolo zöge. Montluc war gegen dieſes Unternehmen, weil in der ganzen Gegend, nur acht Stunden entfernt, kaiſerliche Garniſonen lagen, die Coſtigliole leicht zu Hülfe kommen konnten, wenn man dort nur auf einigermaßen erheblichen Widerſtand ſtieß. Indeſſen Termes ließ ſich durch keine Vorſtellungen von ſeiner Anſicht abbringen; er nahm auch zwei Geſchütze von Savigliano mit.

Am Abend von Savigliano ausmarſchirt, trafen am Morgen vor Tagesanbruch die vier franzöſiſchen Compagnieen vor Coſtigliole ein und drei, worunter auch diejenige Montluc's, ſchritten alsbald zum Angriff, während die vierte die Geſchütze bedeckte, die gegen ein befeſtigtes Gebäude in Batterie geſtellt wurden. Indeſſen hatte man bis drei Uhr Nachmittags das gewünſchte Reſultat nicht erreicht; der Marſch nach Pignerolo konnte nicht länger aufgeſchoben werden und ward unter Montluc's Commando angetreten, während Termes nach Savigliano zurückkehrte. Montluc's Marſch ging zuerſt auf Barge, wo man am nächſten Morgen nach einem Nachtmarſche eintraf, und von da über Cavour auf Pignerolo. Er war 48 Stunden ohne zu ſchlafen auf den Beinen geweſen, als er hier eintraf, nur bei Cavour hatten ſeine Leute drei oder vier Stunden geruht. Einer Gefahr war er dabei durch kluge Vorausſicht entgangen. Er berechnete nämlich, daß bei dem Umwege über Coſtigliole und dem Aufenthalt vor dieſem Neſte die kaiſerlichen

Garniſonen der Gegend allarmirt ſein und einen Angriff auf ihn während des Marſches ausführen könnten. Da es nicht darauf ankam, unterwegs zu ſchlagen, ſondern Pignerolo zu erreichen, da überdieß ſeine Leute ermüdet waren, machte er lieber einen Umweg durchs Gebirge und vermied die Ebene. In der That aber hatte der kaiſerliche Gouverneur von Carmagnola, Cäſar Maggi, gewöhnlich Cäſar von Neapel, von welcher letzteren Stadt er ſtammte, genannt, ſeine Reiterei aus Carmagnola genommen, die Reiterei der nächſten Garniſonen an ſich gezogen, war auf Cavour marſchirt und hatte in deſſen Nähe am Weg durch die Ebene, den Montluc, wenn er nicht durch das Gebirge ging, einſchlagen mußte, mehrere Hinterhalte gelegt.

Montluc kam glücklich nach Pignerolo, von dort marſchirte Boutières mit ſeiner verſammelten fliegenden Colonne über Vignone und Virle, von wo die kaiſerlichen Garniſonen ſich ungeſchädigt auf Carmagnola zurückzogen, an den Po, den ſeine Infanterie auf einer Wagenbrücke überſchritt, die Reiterei durchfuhrtete; die Colonne rückte vor Carmagnola. Cäſar Maggi räumte auch dieſes und konnte es ungeſchädigt, weil Boutières ein ſehr vorſichtiger Führer war, der um keinen Preis etwas wagen wollte.

18. Boutières machte bald darauf einen Angriff auf die Pobrücke von Carignano, welche von den Kaiſerlichen ſtark beſetzt war, um ſie zu zerſtören und ſo die Verbindung der Beſatzung von Carignan mit Chieri zu unterbrechen. Die Zerſtörung ward auch ausgeführt, aber Boutières durfte ſich geringes Verdienſt daran zuſchreiben. Beim Beginn des Angriffs kam im Nebel ein paniſcher Schrecken über die Franzoſen und nur Montluc's Entſchloſſenheit, der mit geringer Mannſchaft, welche er ſammeln konnte, ohne Beſinnen auf den Feind losging, gab Zeit, die Ordnung herzuſtellen. Auf Boutières wirkte dieſer

18) C. P. XX. p. 493.

üble Beginn so nach, daß er die Zerstörungsarbeit noch einzustellen Befehl gab, als sie längst im besten Gange war. Nur die bessere Einsicht und Beharrlichkeit seiner Unterbefehlshaber wendete diesen Fehler ab.

Die Belagerung von Ivrea, welche die Franzosen nun 19.
unternahmen, führte zu durchaus keinem Resultat; während derselben erhielt Boutières die Nachricht, daß er vom Commando abberufen sei, — Franz I. war nicht mit Unrecht mit seiner Kriegführung unzufrieden, — und kurz darauf traf sein Nachfolger, der junge Graf Enghien in Piemont ein, welcher zugleich beträchtliche Verstärkungen herbeiführte.

Die Schlacht von Cerisolles.

Das Jahr 1544 sollte nach Karls V. Absicht ein entschei- 20.
dendes werden; durch seine Verbindung mit Heinrich VIII. von England im Norden verstärkt, wollte er zugleich von den Niederlanden und von Piemont her zum Angriffe auf Frankreich schreiten. In Italien ward zu diesem Behufe Guasto eine bedeutende Heeresmacht zur Verfügung gestellt. Alles deutete darauf hin, daß die Franzosen Italien aufgeben müßten, wenn sie es nicht auf eine offene Feldschlacht ankommen lassen wollten. Nach seinen Instructionen durfte aber Enghien nicht ohne besondere Erlaubniß des Königs schlagen. Um diese für alle Fälle zu erhalten, sendete er Montluc, der mit allen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes wohl vertraut und außerdem für das Schlagen gestimmt war, an Franz I. Montluc ward bei dieser Gelegenheit zugleich dem Könige angelegentlich empfohlen. Er erhielt in der That bald nach seiner Ankunft am Hofe eine Kammerherrnstelle. Schließlich ward er in einen Ministerrath 21.
des Königs beschieden, an welchem der Admiral Annebaut, der

19) C. P. XX. p. 505. 20) C. P. XXI. p. 1. 21) C. P. XXI. p. 2 ffg.

Herr von St. Paul, der Großstallmeister Galiot und der erste Kammerherr Marquis von Boisi, der Dauphin und mehrere andern Herren Theil nahmen. Der König eröffnete hier Montluc, daß er diesem seinen Entschluß betreff der Kriegführung in Piemont mittheilen wolle und Montluc denselben an Enghien überbringen solle. Auf den Befehl des Königs nahm nun St. Paul das Wort, um sich gegen eine Schlacht auszusprechen, da man bei den drohenden Anstalten eines überlegenen Feindes nicht Alles auf einen Wurf setzen dürfe; alle übrigen Räthe sprachen sich in demselben Sinne aus. Montluc mußte ihre langen und langweiligen Reden anhören, aber ruhig konnte er es nicht, er zitterte vor Ungeduld und schnitt fürchterliche Grimassen, die den alten König zum Lachen zwangen. Endlich fragte dieser Montluc, ob er nun wohl begriffen habe, aus welchen Gründen in Piemont nichts gewagt werden solle. Montluc bat jetzt um die Erlaubniß, auch seine Meinung sagen zu dürfen und erhielt sie. Er drückte sich folgendermaßen aus:

„Euer Majestät, ich schätze mich glücklich, einerseits deßwegen, daß ich überhaupt meine Meinung sagen darf, andererseits, daß ich sie vor einem Könige aussprechen darf, der Soldat ist und den Krieg kennt. Bevor Sie den Thron bestiegen, wie nachher, haben Sie stets den Krieg geliebt und Ihre Person so wenig, als die des geringsten Edelmanns geschont. So habe ich nichts zu besorgen, wenn ich frei von der Leber weg rede."

Hier nickte der Dauphin, welcher hinter dem Stuhle seines Vaters stand, Montluc ermuthigend zu, und dieser fuhr fort:

„Majestät; wir sind unser 5000 bis 6000 Gascogner wohlgezählt; daß die Compagnieen niemals ganz vollzählig sind, wissen Sie ja; auch geht nicht Alles mit in's Gefecht; doch schätze ich, wir bringen wohl 5500 bis 5600 hinein. Und dafür stehe ich mit meiner Ehre und wir Alle, Offiziere und Soldaten, setzen unsere Namen, unsere Güter, unsern Kopf zum Pfande, daß es an uns nicht fehlen soll, wenn es zum Schlagen kommt und Sie die Erlaubniß dazu ertheilen. Wir brennen

darauf und ſind keine Haſen; glauben das Euer Majeſtät! Außerdem ſind 13 Fähnlein Schweizer da; ich kenne die, welche St. Julien commandirt beſſer als die von Fröhlich, aber muſtern habe ich ſie alle ſehen und im Ganzen mögen ſie wohl ſo ſtark ſein an Zahl, als wir Gascogner. Sie verſprechen Ihnen dasſelbe, wie wir, Ihre Unterthanen; ihre Hauptleute werden Ihnen namentliche Liſten der Compagnieen zuſenden, damit Sie den Kantonen diejenigen, welche ihre Pflicht nicht thun ſollten, zu gebührender Infamirung empfehlen können. So können Euer Majeſtät alſo auf 9000 Mann oder mehr rechnen, mit denen Staat zu machen iſt, und die bis zum letzten Athemzug kämpfen werden. Was die Italiener, Provenzalen und Greierzer, die vor Ivrea zu uns geſtoßen ſind, betrifft, mag ich mich für die grade nicht verſchwören, aber ihre Pflicht, denk' ich, werden ſie auch thun, beſonders, wenn ſie uns die Hände rühren ſehen."

Hiebei machte Montluc ſo lebhaft die Pantomine des Zuhauens, daß der König abermals lachen mußte.

„Euer Majeſtät ſollten in Piemont auch 400 Gensdarmes haben, von denen mindeſtens 300 wirklich vorhanden ſein werden, und ebenſo viele zu ihnen gehörige Bogner, ſämmtlich vom beſten Geiſte beſeelt; ferner ſind da 4 Compagnieen Chevaurlegers, jede ſoll 200 Pferde ſtark ſein; man wird 22. ſie doch zuſammen wenigſtens auf 500 bis 600 Pferde anſchlagen dürfen. Und daß ſie etwas werth ſind, dafür kann ich ſtehen."

Hier verwunderte ſich der König ein wenig über die Schwäche ſeiner Reitercompagnieen; Montluc ſetzte ihm auseinander, daß eine Anzahl Reiter auf Urlaub ſei, um ſich zu erholen, ganz

22) Beſondere Chevaurlegerscompagnieen hatten die Franzoſen erſt ſeit dem erſten Viertel des 16. Jahrhunderts; ſie traten in die Stelle der geworbenen Albaneſen oder Stradioten. Zu Montluc's Zeit waren dieſe Chevaurlegers, welche die Lanze führten, faſt ſo ſchwer gerüſtet als die Gensdarmes; nur ihre Pferde waren nicht gepanzert.

wie die engliſchen Offiziere während des Krimfeldzugs nach England auf Urlaub gingen, — daß eine weitere Anzahl krank ſei, daß aber der König dem Schaden leicht abhelfen könne, wenn er allen Edelleuten, die ihn darum bäten, die Erlaubniß geben würde, der erwarteten Schlacht beizuwohnen.

„Majeſtät," fuhr er dann wieder fort, „ich bin ſo glücklich, zu einem König zu reden, welcher Soldat iſt; ſagen Sie ſelbſt, wer ſoll 9 oder 10000 Mann und 1000 oder 1200 Reiter umbringen, die alle entſchloſſen ſind, zu ſiegen oder zu ſterben? Leute, die wahrhaftig keine Lehrburſchen ſind. Damit wird ſo leicht Niemand fertig. Wir haben oft genug in der Minderzahl einen überlegenen Feind angegriffen und ihn meiſt geſchlagen. Ja ich möchte behaupten, wenn wir Alle einen Arm in der Binde hätten, ſollte der Feind in einer ganzen Tagesarbeit uns noch nicht todtſchlagen können, ohne den größten Theil ſeiner eigenen Mannſchaft dabei zu verlieren. Nun denken Sie, Majeſtät, wenn wir beide Arme frei und das Eiſen in der Fauſt haben, ob es leicht ſein wird, uns zu ſchlagen. Ich habe von Offizieren, die ihre Sache verſtanden, oft beweiſen hören, daß 12000 bis 15000 Mann es getroſt mit 30000 aufnehmen können; denn nicht die Ueberzahl gibt den Sieg, ſondern das Herz auf dem rechten Fleck. An einem Schlachttag kommt die Hälfte nicht in's Gefecht. Laſſen Sie uns machen, Majeſtät, mehr verlangen wir nicht."

Montluc begleitete dieſen Theil ſeiner Rede mit ſo lebhaften Geſten und Grimaſſen, hieb um ſich mit den Armen, ſchnitt Geſichter, als verzehre er einige Spanier zum Frühſtück, daß es den Dauphin hinter dem Stuhle ſeines Vaters königlich amüſirte und er beſtändig dem Sprechenden zunickte, um ihn immer mehr in's Feuer zu bringen, damit er wo möglich noch beſſere Dinge ſehe und höre. Auf Montluc verfehlte dies ſeine Wirkung nicht.

„Nein, Majeſtät, mit uns wird man ſo bald nicht fertig; wenn die Herren, die große Reden darüber halten, uns bei

der Arbeit geſehen hätten, ſie würden ihre Meinung über die Schlacht ändern, und, Majeſtät, Sie desgleichen. Unſere Leute ſind keine Garniſonsſoldaten; ſie wollen den Feind vor ſich ſehen und ſich Maaß nehmen laſſen, ſie bitten inſtändig um die Erlaubniß, ſchlagen zu dürfen. Wenn Euer Majeſtät ſie verweigern, nehmen Sie unſerer Mannſchaft den Muth, derjenige des Feindes wird wachſen und Stück für Stück wird unſere Armee abgethan werden. Die Herren, die vorher ihre Meinung geſagt haben, denken immer nur an unſere Niederlage, immer ſchreien ſie: aber, wenn wir verlieren, verlieren, verlieren! keinen habe ich ſagen hören: aber, wenn wir gewinnen, gewinnen, welcher Vortheil dann! Bei Gott, Herr, fürchten Sie nicht, uns Ihre Bewilligung zu ertheilen; laſſen Sie mich nicht mit dem Beſcheid zurückgehen, daß Sie ſich fürchten, das Schickſal einer Schlacht in unſere Hand zu geben; wir Alle, die wir willig Ihnen unſer Leben anbieten, würden das für einen Schimpf halten."

Der König hatte nicht bloß ruhig, ſondern mit ſteigendem Vergnügen zugehört. Als er jetzt St. Paul anſah, ſprach dieſer:

„Majeſtät, wollten Sie wirklich um das Gerede dieſes Narren Ihre Meinung wechſeln, der an nichts weiter denkt, als an's Zuhauen und ſich nicht darum kümmert, was im Fall einer Niederlage aus dem Staate wird? Die Sache ſcheint mir von zu großer Bedeutung für das Gehirn eines ſolchen Gascogner Burſchen."

Montluc darauf zu St. Paul gewendet:

„Ich will hier weder den Haudegen machen, Herr, noch bin ich ſo verrückt, wie Sie meinen. Ich ſchneide nicht im mindeſten auf; wenn Sie ſich gefälligſt an alle die Berichte erinnern wollen, die der König erhalten hat, ſeit wir von Perpignan nach Piemont zurückgekehrt ſind, ſo werden Sie entdecken, daß wir den Feind, wo wir ihn fanden, zu Pferd und zu Fuß, immer geſchlagen haben, mit einziger Ausnahme der Niederlage

d'Auſſuns bei Carignan, der einen offenbaren Fehler beging. Es ſind noch nicht drei Monate, Sie werden es auch wiſſen, was alle Welt weiß, — daß wir auf den Ebenen zwiſchen Savigliano und Foſſano zwei glänzende Gefechte gewannen. Wir, die Sieger, ſind jetzt voller Muth, der Feind, der Beſiegte, iſt voller Furcht. Der Unterſchied iſt nicht klein. Wann ſoll uns denn der König zur Schlacht loslaſſen, wenn nicht jetzt bei den Verhältniſſen, wie ſie derzeit in Piemont beſtehen? jetzt, da wir an den Sieg ebenſoſehr, wie die Feinde an Niederlagen gewöhnt ſind? Soll er warten, bis wir einzeln abgeklopft ſind? Alles, worauf es ankommt, iſt, daß wir uns hüten, den Feind in einer feſten Stellung anzugreifen, wie es an der Bicocca geſchah; aber Graf Enghien hat zu viele gute und alte Offiziere um ſich, als daß ein ſolcher Fehler vorkommen könnte; — wir werden den Feind im offenen Felde zu finden wiſſen, wo er nicht Hecke, noch Graben vor ſich hat und dann, Euer Majeſtät, — wendete ſich Montluc an den König, — werden Sie von einem der wüthendſten Kämpfe aller Zeiten hören. Und ich bitte Sie unterthänigſt, keine andere als eine Siegesnachricht zu erwarten. Und gibt uns Gott den Sieg, wie es nicht anders ſein kann, ſo werden Kaiſer Karl und der engliſche König artig auf den Hintern geſetzt ſein, daß ſie es fühlen."

Der Dauphin nickte und lachte hinter ſeinem Stuhl hervor beſtändig, Annebaut mußte gleichfalls lächeln; alle Andern waren durchaus mit Montlucs Beredtſamkeit nicht zufrieden, ſchüttelten mit den Köpfen und ſuchten jetzt ſeine Meinung zu widerlegen. St. Paul ſagte zum König: „Es ſcheint wirklich, daß Euer Majeſtät Ihre Meinung ändern und dieſem verrückten Narren Ihre Zuſtimmung ertheilen wollen." Der König erwiderte darauf: „Auf Ehre, Vetter, der Mann hat mir ſo gute Gründe vorgebracht und mir die Stimmung der Truppen ſo vortrefflich geſchildert, daß ich nicht weiß, was beginnen." St. Paul dagegen: „Ich ſehe, Sie ſind gänzlich herumgebracht." Der König fragte nun Annebaut um ſeine Meinung. Dieſer ſagte lächelnd: „Maje-

ſtät, wenn Sie die Wahrheit reden wollen, Sie ſind ſchon Willens, Ihre Erlaubniß zum Schlagen zu ertheilen. Ich mag mein Wort weder für den Sieg noch für die Niederlage verpfänden; dieſe Dinge ſtehen in Gottes Hand. Das aber weiß ich wohl, daß Alle, welche Montluc genannt hat, ihre Pflicht thun werden; ich kenne ſie, denn ich habe ſie ſelbſt commandirt. Thun Sie eins, Majeſtät, bitten Sie den Herrn der Heerſchaaren, Sie zu erleuchten, und entſcheiden Sie danach." Hierauf warf der König ſein Barret auf die Tafel, faltete die Hände, ſchlug die Augen zum Himmel auf und betete: „Mein Gott, ich bitte dich, laſſe mir heut deinen Rath nicht fehlen; was ſoll ich thun für die Erhaltung dieſes Reiches, daß die Ehre und der Ruhm dein ſei in Ewigkeit?" Und als er ſo gebetet hatte, rief Annebaut plötzlich: „Und wofür ſind Euer Majeſtät nun geſtimmt?" „Daß ſie ſchlagen, ſchlagen!" rief Franz. „So braucht es nicht längerer Redensarten. Mag Sieg, mag Niederlage herauskommen, Euer Majeſtät werden allein die Verantwortlichkeit dafür haben."

Der König und alle übrigen erhoben ſich nun; Montluc war unzweifelhaft der zufriedenſte Menſch in der ganzen Verſammlung. St. Paul kam zu ihm, während Franz mit Annebaut noch über die auszufertigenden Depeſchen an Enghien und die Leiſtung einer Soldzahlung an die Truppen in Piemont verhandelte, und ſagte ihm lachend: „Toller Narr, Du wirſt dem König entweder das größte Glück oder das größte Unglück bereitet haben, welches ihn treffen konnte." Montluc, den ſein Erfolg ein wenig aufgeblaſen hatte, antwortete darauf: „Machen Sie ſich durchaus nicht die mindeſte Sorge; die erſte Nachricht, die Sie von uns erhalten werden, wird ſein, daß wir Alles zum ſchönſten Fricaſſée verklopft haben und davon eſſen können, ſo viel uns beliebt." Nun kam auch der König noch zu Montluc heran: „Montluc, ſagte er, empfiehl mich meinem Vetter Enghien beſtens und beſtell allen Oberſten und Hauptleuten dort oben, von welcher Nation ſie immer ſein mögen, daß mich nur das hohe Vertrauen, welches ich in ſie ſetze, beſtimmt hat, die

Erlaubniß zum Schlagen zu ertheilen, daß ich ſie bitte, wenigſtens diesmal mich nicht im Stiche zu laſſen; denn niemals war ein Sieg mir nöthiger als eben jetzt; jetzt, wenn jemals, können ſie ihre Ergebenheit mir beweiſen; ſag ihnen auch, daß ſie die nothwendigen Gelder bekommen werden.

Montluc antwortete: „Majeſtät, ich werde Alles beſtellen und der angenehme Rippenſtoß, den ich ihnen auf dieſe Weiſe geben kann, wird nicht verloren ſein. Ich bitte Euer Majeſtät nur inſtändigſt, ſich durchaus keine Sorge machen zu wollen. Bald werden Sie die beſten Nachrichten haben, welche Sie ſich wünſchen können; meine Ahnungen haben mich nie getäuſcht."

23. Am andern Tag reiste Montluc nach Piemont ab; Martin du Bellay folgte ihm mit den Geldern zur Zahlung des Soldes, allerdings nicht mit ausreichenden. Montluc traf den Grafen Enghien in der Belagerung von Carignan begriffen, das franzöſiſche Hauptheer ſtand bei Carmagnola.

Bald darauf, Anfangs April, eröffnete von Aſti aus Guaſto ſeine Operationen; am Oſterſonntag den 10. April 1544 marſchirte er auf Ceriſola, in der Richtung von S. Damiano auf Sommariva del boſco. Das franzöſiſche Lager ward allarmirt und alle Truppen traten unter die Waffen. Die Franzoſen hätten zum Angriff ſchreiten müſſen und es unter den günſtigſten Umſtänden thun können; indeſſen der junge Graf Enghien litt an dem gewöhnlichen Uebel der Unentſchloſſenheit und weiſe Ohrenbläſer, wie ſie im Augenblick der Entſcheidung wohl in keinem Hauptquartier fehlen, nährten dieſelbe dermaßen, daß an dieſem Tage Alles bei einer Recognoscirung gegen Ceriſola hin blieb.

Montluc war wüthend, mit großer Mühe hatte er von König Franz die Erlaubniß zum Schlagen erpreßt; dann war er im ganzen Lager herumgelaufen, hatte mit Offizieren und

23) C. P. XXI. p. 14 vgl. a. W. Rüſtow, Geſchichte der Infanterie I. p. 287 flg.

Soldaten geſprochen, hatte ihnen erzählt, was der König geſagt, wie er auf jeden einzelnen Mann rechnete; hatte dazu gelogen, was in ſeinen Kräften ſtand und was er für angemeſſen hielt, — und dies war viel; — nun bot ſich die günſtigſte Gelegenheit zum Schlagen, und ſie wurde verſäumt! Als das dazu beſtimmte Corps am Abend des 10. April von der Recognoscirung heimkehrte, machte Montluc, der dabei die Arkebuſiere commandirt hatte, ſeinem Aerger Luft. „Herr, Herr, ſprach er im Vorbeireiten zu Enghien, — als Sie heut morgen aufſtanden, konnten Sie den lieben Gott um nichts Beſſeres bitten, als was er Ihnen am Tage reichlich geſchenkt. Konnten Sie mehr verlangen, als den Feind im offenen Feld, ohne Graben und Hecke vor ſich zu finden? Aber ich ſehe wohl, die Klugſcheißer, die gern der Schlacht aus dem Wege gehen möchten, haben es bei Ihnen gewonnen. Wenn Sie doch endlich einmal Ihrer eigenen Meinung folgen wollten; wir wiſſen ja recht wohl, daß Sie ſchlagen wollen."

Solche und ähnliche Worte brachten dann auch den jungen Grafen in eine gelinde Wuth, und er beſchloß am nächſten Tage, um jeden Preis zu ſchlagen. Ein weiterer beſtimmender Grund dafür war, daß Martin du Bellay keineswegs Geld genug mitgebracht hatte, um den ganzen rückſtändigen Sold auszahlen zu können, und daß man berechnete, wenn der Sieg gewonnen würde, würde auch nothwendig eine anſtändige Ergänzung erbeutet, und folge eine Niederlage, ſo bleibe wenigſtens ein guter Theil des franzöſiſchen Heeres auf dem Platze und ein anderer verliefe ſich in alle Winde. Auf jeden Fall alſo war bei der Schlacht auf eine Erſparniß zu rechnen; und ſo ward ſie beſchloſſen.

Am nächſten Tage, eine Stunde vor Tagesanbruch ſtand das franzöſiſche Heer, welches 14000 Mann und 1420 Pferde zählte, unter den Waffen und brach auf, den Feind bei Cerisola zu ſuchen. Montluc erhielt den Befehl über die Arkebuſiere, welche das Gefecht eröffnen ſollten und von denen

anfangs etwa 1200 aus allen Compagnieen ausgezogen waren. Er traf zuerſt mit dem Feinde am Rande eines Thalgrundes zuſammen; denn Guaſto, aufmerkſam geworden durch die Recognoscirung vom vorigen Tage, hatte ſeine ganze Streitmacht bei Cerisola verſammelt und rückte am Oſtermontag von dort auf Carmagnola vor, auch ſeinerſeits Willens zu ſchlagen.

In dem Thalgrunde und an ſeinen Rändern entwickelte ſich nun ein äußerſt lebhaftes Schützengefecht zwiſchen den Arkebuſieren Montlucs und den Schützen der Deutſchen und Spanier, die ihm Guaſto entgegenwarf. Unter dem Schutze dieſes Schützengefechtes marſchirten die Pikenirbataillone beider Theile, drei auf jeder Seite nach herkömmlicher Sitte, durch Intervallen von einander geſchieden, welche, ſo wie die äußerſten Flanken die Reiterei deckte, auf. Das Schützengefecht, zu welchem Montluc ſeine Arkebuſiere in fünf Trupps zerlegt hatte, mit deren einem er ſelbſt die Reſerve der Andern bildete, trug ganz den Charakter eines Tirailleurgefechts unſerer Tage. Hin und her wogte der Kampf ohne Entſcheidung fünf Stunden fort, mit wechſelndem Erfolge, drehte ſich um Büſche und Hecken, Gärten und Häuſer und Montluc kam mehr als einmal dadurch in erheblichen Nachtheil gegen den Feind, daß deſſen Schützen gehörig von Reiterei gedeckt waren, während er ſelbſt trotz wiederholten Verlangens lange Zeit gar keine Reiterei zu ſeiner Unterſtützung erhielt. Gedrängt mußte er die Schützentruppen ſeines linken Flügels mit denjenigen des Centrums vereinigen und wichtige Terrainſtücke aufgeben.

Guaſto hatte unterdeſſen erkannt, daß er ſtärker ſei als der Feind und beſchloſſen, die Entſcheidung zu geben. Er ließ die Bataillone des rechten Flügels und des Centrums, welche weſentlich aus Pikeniren beſtanden, vorrücken; das letztere 10000 Mann ſtark, aus den Regimentern der Gebrüder Scaliger und Aliſprands von Madruzz beſtehend, kam gerade auf den Punkt los, auf welchem Montluc noch mit den Schützentrupps ſeines Centrums und linken Flügels gegen die feindlichen Arkebuſiere

focht. Unmittelbar hinter ſich hatte Montluc das Pikenirbataillon der Gascogner, welches den rechten Flügel der franzöſiſchen Infanterie bildete und unter dem Befehle des Herrn von Taïs, Oberſten des gascogniſchen Fähnlein, ſtand; rechts von Taïs ſtanden franzöſiſche Chevaurlegers unter Termes, links von Taïs zwei ſchwache Ordonnanzcompagnieen unter Boutières, dem früheren Gouverneur von Piemont, welcher auf die Nachricht von der bevorſtehenden Schlacht von ſeinem Landſitze herbeigeeilt war, um dem jungen Enghien ſeine Dienſte anzubieten. Links von Boutières kaum 200 Schritt von dem Gascognerbataillon ſtand ein Schweizer Bataillon unter Fröhlich.

In der gleichen Zeit, da Montluc das Vorrücken des deutſchen Bataillons von Madruzz bemerkte, ſah er, als er ſich umkehrte, daß Taïs mit den Gascognern rechts abmarſchirte, in der Richtung auf ein italieniſches Bataillon los, welches den linken Flügel der Aufſtellung Guaſtos bildete. Dazu hatte ihn einestheils der Umſtand beſtimmt, daß die Schützentrupps auf Montlucs rechtem Flügel von den Schützen des italieniſchen Bataillons entſchieden zurückgedrängt wurden; andrerſeits der weitere, daß ſeine Leute beträchtlich von dem Feuer einer Batterie Guaſtos litten, welche vorwärts des Bataillons von Madruzz aufgefahren war. Montluc erkannte die ganze Gefahr, welche in dieſem Rechtsziehen der Gascogner lag, er eilte zu Taïs, machte ihn darauf aufmerkſam, daß er den vorrückenden Deutſchen ſeine Flanke biete, ſagte ihm, er möchte, um ſich gegen die feindliche Artillerie zu ſichern, ſeine Leute ſich nur niederlegen laſſen, wie Fröhlichs Schweizerbataillon es that, von dem man faſt nichts ſah, und ſich auf ſeinem alten Poſten fertig halten. Gleichzeitig erhielt Taïs dieſelbe Aufforderung von anderer Seite und befolgte ſie.

Montluc eilte nun zu ſeinen Schützen zurück und befahl ſeinen Lieutenants, ihre Trupps allmälig zurückzunehmen und zugleich für das Vorrücken der Pikenire von Taïs Platz zu machen.

Er ſelbſt ritt wieder zu dieſen und redete ſie an: „Kameraden, haltet euch brav; gewinnen wir die Schlacht, ſo können wir ſagen, daß wir mehr gethan als einer der Unſern vor uns. In allen Geſchichten ſteht es zu leſen, daß wo immer Gallier und Germane Pike an Pike zuſammenſtieß, der erſtere den Kürzeren zog. Machen wir alle dieſe alten Geſchichten zu Schanden und zeigen wir dem Feind, was wir werth ſind. Denkt an den König, an den Ruhm, als Sieger vor ihn zu treten!"

Schon war der Feind nahe. „Oberſt, wendete Montluc ſich an Taïs, jetzt iſt es Zeit aufzuſtehen." Alles erhob ſich. „Kameraden, rief der eifrige Montluc von Neuem, vielleicht ſind unter euch nicht allzuviele, die ſchon eine wirkliche Schlacht mitgemacht. Ich rathe euch, packt eure Piken in der Mitte an, nicht am Ende; dieſe Pikenführung am Ende iſt die Meiſterſchaft der Deutſchen; damit kommen wir nicht gegen ſie auf; macht es wie die Schweizer, packt in der Mitte an und dann drauf wie die Stiere! glaubt mir, ihr werdet dann den Feind ziemlich verdutzt ſehen."

Aus Auftrag von Taïs lief nun Montluc längs dem gevierten Haufen hin, dafür zu ſorgen, daß Jedermann ſeine Pike dieſem Rathe gemäß faſſe. Als dies in Ordnung war, ſaß er ab und ſtellte ſich, eine Pike in der Hand, die er von einem Trabanten ſich fürs Gefecht hatte nachführen laſſen, ins erſte Glied des Bataillons.

Als Taïs und die andern Hauptleute dies ſahen, riefen ſie ihm wie aus einer Kehle zu: „Sitzt wieder auf, Montluc, ſitzt wieder auf und führt Ihr uns ins Gefecht!"

Dagegen Montluc: „Nein, wenn ich heut fallen ſoll, wo könnte ichs auf anſtändigere Art, als mit Euch in der Front und die Pike in der Fauſt!" Dem Hauptmann la Burthe, der
24. als Oberſtwachtmeiſter (**sergeant major**) des Gascogner Bataillons fungirte, rieth er darauf, ſelbſt während des Vorrückens

24) Vgl. oben Anm. 10.

beſtändig um das Bataillon zu laufen und ſammt ſeinen Sergeanten zu gutem Aufſchließen und Vorwärtsdrängen anzutreiben.

Die Spitze des deutſchen Bataillons führte unterdeſſen Madruzz im Laufſchritt heran, ſo daß die hinteren Glieder nicht folgen konnten und man überall Fenſter und Thüren in dem Haufen ſah. Während die Gascogner mit der Front des deutſchen Bataillons zuſammenſtießen, warfen ſich Boutières Reiter in deſſen rechte Flanke und brachen hier ein und ihnen folgten die Schweizer und mordeten rechts und links. Das deutſche Bataillon ward auf dieſe Weiſe von den zuſammenwirkenden Gascognern und Schweizern in völlige Flucht geſchlagen und bis Cericolles verfolgt. Pardon ward nicht gegeben; die Schweizer dürſteten nach Rache wegen des Bruches der Kapitulation von Mondovi und ſtießen unter dem Rufe Mondovi! Mondovi! alles ohne Gnade 25.
und Unterſchied nieder. Der Kampf in der Front, den die Gascogner zu beſtehen hatten, war trotz der Auflockerung des deutſchen Haufens immerhin ein hartnäckiger geweſen und Montluc ſelbſt war mehrere male zu Boden geſtoßen worden. Als auf dieſem Punkte der Sieg gewonnen war, ließ Montluc von der Verfolgung ab; er hatte einem ſeiner Diener befohlen, mit einem türkiſchen Pferde, einem Geſchenk ſeines Bruders, beſtändig dem gascogniſchen Bataillon zu folgen; er wollte nun dieſen Diener aufſuchen, ſich zu Pferd ſetzen und ſuchen, Guaſto gefangen zu machen. Indeſſen ſein Diener war verſchwunden; während nämlich die vereinigten Gascogner und Schweizer einen vollſtändigen Sieg über das Centrum Guaſtos davon trugen und der linke Flügel des letzteren in einer einfältigen Unthätigkeit blieb, hatte ſein rechter Flügel den linken franzöſiſchen, und mit ihm den jungen Feldherrn Enghien ſelbſt, in eine allereiligſte Flucht geſchlagen und Montlucs Diener hatte dieſer bis gegen Carmagnola ſich angeſchloſſen.

Montluc erhielt zum Glück noch einen Klepper vom Kapitän

25) Vgl. oben p. 271.

Mons, auf welchem er nun dem Gascognerbataillon bis Cerisola folgte. Hier traf die Nachricht von der Niederlage des französischen linken Flügels und ein Hülferuf Enghiens ein. Die siegreichen Schweizer und Gascogner wendeten sich nun sogleich gegen das ebenfalls siegreiche rechte Flügelbataillon Guasto's, welches aus Deutschen und Spaniern zusammengesetzt war, und zwangen auch dieses zum Rückzug. Da traf auch Montlucs Diener mit dem türkischen Hengste wieder ein. Montluc wollte ihn weidlich auszanken, aber der Mann erwiderte, es hätten viel größere Leute als er und Leute in allem Kriegesstaat das Hasenpanier ergriffen, da habe er es allerdings auch gethan, aber lediglich, um in so vornehmer Gesellschaft zu sein.

Dieser Spaß beruhigte Montluc vollkommen, der selbst zu nichts besser aufgelegt war, als über die Angst seiner hohen Generale zu lachen; er schloß sich etwa 25 Ordonnanzreitern an, welche Jagd auf Guasto machen wollten.

Obgleich es nun ihm so wenig, als einem seiner Begleiter gelang, den kaiserlichen Generalissimus zu fangen, so war er doch bei der Rückkehr voller Siegesfreude. Nicht Alle im französischen Lager theilten dieselbe. Schon als Montluc von der Verfolgung nach Carmagnola zurückritt, sagte ihm einer der Edelleute, welche vom Hofe gekommen waren, um die Schlacht mitzumachen: „Herr Jesus, Kapitän Montluc, wie nahe waren wir daran, tüchtig ausgeklopft zu werden.“ Montluc, der sich bisher stets auf Punkten befunden hatte, wo der Sieg entschieden auf französischer Seite gewesen, der unter anderm der festen Meinung war, daß nur eine Demonstration der Garnison von Carignan Enghien zu seinem übereilten Rückzug veranlaßt habe, erfuhr jetzt erst den wahren Zusammenhang der Dinge. Er träumte noch drei Nächte hintereinander, daß die Franzosen geschlagen seien.

Indessen dieser Eindruck trat in aller seiner Schärfe doch nicht sogleich hervor. Als Montluc am Abend nach der Schlacht zuerst den Grafen Enghien antraf, war er ganz voll des Be-

wußtſeins eines Sieges, welcher Frankreich in der That beträchtliche Vortheile gebracht hatte und noch größere hätte bringen können, wenn er verfolgt wurde; er war voll des Bewußtſeins, daß er zu dieſem Siege weſentlich beigetragen, und er 26.
durfte es ſein. Als ihn nun Enghien beim erſten Zuſammentreffen zum Ritter ſchlug, da bat er den jungen General, wenn dieſer ihm eine Gunſt erzeigen wolle, möge er ihn mit der Siegesnachricht zu König Franz ſchicken. Enghien verſprach es ihm, — dennoch ging ein Anderer ſtatt des ehrlichen Montluc ab, ein unbedeutendes Subjekt, wie es eben der Lauf der Welt iſt.

Montluc, einer von den Menſchen, welche ſich Vieles gefallen laſſen, nur um in Thätigkeit bleiben zu können, fühlte ſich doch von dieſer Beleidigung ſchwer verletzt. Er bat Enghien um ſeine Entlaſſung; er verzichtete in dieſem Augenblicke, wo er ſich am Ziele ſeiner Wünſche geglaubt hatte und ſich nun ſo ſchmählich hintangeſetzt ſah von Leuten, die, wie er wohl fühlte, tief unter ihm ſtanden, auf die Erfüllung irgend einer ſeiner Hoffnungen. Enghien und Termes wußten aber die natürliche Neigung des Gascogners wohl zu benutzen, indem Enghien ihm Urlaub ertheilte, drang er ihm zugleich eine Commiſſion zur Anwerbung von 1000 bis 1200 Mann auf, welche er aus der Heimath nach Piemont zur Verſtärkung der dortigen Armee führen ſollte.

Theilnahme Montlucs an dem Feldzuge im Norden gegen die Engländer 1544 und 1545.

Montluc, wenn er auch mit dem beſten Willen nach der Gascogne heimgegangen ſein mochte, einſtweilen aller Thätigkeit und folglich aller Undankbarkeit glänzender und doch lumpiger Unbedeutendheiten aus dem Wege zu gehen, haßte doch,

26) C. P. XXI p. 38 ffg.

wie er ſelbſt ſagt, nichts ſo ſehr, als das Leben zu Hauſe. Kaum hier eingetroffen, machte er von ſeiner Commiſſion Gebrauch, warb die 1200 Mann und marſchirte mit ihnen nach Piemont. Er kam in dieſen Gegenden indeſſen nur an, um ſie alsbald wieder zu verlaſſen. Franz I. hatte von einer wahrhaft kühnen und deßhalb planmäßigen Kriegführung gar keine Idee; während der Erfolg von Cerisola in Italien gar nicht ausgebeutet ward, wenn man die auf ihn folgende Einnahme von Carignan nicht über Gebühr in Anſchlag bringen will, veranlaßte der Einfall der verbündeten Engländer und Kaiſerlichen in die Nordgrenzen Frankreichs, alle Truppen, welche nicht äußerſt nothwendig für die Behauptung der Beſatzungen in Piemont waren, von dort fortzuziehen, um ſie an die Nordgrenze zu werfen. Franz fürchtete für ſeine Hauptſtadt Paris: alle deſpotiſchen, d. h. centraliſirenden Regierungen fürchten für ihre Hauptſtädte. Montluc dagegen, der doch gewiß nichts weniger als ein rother Demokrat war, äußert bei dieſer Gelegenheit, er ſei gar nicht der Meinung, daß mit Paris Frankreich verloren ſei. Mit ſolchem montluc'ſchen Glauben kann man Vieles wagen, weil man Vieles opfern darf, — und muß ſchließlich dabei gewinnen. Es iſt der Glaube an die ſelbſtſtändige Kraftentwicklung eines angegriffenen Volkes und die allmälige Abſchwächung der Kraft des Angriffs. Wo er fehlt, da hat man auch in neueſter Zeit noch Heere auf dem Kriegstheater umherjagen ſehen, wie — nur ein ſehr ordinärer und allgemein bekannter Ausdruck würde die Sache eben ſo kurz als erſchöpfend bezeichnen.

27. Mit den Fähnlein der Armee von Piemont, welche an die Nordgrenze marſchiren ſollten, zog nun auch Montluc. Unterwegs ward er krank; er mußte in Troyes liegen bleiben. Als er wieder aufſtehen konnte, reiste er ſofort der Armee nach und traf dieſelbe vor Boulogne, deſſen ſich die Eng-

27) C. P. XXI p. 46 ffg.

länder bemächtigt hatten. Er erhielt hier aus den Händen des Oberſten Taïs das königliche Patent als **Mestre de camp** (Quartiermeiſter) der franzöſiſchen Infanterie der Belagerungs- 28.
armee. Vor Boulogne ging es ähnlich her, wie in unſeren Tagen vor Sebaſtopol; die Engländer verſchanzten ſich daſelbſt auch erſt, wie 1854 die Ruſſen in Sebaſtopol. Wie es bei den Engländern immer der Fall geweſen iſt, wo ſie nicht Truppen anderer Nation in ihren Dienſten hatten, ward auch zu Boulogne der Sicherheitsdienſt von ihnen auf die elendeſte Weiſe betrieben. Dies ward denn doch von den Franzoſen bemerkt und darauf endlich der Plan eines nächtlichen oder morgendlichen Ueberfalls begründet. 29.

Dieſer ward von franzöſiſcher und italieniſcher Infanterie unternommen; die deutſche Infanterie in franzöſiſchem Dienſt, welche gern daran theilgenommen hätte, ward aus irgendwelchen nichtigen perſönlichen Gründen, wie ſie bis auf den heutigen Tag in den wichtigſten Dingen und oft zum größten Schaden der Sache den Ausſchlag gegeben haben, in den Hintergrund geſchoben.

Montluc drang mit ſeiner Colonne bis mitten in die Stadt; auch die übrigen Colonnen drangen ein, traten aber alsbald den Rückzug an, auf die Nachricht, daß die Engländer einen Ausfall gemacht und ihnen den Rückzug abgeſchnitten hätten. Montluc benahm ſich brav, wie immer, indeſſen allein konnte er ſich am Ende nicht halten; auch er mußte ſchließlich umkehren und ſich dabei durch die Engländer durchſchlagen, deren Hauptwaffe damals noch der ſonſt ziemlich überall gründlich verbannte Bogen war.

Taïs, der Oberſt der Gascogner Infanterie, war bei dem

---

28) Vgl. oben Anmerk. 10. 29) Einer ſogenannten Camiſade, bei welcher alle Soldaten, die an ihr theilnahmen, Hemden über die Rüſtung oder den Rock anzogen, um ſich daran während der Nacht leichter zu erkennen.

Überfall gleich im Anfang verwundet worden; daher mußte am Abend Montluc als Regimentsquartiermeiſter beim Dauphin, welcher das Belagerungscorps befehligte, die Parole holen. Er traf den Dauphin in großer Geſellſchaft, auch der ſeines Bruders, des Herzogs von Orleans. Dieſe Herren behandelten den Krieg durchaus als eine Schnurre, — eine Sache, die ihre vollkommene Berechtigung hat, aber doch nur dann, wenn man das Seinige dazu thut, mit Einſatz der eignen Perſon und der eignen Arbeit die Schnurre zum Beſten ſeiner Partei durchzuführen, was eben dieſen Herren gar nicht einfiel. Der Herzog von Orleans ſpottete auf die luſtigſte Weiſe über den Ausfall des heutigen Ueberfalls, über die „alten Soldaten" von Piemont und über Montluc, auf welchen er mit Fingern wies.

Montluc war ein Royaliſt vom reinſten Waſſer, aber freilich nicht von der Art des Freiheitskriegers und Sängers Fouqué, der mit lieblich flötender Stimme ſich ſelbſt anheiſchig machte, die Excremente ſeines Herrn und Königs verzehren zu wollen, wenn dieſer geruhen würde, es zu befehlen. Montluc begnügte ſich zuerſt, Geſichter zu ſchneiden, und dabei mochte er allerdings bisweilen ein wenig poſſierlich ausſehen, wie wir aus ſeinen eignen und den Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen ſchließen können. Wir dürfen es daher auch dem Dauphin nicht allzu übel nehmen, wenn er herzlich lachte; obgleich es immerhin einem ſo alten, verſuchten und verdienſtvollen Soldaten gegenüber nicht anſtändig war. Der Dauphin bemerkte, daß ſeine und ſeines Bruders Späße den Gascogner wurmten, und um dieſen in ſeiner Art zu beſchwichtigen, ſagte er: „Montluc, Montluc, Ihr und die andern Offiziere werdet doch nicht behaupten wollen, daß ihr heute einen ausgezeichnet klugen Streich gemacht habt?" — „Wie? Herr, erwiederte der aufgebrachte Montluc — belieben Sie etwa zu behaupten, daß ich einen Fehler gemacht habe? Wenn ich das vorausſetzen müßte, würde ich den Augenblick wieder in die Stadt zurückkehren, um mich

da todtſchlagen zu laſſen. Wahrhaftig, wir ſind rechte Eſel, daß wir für Euch unſere Haut zu Markte tragen."

Dieſe unverblümte Sprache blieb auf den Dauphin ebenſowenig ohne Wirkung, als ſie ohne Wirkung auf andere Fürſten bleiben würde, welche ſie niemals hören, weil ſie meiſtentheils mit bloßen **Pot-de-chambre**-trägern umgeben ſind. Der Dauphin begütigte nun ernſtlich und verſtändig den alten braven Quartiermeiſter: „Um Gottes willen, Montluc, ich rede nicht von Euch: ich weiß ja recht wohl, daß Ihr der Letzte in der Stadt waret und eine Stunde ſpäter herauskamet, als alle andern." Als Heinrich den Thron von Frankreich beſtiegen, hatte Montluc ſich niemals über ihn zu beklagen.

Drei Monate nach dem Ueberfalle verließ Montluc das Lager, ohne daß bis dahin etwas Weiteres unternommen oder errungen worden wäre und kehrte in die Heimath zurück, wo er einen Prozeß wegen eines ererbten Gutes zu führen hatte.

Indeſſen hatte der Friede von Crespy noch 1544 Franz I. 30.
von einem ſeiner Feinde befreit, dem Kaiſer, und er behielt es nur noch mit Heinrich von England zu thun, gegen welchen er demgemäß alle ſeine Kräfte vereinigen konnte. Er bereitete eine Landung in England vor, um Heinrich auf ſeinem eigenen Boden zu bekämpfen. Zum Commandanten der Infanterie des Landungscorps, welches ſich in Havre de Grace ſammelte und aus 50 bis 60 Fähnlein beſtehen ſollte, ward Taïs und zu deſſen **Mestre de Camp** Montluc ernannt. Die Landung an der engliſchen Küſte erfolgte zwar, indeſſen bald wurden die Franzoſen zur Wiedereinſchiffung gezwungen und nach einem kurzen Seekriege kehrte die Expedition nach Havre zurück, von wo die Infanterie wiederum vor Boulogne marſchirte.

Hier hatte man ſich auf eine bloße Blokade der Engländer 31.
beſchränkt; die Franzoſen befeſtigten mehrere kleine Plätze und

30) C. P. XXI p. 59 ffg. 31) C. P. XXI p. 60.

Forts rings um Boulogne, um ſich jener als Stützpunkte gegen dasſelbe zu bedienen. Indeſſen ſelbſt dieſe Arbeit wurde ſehr lahm betrieben. Die Schanzarbeiter, welche man dazu angeworben und zuſammengebracht hatte, liefen davon, entweder weil die Arbeit gefährlich war, oder weil ſie nicht bezahlt wurden; die Soldaten weigerten ſich zu ſchanzen, ſie hielten es unter ihrer Würde. Montluc gelang es indeſſen doch, durch ſein Beiſpiel und luſtige Einrichtung der Arbeit die Soldaten dazu zu beſtimmen. Uebrigens ward die Zeit vor Boulogne mit ziemlich unnützen Scharmützeln verbracht; die Engländer zur Schlacht in's freie Feld hinaus zu locken gelang nicht; ein Fort auf der Seite nach Calais hin ließen ſie ſich von den Franzoſen abnehmen, wozu Montlucs raſches Zugreifen das Beſte that; verfolgt wurde dieſer Vortheil nicht. Der Marſchall Biez, welcher gegen Boulogne kommandirte, war ein ſehr vorſichtiger und methodiſcher Herr, welcher überall erſt Kanonen haben wollte, bevor er die Infanterie drauf gehen ließ. Die franzöſiſche Infanterie war übrigens auch nicht ſehr geneigt, zu ſchlagen; es ſcheint bei ihr ziemlich allgemein die Anſicht geherrſcht zu haben, daß ein Engländer zwei Franzoſen ſchlage. Montluc ärgerte ſich ſehr darüber, er behauptete, das ſei nur ſo lange der Fall geweſen, als die Engländer noch Guyenne beſaßen und ihre Heere halb aus Gascognern beſtanden, außerdem aber käme dieſe Anſicht daher, weil die Engländer, welche neben den blanken Waffen noch den Bogen führten, um etwas zu wirken, nothwendig dem Feinde nahe auf den Leib gehen müßten, während die Franzoſen bei ihren Arkebuſieren ſich daran gewöhnt hätten, immer hübſch fern vom Feinde zu bleiben und nun jedesmal höchſt erſtaunt wären, wenn dieſer ihnen zu nahe komme. Er ſtrebte um jeden Preis den Soldaten dieſe unglückliche Meinung von der Ueberlegenheit der Engländer zu benehmen und es gelang ihm auch durch eine Probe zu beweiſen, daß wenn man ihnen auf den Leib gehe, ſie ebenſo gut ausreißen, als die Franzoſen. Indeſſen

ward ihm die Belagerung von Boulogne langweilig; da er nicht als **Mestre de Camp** für dieſe Belagerung beſtellt war, ſo nahm er Urlaub und ging an den Hof, wo er Kammerherrndienſte bei dem alternden König Franz that. Nach einem Monat kehrte er darauf in die Heimath zurück, wo er nicht in den angenehmſten Verhältniſſen, von Prozeſſen und Krankheiten geärgert und gelangweilt, man kann alſo nicht ſagen, in Ruhe drei Jahre lang verweilte.

Erſte Feldzüge des fünften Krieges Frankreichs gegen den Kaiſer in Piemont 1551 bis 1553.

Im Jahre 1546 nahmen die Franzoſen Boulogne, Hein- 32.
rich bequemte ſich darauf zum Frieden, aber nur gegen die Wiederabtretung dieſer ihm eben genommenen Feſtung. Im folgenden Jahre ſtarb, wie ſein Gegner Heinrich von England, auch Franz I., und Heinrich II. beſtieg des letztern Thron. Er erinnerte ſich Montlucs freundlich und ernannte ihn 1549 zum **Mestre de Camp** und Gouverneur des Schloſſes Montcalieri bei Turin.

Schon während des ſchmalkaldiſchen Krieges hatte Franz I. wiederum angefangen, gegen den Kaiſer zu rüſten; als nach der für letzteren glücklichen Beendigung dieſes Krieges ſich doch die Verhältniſſe bald wieder ungünſtig für Karl V. ſtellten, als namentlich Kurfürſt Moritz von Sachſen ſich vorbereitete, gegen den Kaiſer aufzutreten und zu dem Ende hin auch mit Heinrich II. ein geheimes Bündniß ſchloß, griff dieſer 1551 von Neuem zu den Waffen.

In Piemont eröffnete der franzöſiſche Gouverneur Marſchall Briſſac die Feindſeligkeiten mit der Wegnahme von S. Damiano am Borbore und Chieri und dem Angriff auf Cherasco, welch letzterer mißglückte. Montluc befand ſich bei

32) C. P. XXI p. 76 ffg.

dem Angriffe auf Chieri, er führte die Artillerie unter dem Schutze von zwei Fähnlein. Nach dem urſprünglichen Plane ſollte Chieri escaladirt werden, aber es fand ſich, daß die Leitern zu kurz waren; unterdeſſen hatte Montluc die Stücke in Batterie gebracht und ſchoß Breſche, welche Morgens um 11 Uhr die Breite von 8 bis 10 Schritt hatte. Die Bürger von Chieri, den Franzoſen geneigt, fragten jetzt den Commandanten, ob er ſich ohne ihre Hülfe für ſtark genug halte, den Platz zu behaupten. Da er es nicht für möglich hielt, ſo ließ er Cha-
33. made ſchlagen, es ward alsbald eine Kapitulation geſchloſſen und Montluc, den ſich die Einwohner ausdrücklich erbeten hatten, da er den Ruf hatte, Disciplin und Ordnung beſonders gut aufrecht zu erhalten, rückte noch am gleichen Tage in die Stadt ein. Als am folgenden Morgen die kaiſerliche Beſatzung, welche freien Abzug erhalten hatte, ausgerückt war, erhob ſich ein Lärmen an der Breſche, Geſindel aus den Vorſtädten wollte durch dieſe eindringen, um in der Stadt zu plündern. Als Montluc in ſeinem Eifer ſich an den Ort des Tumultes begeben, hatte er das Unglück, die Breſche hinabzufallen und ſich die linke Hüfte einzurenken. Er litt an den Folgen dieſes Falles ſein Leben lang, konnte nie mehr aufrecht gehen und mußte zehn Wochen theils zu Chieri, theils zu Montcalieri das Bett hüten.

34. Unterdeſſen ging der kleine Krieg in einer Weiſe in Piemont fort, welche mit unſern heutigen Begriffen von planmäßiger Kriegführung im entſchiedenſten Widerſpruch ſteht. Die Kaiſerlichen unter Fernand Gonzaga ſammelten allmälig Kräfte bei Aſti; ſie beſaßen noch das Schloß Lanzo an der Stura, — nicht zu verwechſeln mit Lans am Paße des Mont Cenis, — und beunruhigten von dort beſtändig über Val della Torre

---

33) Chamade (Chiamata, Einladung), Signal mit der Trommel, durch welches der Belagerte dem Angreifer kund thut, daß er zu kapitulliren wünſcht. 34) C. P. XXI p. 89 ffg.

die Straße von Suſa nach Turin, die Verbindungslinie der Franzoſen mit der Heimath. Briſſac beſchloß dieſes Schloß zu nehmen, als Montluc ebenſoweit war, daß er allenfalls wieder gehen konnte.

Von Chieri aus ward der Zug unternommen; Montluc, der die Artillerie unter Bedeckung von fünf Fähnlein Fußvolk führte, traf am zweiten Tage des Marſches gegen Abend in dem Städtchen Lanzo unter dem Schloße ein. Dieſes war faſt von allen Seiten ſchwer mit Artillerie anzugreifen, nur auf der dem Städtchen abgekehrten Seite befand ſich ein kleines Plateau, auf welchem man Artillerie aufſtellen konnte; indeſſen ſie war auf dasſelbe ſo ſchwierig hinaufzuſchaffen, daß Briſſac und die Offiziere, welche mit ihm ſchon 6 oder 7 Stunden vor dem Eintreffen Montlucs im Städtchen angekommen waren, es rein für unmöglich erklärten und Briſſac bei Montlucs Eintreffen eigentlich ſchon entſchloſſen war, das ganze Unternehmen aufzugeben. Am Tage nach ſeiner Ankunft recognoscirte Montluc, dem die ihm höchſt ärgerlichen Abſichten des Marſchalls Briſſac bekannt geworden waren, in Geſellſchaft einiger Offiziere auch ſeinerſeits; und er fand die Hinaufſchaffung von Geſchütz auf das Plateau keineswegs unmöglich, er bemerkte nämlich, daß man den Weg vom Fuße bis auf die Höhe in drei Abtheilungen zerlegen konnte, welche durch Terraſſen von einander geſchieden waren, die natürliche Ruhepunkte darboten. Mit dieſer Ausbeute ſeiner Recognoscirung begab ſich Montluc zu Briſſac: er theilte ihm mit, daß es möglich ſei, Artillerie auf das Plateau zu bringen. Briſſac darauf: „ja, vielleicht in zehn Tagen mittelſt allerlei krauſer Maſchinen; unterdeſſen werde aber Fernand Gonzaga kommen und das Belagerungscorps angreifen; auf eine Schlacht ſeien indeſſen die Franzoſen nicht eingerichtet, da ſie weder Schweizer noch Deutſche hätten.“ Nun wurde Montluc wild; es ärgerte ihn jedesmal, wenn man auf ſolche Weiſe ſeinen Gascognern zu nahe trat, und doch war die Meinung von der Ueberlegenheit des ſchweizeriſchen und deutſchen

Fußvolkes über das französische und italienische damals so verbreitet, daß im Innern er sie selbst theilte. Hier aber remonstirte er aufs eifrigste gegen das Aufgeben der Unternehmung aus solchen Gründen; er fand Unterstützung bei den Prinzen und Herren, die dem Kriegsrathe beiwohnten und sich wie gewöhnlich auf die Schnurre freuten, ohne weiter zu sehen als eben ihre Nase reichte, und brachte es endlich so weit, daß Brissac ausrief: „Nun, wenn ihr alle Narren sein wollt, so will ich euch zeigen, daß ich auch einer sein kann," und seine Zustimmung zu dem Versuche gab.

Montluc recognoscirte nun noch einmal genauer; zuerst mußte die Artillerie durch das Städtchen gebracht werden, zu welchem Behuf es nöthig ward, einige Häuser oder Häuserecken wegzubrechen. Dazu wurde ohne Verweilen geschritten. Dann kam das Hinaufschaffen der Geschütze auf das Plateau. Die Schwierigkeiten des Weges glaubte Montluc theils durch die Vorarbeit einiger Schanzbauern, theils durch das gute Beispiel der Prinzen und Herren überwinden zu können, die sich selbst vor die Geschütze spannen sollten. Außerdem sahen fünf Schießscharten des Schlosses Lanzo den Weg, welcher auf die Höhe zu machen war, seiner ganzen Länge nach ein; um diese zu beschäftigen, bestellte Montluc für jede Scharte zehn erlesene Arkebusiere, welche nach denselben ein Zielschießen halten sollten, bei dem einer nach dem andern an die Reihe käme. Endlich war in dem Städtchen ein Haus, von dessen Dache man die gefährlichste Courtine des Schlosses der Länge nach einsah; allerdings hatten die Truppen der Besatzung den ausspringenden Winkel an dieser Courtine, welcher dem Städtchen zugekehrt war, durch starke Planken erhöht, doch auch dafür wußte Montluc ein Mittel.

35. Die Gabelarkebusen, die später sogenannten Musketen,

35) Bei Montluc kommt der Ausdruck Muskete noch vielfach in der Bedeutung eines Geschützes kleinsten Kalibers vor. 1553 ließ nach

von größerem Kaliber und größerer Tragweite als die gewöhnlichen Arkebuſen, waren bei den Spaniern ſchon ſeit 1521 in Gebrauch. Auf Montlucs Vorſchlag hatte nun Briſſac vor Ausbruch dieſes Krieges zu Pignerol gleichfalls 400 dieſer Musketen anfertigen laſſen, von denen jede Compagnie Infanterie 20 erhielt; die Musketiere bekamen einen erhöhten Sold von 12 Francs monatlich. Von denſelben wurden nun 20 Mann 36.
auf das Dach des erwähnten Hauſes gebracht.

Am Tage nach dem Kriegsrath wurde Morgens um 8 Uhr die Arbeit an dem Wege unter dem Schutze der Arkebuſiere, welche gegen die Schießſcharten arbeiteten, und der Musketiere, deren Kugeln die Planken wie Papier durchſchlugen, begonnen. Am Abend wurden dann die Kanonen auf die Höhe gebracht und ſtanden hier drei Stunden nach Mitternacht in Batterie.

Kaum hatten ſie am nächſten Morgen drei Salven gegeben, welche bei der ſchlechten Befeſtigung des Schloſſes auf dieſer Seite gehörige Wirkung thaten, als der Commandant Chamade ſchlagen ließ und kapitulirte. Das Schloß beſetzte Briſſac mit einem Fähnlein; er ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht aber zog in die Ebene von Caluſo hinab, um zu ſehen, ob der Feind ſich nicht blicken laſſe; da er aber vernahm, daß Gonzaga zu Vercelli ſtehe, kehrte er nach Chieri zurück; Montluc ging nach Moncalieri, wo er wiederum vierzehn Tage im Bette zubringen mußte.

Als er wieder aufſtehen konnte, machte er einen Zug in 37.
die Gegend von Ivrea mit, wo Briſſac S. Martino am

---

de Marchi Heinrich II. von Frankreich zu Parma ſolche Musketen von 0,656 Kilogramm Kaliber gießen. Vgl. Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le Prince Napoléon Louis Bonaparte. Paris 1846. I. p. 202. Ueber die Einführung der Muskete als Handrohr vgl. Rüſtow, Geſchichte der Infanterie I. p. 222 ffg. 36) Der gewöhnliche Monatsſold des franzöſiſchen Infanteriſten war zu dieſer Zeit 6 Francs, vgl. C. P. XX. p. 324 37) C. P. XXI. p. 101 ffg.

Eingange in's Aoſtathal und mehrere andere Orte eroberte, um ſich mehr freie Verbindungen mit Frankreich über die Alpen zu ſchaffen. Er blieb eine Zeit lang in S. Martino, welcher Ort von den Franzoſen befeſtigt wurde. Unterdeſſen hatte ein anderes Detachement den Kaiſerlichen Ceva abgenommen; dieſe aber rüſteten ſich unter dem Befehle des Alvaro de Sandi, des Lieutenants Gonzagas, von Aleſſandria aus den Platz zurückzuerobern. Briſſac warf ſich ſelbſt nach Ceva hinein und beorderte Montluc von S. Martino gleichfalls dahin, während nur eine ſchwache Abtheilung dort zurückbleiben ſollte. Als Montluc über Mondovi in der Gegend von Ceva ankam, lag Sandi bereits vor dieſem Platze, gab aber beim Erſcheinen des Succurſes die Blokade auf und zog ſich zurück.

Bald darauf erfuhr Briſſac, daß Gonzaga ſich anſchicke, mit überlegenen Kräften die Rückeroberung Martinos und der übrigen kürzlich von den Franzoſen um Ivrea ge-
38. wonnenen Punkte zu verſuchen; und zugleich Caſelle anzugreifen. Caſelle war miſerabel befeſtigt und Briſſac nach Anhörung des Kriegsrathes war entſchloſſen, es aufzugeben. Montluc, der ſich eben zu Moncalieri befand, erfuhr dies und begab ſich ſogleich nach Turin, um den Marſchall wo möglich von dieſer Idee abzubringen, er erbot ſich, ſelbſt Caſelle in vertheidigungsfähigen Stand zu ſetzen. Briſſac wollte anfangs nichts davon hören. Indeſſen Montluc ließ nicht ab: „Der König, ſagte er, bezahlt uns für drei Dinge: eine Schlacht gewinnen, eine Stadt behaupten, oder eine Stadt nehmen; alle andern Geſchichten ſind reine Schnurren, die höchſtens uns Kriegsleuten dazu dienen, uns bekannt zu machen und Ruf und Ehre zu erwerben, von denen aber der König durchaus

38) C. P. XXI p. 106 ffg. Montluc nennt den Ort beſtändig Caſale; aus den ſonſtigen Verhältniſſen ergibt ſich aber, daß er nicht Caſale am Po, ſüdlich Vercelli, ſondern Caſelle an der Straße von Turin nach dem früher eroberten Schloß Lanzo meint.

nichts hat. Ich erkläre ihnen deshalb, Herr Marschall, daß ich lieber in Caselle sterben, als es aufgeben will.

Brissac ließ sich schließlich bestimmen, er gab ihm fünf Compagnieen Infanterie, ließ 500 Schanzbauern aus den Bergen requiriren und schaffte ihm das nothwendige Handwerkszeug zu den Befestigungsarbeiten an. Als Montluc in Caselle ankam, fand er dort den Herrn d'Ygié mit der Ordonnanzcompagnie seines Vaters Guy de Maugiron und brachte diesem den Befehl Brissacs, seine Compagnie nach Moncalieri zu führen. Bei diesen Ordonnanzcompagnieen herrschte aber eine saubere Disciplin; d'Ygié weigerte sich, Caselle zu verlassen; er hoffte, daß der Feind es angreifen werde und wollte gern bei der Vertheidigung sein; seine Compagnie ließ er endlich marschiren, als Brissac persönlich nach Caselle kam, um es ihm zu befehlen; aber kaum war diese in Montcalieri eingetroffen, als ihr einfiel, doch auch lieber wieder nach Moncalieri zurückzukehren, was die Herren denn auch richtig ausführten, bis auf den Lieutenant und wenige Gensdarmen und Bogner. Ihre Schutzwaffen bis auf Helm und Küraß, ihre Streitrosse und ihre Reiterlanzen ließen sie in Moncalieri, jeder nahm aber einen Klepper und einen Knecht mit, der ihm eine Pike nachtrug. So kamen sie wieder nach Caselle und blieben dort auch ruhig, als ob Alles in der schönsten Ordnung wäre.

Montluc arbeitete an der Befestigung von Caselle mit dem gewohnten Eifer; durch sein Beispiel ermunterte er Ordonnanzreiter, Fußvolk, Schanzbauern und Einwohner, daß sie ihn aufs beste unterstützten. Angegriffen sollte er indessen in den Befestigungen nicht werden, die er mit so großer Mühe geschaffen hatte. Die Kaiserlichen verloren mehr als drei Wochen damit, St. Martino und einige andere Punkte in der Gegend von Ivrea zurückzuerobern; dann beriethen sie allerdings zu Rivarolo mehrere Tage darüber, ob sie nun auch Caselle angreifen sollten. Aber während sie hier über des Kaisers Bart stritten, hatte ein französisches Detachement sich der Stadt Alba am

Tanaro bemächtigt. Montluc erhielt von Briſſac Nachricht darüber noch am gleichen Tage; er ſendete einen Tambour von einer ſeiner Infanteriecompagnieen nach dem von den Kaiſerlichen beſetzten Volpiano, dem er Briſſacs Brief mitgab. In Folge dieſer Nachricht, die bald von anderer Seite beſtätigt ward, gaben die Kaiſerlichen den Angriff auf Caſelle gänzlich auf, um ſich gegen Alba zu wenden.

39. Montluc, der dies ſchnell erfuhr, ſendete ſofort drei ſeiner Infanteriecompagnieen und ſeine ſämmtlichen Schanzbauern nach Alba, ſeine eigene Compagnie nach Moncalieri zurück; nur eine Infanteriecompagnie und die Ordonnanzreiter von Ygié ließ er in Caſelle, er ſelbſt ging nach Turin zu Briſſac.

Als Fernando Gonzaga in Aſti angekommen war, erfuhr er von der bedeutenden Verſtärkung, welche die franzöſiſche Beſatzung von Alba erhalten hatte, und eben ſo wie zu Rivarolo über den Angriff auf Caſelle, hielt er nun lange Berathungen über den Angriff auf Alba, welche, wie in all' ſolchen Fällen gewöhnlich, mit dem Beſchluſſe endeten, den Angriff zu unterlaſſen.

Er rückte vor S. Damiano am Borbore, welches er glaubte leicht in ſeine Gewalt bringen zu können. Briſſac hatte nämlich faſt alle Munition aus dieſem kleinen Platze nach Alba gezogen, um letzteres, als es bedroht war, damit zu verſehen, übrigens den Befehl ertheilt, neue Munition nach S. Damiano zu ſenden.

Von Alba ging Briſſac nach Carmagnola, für welches er fürchtete, er übertrug deſſen Vertheidigung Baſſé, dem Gouverneur von Saluzzo, und Montluc; er ſelbſt begab ſich dann nach Carignan. Kaum dort eingetroffen, erhielt er vom Gouverneur von Damiano die Meldung, daß der für letzteres beſtimmte neue Munitionsvorrath noch nicht angekommen ſei. Er ſetzt deßhalb ſogleich einen Transport von Pulver, Blei und Lunte von Carignan über Carmagnola nach dem kleinen Fort

39) C. P. XXI p. 117 ffg.

la Ciſterne in Bewegung, welches nur zwei italieniſche Meilen von Damiano entfernt iſt. Die Garniſon von la Ciſterne ſollte dieſe Munition auf eine oder die andere Weiſe nach Damiano hineinſchaffen.

Der Führer des Pulvertransportes machte, als dieſer Carmagnola paſſirte, auf Montluc ſo wenig den Eindruck eines entſchloſſenen Mannes, daß er, begleitet von 10 Gensdarmes, ſich ſelbſt nach la Ciſterne begab. Hier fand er, daß Damiano allerdings vom Feinde völlig eingeſchloſſen ſei; die Hauptleute der italieniſchen Compagnieen in la Ciſterne erklärten es für vollkommen unmöglich, daß auch nur eine Katze durch das Blokadecorps nach Damiano hineinkäme, und als Montluc trotzdem in der Nacht einen Transport von 30 Bauern und 6 Schweizer-Soldaten, welche die Munition trugen, unter kleiner Escorte entſendete, um den Verſuch zu machen, kam der Transport richtig wieder zurück. Nun ließ ſich Montluc 30 Arkebuſiere und 20 Pikeniere von den beſten Soldaten ſeiner Compagnie unter ſeinem Fähnrich Charry von Moncalieri nach la Ciſterne kommen. In der Nacht nach deren Ankunft ward der Verſuch wiederholt: Charry mit den 50 Mann zog vorauf, griff wüthend ein paar Feldwachen des Feindes an und ſprengte ſie auseinander, ihm folgten die Bauern, welche die Munition trugen, begleitet von 50 italieniſchen Soldaten, die ein entſchloſſener Fähnrich führte, ein Menſch, der aber etwas unbändig und kein beſonderer Freund der Disciplin war. Montluc kannte ihn von Moncalieri her, wo er ihn oft hatte in Arreſt ſtecken müſſen. Er verſprach ihm jetzt, ihm eine Compagnie verſchaffen zu wollen, wenn er ſeine Sache gut mache. Und der Italiener that das. Die Munition ward richtig abgeliefert und alle Mannſchaft kam glücklich wieder zurück.

Der Gouverneur von S. Damiano hatte aber um noch mehr Pulver und um einen Ingenieur gebeten, zugleich darum, daß Montluc ihm Charry mit ſeinen 50 Mann für die Vertheidigung laſſen möge. Es ward daher ein zweiter Transport

gemacht. Dießmal ging Charry aber ohne Bauern und ſonſtige Escorte, ſeine Pikenire trugen das Pulver am Leibgurt und er kam glücklich nach S. Damiano hinein. Die Vertheidigung war ſo hartnäckig, daß der Feind nach etwa drei Wochen die Belagerung aufhob. In der Freude über dieſes Reſultat machte Montluc einen Fähnrichsſtreich, er eilte ſogleich mit geringer Begleitung nach S. Damiano; plötzlich ward er von noch zurückgebliebenen feindlichen Trupps angegriffen, zu ſeiner Unterſtützung fiel Charry aus Damiano aus; und unglücklicherweiſe wurde dieſer in dem ſich entſpinnenden Scharmützel verwundet und gefangen.

Einige Zeit nach dieſen Ereigniſſen erhielt Montluc auf ſein Anſuchen die Entlaſſung von dem Amte des Quartiermeiſters der Infanterie (**Mestre de camp**), deſſen Beſorgung ihm bei ſeiner kranken Hüfte ſehr beſchwerlich fiel, zugleich auf die günſtigen Berichte, die Briſſac über ſeine Dienſte eingeſendet hatte, die Ernennung zum königlichen Kammerherrn und zum Gouverneur des Platzes Alba.

40. Ehe dieſe Ernennungen eintrafen, leiſtete Montluc noch wichtige Dienſte. Der Graf von Bene (zwiſchen Stura und Tanaro) gehörte der franzöſiſchen Partei an; ſein Bruder, der Graf von la Trinita, diente bei den Kaiſerlichen, dieſer ſchlug Fernand Gonzaga vor, Bene zu belagern. So rückten die Kaiſerlichen im Juni 1553 vor Bene. In dem kleinen Platze ſtanden eine franzöſiſche und zwei italieniſche Compagnieen, es befand ſich in ihm kein einziger Offizier, der mit den Geſchäften bei einer Vertheidigung vertraut geweſen wäre. Korn hatten die Bürger auch nicht mehr, da es gegen die Ernte ging und ſie außerdem Gelegenheit gehabt hatten, ihre Vorräthe ſehr vortheilhaft zu verkaufen. Briſſac hatte zwar befohlen, Bene zu verproviantiren. Indeſſen der damit beauftragte Offizier hatte das Geld in die

40) C. P. XXI. p. 136 ffg.

Taſche geſteckt. In der Verlegenheit erbat ſich nun der Graf von Bene Montluc als Helfer in der Noth von Briſſac.

Mit einem Gefolge von 30 Edelleuten und escortirt von einer Compagnie albaneſiſcher Reiter begab ſich Montluc nach Bene, dem bereits das Waſſer abgeſchnitten war. Er ward hier mit Jubel als Retter begrüßt, ließ Mühlen einrichten, ſelbſt den Damm, welchen der Feind zur Stauung des Baches von Bene angelegt hatte, durchſtechen und ſchaffte durch nächtliche Fouragirungen, zu denen die Bürger mit auszogen, Korn. Als die Kaiſerlichen dies bemerkten und Gonzaga erkannte, daß er durch Hunger den Platz nicht zwingen werde, hob er, 23 Tage nachdem ſie begonnen, die Einſchließung auf.

Montluc ſaß bereits in ſeinem Gouvernement Alba, als 41.
Briſſac durch dieſe Stadt marſchirte, um das Schloß von Cortemilia an der weſtlichen Bormida anzugreifen. Montluc begleitete den Marſchall mit der einen Hälfte ſeiner Compagnie und obgleich er nicht mehr Meſtre de Camp war, beſchäftigte er ſich doch mit Vorliebe mit der Artillerie; er führte hier etwas Aehnliches aus, wie vor Lanzo, indem er einen günſtigen Punkt für die Aufſtellung einer Batterie ermittelte und zugleich die Mittel und Wege, auf dieſen Punkt zu gelangen, was die Artilleriſten vom Fach für ganz unmöglich erklärten. Kaum ſtand die Batterie, ſo kapitulirte die Beſatzung von Cortemilia. — Ebenſo glücklich fiel der Angriff auf Ceva aus, bei welchem der Gouverneur von Alba den Marſchall Briſſac mit drei Compagnieen ſeiner Beſatzung und zwei Geſchützen, dießmal in der Eigenſchaft eines Maréchal de Camp (Generalquartiermeiſter der ganzen Armee), begleitete. Statt das Lager einzurichten, griff Montluc bei dieſer Gelegenheit ſogleich einige Vorwerke an, deren Wegnahme auch den Platz ſelbſt zu ſchleuniger Uebergabe beſtimmte.

---

41) C. P. XXI. p. 146 ffg.

Montluc als Gouverneur von Siena.

42. Die fortwährenden Anstrengungen des Feldzuges, welche Montluc trotz seiner nicht wieder eingerichteten Hüfte mehr aufsuchte, als es unumgänglich nothwendig gewesen wäre, hatten ihm gegen den Winter 1553 eine ernste Krankheit zugezogen. Um sich von dieser herstellen zu lassen und sich zu erholen, ging er in seine Heimath, wohin der Ruf seiner Thaten ihm bereits vorausgegangen war und ihm die ehrenvollste Aufnahme bereitete. Aber lange Ruhe war ihm nicht beschieden.

Die Stadt Siena in Toscana war von Kaiser Karl gezwungen worden, auf ihre Kosten für ihn eine Citadelle zu bauen und eine spanische Besatzung einzunehmen. Im Jahre 1552 empörte sie sich und vertrieb mit französischer Hülfe die Spanier, sie erklärte sich für unabhängig und stellte sich unter französischen Schutz. Frankreich stellte nun in Toscana 1553 ein Heer unter Strozzi auf, welches hier, auf Siena gestützt, den Krieg gegen die Kaiserlichen unter dem Marquis von Marignan führte.

Strozzi fand es zu schwer, zugleich im freien Felde zu commandiren und den Gouverneur von Siena zu machen, er bat den König um einen geeigneten Mann für diesen letzteren Posten, und Heinrich II. ernannte Montluc, obgleich z. B. Montmorency ihn nicht für geeignet erklärte, da er zu närrisch, zornig und ärgerlich sei, um die seinen Bürger von Siena auf passende Weise zu behandeln; obgleich auch Brissac, der ihn gerne wieder nach Piemont haben wollte, sich in ähnlicher Weise über ihn aussprach.

Montluc befand sich eben zu Agen schwer krank und unter den Händen der Aerzte, als er den Befehl des Königs erhielt, nach Marseille zu gehen, wo er sich mit zehn französischen Com-

42) C. P. XXI. p. 165 ffg.

pagnieen und einem deutſchen Regimente unter dem Oberſten Reckrod einſchiffen ſollte. Dennoch reiste er; während der Reiſe verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand anfangs ſo, daß er in Toulouſe glaubte, er werde hier ſterben; er ſchleppte ſich nach Montpellier, wo ihm wiederholt gerathen ward, nicht weiter zu gehen. Aber er that es und nun trat allmälig eine entſchiedene Beſſerung ein, in Marſeille kam er viel geſünder an, als er von Agen fortgegangen war. Die Einſchiffung fand ſchließlich zu Toulon ſtatt.

Gelandet ſollte urſprünglich bei Porto Ercole an der tos- 43.
caniſchen Küſte werden; doch da hier eben das feindliche Heer ſtand, mußte es weiter gegen die Ombronemündung hin geſchehen. Nachdem ſich das Landungscorps hier an Strozzi angeſchloſſen hatte, marſchirte die vereinigte Macht auf Buonconvento; von dort begab ſich Montluc mit Strozzi nach Siena; gefolgt waren ſie unmittelbar von Italienern und Bündnern (oder Greyerzern). Marignan war zu gleicher Zeit auch auf Siena marſchirt, hatte vor Strozzi einen Vorſprung gewonnen und ſein Lager beim Palazzo de Diavoli nördlich Siena an der Straße nach Florenz genommen; jetzt da die Franzoſen ſich näherten, ſchritt er zum Angriff auf ſie. So kam Montluc alsbald in ein Gefecht hinein und hatte Gelegenheit, durch die Thätigkeit, die er in dieſem entwickelte, ſich bei den Soldaten des Heeres, dem er nun angehörte, bekannt zu machen und den Bürgern von Siena zu empfehlen.

Es war im Juli 1554, als Montluc zuerſt Siena betrat. Strozzi berieth, ob man den Marquis von Marignan in ſeiner Stellung vor der Stadt angreifen ſollte oder nicht; aber ehe man zu einem Entſchluſſe gedieh, hob jener ſein Lager auf und marſchirte auf Maſſa, welches franzöſiſche Beſatzung hatte. 44.

---

43) C. P. XXI. p. 175 ffg. 44) Montluc nennt den Ort Mauchaut; es iſt wahrſcheinlich, daß er Maſſa meint. Die Schlacht, in welcher Strozzi geſchlagen ward, wird die Schlacht von Marciano genannt.

Strozzi folgte ihm nun. Beide Lager ſtanden vor Marciano einander auf geringe Entfernung gegenüber. Strozzi wünſchte die Schlacht; aber er wünſchte auch in ſeiner vortheilhaften Stellung vom Feinde angegriffen zu werden und dieſer that ihm den Gefallen nicht. Es blieb bei unbedeutenden Scharmützeln. Jeder Theil wollte entweder angegriffen ſein, oder er meinte, der andere ſolle zuerſt den Rückzug antreten, damit man dann auf dieſem ihn mit größerem Vortheile anfallen könne.

45. Endlich ward Strozzi durch Waſſermangel zu dem Entſchluſſe des Rückzuges beſtimmt; er wollte denſelben auf Lucignano, öſtlich Siena, antreten. Montluc ward von Allem, was ſich auf dem Kriegstheater ereignete, alsbald unterrichtet; jetzt ſchrieb ihm Strozzi auch, daß er beabſichtige, am hellen Tage abzuziehen; aus jenem ritterlichen Aberglauben, daß man ſich zu fürchten ſcheine, wenn man den Rückzug in der Nacht antrete. Montluc war von dieſem ritterlichen Aberglauben durchaus frei; wie er als franzöſiſcher Ritter doch den Dienſt des Fußvolks demjenigen der Reiterei — damals eine ſeltene Ausnahme — von Jugend auf vorgezogen hatte, weil jenes für ihn die Waffe der Zukunft war, ſo hielt er überhaupt an dem Grundſatz feſt, daß es im Kriege auf nichts weiter ankomme, als dem Feinde zu ſchaden oder ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen und daß alle Wege zu dieſem Ziele gleich gut und gleich ehrenvoll ſeien.

Er kannte mehrere Fälle, in denen ein ſolcher ritterlicher Abzug im Angeſicht des Feindes und am hellen Tage dem Abziehenden, der immer an zweierlei zu denken hat: rückwärts Terrain zu gewinnen und ſich gegen den verfolgenden Feind zu wehren, übel bekommen war. Er rieth daher nach allen Kräften von einem ſolchen Beginnen ab; da er aber vernahm, daß ſelbiges feſt beſchloſſen ſei, war er innerlich überzeugt, daß es auch hier zu nichts Gutem führen werde, und hielt ſich für verpflichtet, die Einwohner von Siena darauf

45) C. P. XXI. p. 189 ffg.

vorzubereiten, daß ſie bald den Feind unmittelbar vor ihren Thoren haben könnten und gezwungen ſein würden, ſich ihrer Haut zu wehren.

Zu dieſem Zwecke begab er ſich, leidend, geplagt von Fieber 46.
und Ruhr, in den Palaſt der Signorie und hielt hier in italieniſcher Sprache, die er ſich während ſeiner Feldzüge in Piemont, freilich ohne pedantiſche Rückſichten auf die Grammatik, angeeignet hatte, folgende Rede an den verſammelten großen Rath der Stadt:

„Ihr Herren, ich habe euch gebeten, zuſammenzutreten, weil ich dieſe Nacht erfahren, daß Herr von Strozzi beabſichtigt, am hellen Tage im Angeſicht des Feindes ſeinen Rückzug zu beginnen, um euch vier Dinge von höchſter Wichtigkeit an's Herz zu legen. Ihr wißt, daß wir dem Herrn von Strozzi alle möglichen Gegenvorſtellungen gegen dieſe Art, den Rückzug nach Lucignano zu bewerkſtelligen, gemacht haben. Eine Zeit lang ſchien es auch, als wolle er unſerm Rathe folgen und es machen, wie der hochſelige König Franz vor Landrecy; indeſſen hat er ſich plötzlich von einem gewiſſen Thomas d'Elbène vorſchwindeln laſſen, daß ein nächtlicher Rückzug ſchimpflich ſei. Gott gebe, daß die Sache nicht übel ablaufe. Ich aber muß euch vier Dinge an's Herz legen."

„Vorerſt müßt ihr eingedenk ſein, daß ihr die Herren ſeid in euerm Staat, und daß ihr vom Vater auf den Sohn dies Ehrenrecht ererbt habt. Sinnet darauf, daß ihr es nicht durch dieſen Krieg verlieret; und verlieren würdet ihr es, würdet aus Herren Sclaven und Unterthanen werden, ginget ihr nicht als Sieger aus dem Kampfe hervor. Da gilt es lieber ſterben, die Waffen in der Hand, als Rechte und Ehren ſchimpflich verlieren und leben."

„Zweitens möget ihr die Freundſchaft meines Herrn und Königs wohl in Betracht ziehen, der weiter nichts von euch

46) C. P. XXI. p. 192.

verlangt, als daß ihr ſie mit gleichem Maaße vergeltet. Hat er euch einmal frei und frank in ſeinen Schutz genommen, ſo möget ihr darauf rechnen, daß er euch nicht verlaſſen wird. Würdet ihr um eines kleinen Schickſalswechſels halber die Farbe wechſeln, ſo möget ihr ſelbſt bedenken, wie hoch man euch fernerhin ſchätzen könnte. Kein Fürſt der Welt würde euch mehr unterſtützen und euch helfen wollen, wenn ihr mit Leichtigkeit einmal die Partei gewechſelt. Darum bitte ich euch, ſtandhaft zu ſein, euch groß und tapfer im Unglücke zu zeigen, wenn ein Unglück kommen ſollte, was Gott verhüten möge, was ich aber ſehr beſorge."

„Zum dritten möget ihr eingedenk ſein eurer Ahnen, des Rufes der tapferſten und kriegeriſcheſten Männer Italiens, welchen ſie euch hinterlaſſen. Auch nennet ihr euch die wahren und rechten Nachkommen der alten kriegeriſchen Römer und führet noch heute im Wappen ihre Wölfin mit Romulus und Remus, den Gründern der alten ſtolzen Stadt, der Hauptſtadt der Welt. Erinnert euch deſſen, ihr Herren, und der Schande, die es euch bei Kindern und Kindeskindern bringen würde, wenn ihr ſo glorreicher Vorgänge vergeſſend, ſtatt der alten Freiheit ihnen die Sclaverei hinterließet, an der ihr die Schuld trüget."

„Viertens verhoffe ich nun, daß ihr, ſo ſicher ihr euch groß und tapfer zeigen wollet und meine Mahnung gut aufnehmen werdet, auch Alles ſchleunigſt anordnen werdet, was zur Erhaltung eurer Stadt vonnöthen iſt. Die Schlacht gebe ich für verloren; die Scharmützel, welche zwiſchen den Lagern des Marquis von Marignan und des Herrn von Strozzi vorfielen, waren beſtändig zum Nachtheil des letztern. Darüber iſt den unſern der Muth geſunken, dem Feinde gewachſen; unglückliche oder glückliche Scharmützel ſind ſichere Vorzeichen der Niederlage oder des Sieges in der entſcheidenden Schlacht; außerdem muß, wer ſich zurückzieht, dem Feinde den Rücken kehren und, obſchon er hie und da Front macht, er muß doch immer unterwegs bleiben; da kann es nicht fehlen, daß er auf eine Hecke, einen

Graben ſtoße, bei deren Ueberſchreitung ſich nur zu leicht Unordnung einſtellt, weil in der Regel auf einem Rückzug jeder der erſte ſein will und Furcht und Beſorgniß unzertrennliche Begleiter ſind. Bei dieſer natürlichen Haſt eines Rückzuges iſt dann aber Alles verloren, hat der Feind nur halbſoviel Muth als Männer haben ſollen. Erinnert euch, ihr Herren, an den Sieg Hannibals bei Cannä; die Römer ſetzten die Möglichkeit gar nicht voraus, daß ihr Heer geſchlagen werde, und trafen keine Vorſichtsmaßregeln, keine Vorkehr zur Vertheidigung der Stadt, dergeſtalt, daß, als die Nachricht von der Niederlage eintraf, Alles den Kopf verlor und in der allgemeinen Verwirrung die Thore drei Tage und drei Nächte nicht einmal geſchloſſen wurden. Hätte Hannibal ſeinen Sieg verfolgt, ohne alles Hinderniß wäre er eingedrungen. Titus Livius beſchreibt dieſe Geſchichte. Alſo, ihr Herren, ordnet die Bewachung eurer Thore; ſorgt dafür, daß rechte Leute hiezu erleſen werden; laßt in der Stadt ausrufen, daß Alle, die Korn auf der Mühle haben, das Mahlen beſchleunigen laſſen, Alle, welche Korn und ſonſtige Lebensmittel draußen auf dem Lande haben, ſie bis morgen Abend in die Stadt ziehen, bei Strafe, daß ſie ſonſt der Plünderung preisgegeben oder verbrannt werden. Auf dieſe Weiſe werden wir uns ohne Mangel halten können, bis der König den Entſatz ſendet, den er ohne Zweifel ſenden kann und wird, ſo gut er urſprünglich euch Hülfe geſchickt hat. Befehlet euern drei Vennern, die ſtädtiſchen Compagnieen auf die feſtgeſetzte Stunde 47. bereit zu halten. Mein Fieber plagt mich und zwingt mich, euch jetzt zu verlaſſen; ich bitte euch noch einmal, meinem König und euch zu eignem Nutzen nichts von dem zu verſäumen, was ich euch empfohlen habe. Mein bischen Erfahrung und mein Leben ſtelle ich dem Könige und euch zu treuen Dienſten."

Damit verließ Montluc die Verſammlung, die nach 9 Uhr

47) Die Gonfalonieri der italieniſchen entſprechen ganz den Vennern (Fahnen- oder Bannerträgern) der deutſchen Städte alter Zeit.

Morgens zuſammengetreten war; ſein Rath wurde von den Bürgern Siena's getreulich und eifrig befolgt. Es war am 2. Auguſt. Nachmittags um fünf Uhr traf der Capitän Combas, Quartiermeiſter von Strozzi's franzöſiſcher Infanterie, mit der Nachricht in Siena ein, daß es zur Schlacht gekommen, Strozzi tödtlich verwundet nach Montalcino gebracht, die Franzoſen gründlich geſchlagen ſeien und bei Antritt der Nacht Alles, was von ihnen der Niederlage entkommen, vor den Thoren Siena's ſein werde. Am andern Morgen traf die Infanterie wirklich ein (die Kavallerie war nach Montalcino gewichen). Montluc ließ ſie die Stadt nicht betreten; nach Uebereinkunft mit ihren Oberſten bildete Combas 6 franzöſiſche Fähnlein, Cornelio Bentivoglio 6 italieniſche, Reckrodt 6 deutſche für die Vertheidigung der Stadt; alle Mannſchaft, die nicht in dieſe Fähnlein aufgenommen werden konnte, mußte ſofort nach Montalcino abziehen. Außer dieſen 18 neugebildeten Fähnlein und den Bürgercompagnieen hatte Montluc noch 5 Fähnlein Italiener, welche ihm Strozzi, da er nach Maſſa abzog, zur Beſetzung der Citadelle und des Forts Camolia, der Schlüſſel der Stadt, zurückgelaſſen hatte; dieſe wurden jetzt auch nach Montalcino geſendet und Montluc gab ihnen Bericht über die von ihm getroffenen Anſtalten an Strozzi mit.

48. Der Marquis von Marignan ließ Montluc drei volle Tage Zeit, ſeine Vertheidigungsvorkehrungen zu treffen, dann erſt erſchien er vor Siena und ordnete deſſen Blokade an, vertheilte ſeine Truppen in Kantonnirungen um die Stadt und verſchanzte jene. Strozzi, zwar ſchwer verwundet, genas jedoch nach einiger Zeit ſo weit, daß er, obſchon mit Mühe, zu Pferde ſitzen konnte. Dagegen hatte ſich Montluc's Geſundheitszuſtand ſo beträchtlich verſchlechtert, daß nach Montalcino das Gerücht drang, er ſei geſtorben. Strozzi beſchloß daher, ſich mit geringer Escorte ſelbſt nach Siena hineinzuwerfen; was er auch aus-

48) C. P. XXI. p. 203.

führte. Unterwegs aber gerieth er bei Arbiarotta in einen Hinterhalt; von ſeiner Mannſchaft kam ungefähr nur die eine Hälfte in die Stadt, während die andere verſprengt ward. Zwölf Tage blieb Strozzi in Siena; da aber während dieſer Zeit Montluc ſich zuſehends beſſerte, verließ er es darauf heimlich wieder und kam glücklich nach Montalcino zurück.

Bald darauf war Montluc ſo weit geneſen, daß er ſich in einer Sänfte durch die Stadt tragen laſſen konnte. Nach dem, was er vom Feinde ſah, konnte er ſchließen, daß auf eine etwaige baldige Aufhebung der Belagerung nicht zu rechnen ſei und daß ein Entſatz ebenſo wenig in kurzer Zeit zu erwarten ſtehe. Er verſammelte daher die Hauptleute ſeiner Truppen, ſtellte ihnen die Sache vor und theilte ihnen mit, daß er beabſichtige, die Brodportionen von 24 auf 20 Unzen herabzuſetzen, 49.
ſie möchten die Nothwendigkeit der Maßregel ihren Soldaten begreiflich machen, übrigens ihm nicht von Meutereien reden, welche ſie nach ſich ziehen könne, da ſolche immer nur vorkämen, wo die Offiziere den Soldaten nicht mit gutem Beiſpiele vorangingen, oder wo jene dieſe wohl gar aufſtifteten und ſie unterſtützten. Die Oberſten und Hauptleute verſprachen ihr Beſtes, auch Reckrodt, als ihm Montluc's Dolmetſcher deſſen Anrede überſetzt hatte, bürgte dafür, daß ſeine Deutſchen aushalten würden, wie jeder andere. Und die Soldaten erklärten ſich wirklich einſtimmig mit Montluc's Maßregel einverſtanden.

Montluc verſammelte den Rath von Siena, um ihm dieß 50.
anzuzeigen, und empfahl ihm, die Portionen für die Bürgerſchaft auf 15 Unzen herabzuſetzen, damit man es bis zu einem Entſatz aushalten könne und der König von Frankreich ernſtlich an einem ſolchen arbeite, während er dieß nicht thun würde, wenn er denken könnte, daß wegen Mangels an Lebensmitteln

---

49) Die Unze, der zwölfte Theil des Pfundes, iſt zu etwa 28 Grammes anzunehmen, die Brodportion von 20 Unzen betrug alſo wenig über $^1/_2$ Kilogramm. 50) C. P. XXI. p. 210.

in der Stadt derſelbe doch zu ſpät kommen müßte. Der große Rath von Siena nahm dieſen Vorſchlag Montluc's einſtimmig und unter Verdankung an. Im weiteren Verlaufe des Herbſtes ward dann die Brodportion noch weiter für die Soldaten auf 18 und für die Bürger auf 14 Unzen herabgeſetzt.

Am Weihnachtsabend 1554 ſendete der Marquis von Marignan durch einen Trompeter an Montluc einen halben Hirſch, ſechs Kapaunen, ſechs Rebhühner, ſechs Flaſchen ausgeſuchten Weins, und ſechs Weizenbrote, damit ſein Feind, wie er ſagen ließ, das Feſt gehörig feiern könne. Solche Höflichkeiten hatte Montluc ſchon öfter von ſeinem Gegner erfahren; dießmal aber ſollten ſie auf dem Fuße von einer andern, minder angenehmen, gefolgt ſein.

51. In derſelben Nacht um ein Uhr nach Mitternacht entſtand Allarm, der Feind griff mit geſammter Macht zugleich das detachirte Fort Camolia, welches ungefähr 160 Schritt vom Thore entfernt lag und dem die Kaiſerlichen ein ähnliches gegenüber erbaut hatten, und die Citadelle an. In der Citadelle hatte eine deutſche Compagnie die Wache, welche ſich tapfer wehrte und der bald eine Bürgercompagnie von Siena zu Hülfe kam. In dem Fort Camolia hatte die franzöſiſche Compagnie St. Auban die Wache, deren Hauptmann für ſeine Perſon ruhig in der Stadt im Bette, deſſen Lieutenant ein unerfahrner junger Menſch war. Hier drang der Feind ein, die Franzoſen flohen, der Feind beſetzte auch einen Obſervationsthurm innerhalb des Forts, auf welchem die Franzoſen ſtets einige Mann Wache hatten. Zwiſchen dem Fort Camolia und dem Stadtthore befand ſich eine große Halle, in welcher ſtets eine Compagnie Bürger von Siena als Reſerve für das Fort die Wache hatte, dieſe ward von den fliehenden Franzoſen zum Theil gegen das Stadtthor mit fortgeriſſen.

Als Montluc vor ſeine Thüre hinaus kam, begleitet von

---

51) C. P. XXI. p. 215 ffg.

zwei Pagen, deren jeder ihm zwei Fackeln vortrug, begegnete ihm der Oberſt Cornelio Bentivoglio, der vom Thor von Camolia herkam. Dieſen ſendete er ſogleich voraus mit Befehl, die Compagnie von Siena wo möglich auf ihrem Poſten feſtzuhalten. Cornelio ſammelte ſie wenigſtens wieder und trieb den Feind in's Fort Camolia zurück. Am Thore traf Montluc zwei franzöſiſche Militärbeamte zu Pferd, denen er auftrug, durch die Straßen zu reiten unter dem Rufe: Sieg! Sieg! der Feind iſt abgeſchlagen! um etwaigen Einverſtandenen in der Stadt den Muth, ſich hervorzuwagen, zu benehmen.

Montluc ſorgte dafür, daß am Stadtthore gehörige Wache gehalten werde, und ließ mehrere Compagnieen Franzoſen zur Unterſtützung der Sieneſen ausfallen. Dann begab er ſelbſt ſich vor das Thor; er fand Cornelio Bentivoglio mit den Franzoſen und Sieneſen bereits an der Kehle des Forts Camolia, welche nur eine niedrige Erdbruſtwehr und an deren äußerer Böſchung noch eine Berme hatte, auf der bereits franzöſiſche Arkebuſiere lagen und in das Fort hinein feuerten, während die italieniſchen Arkebuſiere des Feindes, welche das Fort eben genommen hatten, von innen heraus feuerten. Der Eingang, welcher durch die Kehle in's Fort führte, war gewunden und ſo eng, daß nur ein Mann auf einmal hinein konnte.

Hier traf Montluc den Hauptmann St. Auban, der eben aus ſeinem Bette und der Stadt herbeieilte. Er konnte dieſen von Anfang an nicht leiden und behauptet, eine Ahnung gehabt zu haben, daß er durch deſſen ſchlechte Disciplin die Stadt verlieren würde, wobei zu bemerken iſt, daß St. Auban ſpäter Proteſtant wurde. Montluc ſetzte ihm jetzt den Degen an die Kehle und brüllte ihn an: „Hurenkerl, Lump! du biſt Schuld daran, wenn wir die Stadt verlieren. Aber erleben ſollſt du's nicht. Vorwärts, ſpring hier durch dies Loch hinein oder du biſt ein todter Mann!“ Ganz beſtürzt erwiderte St. Auban: „Ja Herr, ich werde ſpringen“, und rief einigen Kameraden zu, ihn nicht zu verlaſſen. Er drauf voran; drei andere Offiziere, zwan-

zig Soldaten, Montluc ſelbſt folgten ihm ſogleich; es entſtand ein wüthendes Handgemenge, die Italiener des Feindes wurden aus dem Fort geworfen; auch den Beobachtungsthurm nahm der tapfere Charry, ganz allein, nur von zwei Arkebuſieren unterſtützt, Montluc's Liebling, wieder, indem er die Leiter hinaufſtieg, die zu ihm führte.

Allein noch hatte der Kampf kein Ende; kaum war das Werk zurückerobert, als die bei der Cittadelle abgeſchlagenen Deutſchen und Spanier des Feindes, die ſich durch 150 Fackeln beleuchten ließen, herankamen, um den Kampf beim Fort Camolia zu unterſtützen und dieſes zu behaupten, da vorauszuſehen war, daß Montluc einen Ausfall zu ſeiner Rückeroberung machen werde. Um drei Uhr Morgens entbrannte der Kampf von Neuem und dauerte bis zum hellen Morgen. Glücklicherweiſe kam es vorzugsweiſe auf den Gebrauch des Feuergewehrs an, da der Feind das Handgemenge nicht ſuchte. Da war Montluc im Vortheil: er hatte zeitig dafür geſorgt, daß den im Gefecht befindlichen Arkebuſieren Pulver und Blei zugeführt werde; auf ſeine Aufforderung kamen 200 erleſene Bürgerſchützen, welche die Wälle zunächſt dem Stadtthor beſetzten, wohin Montluc ſich zurückbegab, nachdem er dem Oberſten Cornelio Bentivoglio die Vertheidigung des Forts übertragen hatte; außerdem ſtanden ſeine Leute nicht blos gedeckt, ſondern auch im Dunkeln, während die Feinde durch ihre Fackeln glänzend beleuchtet waren.

Der Angiff ward mit großem Verluſte für den Feind abgeſchlagen; der Marquis von Marignan, welcher überhaupt mehr darauf rechnete, die Stadt durch Hunger als durch gewaltſamen Angriff zu zwingen, verhielt ſich darauf ruhig. Indeſſen
52. dem Kaiſer gingen die Dinge vor Siena zu langſam und er ſendete einen ſeiner Räthe an Marignan, dieſen zu energiſcheren Maßregeln zu drängen. Es ward darauf beſchloſſen, Breſche zu ſchießen und zu ſtürmen.

---

52) C. P. XXI. p. 228 ffg.

Um den 20. Januar 1555 erhielt Montluc die Nachricht, daß ein Belagerungspark von 26 oder 28 Stücken von Florenz abginge. Den Bürgern von Siena wurde darauf bange; Montlucs Gesundheit war noch immer nicht viel werth, man sprach davon, wer die Sache zusammenhalten solle, wenn er stürbe, was doch gar nicht so unwahrscheinlich sei; die Soldaten, welche nicht bezahlt wurden, fingen an zu murren, den Deutschen vor Allem wurde das Fasten unbequem; überall in der Stadt wurde ernstlich discutirt, ob man nicht in Unterhandlungen mit Marignan und dem Herzog von Florenz treten solle.

Montluc beschloß, sich mit allen Obersten und Hauptleuten in die Versammlung des Rathes von Siena zu begeben, um diesem alle Zweifel an seinem und der Seinigen Willen und Kraft absolut zu benehmen. Mit seiner Kraft sah es allerdings übel aus. Er war ein bloßes Gerippe und mußte sich bei der Kälte und dem Zustand seiner Gesundheit für gewöhnlich vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz einhüllen. Heut aber wollte er alle Pelze bei Seite werfen und sich schmücken. Er zog carmoisinrothe Hosen mit goldenem Besatz und von besonders zierlichem Schnitte an, die er sich zu Alba hatte machen lassen, da er eben verliebt war; einen eben solchen Brustlatz, ein mit rother Seide und Goldfaden gesticktes Hemd, ein Büffelkoller, darüber den vergoldeten Ringkragen von seiner Rüstung; dazu setzte er einen deutschen Hut von grauer Seide, mit einer breiten silbernen Schnur und mit Silber durchwirkten Reiherfedern auf. Endlich zog er einen Waffenrock von grauem Sammet, mit silbernen Tressen und mit Silbertaffet gefüttert, über. Was die Farben grau und weiß (Silber) betrifft, so trug er diese zu Ehren einer Dame, die er der Zeit den Hof zu machen pflegte, „wenn er eben die Muße dazu hatte," wie er sich selbst über diesen Punkt ausdrückt. Mit den Resten griechischen Weins, die ihm noch zu Gebot standen, wusch er sich die Hände, rieb sich dann damit das Gesicht so lange, bis er einen kleinen Rosenschimmer auf die Wangen bekam und trank einige Schluck, wozu

er etwas Brod nahm. Dann ſah er in den Spiegel und fand ſich reizend. Daß er höchſt komiſch ausgeſehen haben muß, kann man ſich denken; auch lachten alle ſeine Offiziere, die er zu ſich beſchieden hatte, aus vollem Halſe, und der deutſche Oberſt Reckrodt verfiel vor Lachen förmlich in ein Schluchzen. Indeſſen Montluc war von dem ſtrahlenden bewältigenden Eindruck, den er machen mußte, ſo überzeugt, daß er das Lachen durchaus falſch verſtand und ſich mit dem vollen Bewußtſein ſeiner aphroditiſchen Schönheit, ſammt ſeinem Gefolge zu Pferd, nach dem Palaſte der Signorie begab.

Hier ſprach er zu dem verſammelten Rathe folgendermaßen:

„Ihr Herren, ich habe vernommen, daß, ſeitdem die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Belagerungsparkes hieher gedrungen, Reden umgehen, die viel eher zu ſchmählicher Furchtſamkeit, als zu dem ſchönen Entſchluſſe des Kampfes und der Vertheidigung eurer Freiheit mit den Waffen in der Hand führen müſſen. Das iſt mir ſo ſonderbar vorgekommen, daß ich es nicht glauben möchte; doch habe ich es ſchließlich für rathſam befunden, mit den Oberſten und Hauptleuten der drei Nationen, welche mein König in dieſer Stadt unterhält, in dieſe Verſammlung zu kommen, um von euch ſelbſt die Wahrheit zu vernehmen. Nun bitte ich euch, erwäget wohl, daß von euerm Beſchluß alle Ehre, Größe, Anſehen und Sicherheit euers Staatsweſens, eurer Perſonen, daß eure Ehre und die Bewahrung eurer Freiheit davon abhängen; daß ihr andererſeits durch denſelben euern Kindern ein beſtändiger Vorwurf und euern Ahnen ein beſtändiger Schimpf werden könnet. Und nun, da die Gelegenheit ſich euch bietet, der ganzen Chriſtenheit zu zeigen, daß ihr die wahren und rechten Enkel der alten kriegeriſchen Römer und eurer Ahnen, immerwährender Vorkämpfer der Freiheit ſeid, iſt es denkbar, daß die großen Herzen der Männer von Siena in Furcht und Schrecken gerathen, da ſie von einem Bischen Artillerie reden hören? Ich mag es nicht glauben, daß Furcht euch bewege, auch nicht, daß es Mißtrauen ſei in die Hülfe,

die ihr von meinem Könige erwartet. Fürchtet ihr vielleicht die Parteien in eurer Stadt? So viel ich ſehen konnte, ſind keine vorhanden, wo es auf die Bewahrung eurer Freiheit und eurer Selbſtherrlichkeit ankommt. Immer ſah ich euch entſchloſſen, die Waffen in der Fauſt zu ſterben, wo es auf deren Vertheidigung ankam, immer Alle in dieſer Beziehung von gleichem Entſchluſſe beſeelt und in gleicher Front. Auch an Kühnheit fehlt es euch nicht; haben doch in den Scharmützeln vor der Stadt oft eure jungen Leute unſere alten Soldaten darin übertroffen. So kann ich nicht glauben, daß ihr wegen der Kanonen, die mehr Lärmen machen als Schaden thun, euch freiwillig in die Sclaverei jener unerträglichen Spanier oder eurer Nachbarn, eurer Feinde von altersher, begeben wollt. — Die Sache muß alſo an mir liegen; ihr fürchtet, daß ich wegen meiner wankenden Geſundheit nicht auf dem rechten Flecke ſein werde, wenn der Feind uns angreift. Seid deßhalb außer Sorge: Arme und Beine thun nicht Alles. Der große Kriegsführer Antonio de Leyva, von der Gicht geplagt und kraftlos, hat in ſeiner Sänfte mehr Siege gewonnen, als andere zu dieſer Zeit zu Pferde. Auch mir hat Gott den Geiſt wach erhalten. Habt ihr es jemals an mir fehlen ſehen? Blieb ich etwa im Bette in jener Nacht, da der Feind die Citadelle und Camolia zugleich angriff? Aber nun ſeht mich außerdem an und erkennt, welche Gnade Gott an mir gethan, daß er mich plötzlich wieder zu Kräften gebracht hat, als wäre ich nie krank geweſen. Laſſet euch das ein Zeichen unſeres endlichen Sieges ſein. Ich bin wieder ſtark genug, um die Rüſtung zu tragen und der Pelze entbehren zu können. Thut meinem Könige, der mich hieher geſchickt, nicht das Unrecht, an meiner Kraft und Fähigkeit zur Leitung zu zweifeln. Glaubet, daß er wohl erwogen, wen er euch ſendete, nicht bloß um den Politiker zu ſpielen, ſondern auch im Augenblick der Gefahr den Platz kräftig zu vertheidigen. Daß es mir im entſcheidenden Augenblick an Muth fehlen werde, könnt ihr nach den Proben, die ich vom erſten Augenblick meiner

Ankunft ab hier unter euren Augen abgelegt habe, nicht beſorgen. Ich ſpreche ungern von mir, ich will nicht den ſpaniſchen Prahlhans ſpielen; die Umſtände zwingen mich von mir zu reden, frei von der Leber weg als echter Franzoſe und Gascogner obenein. Ihr erinnert euch der Vorſtellungen, die ich euch immer gemacht habe; alle liefen ſie darauf hinaus, daß ihr euerer Ahnen und euerer ſelbſt euch werth zeiget und demgemäß werdet ihr auch heute beſchließen: lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als Selbſtherrlichkeit und Freiheit zu verlieren. Und ich und meine Oberſten und Hauptleute werden ſchwören, mit euch zu ſtehen und zu ſterben, nicht um des Vortheils willen, ſondern damit wir unſere Pflicht thun und damit man dereinſt von uns ſage, daß wir die Freiheit dieſer Stadt vertheidigt haben, und uns die Erhalter Sienas nenne."

Darauf ließ Montluc ſeine Oberſten und Hauptleute ſchwören; der Rathspräſident ſprach dieſen allen ſeinen Dank aus und wenige Stunden darauf brachte eine Deputation Montluc die Nachricht in ſeine Wohnung, daß der Rath durchaus ſeinen Vorſtellungen gemäß beſchloſſen habe.

53. Montluc ließ jetzt ſofort die Dispoſition für die Vertheidigung der Stadt entwerfen. Siena wurde in acht Quartiere getheilt, jedem derſelben ward einer der acht ſtädtiſchen Kriegsräthe vorgeſetzt und dieſen je ein Commiſſär beigegeben. Die Commiſſäre ſollten jeder in ſeinem Quartier Liſten über die Zahl von Männern, Weibern und Kindern, die zum Arbeiten fähig wären, von 12 Jahren abwärts bis zu 60 für das männliche, 50 für das weibliche Geſchlecht entwerfen und dieſe Arbeiterzahl nach Gewerken gliedern, deren jedem ein Hauptmann vorgeſetzt ward. Sobald dieſer ſein Gewerk berief, mußte es augenblicklich zur Arbeit erſcheinen mit Weibern, Kindern, Dienſtboten und brauchbarem Handwerkszeug aller Art. Sobald der Gewerkshauptmann durch die Gaſſen rief: Gewalt!

53) C. P. XXI. p. 243 ffg.

Gewalt! ſollte ebenſo ſein Gewerk augenblicklich auf dem Allarmplatz antreten. Die nicht in die Liſten eingetragenen Alten beſorgen die Küche und das Haus. Ueber vorhandene Zimmerleute und Maurer werden beſondere Liſten aufgenommen. Was die waffenfähige Mannſchaft der Stadt betrifft, ſo werden deren 24 Compagnieen ſofort von den Vennern gemuſtert, ihre Waffen und Zubehör in guten Stand geſetzt. Jeder Venner mit ſeiner Mannſchaft hält ſich in ſeinem Stadtviertel, bis er durch einen der acht Kriegsräthe einen Befehl erhält.

Montluc hatte beſchloſſen, wo auch eine Breſche vom Feinde gelegt würde, dieſe nicht direkt zu vertheidigen, ſondern hinter ihr ſofort einen Abſchnitt anzulegen, dieſen durch zwei Flügel an die ſtehenden Wallstheile anzuſchließen, hinter dem Abſchnitte die Arkebuſiere und die Standröhre und kleinen Geſchütze (Mus- 54.
keten), die mit einem Hagel von Geſchoſſen aller Art den eindringenden Feind begrüßen ſollten, alle Mannſchaft mit blanken Waffen aber auf die Flügel des Abſchnittes zu vertheilen, um von dort aus den eindringenden Feind anzufallen.

Nachts ſchickte er jedesmal je einen Offizier und zwei Bauern vor die Stadt auf verſchiedene Punkte, welche als heimliche Schildwachen dienen und augenblicklich berichten ſollten, wenn der Feind die Stadtmauern in der Nähe recognoscirte. Hiedurch erfuhr Montluc ſogleich den Punkt, wo der Feind Breſche ſchießen wollte. Augenblicklich ward dann die Arbeitermannſchaft des betreffenden Quartiers zuſammenberufen und begann den Bau eines Abſchnittes. Als der Feind zum erſten Male bemerkte, daß der Punkt, wo er ſeine Breſchbatterie bauen wollte, den Vertheidigern bereits bekannt ſei und Alles von Arbeitern wimmle, unterließ er den Batteriebau hier, um ihn in einer folgenden Nacht auf einem andern Punkte zu unternehmen. Aber dieſelbe Sache wiederholte ſich mehrere Male

54) Vgl. oben Anmerk. 35.

und der Marquis von Marignan machte mit ſeinen Anſätzen zum Batteriebau auf ſolche Weiſe die Tour faſt um die ganze Stadt. Bei den Arbeiten an den Abſchnitten zeichneten ſich beſonders die Frauen durch Eifer aus; die vornehmen Damen
55. hatten ſich ſchon bei der erſten Erhebung Sienas in drei uniformirte Compagnieen von verſchiedenen Farben getheilt und waren bei den Befeſtigungsarbeiten mit gutem Beiſpiele vorangegangen, was den Eifer aller andern und namentlich auch der Männer ungemein anfachte, wie es unter Andern auch Brantome in ſeinen „galanten Damen“ in dem Discurs über den Reiz eines ſchönen Beines rühmend hervorhebt.

56. Endlich hatte der Marquis von Marignan eine Mauerſtrecke entdeckt, an welche die Häuſer der Stadt faſt unmittelbar herantraten, ſo daß man nicht, ohne hundert derſelben niederzureißen, einen Abſchnitt anlegen konnte; dieſe Mauerſtrecke befand ſich zwiſchen dem großen Obſervatorium und der Porta Ovile. Ihr gegenüber auf einer kleinen Höhe ſchickte Marignan ſich an, die Batterie zu bauen. Montluc wagte es kaum, das Niederreißen der Häuſer anzuordnen, um deren Bewohner nicht unwillig zu machen, er wollte ſich begnügen, Porta Ovile durch einen Erdſchutt zu decken; aber die Bewohner legten ohne Weiteres ſelbſt Hand an das Niederreißen ihrer Häuſer. Es wurde mit Ablöſung an dem Abſchnitt gearbeitet, indem die Arbeitsmannſchaften der verſchiedenen Quartiere einander ablöſten. An dem rechten Flügel des Abſchnittes beim großen Obſervatorium wurden 5, am linken bei Porta Ovile 3 Geſchütze großen Kalibers, mit Ketten, Nägeln und Eiſenſtücken geladen, aufgeſtellt; am Abſchnitt die Arkebuſiere und die Standrohrſchützen. Die Mannſchaft mit blanken und zwar meiſtentheils kurzen für's Handgemenge geſchickten Waffen, Degen, Hellebarden, Rundartſchen ꝛc. ſtand in zwei Abtheilungen unter Montluc ſelbſt beim Obſer-

55) C. P. XXI. p. 250 vgl. Brantôme, Vie des dames galantes, Paris 1823; Vol. VII. p. 288. 56) C. P. XXI. p. 249 ffg.

vatorium, unter C. Bentivoglio bei Porta Ovile. C. Bentivoglio hatte 11 Compagnieen, eine deutſche, 2 Franzoſen, 4 italieniſche Soldaten, 4 Bürger; Montluc auch 11 Compagnieen, 3 Deutſche, 2 Franzoſen, 2 Italiener, 4 Bürger. Die übrigen Compagnieen waren in der Stadt zur Reſerve oder auf die verſchiedenen Forts vertheilt.

Als es Tag ward, hatte der Marquis von Marignan 100 Schritte von der Stadtmauer die Batterie für alle ſeine Geſchütze fertig, aber erſt 12 Stücke in dieſelbe eingebracht, welche nun ſofort das Breſcheſchießen begannen; ſie faßten zuerſt die Mauer 1 bis 2 Fuß über dem Erdboden, von Mittag ab aber in der Mitte der Höhe. Schon fielen einzelne Mauertheile herab, es ward Licht, als Montluc Bentivoglio das Commando am Abſchnitte übertrug und ſich mit dem Artilleriecommiſſär (Artilleriecommandanten) Baſſompierre nach dem Fort Camolia begab, von welchem man die feindliche Batterie bis auf zwei Stücke, die an der Traverſe nächſt Camolia ſtanden, der Länge nach einſah. Er ließ hier ſchnell eine Geſchützbank errichten und aus der Citadelle ein Halbkanon (Zwölfpfünder) herbeiſchaffen, welches ein ſieneſiſcher Büchſenmeiſter bediente, der daraus wie aus einer Arkebuſe ſchoß. Beim vierten Schuß traf der Sieneſe glücklich in die feindliche Batterie, und gegen Abend hatte er dem Feinde von ſeinen 12 Geſchützen 6 demontirt und vier ſo zugerichtet, daß auch dieſe nicht mehr feuern konnten. Während der Nacht hörte das Feuer ganz auf.

Montluc vermuthete, daß der Feind ſeine Batterie neu armire und ließ eifrig an dem Abſchnitte fortarbeiten; ſtatt deſſen zeigte ſich am Morgen, daß die feindliche Batterie völlig desarmirt, das Breſcheſchießen alſo völlig aufgegeben war.

Der Marquis von Marignan kehrte nun zu ſeinem früheren 57.
Syſtem zurück; der kaiſerliche Rath, welcher ihn gedrängt hatte, die Sache mit Gewalt zu betreiben, war gleichfalls zu ſeiner

57) C. P. XXI p. 258 ffg.

Anſicht bekehrt und der Belagerungspark wurde nach Florenz zurückgeſchafft.

58. Bald nachdem dieſer Verſuch des Feindes von Montluc auf ſo glückliche Weiſe vereitelt war, zeigte ſich ſteigende Unzufriedenheit bei den deutſchen Soldaten; ſie beklagten ſich über die ſpärliche Nahrung und namentlich über den Mangel an Wein. Montluc berechnete, daß er ihnen nicht, wohl aber den andern Truppen die Lebensmittel noch weiter beſchneiden könne, — es wird behauptet, daß dieſe 800 Deutſchen ſo viel verzehrten, als 3000 Italiener zu gleicher Zeit, — dem Mangel Trotz zu bieten, ſchien ihm aber jetzt die Hauptſache. Er wünſchte, die Deutſchen aus der Stadt los zu ſein, andererſeits mochte er ſie aber nicht auf eigne Fauſt hinausſchicken, um ſie nicht zu erbittern und ſich den Vorwurf zuzuziehen, als wolle er ſie opfern. Er ſendete daher an Strozzi, der noch immer in Montalcino ſaß, ohne hinreichende Kraft, etwas Entſcheidendes zu unternehmen, aber, wie es ſcheint, auch ohne den Willen, überhaupt etwas zu unternehmen: Strozzi möge die Deutſchen zu ſich beſcheiden, was dieſer dann auch durch einen heimlich in die Stadt gebrachten Befehl that, unter dem Vorwande, er beabſichtige mit nächſtem die Operationen im freien Felde wieder zu beginnen, könne es aber nicht wohl ohne einen Kern von Infanterie von jenſeits der Alpen. So rückten denn die 800 Deutſchen am 29. Januar unter dem Schutze eines Ausfalls aus Siena. Obgleich der Anfang ihres Ausmarſches glücklich von Statten ging, kam doch der kleinſte Theil wirklich nach Montalcino, da ſie ſich unterwegs verweilten, um ſich zu pflegen, ſich marodirend vertheilten und ſo vereinzelt von den Streifparteien Marignans aufgefangen, auch wohl von den Bauern todtgeſchlagen wurden.

Der Abmarſch der Deutſchen, von dem in der Stadt Niemand vorher etwas gewußt hatte, verbreitete Beſtürzung in derſelben. Montluc beruhigte darüber, indem er zugleich den

58) C. P. XXI p. 259 ffg.

Brief Strozzis vorwies, nach welchem die Bürger die Hoffnung hegen konnten, daß er, mit den Deutſchen vereint, nun etwas zu ihrem Entſatze thun werde. Bei dieſer Gelegenheit verlangte nun Montluc auch, daß die Brodportion für die Soldaten auf 14, für die Bürger auf 10 Unzen herabgeſetzt, endlich, daß alle unnützen Mäuler aus der Stadt entfernt würden. Während die Bürger mit der erſteren Maßregel ſich einverſtanden erklärten, ſtieß doch die zweite als grauſam auf Widerſtand. Wenigſtens wollte der Rath ihre Durchführung nicht anordnen; da ſie aber Montluc für nothwendig erklärte, ſo ward er auf einen Monat zum Dictator von Siena erwählt. Er ſetzte denn die Sache auch in Vollzug. Obwohl dabei unter der Hand manches unnütze Maul zurückbehalten worden ſein mag, fielen doch auch bei dieſer Gelegenheit die gewöhnlichen Unmenſchlichkeiten vor; die feindlichen Poſten wollten die Vertriebenen nicht durchlaſſen (höchſtens die hübſchen Weiber, welche die ſpaniſchen Soldaten jedoch zuvor eine Nacht bei ſich behielten); ſondern trieben ſie gegen die Stadt zurück, die Stadtbeſatzung ließ ſie nicht wieder ein. So ſtarben die Armen meiſt vor Hunger und Angſt.

Da der Marquis von Marignan den Feind ſo hartnäckig 59.
ſah, machte er noch den Verſuch, die Einwohner der Stadt einander verdächtig zu machen und dadurch Spaltungen herbeizuführen. Ein Menſch in der Stadt gab ſich dazu her, Billetchen zu ſchreiben, als kämen ſie von den vertriebenen Sieneſen, die ſich im Lager des Marquis befanden, in denen der Adreſſat aufgefordert ward, einem geheimen Bunde in der Stadt für deren Uebergabe beizutreten, zugleich mit der Bemerkung, wenn er weitere Theilnehmer des Bundes kennen lernen wolle, ſolle er auf der oder jener Straße nach einem kleinen Kreuze an der Thüre ſuchen, welches das Zeichen wäre, daß der Beſitzer dem Bunde angehöre; er gab ſich dazu her, dieſe Zettelchen

59) C. P. XXI p. 268 ffg.

unter die Thüren und in die Fenſter ganz unverdächtiger, entſchiedener Anhänger des jetzigen Zuſtandes zu practiciren und zugleich an den Thüren minder Unverdächtiger die erwähnten Kreuze zu machen. Da die erſteren die Zettel, welche ſie vorgefunden, ſogleich dem Rathe brachten und man die Kreuze an den Häuſern der letztern wirklich fand, ſo erhob ſich im Volke eine ungeheure Wuth gegen dieſe. Man wollte ſie ohne weitere Unterſuchung hinrichten. Montluc aber, der ſonſt ſo raſche Gascogner, rieth zur Mäßigung, zum Abwarten, weil er die Abſicht durchſchaute, offen einander gegenüberſtehende Parteien in der Stadt zu bilden. Er beſtimmte den Rath, Proceſſionen und Kirchengebete um die Entdeckung des Verräthers und der wahren Lage der Dinge anzuordnen, welche das Volk auch wirklich beſchäftigten; er ſelbſt aber traf dann ins Geheim ſolche Anſtalten, daß der Schmied der Briefe in einer Nacht auf friſcher That ertappt und ſomit der Verdacht gegen die Beſchuldigten und in Haft gehaltenen beſeitigt ward.

60. Da nun auch dieſer Verſuch vereitelt war, hielt Marignan ſich von Neuem ruhig und rechnete nur noch auf die Wirkungen des Hungers, welcher ſich allerdings in ſchreckenerregender Weiſe einſtellte. Die Brodportionen wurden für die Soldaten auf 12, für die Bürger auf 9 Unzen herabgeſetzt, an Fleiſchſpeiſen war nicht mehr zu denken, alle Pferde, Eſel ꝛc. bis auf einige alte Mähren, welche mühſam die Mühlen trieben, waren geſchlachtet und verzehrt; ſelbſt Katzen, Ratten und Mäuſe waren kaum mehr zu haben. Eine Katze ward mit 3 bis 4 Thalern bezahlt. Die Gräſer von den Wällen und längs der Mauern, unter denen einige entſchieden ungeſund waren, wurden mit Begierde gegeſſen; aber auch an ihnen ſtellte ſich Mangel ein. Von Ende Februar ab konnte Niemand in Siena täglich mehr als eine Mahlzeit halten. Dabei hatte Marignan die Stadt dicht mit ſeinen Verſchanzungen umſchloſſen, eine Ver-

60) C. P. XXI. p. 280.

bindung derſelben mit Strozzi zu Montalcino war nicht mehr möglich. Die Hoffnung eines Entſatzes ſchwand von Tage zu Tage; dabei verſprach der Marquis, der ſich auch nicht in der angenehmſten Lage befand, dem ein Drittel ſeiner Soldaten, namentlich Italiener, geſtorben oder deſertirt waren, die vortheilhafteſten Bedingungen für eine Kapitulation.

So neigte ſich denn die Bürgerſchaft der Uebergabe zu und von Ende März ab begannen zu Florenz Unterhandlungen; am 2. April kam eine Kapitulation zu Florenz zwiſchen Abgeordneten des Kaiſers und der Sieneſen zu Stande. Marignan erſuchte Montluc, ihm einige Abgeordnete von ſeiner Seite hinauszuſenden, denen er mittheilte, daß in der Kapitulation auch enthalten ſei, Montluc mit ſeinen Truppen erhalte freien Abzug mit allem Gepäck; dieſer Artikel müſſe aber null und nichtig ſein, da die Sieneſen offenbar nur für ſich, nicht für Montluc und den König von Frankreich eine Kapitulation abſchließen könnten; Montluc müſſe daher für ſich und ſeine Leute noch eine beſondere Kapitulation abſchließen. Montluc erklärte rundweg, daß er dies nicht thun würde, der Name Montluc ſolle unter keiner Kapitulation ſtehen; laſſe man ihn nicht in Frieden auf die von Siena geſchloſſene Kapitulation ziehen, ſo werde er ſeinen Weg mit Gewalt zu finden wiſſen. Auch erwirkte er durch ſein feſtes Benehmen noch, daß der Marquis von Marignan erklärte, er werde den Flüchtlingen aus den Staaten des Kaiſers, des Königs Philipps II. und des Herzogs von Florenz, welche ſich in Siena befanden und nach den Artikeln der Kapitulation von Amneſtie und freiem Abzug ausgeſchloſſen waren, dieſen ohne weiteres geſtatten.

Am Sonntag den 22. April zog darauf Montluc mit ſei- 61.
nen Truppen aus Siena ab, in voller Rüſtung, mit Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen und bei Trommelklang; mit ihm die Flüchtlinge oder welche ſich ſonſt nicht ſicher unter dem

61) C. P. XXI. p. 293 ffg.

neuen Regimente glaubten; Marignan begleitete ihn eine Strecke und ſie erzählten einander viel von den Ereigniſſen der vergangenen Belagerung und Vertheidigung. Bei Arbiarotta auf der Straße nach Montalcino ward Halt gemacht und Brot ausgetheilt, welches Marignan hatte hieher bringen laſſen und welches manchem halbverhungerten Menſchen das Leben rettete. Bald darauf ward der Marſch fortgeſetzt, und Strozzi kam von Montalcino aus der Kolonne entgegen. Von Montalcino aus
62. begab ſich Montluc, dem Strozzi zu dieſem Behuf 500 Thaler aus ſeinem Beutel gab, über Rom, wo er höchſt ehrenvoll aufgenommen ward, und Civitavecchia, dann auf einer Galeere, die ihm Strozzi lieferte, zur See nach Frankreich. Auf dieſer Fahrt gerieth ſein Fahrzeug noch in die Nähe einer Abtheilung feindlicher Galeeren, die Jagd auf ihn machten, denen er indeſſen glücklich entkam.

Von Marſeille, wo er landete, begab ſich Montluc alsbald an den Hof, der ſich zu St. Mathurin aufhielt. Hier war ſeine Aufnahme, wie er ſie nur wünſchen konnte; der König zeigte ſich im höchſten Maaße befriedigt von Allem, was Montluc gethan hatte; er gab ihm den Orden des heiligen Michael, eine Penſion von zweitauſend Francs, eine Anweiſung von dreitauſend Francs Rente auf Domänengut, zweitauſend Thaler baar und zwei Rathsplätze am Parlament zu Toulouſe, die er behufs Ausſteuerung ſeiner Töchter verkaufen konnte. Außerdem ward ihm die nächſte Compagnie Gensdarmen verſprochen, welche frei werden würde. In der That bekam er dieſe verſprochene Compagnie erſt im Jahre 1559, obgleich ſchon einige vorher freigeworden waren.

Vom Hofe begab ſich Montluc mit Urlaub zuerſt nach Paris und dann in ſeine Heimath.

---

62) C. P. XXI. p. 311.

Neuer Dienst in Italien, 1555 bis 1557.

In der Gascogne sollte er indessen nicht lange verweilen; 63.
kaum war er drei Wochen dort, als er den Befehl erhielt, sich wiederum nach Piemont zu begeben. Hier kommandirte jetzt auf kaiserlicher Seite der Herzog von Alba gegen Brissac. Brissac wünschte den von den Spaniern belagerten Platz San Jago zu entsetzen, glaubte aber, daß zu diesem Ende eine Feldschlacht werde nöthig werden und wünschte sich Montluc als Commandanten der Infanterie. Montluc traf Brissac gichtkrank zu Turin; das Commando der Armee führte einstweilen der Herzog von Aumale.

Nachdem Alba die Belagerung von S. Jago aufgegeben hatte, nahm Montluc an dem Angriff auf Volpiano und dem Angriffe auf Montcalvo theil, welches letztere schimpflich kapitulirte. Bei Brissac's fortwährendem Unwohlsein hatte der König Heinrich beschlossen, provisorisch den Herrn von Termes als Truppencommandanten nach Piemont zu senden. Auf die Gerüchte von einer Schlacht, welche dort bevorstände, hatten sich aber auch eine Menge Prinzen und dergleichen bei der Armee eingefunden, und es wurde nun allerlei darüber gesprochen, ob diese wohl Lust hätten, unter Termes zu dienen, der ein einfacher Edelmann wäre. Auch Montluc mischte sich in diese Geschichte und ertheilte unter anderm den Rath, Termes möge seine Ankunft wenigstens noch um etwas verzögern. Dies aber wurde dem Könige so hinterbracht, als habe Montluc erklärt, er werde nicht unter Termes dienen. Die Folge davon war die Ungnade des Königs und ein Befehl des Connetable von Montmorency, Montluc möge sich auf seine Güter zurückziehen.

Die Sache wurde indessen bald aufgeklärt, Montluc begab 64.
sich zu dem Ende selbst an den Hof; dennoch kehrte er für den

63) C. P. XXI. p. 329. 64) C. P. XXI. p. 342.

Augenblick nicht nach Piemont zurück, sondern ging nach der Gascogne, wo er gegen sechs Monate ohne Beschäftigung blieb. Darnach ward er wieder an den Hof berufen und erhielt hier den Befehl, sich als Generallieutenant des Königs nach Toscana zu begeben, wo gegenwärtig zu Montalcino der Herr von Soubise als Gouverneur saß, mit dem aber die Flüchtlinge von Siena äußerst unzufrieden waren, da er durchaus nichts zu einer Aenderung der Verhältnisse that, welche mit der Uebergabe Siena's im April 1555 eingetreten waren.

Montluc schiffte sich zu Marseille in Begleitung von sieben Fähnlein Fußvolk unter la Mole, von denen eins sein ältester Sohn Marc-Anton, ein anderes sein Liebling Charry commandirte, ein. Er kam nach Civitavecchia und ging von dort mit Post nach Rom.

Auf Veranlassung Papst Pauls IV. ward er hier eine Zeit lang festgehalten. Am 23. October 1555 hatte Kaiser Karl V. zu Gunsten seines Bruders Ferdinand und seines Sohnes Philipp abgedankt. Am 5. Febr. 1556 war zwischen Philipp II., England und Frankreich ein Waffenstillstand zu Stande gekommen; dagegen hatte der Papst sich mit Philipp entzweit, indem er auf Kosten von Anhängern Spaniens und des Kaisers seine Familie (Caraffa) zu bereichern suchte und hiefür die Unterstützung Frankreichs suchte. Der Herzog von Alba marschirte aus Piemont gegen Rom und war nur 20 italienische Meilen von der Stadt entfernt, als Montluc in derselben eintraf. Hier verbreitete sich bei Albas Annäherung die größte Bestürzung; in Schrecken lief Alles wild durcheinander und es ward klar, daß unter solchen Umständen an eine Vertheidigung nicht zu denken gewesen wäre. Montluc's Ruf als Vertheidiger fester Plätze hatte Siena begründet; der Papst wünschte ihn deßhalb vorerst in Rom zu behalten, wofür er auch die Zustimmung des Königs hatte einholen lassen. Auf Anregung der zu Rom anwesenden französischen Cardinäle hielt Montluc den Obrigkeiten und Hauptleuten der Stadt eine ermuthigende Rede, in

welcher er ihnen das Beiſpiel Siena's vor Augen ſtellte, aber als die erſte Bedingung einer wirkſamen Vertheidigung die Ordnung und die Ruhe verlangte. Es gelang ihm auch, der Verwirrung ein Ende zu machen und gehörige Vertheidigungsanſtalten zu treffen.

Alba, der ſchon dicht vor den Stadtthoren geſtanden, ließ 65. plötzlich von Rom ab und wendete ſich auf Tivoli; hier ſtanden 5 Fähnlein päpſtlicher Truppen unter Franz Orſini; da die Stadt nicht feſt war, kamen ſie in Gefahr, von der Uebermacht des Feindes, der ſie vielleicht gar überraſchte, erdrückt zu werden. Auf den Wunſch Strozzi's und des Obergenerals der päpſtlichen Truppen, Johann Caraffa, machte Montluc mit 4 Cornetten Cavallerie, denen 400 erleſene Arkebuſiere unter ſeinem Sohn Marc-Anton und Charry folgten, einen nächtlichen Eilmarſch nach Tivoli; er kam zur rechten Zeit dort an, um Orſini herauszuziehen und verzögerte durch Abbrechen der Teveronebrücke das Vorrücken Alba's dergeſtalt, daß er die Mannſchaft glücklich nach Rom brachte.

Bei Gelegenheit der Escorte von zwei Compagnien Italie- 66. nern von Rom nach Velletri hatte Montluc dieſen Weg kennen gelernt; als er eines Abends vor den Thoren von Rom ſpazieren ging, begegnete er einem Manne, welcher von Marino, das ſeitwärts der eben erwähnten Straße liegt, herkam und erfuhr von demſelben, daß zu Marino nur mit einer Cornette Gensdarmes der Herzog Marco Antonio Colonna, ein äußerſt reicher junger Mann, angekommen ſei. Sogleich erwachte in dem Geiſte des lebhaften Gascogners der Gedanke, dieſen Herrn aufzuheben; er rechnete auf ein Löſegeld von 80000 Thalern, malte ſich aus, wie er da auf einmal reich werde, wenn er auch nur die Hälfte des Geldes für ſich behalte und die andere unter die Soldaten vertheile, welche er bei dem Unternehmen brauchte; er ſtellte ſich die Gefangennahme Colonna's

65) C. P. XXI. p. 349. 66) C. P. XXI. p. 354.

ſelbſt und ihre Folgen bis auf die Verwendung des Löſegeldes hinab, mit allen Einzelheiten vor, nahm 60 Pferde und 300 Arkebuſiere, letztere unter la Mole mit ſich, ordnete in der Nähe von Marino den Hinterhalt, in welchen er Colonna locken wollte, und ſchickte ſechs Reiter nach Marino, um dies zu allarmiren und Colonna auf ſolche Weiſe vor die Stadt zu bringen. Indeſſen das Unglück wollte, daß ganz andere Leute dadurch allarmirt wurden. Der franzöſiſche Admiral la Garde hatte ſich nämlich vor Kurzem 400 Arkebuſiere erbeten, um ſie in Civitavecchia einzuſchiffen und eine Landung bei Neptuno nächſt der nördlichen Tibermündung zu bewerkſtelligen, welches von den Spaniern beſetzt war und in deſſen Gräben Alba Brückenſchiffe liegen hatte, mit denen er bei Oſtia auf das nördliche Ufer der Tiber zu gehen gedachte. Dieſe Brückenſchiffe ſollten verbrannt werden. Das Unternehmen mißlang, dagegen ſendete die Beſatzung von Neptuno ſogleich einen Boten zu Alba nach Tivoli, Unterſtützung zu verlangen. Alba ſendete 1200 Reiter und 1200 Arkebuſiere; dieſe marſchirten über Marino und hatten hier eben geraſtet, als Montluc daran ging, ſeinen Anſchlag auszuführen. Sie wurden allarmirt und Montluc mußte nun auf den ſchleunigſten Rückzug denken; den er unter großen Schwierigkeiten denn auch ausführte. Natürlich wurde er, als alle Nebenumſtände der Sache bekannt wurden, weidlich ausgelacht; Strozzi ſprach die Hoffnung aus, daß Montluc ſeinen Freunden eine großartige Aufnahme bereiten werde, wenn ſie ihn nächſtens auf den Schlöſſern, die er ſich bei Paris kaufen wolle, beſuchen würden. Uebrigens gelangte die Nachricht von Montluc's Streich in ganz anderer Ausſtattung nach Frankreich und an den Hof, wo man ſich bis auf nähere Aufklärung herumerzählte, Montluc habe in der Romagna die ganze Kavallerie des Papſtes verloren.

67. Alba traf unterdeſſen Anſtalten, Oſtia zu belagern; an den

67) C. P. XXI. p. 366 ffg.

Unternehmungen der päpſtlichen und franzöſiſchen Truppen, dies zu verhindern, nahm Montluc ſelbſt nicht Theil, wohl aber ſein Sohn Marc-Anton, der bei dieſer Gelegenheit, von einem Arkebuſenſchuſſe getroffen, fiel.

Bald nach dieſem Verluſte begab ſich Montluc in ſein Gou- 68.
vernement nach Montalcino; da ihn der Papſt nicht ziehen laſſen wollte, mußte er ſich heimlich aus Rom fortmachen. Bei ſeiner Ankunft zu Montalcino verließ Soubiſe dasſelbe und ging nach Rom.

Noch war der — eigentlich auf 5 Jahre geſchloſſene — Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und Spanien nicht förmlich gebrochen, obgleich Frankreich den mit Spanien im Kriege befindlichen Papſt offen unterſtützte, aber auch jenes war nahe daran. Der Papſt, welchem Frankreichs beiläufiger Beiſtand nicht genügend erſchien, ſteckte Heinrich dem II. ein eigenes Ziel, welches er in Italien verfolgen ſolle, die Wiedereroberung Neapels, welches Frankreich nie Glück gebracht und ihm ſchon ſoviel Blut und Geld gekoſtet hatte. Heinrich II. ging darauf ein, und noch 1556 rückte ein franzöſiſches Heer unter dem Herzog von Guiſe in Italien ein, welches ſeine Operationen im Jahre 1557 entſchieden begann. Von ſpaniſcher Seite traf alsbald Alvaro de Sandi in Siena ein, um dort zu commandiren. Er war alſo Montlucs unmittelbarſter Gegner; er begann verſchiedene kleinere Unternehmungen, bedrohte die von den Franzoſen beſetzten Plätze, auch Montalcino ſelbſt, aber die Wachſamkeit Montlucs, welcher fortwährend auf der Lauer lag und ſeine verſchiedenen Beſatzungen immer bereit hielt, einander gegenſeitig zu unterſtützen, vereitelte alle weſentlichen Erfolge der Spanier; das Einzige, was ſie erreichten, war die Beſetzung von Pienza, welches die Franzoſen freiwillig räumten.

Sobald aber Alvaro de Sandi von ſeinem Zuge nach Siena 69.
zurückgekehrt war, zog Montluc etwa 700 Mann zuſammen,

68) C. P. XXI p. 368. 69) C. P. XXI p. 383.

um Pienza wiederzunehmen. Er hatte einen Ueberfall vor: es ſollte an mehreren Orten zugleich eine Leitererſteigung verſucht werden, das eigentliche Eindringen aber durch eine Art Kanal in der Mauer ſtattfinden, durch welchen der Unrath aus der Stadt abgeführt ward. Nachdem man zur Höhe der äußeren Oeffnung des Kanales aufgeſtiegen war, kroch man durch dieſelbe und befand ſich dann im Schmutz zwiſchen zwei Mauern, einer äußern und einer innern, welche letztere mittelſt einer Leiter von etwa 15 Stufen erſtiegen werden konnte. Montluc ließ eine ſchwache und biegſame Leiter zu dieſem Behufe anfertigen, ſo daß ſie durch die Mündung des Kanals gezwängt werden konnte. Vor Tagesanbruch begann der Angriff, eine kleine Abtheilung, insbeſondere Reiterei, hatte Montluc auf dem Wege von Pienza gegen Monte Pulciano vorgeſchoben, um Verſuche zur Störung des Angriffs, die vom Herzog von Florenz von letzterem Orte aus gemacht werden könnten, abzuweiſen. Er ſelbſt ſtürmte an dem Baſtion, welches der Courtine zunächſt lag, in der ſich der Abführungskanal befand; das Eindringen durch dieſen übertrug er einer Anzahl Edelleute ſeines Gefolges unter la Trappe, denen er 20 erleſene italieniſche Soldaten beigab; andere Abtheilungen ſollten an anderen Punkten ſtürmen; die Militärbeamten, welche nach Montlucs Einrichtung immer beritten ſein mußten, ſollten ſich vor verſchiedenen Punkten der Stadtmauer zeigen, um überall zu allarmiren.

Beim Anrücken wurden die Colonnen mit einem lebhaften Gewehrfeuer der Vertheidiger empfangen; ſie ließen ſich nicht abhalten, vorzugehen und die Leitern anzuſetzen. Indeſſen war der Erfolg nicht der gewünſchte; an dem Baſtion, wo Montluc ſelbſt ſtürmen ließ, kam man nicht zum Ziele, und bald waren die Leitern bis auf eine oder zwei zerbrochen und nicht mehr zu brauchen. Die Edelleute unter la Trappe waren in den Abzugskanal eingebrochen, hatten die Leiter nachgezogen, die innere Mauer erſtiegen und waren mit Hülfe eines dort liegenden Düngerhaufens in die Stadt hinabgeſprungen. Aber die

Italiener folgten ihnen nicht nach, denn die dünne Leiter zerbrach alsbald, als sie nachdrängten um zu folgen, und alle Mühe, sie wieder herzurichten, war vergebens; so waren diese Edelleute völlig abgeschnitten und mußten sich, von Uebermacht von allen Seiten angegriffen, in ein benachbartes Haus werfen, in dem sie sich, so gut es gehen wollte, vertheidigten. — Montluc war in Verzweiflung, 30 Schritt von dem Bastion, wo er stürmen ließ, zwischen diesem und dem Abzugskanal, befand sich ein vermauertes Thor; er beschloß zu versuchen, ob die Vermauerung nicht zu zertrümmern und hier einzudringen sei. Bisher noch zu Pferde geblieben, saß er nun ab, zog den Degen und zunächst gefolgt von seinem Pagen, der ihm die Hellebarde trug, und von seinen 12 Schweizertrabanten, gleichfalls mit Hellebarden, dann von den übrigen Soldaten begleitet drang er gegen das Thor vor. Es erwies sich bald, daß die Vermauerung nur eine Blendung sei, nur einen Ziegel stark. Die Schweizer stießen mit den Hellebarden die Steine heraus; aber als nun in der Blendung ein Loch war, sah man auch, daß der Feind dahinter noch eine Erdbrustwehr angeschüttet hatte. Diese jedoch reichte nicht bis zum Thorbogen hinauf, so daß man zwischen ihm und ihrer Krone hindurch kommen konnte. Montluc ließ nun sogleich einige kurze Stücke von den zerbrochenen Leitern vorbringen, um die Erdbrustwehr ersteigen zu können, zog Arkebusiere vor, um durch einige Schüsse die Vertheidiger von ihr zu vertreiben, schob einen Soldaten nach dem andern von den Leitern über die Brustwehr, folgte alsbald selbst, nach ihm die andern; und mit seinem Angriff verband sich nun auch derjenige der durch den Abzugskanal vorgedrungenen Edelleute, welche aus ihrem Hause vorbrachen, als sie vom Thore her den Ruf: Frankreich! Frankreich! hörten. In der Stadt erhob sich ein kurzes Straßengefecht; Montluc selbst ritt mit den Militärbeamten außen um die Mauern und ließ Alles niedermachen, was sich vom Feinde über diese in's Freie zu retten suchte. So ward Pienza für die Franzosen

wieder gewonnen und es wurden dabei zugleich 50 bis 60 französische, hier eingeschlossene Gefangene befreit, am St. Petrstag 1557. Montluc ließ etwa 160 Mann Besatzung in Pienza und kehrte mit den Truppen, welche er von Montalcino mitgebracht, dorthin zurück, während er die aus den andern Garnisonen in diese zurücksendete.

70. Als Alvaro de Sandi wiederum von Siena vorrückte, um den nur mit 100 Mann besetzten kleinen Ort Chiusdino wegzunehmen, machte Montluc eine Expedition, um denselben zu verproviantiren, zog sich aber dann, da Sandi ihm weit überlegen war, rasch nach Montalcino zurück und ging von hier aus auf dem Wege nach Siena vor, an welchem er Altezza und einige andere kleine Forts der Spanier eroberte und durch seine Kavallerie den Allarm bis nach Siena trug, um Sandi, der Chiusdino in der That durch Kapitulation nahm, wenigstens aus dieser Richtung abzulenken und ihn an weiteren Fortschritten in derselben zu hindern. Dies gelang denn auch. Bei Sandis Annäherung zog Montluc sich wiederum schnell auf Montalcino zurück.

71. Endlich unternahm er von hier mit seiner Chevauxlegerscompagnie und 400 Arkebusieren, denen sich auf dem Marsche zu Grosseto noch 300 weitere anschlossen, eine Expedition zum Entsatz von Talamone, wo spanische Galeeren ein Detachement ans Land gesetzt hatten; dieser Entsatz ward glücklich bewerkstelligt.

72. Als Montluc sich darauf einige Zeit zu S. Salvador auf dem Wege von Montalcino nach Rom aufhielt, bekam er durch einen Brief des Cardinals Hippolyt von Este die Nachricht von der großen Schlacht von St. Quentin (10. August 1557), in welcher die Franzosen unter dem Connetable von Montmorency eine so entscheidende Niederlage erlitten hatten,

---

70) C. P. XXI. p. 398 fg. 71) C. P. XXI. p. 404. 72) C. P. XXI. p. 408.

daß Frankreich in der alleräußerſten Gefahr und am Rande des Abgrunds zu ſchweben ſchien. Alle Eroberungsgedanken mußten nun aufgegeben werden, Guiſe ward mit ſeinen Truppen aus Italien zur Vertheidigung Frankreichs zurückgerufen. Ehe er Italien verließ, traf er mit Montluc in Rom zuſammen, der ihn bat, auch ſeine Abrufung aus Italien zur Vertheidigung Frankreichs betreiben zu wollen. Guiſe verſprach dies, doch erſt nach langem Zögern.

Vorläufig mußte Montluc von Rom in ſein Gouvernement 73.
nach Montalcino zurückkehren; auf einer Reiſe, die er nach Groſſeto machte, wo Unterſchleiſe beim Proviantamt vorgekommen waren, um über dieſe ſelbſt eine Unterſuchung anzuſtellen, erkältete er ſich und zog ſich ein heftiges Fieber zu. Dennoch machte er ſich, obwohl noch krank, ſobald die Erlaubniß eintraf, nach Frankreich zu kommen und die Nachricht, daß der Herzog Franz Eſte zu ſeinem Nachfolger ernannt ſei, ſogleich auf und reiste zunächſt nach Ferrara, wo er vom Herzog Hercules Eſte, der zur franzöſiſchen Partei gehörte, aufs freundlichſte aufgenommen ward. Hier wollte er ſich ein wenig erholen; er machte auch von Ferrara aus einen Abſtecher nach Venedig. Als er von dort zurückkehrte, vernahm er, daß der Herzog von Ferrara in großer Verlegenheit ſei. Fernand
Gonzaga, der in Piemont auf ſpaniſcher Seite commandirte, 74.
hatte von Aleſſandria Artillerie und Truppen in Bewegung geſetzt und man ſchrieb ihm die Abſicht zu, die Stadt Breſcello an der Enza, welche dem Herzog von Ferrara gehörte, zu belagern. Dieſe Stadt war in ſchlechtem Vertheidigungsſtand und ihr gegenwärtiger Commandant ein Mann von gutem Willen, aber geringer Erfahrung. Montluc erbot ſich, nach Breſcello zu gehen. Mit großer Freude und großem Dank nahm der Herzog das Erbieten des raſtloſen Mannes an. Montluc reiste über Modena und Reggio, erhielt unterwegs noch von ſei-

73) C. P. XXI. p. 410. 74) C. P. XXI. p. 414.

nem Nachfolger, Franz Este, eine Compagnie Cavallerie und eine Compagnie französischer Infanterie, die er mitnahm, fand die Verproviantirung von Brescello fast null, die Befestigungen mangelhaft; beiden Schäden half er mit gewohntem Eifer ab, ersterem durch Fouragirungen auf den Straßen nach Parma und Guastalla, bei denen auch die Einwohner sich betheiligten. Bald war der Platz in solchem Stande, daß er eine Belagerung ruhig erwarten konnte. Es kam indessen nicht zu einer solchen, hauptsächlich wohl, weil bereits durch Vermittlung des Herzogs von Florenz Friedensunterhandlungen zwischen Spanien und dem von den Franzosen nun fast verlassenen Ferrara im Gange waren, die auch bald zum Abschlusse gediehen. Als dies eingetreten war, reiste Montluc, reich beschenkt vom Herzoge und unter vielen Dankbezeugungen nach Frankreich ab.

Der Feldzug an der französischen Nordgrenze 1558 und 1559.

75. Von Lyon begab sich Montluc über Paris nach Crecy en Brie, wo sich der Hof damals aufhielt. Heinrich II. nahm ihn eben so gnädig auf, als da er von der Vertheidigung Sienas zurückkehrte. Montluc traf auch den Herzog von Guise am Hofe, welcher durch die Eroberung von Calais bereits den Muth der Franzosen wieder erhoben hatte und sich nun zu neuen Unternehmungen an der Nordgrenze anschickte. Zunächst sollte Thionville belagert werden. An dem gleichen Tage, an welchem Guise nach Metz abreiste, um diese Belagerung vorzubereiten, ging Montluc mit Urlaub nach Paris, um sich dort zu erholen. Aber bald ward er an den Hof zurückgerufen und der König kündigte ihm an, daß er ihn zum Commando der Infanterie in dem Heere von Guise bestimmt habe.

Diese Stelle hatte bis jetzt d'Andelot, der Bruder des Ad-

75) C. P. XXI. p. 424.

mirals Coligny bekleidet. Schon war in Frankreich der Proteſtantismus weit verbreitet und hatte tiefe Wurzeln geſchlagen; viele der Edelſten und Beſten des Landes hingen ihm an; d'Andelot war dem Könige als einer von dieſen bezeichnet, der König befragte ihn ſelbſt darüber und die bejahende Antwort d'Andelots verſetzte ihn in eine unanſtändige Wuth, er nahm dieſem ſeine Stelle und ließ ihn zu Melun gefangen ſetzen.

Montluc alſo ſollte an d'Andelots Stelle das Commando der Infanterie übernehmen: er hatte ſich wenig bisher um die Religion bekümmert; bisweilen hatte er ſie wohl als Mittel benutzt, wie z. B. da er zu Siena die Aufmerkſamkeit des Volkes durch Proceſſionen und Kirchengebete beſchäftigte, um deſſen Zorn, welcher Opfer ſuchte und Zwietracht drohte, zu beſchwichtigen. Die politiſche Seite des Proteſtantismus, wie er damals auftrat, und die ſpäter Montluc zu einem der wüthendſten Verfolger desſelben machte, war ihm bis jetzt noch nicht klar geworden. Es berührte ihn alſo im Augenblick nur, daß er einen angeſehenen und ehrenwerthen Mann aus ſeinem Amte verdrängen ſollte. Er ſträubte ſich aufs hartnäckigſte dagegen; er ziehe es vor, als einfacher Volontär unter Guiſe zu dienen oder ihm auch die Schanzbauern zu kommandiren. Indeſſen den wiederholten Be- 76.
fehlen des Königs und dem Zureden der Prinzen mußte er endlich weichen, und ſo ging er als Oberſt der geſammten Infanterie nach Thionville ab, vor welcher Stadt Guiſe mit der Belagerungsarmee bereits eingetroffen war.

Die Stadt, welche am linken Moſelufer liegt, hatte tüch- 77.

---

76) Schanzbauern (pionniers) wurden, wie bei den Deutſchen, ſo auch bei den Franzoſen jeder Armee oder jedem Regimente zugetheilt, welches eine Belagerung zu führen oder auf ſeinen Märſchen ſchwierige Wege zu machen hatte. Bisweilen brachte man übrigens dieſe Pionniers, namentlich wo man ihrer viel gebrauchte, ſtatt durch Werbung, bloß durch Requiſition aus der Umgegend zuſammen. 77) C. P. XXI. p. 430.

tige Vertheidigungswerke und eine verhältnißmäßig ſtarke Beſatzung. Guiſe, unter welchem der Marſchall Strozzi die Artillerie commandirte, ließ ſeine Batterieen zuerſt am rechten Moſelufer aufführen, von wo er glaubte am leichteſten eine Breſche zu Stande bringen zu können, da die Flußſeite der Befeſtigungen für die ſchwächſte gehalten ward. Geſtürmt mußte dann freilich über den 60 bis 70 Schritt breiten Fluß hinweg werden, deſſen Waſſer den Soldaten bis zum Gürtel reichte. Bald erwies ſich jene Vorausſetzung als irrig; es wurde nun eine Brücke über den Fluß geſchlagen, und das Heer ging über und eröffnete die Trencheen auf's Neue am linken Moſelufer. Campirt ward in einem Dorfe, oberhalb Thionville, nur etwa 600 Schritt von der Stadt entfernt; zwiſchen dem Dorfe und der Stadt befand ſich eine freie überſichtliche Ebene. Das nächſte Hauptangriffsobjekt war ein ſtarker Thurm, welcher unfern dem Waſſer und dicht vor dem Hauptwalle ſtand.

Die Approchen wurden alſo auf dieſen Thurm zugeführt in der Weiſe, wie es damals gebräuchlich war, d. h. nicht in ganz gerader Linie, aber doch in Zickzacks, welche unter ſehr ſtumpfen Winkeln zuſammenſtießen. Montluc, der wie die Vertheidigung von Plätzen, ſo auch die Belagerungskunſt und dieſe ſchon von Jugend auf, wie wir wiſſen, mit Vorliebe ſtudirt hatte und ſich auf ſeine Kenntniſſe in derſelben nicht wenig zu Gute that, ſchreibt ſich das Verdienſt einer Anordnung zu, welche ſpäter bei einem Ausfalle der Belagerten gute Dienſte that. Er ließ nämlich von 20 zu 20 Schritt an den Approchen rechtwinklig von dieſen ausgehende Zweige anbringen, deren jeder mit einer halben Compagnie beſetzt werden konnte, ſo daß dieſe die Angriffe des Feindes auf die Spitze der Approchen in die Flanke nahmen, während ſie ſelbſt von dem Approchenzuge flankirt wurden, falls der feindliche Angriff ſich auf ſie richtete. Seitwärts der Approchen wurden wie gewöhnlich die Batterieen erbaut. Als man ſich dem anzugreifenden Thurme näherte, hielt es Guiſe für nothwendig, daß Montluc den Thurm recog-

noscire, um zu ſehen, was die franzöſiſche Artillerie ihm bereits gethan habe.

Montluc führte dieſen Auftrag in geringer Begleitung in einer Nacht aus; Guiſe war indeſſen mit ſeinem Bericht nicht zufrieden und äußerte namentlich Zweifel an der vollſtändigen Wahrheit des Berichtes.

Montluc war im höchſten Grade aufgebracht über dieſe Zweifel an der Gründlichkeit ſeiner Unterſuchung, und beſchloß, jetzt gewiß gründlich zu recognosciren, zu welchem Behufe er in der nächſten Nacht 100 Pikeniere und 400 Arkebuſiere mit ſich nahm. Die Sache erhielt diesmal (am 10. Juni 1558) faſt den Character eines gewaltſamen Angriffs, es kam zu einem hartnäckigen Kampfe und vielleicht, hätten die Franzoſen Leitern bei ſich gehabt, hätten ſie ſich ſchon in dieſer Nacht in den Beſitz von Thionville ſetzen können. Indeſſen da ſich eben die Sachen ſo verhielten, da leicht das Gerücht an den Hof gelangen konnte, die Franzoſen hätten einen ernſten Angriff gemacht und dieſer ſei von der Beſatzung abgeſchlagen worden, ſo war Guiſe auch mit dieſem Montluc'ſchen Streiche keineswegs zufrieden.

Als die Approchen ſich dem Thurme auf 50 Schritt genähert hatten, erfolgte eben jener Ausfall der Vertheidiger, bei welchem die Approchenzweige, wie oben erwähnt, gute Dienſte leiſteten. Endlich hatten die Approchen den Thurm erreicht, es wurde ein Logement gegen denſelben errichtet und der Sturm auf ihn beſchloſſen. Noch ehe es zu demſelben kam, verlor Montluc bei der Recognoscirung behufs Auffindung der Geſchützemplacements durch eine Musketenkugel ſeinen Freund, den Marſchall Strozzi, den er aufrichtig betrauerte.

Nach der Wegnahme des Thurmes ſetzten die Franzoſen am Hauptwalle den Mineur an; die Beſatzung wartete aber das Reſultat von deſſen Arbeiten nicht ab, ſondern kapitulirte am 28. Juni 1558.

78. Von Thionville marſchirte Guiſe auf Arlon, welche kleine Stadt von 150 Deutſchen und 400 Wallonen beſetzt war. Er erſchien vor Arlon am 3. Juli und verſchob die Eröffnung des Angriffes auf den nächſten Morgen. Er für ſeine Perſon ging ſchlafen. Montluc aber legte ſich darauf, die Gelegenheit des Ortes zu erſpähen, und es gelang ihm, ſich desſelben noch in der gleichen Nacht durch Ueberfall zu bemächtigen, ſo daß Guiſe, als er am andern Morgen erwachte, mit der Kunde von der Eroberung Arlons überraſcht wurde.

79. Nach der Eroberung Arlons und einigem Verweilen daſelbſt ſetzte ſich Guiſe langſam nach Vireton öſtlich Montmedy in Marſch. Hier machte er einen neuen Aufenthalt. Unterdeſſen hatte Termes, Gouverneur von Calais, und in Stelle des vor Thionville gebliebenen Strozzi kürzlich zum Marſchall von Frankreich ernannt, anfangs glückliche Streifzüge von Calais aus nach den Niederlanden gemacht, Dünkirchen und Bergen (Bergues) genommen, war dann aber von den Spaniern unter Egmont bei Grävelingen (Gravelines) entſchieden geſchlagen, für ſeine Perſon verwundet und gefangen genommen. Nun ward Guiſe ſchleunigſt mit ſeiner Armee nach Pierrefonds (Departement Oiſe, zwiſchen Compiegne und Villers Cotterets) gerufen, wo er am 28. Juli eintraf und ein Lager bezog. Hier vereinigte ſich mit ihm auch ein ſchweizeriſches Regiment und ein Corps Deutſche, Reiterei und Fußvolk, unter Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, dem zweiten Sohn des nach der Schlacht von Mühlberg gefangenen Kurfürſten.

Der König nahm über die große Armee, eine der glänzendſten, die Frankreich bisher beiſammen gehabt hatte, deren Lager ſich $1\frac{1}{2}$ Stunden weit ausdehnte und die drei Stunden brauchte, um ſich in Marſch zu ſetzen, ſelbſt Parade ab. Die Aufſtellung zur Parade nahm ziemlich lange Zeit fort, es mögen wohl fünf

78) C. P. XXI. p. 462. 79) C. P. XXI. p. 466 ffg.

Stunden darüber vergangen ſein; da man außerdem nachher noch lange warten mußte, waren namentlich die höheren Offiziere, die, früh aus ihren Quartieren aufgebrochen, auch nichts mit ſich genommen hatten, hungrig und durſtig. Der Herzog von Guiſe äußerte dieß gegen Montluc, den er in der Aufſtellung vor dem Bataillon der franzöſiſchen Infanterie, welches das Centrum hatte, antraf. Dieſer bot ihm ſogleich ein Frühſtück an; guten franzöſiſchen und Gascogner Wein und Rebhühner, ſoviel nur verlangt würden. — „Ja, Monſeigne, erwiederte Guiſe, der ihn ſcherzweiſe ſo zu nennen pflegte, — aber die Rebhühner werden gasconiſche ſein, Knoblauch und Zwiebeln.“ Montluc, der zwar nie aus dem Lager herauskam, ſondern immer mitten unter den Soldaten blieb, hatte ſich doch dort eine vortreffliche Küche und einen ebenſo vortrefflichen Keller eingerichtet, und nicht blos für ſeine Perſon, ſondern auch für Andere, von dem richtigen Grundſatze ausgehend, daß ein höherer Offizier freigebig ſein und eine gute Tafel halten müſſe, weil eine gute Tafel gute Leute anziehe. So konnte er alle Zweifel Guiſes beſchwichtigen und ward auch nicht dadurch in Verlegenheit geſetzt, daß der Herzog ihm noch den Herzog von Sachſen und deſſen Offiziere mitbrachte, nahm vielmehr auch ſeine eigenen mit. Speiſen und Getränke, im Lager, nur einen Arkebuſenſchuß von der Paradeaufſtellung eingenommen, befriedigten im höchſten Maße alle Theilhaber des Mahles. Höchſt vergnügt kehrten Alle, als es Zeit war, an ihren Poſten in der Aufſtellung zurück und der luſtigſte war wohl Montluc, der die Pflicht gehabt hatte, als Wirth ſeinen Gäſten gehörig vorzutrinken und dieſer Pflicht ſicher mit dem gleichen Eifer wie allen übrigen nachkam. Er traf vor ſeinem Bataillon zwei junge Prinzen von Guiſe und machte ſich in ſeiner luſtigen Stimmung das Vergnügen, ſie von ihren Ponys abſitzen und mit Piken, die er ihnen gab, auf dem Rücken vor der Truppe Marſchirübungen anſtellen zu laſſen, um ſo als ihr erſter Drillmeiſter aufzutreten.

80. Einige Tage nach dieſer Parade traf die Nachricht ein, daß die ſpaniſche Armee aus den Niederlanden im Anmarſche ſei; der König fürchtete für die Plätze Doulens, Amiens oder Corbie, deren jeder nur ſchwach mit zwei Fähnlein beſetzt war. Während nun darüber hin- und hergeſtritten ward, in welcher Weiſe man dieſen Plätzen zu Hülfe kommen ſolle und ob Verſtärkungen die man dahin abſende, nicht doch zu ſpät kommen würden, drang Montluc darauf, keine Zeit zu verlieren und das Mögliche wenigſtens zu thun. Ohne noch beſtimmte Erlaubniß zu haben, wählte er ſieben Fähnlein aus und kündigte ihnen dann an, daß ſie ſogleich eſſen und dann nach Corbie abmarſchiren müßten, ohne Bagage mitzunehmen; die Offiziere der Fähnlein zog er ſelbſt an ſeine Tafel; vier Fäſſer Wein, Hafer und Heu wurden auf gutbeſpannte Karren gepackt, und bald kam die Erlaubniß des Königs, darauf auch 25 Maulthiere mit Brod, welche Montluc verlangt hatte. Dieſer ſollte jedoch bei der Armee bleiben und das Commando der ſieben marſchirenden Fähnlein der Capitän Breil übernehmen. Montluc begleitete ſeine Truppen noch eine gute Stunde Wegs, ſprach Offizieren und Soldaten zu, machte ſie auf die Ehre aufmerkſam, die er ihnen durch ſeine Wahl erwieſen, drückte die Hoffnung aus, daß ſie dieſer Wahl keine Schande machen würden und theilte ihnen mit, daß er dem König ſofort Bericht erſtatten werde, welche Fähnlein er erleſen.

Drei Tage nach dem Abgange Breils brach Heinrich II. mit dem Heere von Pierrefonds nach Amiens auf; unterwegs erhielt er ſchon die Meldung, daß Breil glücklich nach Corbie hineingekommen und daß er nur zwei Tage und zwei Nächte unterwegs geweſen ſei, daß aber freilich zugleich mit ihm auch ſchon die ſpaniſche Kavallerie vor den Thoren von Corbie erſchienen wäre. Weder der König, noch Guiſe mochten Montluc von dieſer Nachricht etwas erzählen, da ſie das Geſchrei

80) C. P. XXI. p. 473.

fürchteten, das er über ihre Zweifel an der Möglichkeit und seine eigne richtige Berechnung erheben werde; indessen erfuhr natürlich Montluc sehr bald den Sachverhalt.

Am nächsten Marschtage erhielt der König die Meldung, daß die Spanier allerdings vor Corbie ständen, aber durchaus keine Anstalt machten, den Platz anzugreifen. Der König fürchtete nun für Doulens und Amiens und ließ dessen Besatzungen in ähnlicher Weise, wie die von Corbie verstärken.

Als das französische Heer vor Amiens eintraf, kam auch das spanische daselbst an, aber ein blutiger Zusammenstoß erfolgte nicht mehr, da die Unterhandlungen bereits im Gange waren, welche dem Frieden von Chateau-Cambresis vorausgingen, der endlich am 3. April 1559, nachdem die Königin Maria von England gestorben war, abgeschlossen ward. Dieser Frieden, dem zufolge alle Theile ihre seit 1551 gemachten Eroberungen herausgeben mußten, befriedigte das französische Volk, sowenig er für Frankreich günstig war. Desto unzufriedener waren mit ihm die Offiziere und namentlich die höheren Offiziere, unter diesen nicht am wenigsten Montluc, der sich in seine Heimat zurückbegab und hier noch kurz vor dem Tode Heinrichs II. durch die Ernennung zum Chef der ihm längst versprochenen Ordonnanzcompagnie erfreut ward.

Der geschlossene Friede sollte durch dynastische Ehen befestigt 81.
werden, unter denen diejenige Philipps II. mit der ältesten Tochter Heinrichs, Elisabeth, ursprünglich dem Infanten Don Carlos bestimmt, die wichtigste war. Bei den Vermählungsfeierlichkeiten ward König Heinrich II. im Turniere vom Grafen Montgommery tödtlich verwundet; noch 11 Tage am Leben erhalten, starb er an dieser Wunde am 10. Juli 1559. Montluc hatte schon in Folge der ersten Nachricht davon, daß der König an den Turnieren theilnehme, von dessen Tod geträumt; er erhielt diese ersten Nachrichten vom König von Navarra, der

81) C. P. XXI. p. 487.

ſich zu Nerac aufhielt, in deſſen Nähe Montluc lebte. Den wirklich erfolgten Tod Heinrichs II. ließ der junge König von Frankreich, Franz II., ihm direct anzeigen.

Theilnahme Montlucs an den Hugenottenkriegen bis zum Edict von Amboiſe.

82. Mit der Thronbeſteigung Franz II. kam durch den Einfluß ſeiner Gemahlin Maria Stuart, Nichte der Guiſe, die Gewalt an die Männer dieſes Hauſes, den Herzog Franz und den Cardinal von Lothringen. Dieſer Umſtand beförderte die Herausbildung einer proteſtantiſchen Partei; die Prinzen des Hauſes Bourbon, Anton, König von Navarra und Ludwig von Condé, aufgebracht darüber, daß nicht ſie, ſondern Fremde, die Lothringer, über Frankreich herrſchen ſollten, ſtellten ſich an die Spitze dieſer Partei, zu welcher, wie der Admiral Coligny auch ſein Bruder d'Andelot, wie bereits in dieſen Blättern erwähnt, gehörte. Die Verſchwörung von Amboiſe 1560, deren Ziel dahin ging, die Guiſe und Franz den II. in die Gewalt der Proteſtanten zu bringen, mißglückte; dagegen bemächtigte ſich der Herzog von Guiſe des Königs von Navarra und Ludwigs von Condé, und während er den Erſteren durch Einſchüchterung unſchädlich machte, ließ er den Letzteren, bei welchem die Einſchüchterung nichts fruchtete, zum Tode verurtheilen. Die Vollziehung des Urtheils hinderte der plötzliche Tod Franz II. am 5. Dec. 1560.

Dieſem folgte ſein Bruder Carl IX., zehn Jahre alt, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Katherina von Medici, welche, geärgert, daß ihr die Gewalt unter der vorigen Regierung entriſſen worden, es insgeheim mit den Bourbons und folglich mit den Proteſtanten gehalten hatte, welche jetzt die Prinzen von Bourbon frei ließ und den König von Navarra ſelbſt

82) C. P. XXI. p. 490 ffg.

zum Generallieutenant des Königs ernannte. Dagegen bildete der Herzog von Guiſe, als Spitze der Katholiſchen Partei, das ſogenannte Triumvirat, in welches außer ihm ſelbſt, der Connetable von Montmorency, der ſich bisher mürriſch zurückgehalten, und der Marſchall von St. André eintraten. Die katholiſche Partei begann alsbald den Kampf gegen die Proteſtanten und der Bürgerkrieg brach aus, in welchem Katharina in dem Glauben, durch die Entgegenſtellung der Parteien ihre eigne Gewalt ſicher zu ſtellen, es öffentlich mit den Katholiken hielt, insgeheim aber die Proteſtanten begünſtigte und beſtändig darauf bedacht war, ſie nicht fallen zu laſſen.

Während der Regierung Franz II. lebte Montluc faſt beſtändig auf ſeinem Gute Eſtillac in der Gascogne. Hatte er bis dahin ſich um die religiöſen Streitigkeiten wenig bekümmert, war ſein Haß gegen die Proteſtanten, als eine religiöſe Sekte, ſo wenig wach geweſen, daß er ſich ſcheute, ein Amt anzunehmen, aus welchem der Proteſtant d'Andelot verdrängt werden ſollte, lebte er auch unter der Regierung Franz II. anfangs noch im freundlichſten Vernehmen mit den Prinzen von Bourbon, ſo trat nun gegen Ende dieſer Regierung ſeit dem Attentat von Amboiſe ein vollſtändiger Umſchwung in ſeinen Anſichten und Meinungen ein. Sein freundliches Verhältniß zu den Prinzen von Bourbon hatte ihm bereits Verläumdungen, als halte er es mit der proteſtantiſchen Partei, zugezogen, allerlei aufrühreriſche Reden wurden ihm zugeſchrieben; die Erhebung der Proteſtanten nahm außerdem mehr einen politiſchen und ſocialiſtiſchen Charakter an. Alles dieſes machte ihn aufmerkſam. Montluc war ein Mann, der Nichts halb thun konnte. Er mußte jetzt ſeine Partei ergreifen und dieß war die katholiſche, die Partei des Beſtehenden, zu welcher ihn alle ſeine Umſtände hinzogen, ſein Alter, ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus, deſſen Intereſſen, vertreten, wie er meinte, von Katharina von Medici, ohne deren Doppelzüngigkeit oder die Möglichkeit einer ſolchen zu begreifen, er mit den Intereſſen

des Katholicismus identificirte. Es zog ihn zu dieſer Partei auch ſehr bedeutend der ſocialiſtiſche Charakter der proteſtantiſchen Beſtrebungen, welche ſich immer offener gegen den grundbeſitzenden Adel richteten und die Freiheit und Gleichheit der Bauern verkündeten. Dies war in Montlucs Auge ein Unſinn und ein Kapitalverbrechen. Da er nun entſchieden ſeine Partei gewählt hatte, fielen ihm die Gerüchte, welche ihn als Anhänger der proteſtantiſchen Partei bezeichnet hatten, ſchwer auf's Herz; ſie erſchienen ihm als die ſchwärzeſten niederträchtigſten Verläumdungen und ſchärften ſeine jetzt bewußte Abneigung gegen den Proteſtantismus bereits zum Haſſe gegen denſelben an.

83. In dieſer Stimmung begab er ſich gegen das Ende der Regierung Franz II. nach Orleans, wo er ſich beim Tode dieſes Königs befand. Er erbat ſich nun bei der Königin Vormünderin eine Audienz und verſicherte ihr auf's feierlichſte, daß ſie ſammt ihren Kindern keinen ergebeneren Anhänger hätte als ihn, daß er nie einer andern Partei angehören werde als der ihrigen. In die Gascogne zurückgekehrt, traf er dort alle Anzeichen eines nahenden Sturmes. Die Proteſtanten hielten geheime Zuſammenkünfte, Zählungen der waffenfähigen Männer unter ihnen wurden angeſtellt, Geld geſammelt; Uebertritte zum Proteſtantismus wurden immer häufiger. Die oberſten Behörden, welche der katholiſchen Partei angehörten, waren eingeſchüchtert, Zuſammenrottungen der Proteſtanten, um ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, an der Tagesordnung.

Alle dieſe Umſtände bewogen Montluc, ſich im Herbſte 1561 an den Hof zurückzubegeben, um die Königin und ihre Kinder, die er in Gefahr glaubte, ſeinem Verſprechen gemäß ſoweit es in ſeinen Kräften ſtände, ſchützen zu helfen. Der König von Navarra benahm ſich hier ziemlich kalt gegen ihn; Montluc ſchloß ſich durchaus an Katharina an und hielt ſich den

83) C. P. XXII p. 1 ffg.

Bourbons ſo fern als möglich. Während er am Hofe verweilte, traf Nachricht auf Nachricht aus der Guyenne ein von Gräuelthaten, die bald von Katholiken an Proteſtanten, bald von Proteſtanten an Katholiken verübt waren; der Bürgerkrieg war offen ausgebrochen.

Katharina und der König von Navarra boten nun Montluc eine Commiſſion an, um Truppen zu Fuß und zu Pferd an- 84.
zuwerben und mit dieſen die Ordnung in der Guyenne herzuſtellen, indem er gegen Alle, welche die Waffen ergriffen, Katholiken wie Proteſtanten gleich verführe. Montluc, welcher die ganze Schwierigkeit dieſer Aufgabe erkannte, namentlich auch überzeugt war, daß dieſer Anfang noch lange kein Ende des Kampfes vorausſehen ließe, wehrte ſich anfangs dagegen, die Commiſſion anzunehmen und that es erſt, als auch der Gouverneur der Guyenne, Burie, in ſie einbegriffen ward. „Er wollte die Suppe nicht allein auseſſen.“ Er erbat ſich außerdem zwei Räthe aus Frankreich zu ſeiner Begleitung, um die Prozeſſe zu führen. Man gab ihm Nicolas Compain und Pierre Girard mit, zwei Männer, die von Katharinas Abſichten wohl unterrichtet, ſich entſchieden auf die proteſtantiſche Seite neigten.

Am 22. Januar 1562 traf Montluc mit ſeiner Commiſſion 85.
in Bordeaux ein, von welcher er Burie Kunde gab; er machte mit dieſem ab, daß ſie vorerſt 200 Arkebuſiere zu Fuß und 100 Argoulets — leichte Kavallerie, die ſpäter ſogenannten Bandelier- oder Karabinerreiter — anwerben und ſich dann nach Fumel am Lot zwiſchen Villeneuve d'Agen und Cahors begeben wollten, um dort die Ordnung herzuſtellen, wo der katholiſche Gutsherr von proteſtantiſchen Bauern, die er gereizt hatte, maſſacrirt war.

Während geworben wurde, begab ſich Montluc auf ſein Gut

84) Commiſſion oder Patent, königlicher Auftrag, Truppen zu werben.
85) C. P. XXII. p. 10.

Eſtillac; ſo wenig war ſein Haß gegen den Katholicismus noch öffentlich hervorgetreten, daß die Proteſtanten verſchiedene Verſuche machten, ihn auf ihre Seite herüberzuziehen. Obgleich ſich Montluc zu wiederholten Malen gegen den Vorwurf der Habſucht verwahrt, der ihm gemacht ward, — und aller Wahrſcheinlichkeit nach mit gutem Recht, — ſtand er doch unzweifelhaft im Geruche dieſes Laſters. Die Proteſtanten boten ihm Geld, wenn er zu ihrer Partei übertreten wollte und gingen ſogar auf 40,000 Thaler. Montluc wies alle dieſe Anerbietungen, von denen die erſten ihm durch proteſtantiſche Prediger gemacht wurden, mit Entſchiedenheit zurück; ſie hatten die Wirkung, ſeinen Haß gegen die Proteſtanten noch mehr zu ſteigern; dieſelbe Wirkung hatte ein Verſuch, welcher dem Scheitern der erſten Beſtechungsverſuche folgte, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen.

86. Zu dem entſchiedenſten Entſchluße wüthender Feindſchaft und eines Vernichtungskrieges gegen die Proteſtanten brachte aber Montluc eine geheime Mittheilung, die er von einem Offizier Namens Dufranc erhielt. Dieſer hatte ſich auch zum Proteſtantismus hingeneigt und an einer Verſammlung ſeiner Häupter theilgenommen, in welcher der Plan berathen ward, den König und ſeine Brüder, Katharina von Medici und die Guiſe gefangen zu nehmen und dann nach Lage der Dinge weiter mit ihnen zu verfahren.

87. Unſern ſeinem Gute Eſtillac, zu St. Mezard, eröffnete Montluc die Reihe der Grauſamkeiten, zu denen er ſich entſchloſſen hatte und die er für nöthig hielt; die proteſtantiſchen Bauern hatten ſich hier gegen den Gutsherrn empört. Montluc beſchied ſeine Ordonnanzcompagnie dahin mit dem Auftrage, die Rädelsführer zu ergreifen, er ſelbſt begab ſich nach St. Mezard in Begleitung von zwei Henkern, die er angeworben, und die er von nun ab beſtändig in ſeinem Gefolge mit ſich führte,

86) C. P. XXII. p. 17 ffg. 87) C. P. XXII. p. 21 ffg.

ſo daß ſie von den Proteſtanten der Guyenne den Ehrentitel „Montlucs Lakaien“ erhielten. Einen der Rädelsführer ſtieß er auf dem Kirchhofe von St. Mezard mit eigner Hand mit dem Halſe auf den Stumpf eines abgeriſſenen Grabkreuzes und ließ ihn durch einen ſeiner „Lakaien“ abthun, zwei andere ließ er an einen Baum hängen, einen vierten, einen jungen proteſtantiſchen Diacon von nur 18 Jahren durchpeitſchen, ſo daß derſelbe an den Folgen der Mißhandlung ſtarb.

Am Tage nach dieſen Schändlichkeiten begab ſich Montluc nach Clairac am Lot, wo er mit Burie eine Zuſammenkunft verabredet hatte. Man berathſchlagte, auf welchem Punkte mit der „Herſtellung der Ordnung“ angefangen werden ſollte. Montluc war für Fumel, indem er ſich auf die mitgebrachten Befehle berief; außerdem waren hier Proteſtanten die Schuldigen. Burie war anfangs für Cahors, wohin Nicolas Compain und Pierre Girard ſich begeben und bereits den Proceß gegen die inhaftirten Katholiken inſtruirt hatten, die hier offenbar die Schuldigen waren. Endlich mußte Burie, der zur Milde geneigt war, nachgeben.

Er ging mit Montluc nach Villeneuve d'Agen, wo Herr von Sainctorens mit den geworbenen 100 Argoulets und 200 Arkebuſieren zu ihnen ſtieß und zugleich vier eingefangene Häupter der Proteſtanten mitbrachte. Montluc ließ dieſe ohne Weiteres, ohne Proceß hängen. Sein Verfahren begann allmählig Schrecken zu verbreiten. Burie war ſtets zur Milde geneigt; Montluc ſtellte den Grundſatz auf, mit Güte ſei nichts auszurichten, ließe man ſich erſt auf die Schliche der Juſtiz ein, ſo würde ſich jeder herauszuwickeln und von der Schuld rein zu waſchen wiſſen, er glaubte nicht grauſam genug ſein zu können; dabei lief immer der Gedanke mit unter, ſich ſelbſt von jedem Verdachte der Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Partei, welcher er, wie oben erzählt, früher einmal beſchuldigt worden, gründlich rein zu halten, aber auch ſo gründlich, daß derſelbe gar nicht mehr aufkommen könnte.

88. In Fumel ließ Montluc 30 bis 40 Menſchen hängen und rädern; diesmal nicht ohne alle Prozeßformen. Burie hatte Girard und Compain nach Fumel beſcheiden laſſen; dieſe weigerten ſich aber zu kommen, forderten vielmehr die militäriſchen Gewalthaber auf, zu ihnen nach Cahors zu kommen, wo ſie den Prozeß bereits inſtruirt hätten. Zugleich ward Montluc hinterbracht, daß Girard und Compain geäußert hätten, da er ohne Prozeß morde, würden ſie ihm ſelbſt den Prozeß machen. Montluc ließ nun zwei katholiſche Räthe von Agen kommen, welche dann auch die Unterſuchung nach ſeinem Herzen führten und das gewünſchte Urtheil gegen die Proteſtanten fällten.

In Cahors angekommen ſetzte ſich Montluc ſofort in Verbindung mit der katholiſchen Partei; in der Gerichtsſitzung, wo das Urtheil gegen die inhaftirten Häupter der Katholiken gefällt werden ſollte, unterbrach er das Verfahren auf gewaltthätige Weiſe, unter dem Vorwand, daß die Richter eigenmächtig den den Proteſtanten zu leiſtenden Schadenerſatz auf die drei Körper des Klerus, der Juſtiz und der Stadt vertheilt hätten, daß ſie dazu kein Recht gehabt und daß ſie verrätheriſch eine Stadt des Königs verderben wollten. Compain wollte er niederſtechen und wurde nur mit Mühe daran verhindert. Jede Fortſetzung des Verfahrens wurde verhindert, bis vom Hofe, wohin ſich deren Verwandte gewendet, der Befehl zur Freilaſſung der gefangenen katholiſchen Häupter eintraf.

Burie war vollkommen eingeſchüchtert, auf Montlucs Drängen ließ er zwei Parlamentsräthe von Bordeaux kommen, von denen anzunehmen war, daß ſie immer gegen die Proteſtanten urtheilen würden. Man begab ſich in den biſchöflichen Sprengel von Rhodez, nach Villefranche am Aveyron. Hier wurden 5 Proteſtanten eingebracht, beſchuldigt, die Rädelsführer bei Kirchenzerſtörungen gemacht zu haben. Die Räthe von Bordeaux verurtheilten ſie; Compain und Girard wollten ſie freige-

88) C. P. XXII. p. 27.

ſprochen wiſſen. Da ließ ſie Montluc im Einverſtändniß mit erſteren auf eigne Fauſt an den Fenſtern des Stadthauſes aufhängen, und als Compain und Girard ſich darüber beſchwerten, drohte er ihnen dasſelbe Schickſal an. Obgleich nicht erklärt, war der Bürgerkrieg doch factiſch in ganz Frankreich, nicht blos in Guyenne, ausgebrochen. Während der ſchwache König von Navarra ſich von dem Herzog von Guiſe auf die Seite des Triumvirats und der Katholiken hinüberziehen ließ, publicirte Condé an der Spitze der Proteſtanten ein Manifeſt, in welchem er erklärte, daß der König ſich in der Gefangenſchaft des Triumvirats befinde, nicht frei ſei; während dann Katharina die königliche oder katholiſche Armee bei Paris zurückhielt, bemächtigten die Proteſtanten ſich der wichtigen Städte Rouen und Orleans.

Die erſte Kunde von der Einnahme Orleans, über welches 89.
der Aufſtand im Norden demjenigen im Süden die Hand reichen konnte, erreichte Burie und Montluc zu Villefranche. Burie, der vorausſah, daß dieſe Nachricht Montlucs Wuth aufs höchſte ſteigern werde, rieth den Commiſſären Compain und Girard, ſich ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen, welchen Rath dieſelben alsbald befolgten.

Die Nachrichten aus dem Norden bliesen die Flamme auch im Süden von Neuem an; bald kam nach Villefranche die Kunde, daß Agen im Aufſtande ſei. Burie und Montluc beſchloſſen darauf, ſich nach Montauban zu werfen, bevor auch hier die Proteſtanten die Gewalt in den Händen hätten. Aber unterwegs erfuhren ſie, daß auch Montauban bereits revoltirt ſei; das ganze Land war theils in Gährung, theils in offenem Aufruhr. Bei Port Ste. Marie an der Garonne kamen Burie und Montluc dahin überein, daß erſterer mit 4 Ordonnanzcompagnieen ſich ſchleunigſt nach Bordeaux werfen ſolle, Montluc aber mit 4 andern die Garonne überſchreiten

89) C. P. XXII. p. 40.

und ſich in dem flachen Land gegen die Gascogne hin, (am linken Ufer) in der Gegend von Toulouſe halten ſolle, um ſo die beiden Hauptſtädte Bordeaux und Toulouſe zu ſichern.

Als ſie ſich noch darüber beriethen, trafen Briefe des Königs ein, Burie ſolle ſoviel möglich die Guyenne im Zaume halten, deren Aufſtand am Hofe noch nicht bekannt war, Montluc aber mit zwei Ordonnanzcompagnieen und 6 Compagnieen Fußvolk, für welche die Commiſſionen beilagen, ſo ſchleunig als möglich zum königlichen Heere ſtoßen.

Burie ging darauf mit 4 Ordonnanzcompagnieen nach Bordeaux ab; Montluc aber wendete ſich in die Gegend von Agen, wo er von den Commiſſionen für die anzuwerbenden Compagnieen Fußvolk 2 an Charry, 2 an Bazordan, 1 an ſeinen Neffen Cermont und eine an Aorne ausgab. Der ganze Adel der Gegend ſammelte ſich hier um ihn und bat, daß Montluc ihn nicht verlaſſen möge, beſchloß ſogar insgeheim, ihn mit Gewalt feſtzuhalten, wenn er nicht freiwillig bliebe. Montluc erklärte, daß er vor allen Dingen dem Könige Bericht über den Aufſtand der Guyenne erſtatten merde, von welchem dieſer noch nichts wiſſen konnte. Am nächſten Morgen überſchritt er mit 2 Ordonnanzcompagnieen, zu denen er noch die zwei des Königs von Navarra von Condom und eine neu gebildete des Adels heranziehen wollte, die Garonne, an der Alles im Aufſtand war und nahm ſein Hauptquartier im Süden derſelben zu Faudoas. Hier erhielt er am 11. Mai 1562 von Cahors aus die geheime Nachricht von einem Anſchlage, Toulouſe in die Hände der Proteſtanten zu ſpielen; es ſollte am 18. Mai geſchehen.

90. Er ſendete ſogleich eine Depeſche nach Toulouſe an den erſten Präſidenten Manſencal und befahl den Hauptleuten, denen er die Errichtung der Fußcompagnieen aufgetragen, dieſelbe thunlichſt zu beſchleunigen und ſich Toulouſe ſoweit als möglich und

90) C. P. XXII. p. 44.

ſo ſchnell als möglich zu nähern. Bald darauf kamen Hülferufe der katholiſchen Partei von allen Enden, namentlich aber von Toulouſe, wo die Proteſtanten ſehr bald erfahren hatten, daß ihr Anſchlag verrathen ſei, deshalb früher losbrachen und ſich des Stadthauſes und der Artillerie bemächtigten. Montluc inſtradirte ſoviele Truppen als möglich nach Toulouſe zur Unterſtützung der Katholiken, er ſelbſt begab ſich vorerſt nach Auch, wohin er gleichfalls gerufen war, um dort die Ordnung herzuſtellen. An die Ordonnanzcompagnie unter Terride und an die zwei Compagnieen Charrys ſendete er durch zwei Boten nacheinander und auf zwei verſchiedenen Wegen den Befehl, zwiſchen Toulouſe und Montauban Stellung zu nehmen, um den proteſtantiſchen Zuzug, der an letzterem Orte für Toulouſe eingetroffen ſein ſollte, aufzuhalten, welche Maßregel ihren Zweck vollſtändig erfüllte. Als Montluc dann ſelbſt nach Toulouſe kam, hatte hier der Kampf, welcher drei Tage andauerte, ſchon begonnen. Nachdem der Sieg über die Proteſtanten gewonnen war, begannen die gewöhnlichen kurzen Prozeſſe und Hinrichtungen. Außerdem hatte aber nun Montluc gegen die Katholiken ſelbſt, welche Luſt bezeigten, die größten Ausſchweifungen zu begehen, ſcharf aufzutreten. Einen Zuzug aus dem Lande Foix, der den Katholiken in Toulouſe zu Hülfe kommen wollte, ließ er gar nicht in die Stadt.

Nach vollſtändiger Beruhigung von Toulouſe zog Montluc 91.
mit drei Geſchützen, welche dieſe Stadt ihm ſtellte, etwa 800 Reitern und 800 bis 900 Mann Fußvolk vor Montauban, vor welcher Stadt er am 24. Mai erſchien. Die Beſatzung von Montauban, wo ſich viele Zuzüge der Proteſtanten für Toulouſe geſammelt hatten, war ſehr beträchtlich; auch beſtand ſie zum großen Theil aus tüchtigen Soldaten, wie denn überhaupt die Proteſtanten die Abdankungen königlicher Truppen, welche in Folge des Friedens von Chateau-Cambreſis ſtattge-

91) C. P. XXII p. 59 ffg.

funden, benutzt hatten, um gute Soldaten mit Geld und Geldverſprechungen und Verheißungen des Paradieſes anzuwerben. Die Soldaten der proteſtantiſchen Partei waren denen der katholiſchen oder königlichen, welche erſt beim Ausbruche der Unruhen wieder anfing, zu werben und nun mit den Ueberbleibſeln vorlieb nehmen mußte, im Allgemeinen überlegen. Was den Proteſtanten fehlte, waren tüchtige Führer und in Folge deſſen eine tüchtige Disciplin, welche übrigens auch dadurch abgeſchwächt wurde, daß die proteſtantiſchen Prediger ſich in alle Berathungen über die kriegeriſchen Unternehmungen einmiſchten. Trotzdem richtete Montluc vor Montauban nichts aus; die Beſatzung machte häufige Ausfälle und was deren Verderblichkeit für die Katholiken abſchwächte, war lediglich Montlucs Ueberlegenheit an einer tüchtigen Reiterei. Wirkliche Fortſchritte waren aber nicht zu machen und nach drei Tagen mußte Montluc unverrichteter Sache von Montauban abziehen.

92. Mit der Mehrzahl ſeiner Truppen, namentlich ſeiner Reiterei, ging er bei St. Nicolas wieder an's linke Ufer der Garonne und vertheilte ſie hier in der Gascogne und im Armagnac ſo, daß ſie das Land im Zaum halten könnten; den Hauptleuten, welche die Infanteriecompagnieen commandirten, gab er Befehl, an den Orten, wo ſie ihre Werbungen begonnen oder wo ſie dieſelben am zweckmäßigſten fortſetzen konnten, ihre Compagnieen möglichſt vollzählig zu machen.

Einige Wochen vergingen jetzt ohne beſondere Ereigniſſe; Montluc ließ im Lande ſtreifen, hielt es dadurch in beſtändigem Schrecken, ſuchte durch brieflichen Verkehr mit dem Adel deſſen Muth zu heben und machte verſchiedene kleine Unternehmungen, welche nicht alle gelangen. In dieſer Zeit erhielt Montluc Nachrichten vom König, welcher ſich damit einverſtanden erklärte, daß jener in Guyenne bleibe und dort ſein Möglichſtes für Wiederherſtellung der Ruhe thäte.

---

92) C. P. XXII. p. 62 ffg.

Unterdeſſen ſtellten die Proteſtanten am rechten Garonne- 93.
ufer unter Duras ein Corps von 13 Fähnlein Fußvolk und 7 Cornetten Reiterei in's Feld, in der Abſicht, ſich der ſämmtlichen Plätze längs der niederen Garonne zu bemächtigen; auch auf das Schloß Trompette, die Citadelle von Bordeaux, war für die Nacht vom 25. auf den 26. Juni ein Anſchlag verabredet. Das Unternehmen ſcheiterte, da die Einverſtandenen innerhalb des Schloſſes Trompette ihre Verſprechungen entweder nicht erfüllen konnten oder es ihnen leid ward, dieſelben zu erfüllen. Indeſſen war Burie durch den Lärmen in den höchſten Schrecken verſetzt; ſeine Ordonnanzcompagnieen hatte er nordwärts in die Saintonge geſchickt, andere Truppen auch nur in ſehr geringer Zahl bei ſich, er war alſo rein auf den guten Willen der Bürgerſchaft von Bordeaux angewieſen. Er ſendete daher an Montluc, dieſer möge ihm zur Rettung Bordeaux' Truppen zuführen.

Montluc ließ darauf nur einige ſchwache Beſatzungen in der Gascogne zurück, ſammelte die übrigen Compagnieen und zog nun durch das Land am linken Garonneufer nach Bordeaux; unterwegs erſtürmte er das Schloß Caſtel Vieil und traf außerdem mit einer proteſtantiſchen Abtheilung im offenen Felde zuſammen, welche er ſchlug. Gefangene ließ Montluc in dieſen Kämpfen nie machen, jeder Feind, deſſen man mit den Waffen in der Hand habhaft wurde, ward niedergehauen. Es kam ja hier, wie er ſagte, darauf an, wer Herr und wer Diener ſein ſolle. Im weiteren Vorrücken erhielt er auch eine Botſchaft der Königin von Navarra, daß er dasſelbe einſtellen möge; ſie ſelbſt ſei aus Frankreich nach der Guyenne gekommen, um die Ruhe herzuſtellen, die Proteſtanten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen und habe bereits mit Burie Alles in Ordnung gebracht. Nach kurzer Berathung mit ſeiner Umgebung beſchloß Montluc, da Alle einſtimmig der gleichen

93) C. P. XXII p. 66 ſſg.

Meinung waren, ſich an dieſe Botſchaft nicht zu kehren, ſondern weiter zu marſchiren. Am zweiten Tage darnach traf er in Bordeaux ein.

94. Hier konnte er höchſtens drei Tage bleiben, da es an Verpflegung für ſeine Truppen auf längere Zeit mangelte, denn die Proteſtanten hatten den Lauf der Garonne und der Dordogne in ihrer Gewalt, dieſer beider Nahrungsadern von Bordeaux, und ließen kein Getreide dort hinabgelangen. Montluc kam daher mit Burie überein, daß ſie gemeinſchaftlich an's rechte Ufer der Garonne übergehen wollten, um in dem Lande zwiſchen dieſer und der Dordogne die Proteſtanten unter Duras zu bekämpfen, die Plätze an den beiden Flüſſen in ihre Gewalt zu bringen und dadurch den Lauf derſelben frei zu machen.

Montluc ließ zuerſt das geſammte Fußvolk, zu deſſen Meſtre de Camp er Charry ernannt hatte, übergehen, dann ſeine eigne Ordonnanzcompagnie und die Ordonnanzcompagnie des Königs
95. von Navarra, letztere nur 40 Helme ſtark, wie denn überhaupt die Ordonnanzcompagnieen äußerſt ſchwach waren, da viele Edelleute aus ihnen dem Proteſtantismus anhingen oder die Neutralität vorzogen und deshalb auf ihre Güter heim gegangen waren. Montlucs Compagnie ſelbſt zählte nicht mehr als 30 Helme. Montluc ging gleichfalls ans rechte Garonneufer über. Die Ordonnanzcompagnie Termes unter du Maſſez ſollte um Mitternacht folgen. Am Morgen wollte dann Montluc mit der Avantgarde, ſämmtlicher Reiterei und einigem Fußvolke voraufziehen und Burie mit der übrigen Infanterie und 4 Feldſtücken ſollte alsbald nachkommen.

Burie indeſſen ſchwankte hin und her, er theilte die Wuth Montlucs gegen die Proteſtanten durchaus nicht, außerdem hatte

94) C. P. XXII p. 77 ffg. 95) Der möglichſt einfache, aber mit einem Viſir verſehene Helm der damaligen Reiterei heißt Salade (Celata); die ſtählerne Sturmhaube (Pickelhaube) ohne Viſir, wie die Infanterie und die Arkebuſiere zu Pferd ſie führten, morion.

er kürzlich erſt Abreden mit der Königin von Navarra genommen; wie alle übrigen Gouverneure erhielt auch er zu dieſer Zeit die widerſprechendſten Befehle und Anweiſungen. Sobald allerdings Montluc anweſend war, wagte er dem heftigen Manne nicht zu widerſprechen, ſobald derſelbe aber abweſend war, bereitete er ihm unter der Hand allerlei Hinderniſſe. So ließ er beim Dunkelwerden auch dießmal alle Kähne unter das Schloß Trompette zurückziehen und verhinderte auf dieſe Weiſe das rechtzeitige Ueberſetzen der Compagnie Termes.

Am nächſten Morgen nahm Montluc die bereits übergeſetzte Reiterei und die beiden Compagnieen Clermont und Sainctorens des Fußvolks und zog damit etwa 3 Stunden weiter vorwärts nach La Seuve, während er Charry auftrug, mit der Infanterie ihm zu folgen, ſobald die Compagnieen Termes und Burie herüber wären In La Seuve erfuhr er, daß der Feind ganz nahe bei Targon ſtehe. Er ſendete nun Boten auf Boten an Burie zurück, dieſer möge ſeinen Marſch beſchleunigen; unterdeſſen ließ er nach einem kurzen Scharmützel mit den Vortruppen des Feindes ſeine Kavallerie in La Seuve abfüttern; mit nur 25 Pferden hielt er ſelbſt dem Lager des Feindes gegenüber Wacht; ein Dutzend berittener Edelleute ſchloß ſich ihm hier an. Am Mittag kamen einige der nach Bordeaux geſendeten Boten mit der Nachricht zurück, daß bis jetzt nur die Compagnie Termes über den Fluß gegangen ſei, aber weder Burie, noch zwei andre Ordonnanzcompagnieen, die derſelbe nach Bordeaux an ſich gezogen.

Dagegen war Charry auf die Kunde der Boten, daß Montluc dem Feinde gegenüberſtehe und in Erwägung, daß es noch lange dauern könne, bis Burie marſchbereit ſei, mit 60 Argoulets nach La Seuve geritten, um wenigſtens für ſeine Perſon bei ſeinem General zu ſein, wenn es zum Schlagen käme.

Es iſt eine organiſatoriſche Eigenthümlichkeit in dieſen Hugenottenkriegen, daß die meiſten Infanteriecompagnieen, ſo auch die von Clermont und Sainctorens einige berittene Leute, Ar-

goulets, Arkebuſiere zu Pferd oder Bandelierreiter hatten, welche das Geleit des Hauptmanns bildeten, außerdem den Polizeidienſt in dem zu beherrſchenden Landſtriche verſahen und in den Kämpfen, bei welchen die Infanterie der Reiterei nicht hatte folgen können, abgeſeſſen den Dienſt jener erſteren thaten.

Montluc ſah, daß er, wenn er ſchlagen wolle, auf Burie nicht warten konnte; aber an berittener Mannſchaft hatte er, abgeſehen von den Argoulets, nicht mehr als höchſtens 120 Helme, wobei alle berittenen Offiziere ſchon mitgezählt waren; die Compagnie Termes war noch nicht eingetroffen. Da ſie ſeit Mitternacht in Erwartung, übergeſetzt zu werden, im Sattel war, mußte ſie auch, als ſie eintraf, erſt in La Seuve abfüttern, ehe man auf ſie rechnen durfte. Die Mehrzahl der Offiziere war gegen den Kampf, bevor Burie einträfe; — geſchlagen in dieſem ſetze man die ganze Guyenne auf's Spiel. Montluc gab zu, daß dies richtig ſei; aber ſchlage man nicht, ſo gebe man dem Feinde Muth und dies führe bei der allgemeinen Einſchüchterung von Edelleuten und Landvolk, die ohnedies ſchon herrſche, die Alle verhindere, ſich offen für die katholiſche Sache zu erklären, zu einer Vermehrung der Anhänger der proteſtantiſchen Partei. Er erklärte ſich danach für das Schlagen, zumal er keinen großen Widerſtand erwarte; er habe den Feind beobachtet und gefunden, daß deſſen Muth nicht eben am höchſten ſtehe. Er fand Beifall und theilte nun die Reiterei in zwei Truppen. Die eine, beſtehend aus den Bognern der Ordonnanz und den Arkebuſieren zu Pferd von der Compagnie Sainctorens, übergab er ſeinem zweiten Sohn, dem Capitän Montluc, die andere, beſtehend aus den Gensdarmes und den Arkebuſieren von Clermont, behielt er ſelbſt; Charry mit ſeinen Argoulets und den Fußvölkern von Sainctorens und Clermont bildete die Reſerve. So griff er den Feind bei Targon an, das Fußvolk konnte nicht mitkommen, es kam gar nicht in's Gefecht. Der Widerſtand der Proteſtanten war hartnäckig; bis auf zwanzig Pferde waren ſämmtliche der Reiterei Montlucs

entweder getödtet oder verwundet. Der Kampf blieb im Ganzen unentſchieden und Montluc geſteht ſelbſt ein, daß wenn der Feind nur einige von ſeinen Truppen geſammelt hätte, die Katholiken durchaus unfähig geweſen wären, ſich dagegen länger zu wehren. Indeſſen der Feind war eingeſchüchtert, er zog ſich zurück. Daß die Katholiken ihn nicht verfolgen konnten, iſt an ſich klar; ſie kehrten um vier Uhr Nachmittags nach La Seuve zurück, wo jetzt eben auch Burie eintraf.

Mit dieſem vereint wendete ſich Montluc in den nächſten Tagen nach Bourg an der niedern Dordogne, welches die Proteſtanten ebenſo wie Bazas räumten; die Katholiken legten Beſatzung ein und es kam einiges Getreide die Dordogne hinab nach Bordeaux. Darauf kehrte Montluc an die Garonne zurück, während Burie mit den Feldſtücken nach Bordeaux zog, um von dort ſchweres Belagerungsgeſchütz zu holen. Das Land zwiſchen Dordogne und Garonne trug die Spuren von Montlucs Durchzug; überall hingen die Proteſtanten, die er aufgegriffen hatte, an den Bäumen. Ein Gehenkter, wie er ſelbſt ſagt, ſchreckte mehr, als hundert, die im Gefechte niedergemacht wurden. Nicht mit Unrecht nannte ihn die Königin von Navarra mit dem Namen des „Tyrannen“ und noch ganz anderen, die er nicht aufführt.

Als Burie mit drei Stücken ſchweren Belagerungsgeſchützes 96.
eintraf, ward zum Angriff auf Monſegur geſchritten. Es gelang Montluc, ein vermauertes Thor nächtlicher Weile einſchießen zu laſſen und ähnlich wie bei Pienza durch dieſes in den Platz einzudringen. Nach einem hartnäckigen aber kurzen Straßengefecht gaben die Proteſtanten den Widerſtand auf und ſuchten ſich durch die Flucht zu retten. Montluc ſelbſt zog mit 100 Mann die Mauern entlang, um Alles niederzumachen, was über jene zu entkommen ſuchte. Den Commandanten, einen braven und tapfern Mann, welchen Montluc von Moncalieri her kannte

96) C. P. XXII. p. 86 ffg.

und ſelbſt unter ſeinem Commando gehabt hatte, ließ er, eben weil derſelbe brav, tapfer und ein treuer Anhänger ſeiner Partei und ſeines Glaubens war, in Geſellſchaft von 15 bis 20 andern Perſonen, die man aus den Häuſern herausgeſchleppt hatte, hängen.

97. Von Monſegur ward weiter in das innere Land zwiſchen Garonne und Dordogne vor Duras gezogen, deſſen Beſatzung ſofort auf freien Abzug kapitulirte. Während Burie für einige Tage nach Bordeaux zurückging, ſtieg Montluc in die Garonne nach Marmande und Tonneins hinab. Ueberall ging der Schrecken vor ihm her und die Proteſtanten zogen ſich ohne Widerſtand zu leiſten die Garonne aufwärts zurück. Bei Clairac und Aiguillon überſchritt er den Lot und marſchirte auf Port St. Marie; unterwegs erfuhr er, daß der Feind auch das ſtark beſetzte Agen geräumt habe. Zu Port St. Marie kam Burie von Bordeaux, von wo er neues Geſchütz mit heranbrachte, wieder zu ihm. Vereint zogen ſie nun nach Agen.

98. Von hier aus ſendete Burie drei Ordonnanzcompagnieen an den Lot nach Villeneuve d'Agen und Gegend; bald lief von dort die Nachricht ein, daß ein proteſtantiſcher Führer, Bordet, mit 300 Pferden, worunter 120 Helme Lanzenreiter,

99. der Reſt Piſtoliers (Küraſſiere) und Arkebuſiere zu Pferd, im

---

97) C. P. XXII. p. 93 ſſg. 98) C. P. XXII. p. 95 ſſg. 99) Die von Montluc ſogenannten Piſtoliers ſind die ſpäter ſogenannten Küraſſiere, welche eben in dieſer Zeit zuerſt auftreten. Sie ſind nicht zu verwechſeln mit den früheren Küriſſern der Deutſchen. Dieſe waren ſchwer gerüſtete Lanzenreiter; die Küraſſiere dagegen führten keine Lanzen, ſondern Degen und zwei Piſtolen. Sie bildeten Ende des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts eigentlich die ſchwere Kavallerie der europäiſchen Heere, während die Lanzenreiter, ſo lange ſie überhaupt noch exiſtirten, in ſchwere und leichte, je nach ihrer Schutzbewaffnung unterſchieden wurden und dann bald ganz abkamen, da ſie beſſere Uebung, vor allem beſſere Pferde als die Küraſſiere brauchten, folglich theurer als dieſe zu unterhalten waren.

Anzuge aus der Saintonge ſei, um über den Lot nach Montauban zu ziehen und ſich dort mit dem hugenottiſchen Hauptheer zu vereinigen. Da Bordet auch drei Fähnlein Fußvolk bei ſich hatte, baten die Hauptleute der Ordonnanzcompagnieen, daß Burie ihnen 400 bis 500 Infanteriſten zuſende, damit ſie Bordet auf dem Wege angreifen und an der Vereinigung mit Duras zu Montauban hindern könnten. Montluc erbot ſich, dieſe Infanterie nach Villeneuve zu führen; Burie ſagte aber, er wolle ſelbſt gehen; zögerte indeſſen ſo lange damit, daß Bordet glücklich nach Montauban hinaufkam, ohne im mindeſten behelligt zu ſein.

Der größte Theil der Proteſtanten von Agen und deſſen Umgegend hatte ſich nach Stadt und Schloß Penne am Lot geflüchtet; Montluc beſtimmte Burie ſie hier anzugreifen. Das franzöſiſche katholiſche Heer wurde bei dieſem Angriffe auch von drei Fähnlein ſpaniſchen Fußvolkes unter Don Louis Carvajal unterſtützt, den erſten Truppen, welche Philipp II., der unerbittliche Ketzerfeind, dem franzöſiſchen Glaubensheere in der Guyenne zu Hülfe ſendete, und denen ſpäter zehn andere Fähnlein unter Don Juan Carvajal nachfolgten. Dieſe Spanier waren Rekruten, von denen die wenigſten ihre Waffen zu führen verſtanden; aber im äußerſten Maße fanatiſirte Burſche. Die Stadt Penne, obwohl verſchanzt, ward nach kurzem Widerſtande genommen; die Proteſtanten zogen ſich in das Schloß und vertheidigten ſich von Abſchnitt zu Abſchnitt. Eine große Zahl von Frauen und Kindern wurde hier vor dem letzten Abſchnitte von den wüthenden Spaniern niedergemacht, unter dem Vorwand, daß es Prediger in Weiberkleidern ſeien. Die fünfzig letzten proteſtantiſchen Kämpfer warfen ſich in einen großen Thurm, wo ſie aus Mangel an Lebensmitteln beim Eintritt der Nacht unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geſchenkt werde, kapitulirten und ſich als Kriegsgefangene ergaben. Am nächſten Morgen ſollten ſie unter einer Escorte von Franzoſen abgeführt werden, aber die verthierten Spanier entriſſen der Escorte auch dieſe Gefangenen.

100. Von Penne zog das Glaubensheer nach Moiſſac, gleichzeitig wurde aber ein Detachement von 100 Argoulets unter Sainctorens nach Cahors entſendet, um dieſes, für welches man fürchtete, gegen einen Handſtreich der Proteſtanten von Montauban aus ſicher zu ſtellen; er kam wirklich am einen Ufer des Fluſſes hier an, als der Feind auch ſchon am andern erſchien, und es gelang ihm, die Stadt mit Hülfe der Einwohner in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Die Proteſtanten zogen ſich bald gegen den Aveyron zurück, um näher an Montauban zu ſein, da ſie vernahmen, daß das Gros der Katholiken ſich auf Moiſſac gewendet habe. Montluc und Burie beſchloſſen nun, den untern Tarn und untern Aveyron am rechten Ufer aufwärts zu ziehen, um den Feind im freien Felde anzugreifen. Jenſeits Mirabel, in der Richtung auf Cauſſade, ſtieß Montluc mit der Avantgarde auf den Feind, deſſen Hauptlager, wie er erfuhr, bei Cauſſade ſein ſollte. Burie ließ ihn allein, er hatte ſchon eine Stunde weiter rückwärts Quartier genommen; mit großer Mühe brachte ihn Montluc dazu, nach Mirabel vorwärts zu kommen.

Hier drang er nun am nächſten Morgen darauf, das ganze Heer ſolle in Schlachtordnung gegenüber dem feindlichen Lager Stellung nehmen. Burie hatte nicht Luſt zu ſchlagen; er ſprach die Befürchtung aus, man könne verlieren und dann ſei die ganze Guyenne dahin. Montluc erklärte, er wolle auch nicht ſchlagen; aber die Aufſtellung in Schlachtordnung würde jedenfalls zweierlei Vortheile bringen; erſtens, daß man doch für's Künftige wiſſe, wie man ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen habe, und zweitens, daß man die Stärke des Feindes kennen lerne, der jedenfalls auch ausrücken müſſe. Burie gab nun nach. In der That hatte allerdings Montluc die entſchiedenſte Abſicht, es zum Schlagen zu bringen, wenn das Heer nur erſt in Schlachtordnung wäre.

---

100) C. P. XXII. p. 102.

Indeſſen ſeine Hoffnung und Freude ſollten umſonſt geweſen ſein. Er ſelbſt mit einigen Ordonnanzcompagnieen rückte zwar aus und nahm Stellung, auch der Feind rückte ihm gegenüber aus und brachte ziemlich lange Zeit damit hin, ſich in Schlachtordnung zu formiren. Aber Burie kam nicht; er war anderer Meinung geworden, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, weil er Montlucs Plan durchſchaute.

Montluc war wüthend; er ſchwur darauf, daß die ſchönſte Gelegenheit verſäumt ſei, der Feind wäre in Furcht geweſen, man hätte ihn ſicher gehabt, die beiden oberſten proteſtantiſchen Führer, Duras und Bordet, ſeien außerdem an dieſem Tage gar nicht im Lager geweſen. Er fühlte jetzt tiefer als je die Nachtheile eines doppelten Commandos, und hatte die beſte Neigung, ſich von Burie zu trennen. Davon hielt ihn nun allerdings das Zureden Anderer und namentlich des Herrn von Malicorne ab, der kurz vorher vom Hofe eingetroffen war, um Nachrichten über den Stand der Dinge in der Guyenne einzuziehen und über den Stand der Dinge im übrigen Frankreich zu überbringen; doch der innere Zwieſpalt zwiſchen den beiden Oberbefehlshabern war einmal da und nicht mehr fortzuſchaffen.

Nach der verſäumten Gelegenheit von Cauſſade ſchlug Burie 101.
vor, nach Moiſſac zurückzugehen und von dort aus vor Montauban zu rücken. Montluc erkannte ſehr richtig, daß man vor dem feſten Platze noch weniger etwas ausrichten werde, als im freien Felde; doch war ihm dieſe ganze zaudernde Kriegführung gerade jetzt ſo eckelhaft geworden, daß er es nicht für der Rede werth hielt, zu widerſprechen. Er zog mit. Am 14. September trafen die Katholiken mit 9 Compagnieen Kavallerie, neun und zwanzig Compagnieen franzöſiſcher und drei Compagnieen ſpaniſcher Infanterie und 13 Geſchützen, im

101) C. P. XXII. p. 113.

Ganzen einſchließlich der Argoulets höchſtens 800 Pferden und gegen 5000 Mann, vor dem Platze ein. Am 18. zogen ſie nach einigen Kanonenſchüſſen und Scharmützeln um die Vorſtädte wieder ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Bei der Rückkunft nach Moiſſac erfuhr Montluc, daß die Proteſtanten von Lectoure am Gers aus in der Gascogne ſtreiften, die katholiſchen Gutsbeſitzer plünderten und brandſchatzten und daß namentlich eine Abtheilung von Lectoure gegen Weſten gezogen ſei, um ſich mit einer andern von dorther kommenden zu vereinigen. Er ſendete ſeinen Sohn mit einem Detachement ab, um hier wo möglich Ordnung zu ſchaffen. Als die Abtheilung von Lectoure die Annäherung des Capitän Montluc erfuhr, wollte ſie ſich dorthin zurückziehen, der Capitän aber warf ſich zwiſchen ſie und Lectoure und ſchloß ſie in Terraube ein; er bot rings die katholiſchen Gutsbeſitzer auf und ſammelte von ihnen gegen 2000 Mann, mit denen er Terraube blokirte, er ſchrieb darauf an ſeinen Vater, wenn er mit Artillerie komme, werde es leicht ſein, ſich Lectoures zu bemächtigen, da die beſte Mannſchaft aus dieſer Stadt in Terraube eingeſchloſſen ſei.

Montluc brach mit einiger Infanterie, die ihm Burie anfangs ſelbſt verweigern wollte und drei Geſchützen nach Lectoure auf; eine Breſche ward bald geſchoſſen, in der nächſten Nacht ſollte geſtürmt werden und zwar in zwei Kolonnen, mit der einen die Breſche ſelbſt, mit der andern das benachbarte Baſtion. Hinter der Breſche hatten die Belagerten einen Abſchnitt angelegt und in dem Graben vor dieſem eine Pulverſchlange geſtreckt. Sobald die katholiſche Sturmkolonne dies bemerkte, bekam ſie Angſt und kehrte in aller Eile um; auch der Sturm auf das Baſtion mußte nun aufgegeben werden; die Proteſtanten hatten den Angriff glücklich abgeſchlagen. Am andern Morgen recognoscirte Montluc eine andere Stelle, wo er Breſche zu ſchießen gedachte; diesmal wollte er aber am hellen Tage ſtürmen; es ſcheint ihm ergangen zu ſein, wie dem Marſchall

Pelissier vor der Karabelnaja, der auch von den nächtlichen Unternehmungen zurückkam.

Unterdessen verlangte der protestantische Commandant von Lectoure, Brimond, zu unterhandeln; man kam überein, daß drei Protestanten als Geiseln aus der Stadt in's Lager, ebenso drei Katholiken aus dem Lager in die Stadt gehen sollten. Als die letzteren sich dem Thore näherten, ward von dort auf sie geschossen. Montluc schimpfte weidlich auf die Hugenotten ohne Treue und Glauben; Brimond entschuldigte sich und versprach Genugthuung; bald sahen auch die Katholiken einen Menschen aus den Schießscharten der Stadt heraus baumeln. Aber es soll ein Katholik gewesen sein, der so statt des Schuldigen gehängt ward. Es sollte nun zum zweiten Male zur Auswechselung der Geiseln geschritten werden. Beständig fragten dabei die Protestanten nach Montluc, er vermuthete indessen, daß es darauf abgesehen sei, ihn niederzuschießen, wenn er sich blicken ließe; er hielt sich deshalb weislich zurück. Es ward zum zweiten Mal von der Stadt her auf die katholischen Geiseln geschossen, als diese sich der Stadt näherten.

Nun sagte Montluc: wenn die Protestanten so mit ihrem Worte umgingen, würde er es ebenso machen. Leider hatte er das Mittel in der Hand, seine Drohung auszuführen. Die in Terraube eingeschlossenen Protestanten hatten sich nämlich unter der Bedingung an den Capitän Montluc ergeben, daß ihnen das Leben geschenkt würde. Montluc sendete nun ein Detachement nach Terraube, um sie sämmtlich niederzumachen. In der That wurden hier 230 wehrlose Leute getödtet und ihre Leichen in einen Brunnen geworfen.

Die Unterhandlungen mit der Besatzung von Lectoure wurden unterdessen wirklich aufgenommen und es kam eine Kapitulation zu Stande, welche den Protestanten, die vom Schicksal ihrer Genossen zu Terraube noch nichts wußten, äußerst günstig war. Die Besatzung zog demgemäß mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag mit sämmtlichem Gepäck aus und sollte

ſicher bis an die Grenzen von Bearn geleitet werden; den zurückbleibenden Proteſtanten ward Glaubensfreiheit und die Freiheit, in ihren Häuſern Gottesdienſt zu halten, zugeſagt; die Proteſtanten, welche in Florence und Terraube eingeſchloſſen wären, ſollten ohne Löſegeld in Freiheit geſetzt werden. Bis auf die letztere Bedingung ward die Kapitulation gewiſſenhaft gehalten. Während Montluc vor Lectoure ſtand, erhielt er von
102. Burie die Nachricht, daß ſeine drei ſpaniſchen Compagnieen gemeutert und ihn verlaſſen hätten, daß Montluc, wenn er ſähe, er könne nicht in zwei Tagen mit Lectoure fertig werden, es liegen laſſen und zu ihm zurückkehren ſolle, da er ſonſt der Gefahr ausgeſetzt ſei, von überlegenen proteſtantiſchen Kräften angegriffen zu werden. Dieſe Umſtände beſtimmten natürlich Montluc, auf die Kapitulation, welche die Proteſtanten verlangten, ſchleunigſt einzugehen. Es gelang ihm auch, die Spanier, welchen er nachſendete, zur Umkehr über die Garonne mit ihm zu beſtimmen.

Montluc ſchickte ſeine Truppen zum größten Theile auf Layrac und dort an's rechte Garonneufer, er ſelbſt reiste über Eſtillac nach Agen. Hier erhielt er verſchiedene Nachrichten; wichtige Begebenheiten ſchienen ſich vorzubereiten. Das proteſtantiſche Heer war von Montauban nordwärts aufgebrochen. Cahors fand es von den Katholiken beſetzt; Sainctorens war zwar, als Montluc nach Lectoure marſchirte, von dort abberufen, aber auf ungünſtige Nachrichten, welche mittlerweile eintrafen, ſofort dahin zurückgeſchickt. Das proteſtantiſche Heer ging über den Lot, ohne ſich bei Cahors aufzuhalten und marſchirte nach der Dordogne. Alles deutete darauf hin, daß es ſich mit den Proteſtanten in der Normandie zu vereinigen denke. Dieſe hatten zu der Zeit beträchtliche Verſtärkungen aus Deutſchland erhalten, welche d'Andelot herangeführt; er ſollte Orleans beſetzt halten und Condé bereitete einen Schlag auf

102) C. P. XXII. p. 123.

Paris vor. Burie war von Moiſſac aus gleichfalls im Marſch, um den Proteſtanten zu folgen und ſie von der Vereinigung mit dem Heere der Normandie wo möglich abzuhalten. In Bergerac an der Dordogne war der Herzog von Montpenſier eingetroffen, um den Oberbefehl in der Guyenne und Gascogne zu übernehmen, was die Berichte Malicornes über das ſchlechte Einvernehmen zwiſchen Burie und Montluc nothwendig erſcheinen ließen.

Montluc marſchirte nun von Agen und Layrac gleichfalls nordwärts auf Villeneuve d'Agen am Lot und deſſen Gegend, von dort auf Civrac an der Dordogne, Burie ſtand öſtlich von ihm. Ueber die Proteſtanten unter Duras, welche die Dordogne ſchon überſchritten hatten, vernahm man, daß ſie bei Fages an der Vezere im Lager ſtünden.

Montluc dachte nur daran, die Proteſtanten ſo ſchnell als möglich zu bekämpfen; er ließ ſeine Truppen die Dordogne oberhalb des Einfluſſes der Vezere überſchreiten und an letzteren Fluß vorrücken. Von Burie, den er hatte auffordern laſſen, ſich mit ihm behufs der Schlacht zu vereinigen, traf die Antwort ein: er ſei nicht dafür, die Dordogne zu überſchreiten, man müſſe ſich zuerſt mit dem Herzog von Montpenſier vereinigen und dann dieſem die Entſcheidung darüber anheimſtellen, ob geſchlagen werden ſolle oder nicht.

Montluc gerieth wie gewöhnlich in Wuth, er ſendete Boten auf Boten an Burie, ihm zu folgen, ja endlich an Charry und die Commandanten der einzelnen Compagnieen, damit ſie den Oberbefehlshaber mit fortzögen; er ſelbſt überſchritt die Vezere, um den Proteſtanten weiter zu folgen, welche ſich auf ihrem Marſche an die Isle zwiſchen Mucidan und Perigueux nicht beſonders beeilten. Sie wußten, daß der Herzog von Montpenſier mit ſehr geringen Kräften bei Bergerac, Burie, der ihnen auch keine große Furcht einflößte, viel weiter öſtlich ſtehe; Montluc vermutheten ſie noch vor Lectoure, hatten alſo ihrer Meinung nach mindeſtens einen Vorſprung von 15 Meilen vor ihm.

Indeſſen gerade dieſer ſo weit entfernt geglaubte Montluc befand ſich plötzlich zu St. Alvere mitten zwiſchen ihren Cantonnements bei Ver und St. Andras zwiſchen Vezere und Isle;
103. und ſein unermüdliches Treiben und ſeine Künſte hatten auch den Erfolg, daß Burie ihm mit der Hauptmacht nach Alvere folgte und ſich hier zu ſeinem größten Erſtaunen auch plötzlich zwiſchen den feindlichen Cantonnements befand. Einer Schlacht ſchien nun nicht auszuweichen; Montluc drang darauf, Burie wehrte ſich noch immer dagegen und wiederholte unabläßig ſeine alten Befürchtungen, mit einer Schlacht zugleich die Guyenne zu verlieren. Montluc ſtellte dem entgegen: Wer angreift, ſiegt, und folgerte daraus, daß man angreifen müſſe.

Am nächſten Tage, 9. October 1562 früh morgens, rückte das katholiſche Heer aus. Die Proteſtanten hatten ſich eben auch in Marſch geſetzt, ihre Arriergarde nahm bei Ver Stellung, als ſie die katholiſche Reiterei vorrücken ſah. Burie überließ Montluc die ganze Leitung: „Laſſen wir ihn machen, ſagte er, der Mann hat Glück.“

Nach einer kurzen Recognoscirung ſtellte Montluc die 6 Ordonnanzcompagnieen, welche er zur Verfügung hatte, auf, auch die Artillerie nahm Stellung, ſie beſtand aus vier Stücken; dann kehrte er vorerſt zu der heranrückenden Infanterie zurück, um nach ſeiner Gewohnheit zu dieſer ermuthigend zu ſprechen, er redete die Spanier beſonders, die Gascogner beſonders an, auch jene in ihrer Sprache, ſoweit er ſich dieſelbe angeeignet hatte und ſuchte vorzüglich einen Wettſtreit der Nationalitäten anzufachen. Charry mit den ſämmtlichen Arkebuſieren zu Pferd, welche ſich bei der Infanterie befanden, zog er ſofort in das Reitertreffen vor.

Als er zu dieſem zurückkehrte, bemerkte er, daß das feindliche Gros im Rückzuge den Schritt beſchleunigte; die Proteſtanten hatten bei Montlucs Recognoscirung einen Gefangenen

103) C. P. XXII. p. 128.

gemacht und von diesem erfahren, daß Montluc selbst sich beim katholischen Heere befinde. Dies hatten sie nicht erwartet und es erregte allgemeine Bestürzung; der Rückzug ward beschleunigt. Montluc, sobald er es bemerkte, führte die Reiterei zum Angriffe vor. Der Angriff war glücklich, obwohl der Feind an einzelnen Stellen hartnäckigen Widerstand leistete. Die Infanterie der Katholiken kam gar nicht zum entscheidenden Kampf, nur zum Todtschlagen der Versprengten, welche die Reiterei auseinandergetrieben hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags war der ganze Kampf einschließlich der Verfolgung beendet; der Verlust der Protestanten ward von den Katholiken auf 2000 Mann geschätzt; Trophäen hatten diese viele erbeutet, erstens die ganze Artillerie, wenigstens soweit sie in's Gefecht gekommen war, dann von den Fähnlein der 23 Compagnieen Infanterie (ungefähr 4000 Mann) 19, von den Standarten der 13 Cornetten Kavallerie (höchstens 1300 Pferde) 5. Jedenfalls sammelte sich von dem protestantischen Heere noch ein beträchtlicher Theil in der Saintonge.

Die Sieger, deren Verlust, insbesondere an verwundeten auch nicht unbedeutend war, nahmen ihr Quartier am Nachmittage des Schlachttages in Ver, wo sie auch am nächsten Tage blieben. Am folgenden marschirten sie nach Mucidan 104. an der Isle. Hier trafen Burie und Montluc mit dem Herzoge von Montpensier zusammen.

Unterdessen schien es nach den eingetretenen Verhältnissen vor allen Dingen nothwendig, eine anständige katholische Macht im Norden zu entfalten. Man kam daher überein, daß Montpensier mit Burie, ferner mit 4 Ordonnanzcompagnieen desselben und 6 andern, welche er selbst mitgebracht, dann mit 13 Fähnlein Spaniern unter Don Juan Carvajal und 6 Fähnlein Gascognern unter Charry nach Frankreich abmarschire,

104) C. P. XXII. p. 146.

Montluc aber mit dem Reſt der Truppen nach der Guyenne zurückkehre, um dieſe zu bewachen.

Schon unterwegs ward Montluc noch einmal von Montpenſier zurückgerufen, — der unterdeſſen auf Barbezieux marſchirt war, — da ſich wiederum in dieſer Gegend bedeutende proteſtantiſche Streitkräfte zeigten und eine Schlacht bevorzuſtehen ſchien. Da indeſſen dieſe Beſorgniß bald verſchwand, ward Montluc auch ſogleich nach der Guyenne entlaſſen.

105. Kaum war er acht Tage in Agen, als er von Toulouſe aus gebeten ward, doch das Commando vor Montauban zu übernehmen, welches ſeit dem 10. Oktober Herr von Terride belagerte. Er ging nach Toulouſe, bezeigte aber keine Luſt, Montauban zu belagern. Abgeſehen davon, daß Terride auf die Kunde von der Abſicht, Montluc ſtatt ſeiner die Belagerung von Montauban durchführen zu laſſen, ſich über dieſelbe ſehr beſchwert hatte und Montluc ihm nicht ſeine Lorbeern entreißen mochte, hatte er auch vor dieſem Platze ſchon zweimal wenig Glück gehabt. Er ließ ſich endlich beſtimmen, vor Montauban zu gehen, um Terride mit ſeinem Rathe zu unterſtützen, fand indeſſen, daß die Sachen bei dem Belagerungscorps äußerſt miſerabel ſtanden, wickelte ſich bald wieder aus der Angelegenheit heraus und kehrte nach Agen zurück, welches er für den zum Sitze eines Gouverneurs der Guyenne geeignetſten Platz, geeigneter als Toulouſe oder Bordeaux an den beiden Enden des Landes, erkannte.

106. Von Agen ward er zweimal nach Bordeaux berufen, um dort ausgebrochene Streitigkeiten zwiſchen den Behörden beizu-
107. legen, was ihm auch gelang; dazwiſchen nach Toulouſe, wo ſich im Anfange des Jahres 1563 eine katholiſche Ligue bildete, deren nächſter Zweck war, den katholiſchen Adel und die katholiſche Geiſtlichkeit im Languedoc zu unterſtützen, wo die Prote-

105) C. P. XXII. p. 152. 106) C. P. XXII. p. 155. 107) C. P. XXII. p. 156.

ſtanten keineswegs ſo reducirt waren, als in der Guyenne und Gascogne. Die Ligue wollte auf ihre Fauſt eine Heeresmacht — zur Erleichterung des Königs — aufſtellen nnd Montluc ſollte dieſelbe commandiren. Vorerſt kamen, wie wir ſehen werden, die Plane dieſer Ligue nicht zur Ausführung.

Als Montluc das zweite Mal zu Bordeaux war, erhielt er hier ein Patent als Generallieutenant für die eine Hälfte der 108. Guyenne, die andere Hälfte ſollte Burie behalten; die Grenzen zwiſchen den beiden Gouvernements waren nicht beſtimmt. Montluc ſah tauſend Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten von dieſem Gouvernement voraus und wehrte ſich lange dagegen, es anzunehmen. Indeſſen endlich mußte er den vereinten Bitten der ſämmtlichen Behörden von Bordeaux und ihren Vorſtellungen weichen.

Als er eben nach der zweiten Anweſenheit dort von Bordeaux abreiſen wollte, traf die Friedensnachricht, die Nachricht von dem Edict von Amboiſe ein. Condé war im Spätherbſt 1562 gegen Paris gezogen, er fühlte ſich zu ſchwach, es anzugreifen. Als er ſich nach der Normandie zurückzog, folgte ihm das katholiſche Heer unter dem Connetable von Montmorency und dem Herzog von Guiſe, verſtärkt durch den Zuzug, den Montpenſier aus der Guyenne herbeigeführt hatte. Bei Dreux an der Eure, in der Nähe von Ivry, kam es am 19. December 1562 zur Schlacht zwiſchen den Parteien. Von der proteſtantiſchen gerieth Condé, von der katholiſchen Montmorency in Gefangenſchaft des Feindes. An der Spitze der Proteſtanten ſtand nun der Admiral von Coligny, an der Spitze der Katholiken der Herzog von Guiſe. Der Sieg war auf Seiten der Katholiken geweſen; Guiſe hatte ihn gewonnen, Katharina von Medici mußte ihm in Stelle des Königs von Navarra, welcher

108) Generallieutenant hat in dieſer Zeit nicht den Sinn eines beſtimmten militäriſchen Grades, bedeutet vielmehr den oberſten Stellvertreter des Königs in einer Provinz oder auf einem Kriegstheater.

ſchon am 17. November an den Folgen einer Wunde, die er vor Rouen erhalten, geſtorben war, zum Generallieutenant des Königs ernennen.

Während nun Coligny mit dem proteſtantiſchen Feldheere nach Havre de Grace marſchirte, wo ihm engliſche Verſtärkungen zugehen ſollten, rückte Guiſe vor Orleans, jetzt der Hauptplatz der Proteſtanten, welcher von Andelot tapfer und erfolgreich vertheidigt ward. Während dieſer Belagerung ward Guiſe am 18. Februar von einem fanatiſchen Proteſtanten, Jean Poltrot de Méré, meuchelmörderiſch erſchoſſen.

Der Tod Guiſe's, die Langweile, welche einerſeits Condé, andererſeits der Connetable von Montmorency in der Gefangenſchaft empfanden, führten zu gegenſeitiger Annäherung und es wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche bei der Neigung Katharinens von Medici, das politiſche Schaukelſyſtem aufrecht zu erhalten, und der Mäßigung des Kanzlers l'Hôpital, zu dem Frieden von Amboiſe führten, der durch das Edict von Amboiſe vom 19. März 1563 beſiegelt ward. Dieſer geſtand den Proteſtanten eine ziemlich ausgedehnte Religionsfreiheit zu, mit welcher ſie zufrieden waren.

Montluc während des Religionsfriedens und beim Ausbruche des zweiten Krieges.

109. Montluc, der wie ſchon erwähnt, die erſte Nachricht von dem Edikt von Amboiſe zu Bordeaux erhielt, ſtellte ſofort die Feindſeligkeiten ein. Er berief ſeinen Sohn, den Capitän Montluc, den Stolz ſeines Alters, welcher zwölf Fähnlein gascogniſchen Fußvolkes und eine Cornette leichte Reiter eben dem königlichen Heere zuzuführen im Begriffe ſtand, und bereits Mucidan an der Isle erreicht hatte, augenblicklich zurück und ordnete die Auflöſung dieſer Truppen an. Ebenſo entließ er alle andern

109) C. P. XXII. p. 165.

Soldaten, die unter ſeinem directen Befehle ſtanden und befahl das Gleiche der Stadt Toulouſe und der von ihr ausgegangenen katholiſchen Ligue.

Er ſelbſt ſchlug ſeine Reſidenz zu Agen auf, von wo aus er mit einem geringen Geleite und mit drei Geſchützen, mit denen er nach allen Seiten hin drohte, die Ruhe auch ohne Soldaten aufrecht zu erhalten wußte.

Obgleich er die ganze neue proteſtantiſche Religion für eine bloße unnütze Schnurre und Schwindel (**piperie**) hielt, die nur zum Deckmantel für Herrſchgelüſte der Bourbons dienten, hatten ihm doch ſeine Erfahrungen während der letzten Jahre gezeigt, daß es mit der katholiſchen Religion nicht eben beſſer beſtellt ſei, daß auch deren Partei eben eine politiſche ſei. Dies allerdings hatte ihn vorzugsweiſe beſtimmt, ſich mit ſolcher Entſchiedenheit zu ihr zu ſchlagen, als er es that, weil er ſie für die Partei des Beſtehenden hielt. Indeſſen auch daran waren ihm Zweifel aufgekommen; mit Grundſätzen, das ſah er ein, nahm man es auf katholiſcher Seite ebenſo wenig als auf proteſtantiſcher genau.

Einen geraden Weg mußte der alte Soldat immer gehen; das konnte er nicht anders, und dieſen geraden Weg erkannte er für jetzt darin, gleiche Gerechtigkeit gegen Proteſtanten, wie gegen Katholiken zu üben und alle Ueberſchreitungen des Edicts von Amboiſe zu ahnden ohne Rückſicht auf die Partei, von welcher ſie ausgingen. Die von Terride geführte Belagerung von Montauban, welche bis dahin ohne Reſultat fortgeſetzt war, ward am 15. April 1563 aufgehoben. Seine ſonſtige Friedensthätigkeit eröffnete er damit, daß er ſofort zwei katholiſche Soldaten hängen ließ, die ſich gegen das Edict von Amboiſe vergingen. Schon dachten die Proteſtanten jetzt, daß der alte Montluc ſich umgekehrt habe, wie ein Strumpf; allein er ſtellte unverweilt das Gleichgewicht her, indem er zwei Proteſtanten, die das Edict von Amboiſe überſchritten, gleichfalls an den Galgen brachte.

Dieſe gleiche Elle beruhigte das Land wirklich, Katholiken und Proteſtanten näherten ſich einander und aller Wahrſcheinlichkeit nach hätten ſie für alle Zeiten ruhig neben einander leben können, wenn nicht die politiſche Parteiung die religiöſe zum Deckmantel genommen, wenn die Regierung und die übrigen Gouverneure der Provinzen gleiche Gerechtigkeit geübt hätten, wie Montluc.

110. Seine erſte Frau hatte dieſer während des letzten Jahres des erſten Hugenottenkrieges (1562) durch den Tod verloren; ſchon im nächſten Jahre 1563 verheirathete er ſich, nun ſchon 60 Jahre alt, wieder mit Iſabelle von Beauville. Der eingetretene Frieden gab ihm die Muße dazu; im Uebrigen iſt anzunehmen, daß er eine Frau etwa wie ein nützliches Hausthier betrachtete und bei dieſer Heirath wie bei der erſten mehr den Nutzen für ſeine Haushaltung als irgend etwas Anderes im Auge hatte.

Einen großen Kummer ſollte dem alten Krieger die Friedenszeit bringen. Der hoffnungsvollſte ſeiner Söhne, der zweite,

111. Pierre Bertrand, der Capitän Montluc oder auch der Capitän Peyrot genannt, derſelbe, der ſeinen Vater während des eben beendeten Religionskrieges ſo kräftig und glücklich unterſtützt hatte, unfähig, ſtill zu ſitzen, faßte den Plan, an den afrikaniſchen Küſten einen feſten Platz als Zwiſchenpunkt für den franzöſiſchen Seehandel nach Africa und Oſtindien zu gründen. Er rüſtete in kurzer Zeit drei große Schiffe und einige Barken aus und brachte 1200 Mann auf die Beine. Auf der Seereiſe wollten ſeine Leute bei Madera Waſſer einnehmen; als ſie an's Land ſtiegen, wurden ſie von den Portugieſen, obgleich Frankreich und Portugal im Frieden mit einander waren, mit Kanonenſchüſſen empfangen. Der Capitän Montluc, aufgebracht darüber, ſetzte nun 800 Mann an's Land, ließ alle Portugieſen, die er auf dem Wege nach der Hauptſtadt traf, maſſacri-

110) C. P. XXII. p. 96. 111) C. P. XXII .p. 129.

ren, griff dann dieſe ſelbſt an, ſtürmte ſie und ließ ſie plündern. Im Verlaufe des folgenden Straßenkampfes aber ward er von einer Musketenkugel tödtlich verwundet. Er ſtarb zwei Tage darauf (1565).

Aber auch die öffentliche Ruhe ſollte nicht lange erhalten werden. Nach dem Tode des Herzogs von Guiſe und dem Edict von Amboiſe waren die Proteſtanten im Weſentlichen die mächtigere Partei. Anfangs trat dies noch zurück; als den Proteſtanten vorgeworfen ward, daß ſie Havre de Grace den Engländern überliefert hätten, vereinigten ſie ſich mit den Katholiken zur Wiedereroberung dieſes wichtigen Seeplatzes. Aber ſchon Anfangs 1564 ſann Katharina nur darauf, wie ſie den Proteſtanten ihre Macht beſchneiden und diejenige der Katholiken heben könne, um das Gleichgewicht herzuſtellen, deſſen ſie zur Behauptung ihrer eigenen Gewalt zu bedürfen glaubte.

Im Frühling trat ſie die Rundreiſe durch die Provinzen an, um den König ſeinem Volke und jenem ſein Land zu zeigen. Auf dieſer Rundreiſe näherte ſie ſich auffällig den Gouverneuren, welche entſchieden auf Seiten der katholiſchen Partei ſtanden. Schon im Auguſt und während der Reiſe beſchränkte das Edict von Rouſſillon die Freiheiten der Proteſtanten wieder. Als augenblickliche Folge davon zeigten ſich neue Unruhen, aber augenblicklich blieben die Ausbrüche noch vereinzelt. Doch trafen die Proteſtanten unter der Hand ihre Anſtalten.

Montluc, der während der vorausgegangenen Friedenszeit ſich auch manche proteſtantiſchen Edelleute der Gegend verpflichtet und in Folge deſſen auch unter den Proteſtanten ſeine Verbindungen hatte, erfuhr davon ſogleich. Am 31. Januar 1565 führte ihr Weg Katharinen und den jungen König nach Tou- 112.
louſe. Montluc, der ſich gleichfalls dort einſtellte, um der Königin Mutter ſeine Huldigungen darzubringen, ward ſehr wohl empfangen. Katharina ſprach ſehr viel von dem Vertrauen,

112) C. P. XXII. p. 172.

welches ſie in ihn ſetzte und theilte ihm unter Anderm mit, daß ſie die Abſicht gehabt habe, falls die Schlacht von Dreux verloren gegangen wäre, ſich zu ihm nach der Guyenne zu flüchten. Montluc hatte ſeit längerer Zeit Nachrichten, daß eine geheime katholiſche Ligue, ähnlich derjenigen, von welcher kurz vor dem Frieden von Amboiſe die Rede geweſen war, ſich bilde. Er hielt dies für gefährlich und ſchlug Katharinen vor, um alle dieſe Privatverbindungen unſchädlich zu machen, eine öffentliche Ligue oder Conföderation zu bilden, an deren Spitze der König ſtände und der beizutreten alle Großen des Reiches, die irgend einen Einfluß hätten, aufgefordert würden. Katharina bezeigte erſt wenig Luſt, auf dieſen Plan, der ſpäter zu Mont de Marſan ausführlicher beſprochen ward, einzugehen; ſie wendete namentlich ein, daß zu erwarten ſtehe, die Proteſtanten ihrerſeits würden einer ſolchen königlichen Ligue eine andere entgegenſetzen. Montluc indeſſen ließ ſich nicht abſchrecken. Er gewann Carl **IX.** ſelbſt und Katharina gab nun ſcheinbar nach. Es ward an der Ausführung des Projectes gearbeitet, aber bei der Feſtſtellung der einzelnen Artikel des Vertrags ſtellten ſich ſo viele Schwierigkeiten ein, daß die Sache ſich für jetzt im Sande verlief.

Katharina durchreiſete mit ihrem Sohn die Guyenne und Gascogne, von deren Zuſtand ihr ſchauerliche Schilderungen gemacht waren. Montluc ſollte Alles verwüſtet haben, indeſſen befand ſich thatſächlich das Land in gutem Stande. Im Mai kamen die Reiſenden nach Mont de Marſan; von da aus begaben ſie ſich nach Bayonne, wo ſie eine Zuſammenkunft mit Eliſabeth, Philipps **II.** Gemahlin, haben ſollten. Hier fand ſich auch der Herzog von Alba ein und es iſt wahrſcheinlich, daß in den ſtattfindenden Conferenzen Pläne zu einem gemeinſchaftlichen Handeln gegen die Proteſtanten in Frankreich und den Niederlanden verabredet wurden. Von Bayonne ging die Reiſe durch Saintonge nach la Rochelle, welches ſich ganz in proteſtantiſchen Händen befand. Montluc, der Katharinen

bis hieher begleitet hatte, lag ihr in den Ohren, sie solle dafür sorgen, daß la Rochelle den Händen der Protestanten entrissen würde. Sie wollte nichts davon hören. Die Zeit zu dem entscheidenden Auftreten gegen die Protestanten war für sie noch nicht gekommen.

Sie kam erst 1567, als Alba sich anschickte, seine spanischen Völker aus Italien nach den Niederlanden zu führen. Nun warb auch Katharina Truppen, unter Anderm 6000 Schweizer unter Oberst Ludwig Pfyffer von Luzern unter dem Vorgeben, den Herzog von Alba beobachten zu müssen.

Die Protestanten indessen waren auf alle geheimen Machinationen aufmerksam gewesen und hatten auch ihrerseits insgeheim schon seit Ende 1567 solche Anstalten getroffen, daß sie nicht überrascht werden könnten. Sie verhielten sich 1567 anscheinend so ruhig, daß Katharina sich vollkommen täuschen ließ, meinte, durchaus nichts zu fürchten zu haben und die erste zu sein, welche losschlüge, diejenige, welche überrasche.

In der That aber beschlossen die Protestanten, dem Schlage, der sie treffen sollte, zuvorzukommen; auf dem Congresse von Chatillon gewann Andelot alle Stimmen dafür. Ein Corps Kavallerie sollte in aller Stille zusammengebracht und mit diesem der Hof, der sich damals zu Monceaux bei Meaux aufhielt, überfallen, die königliche Familie aufgehoben werden; der allgemeine Aufstand sollte gleichzeitig ausbrechen. Als Tag der Ausführung war St. Michaelstag, der 29. September 1567, angesetzt.

Katharina wollte lange von den Nachrichten nichts glauben, welche ihr über die drohende Gefahr von verschiedenen Seiten her zugingen. Erst als nicht mehr daran zu zweifeln war, daß Condé an der Spitze der Protestanten bereits bei Montereau stehe, begab sie sich schleunigst mit ihren Kindern und dem Hofe in das einigermaßen befestigte Meaux und berief hieher die Schweizer und die übrigen in der Umgegend cantonnirenden Truppen. Ludwig Pfyffer traf schon am 28. Abends bei Meaux

ein; am nächſten Tage escortirte er in der Mitte eines großen Vierecks, welches ſeine Schweizer formirten, die königliche Familie und den Hof nach Paris. Condé ſuchte vergebens mit ſeinen Reitern unterwegs das Viereck zu durchbrechen, die ſchweizeriſchen Piken ſetzten ihm einen unüberwindlichen Widerſtand entgegen.

113. Montluc, der nichts von den Plänen Katharinens wußte, erkannte dagegen an verſchiedenen Anzeichen ſchon im Anfange 1567, daß ein allgemeiner proteſtantiſcher Aufſtand ſich vorbereite. Er machte darüber wiederholte Anzeigen an die Königin, aber dieſe und ihr Hof waren ſo ſicher, daß die Katholiken zuerſt zum Losſchlagen kommen müßten, daß ſie ihm ſtets antworten ließ: es ſei nichts, er ſolle nur die Friedensedicte gehörig aufrecht erhalten. Am Hofe machte man ſich weidlich über ihn
114. luſtig, man taufte ihn den „Kriegstrompeter", was er wieder erfuhr und was ihn dermaßen ärgerte, daß er ſich die Leute, die ihm dieſen Ehrentitel gegeben, auf eine Pikenlänge gegenüber wünſchte, um verſtändlich mit ihnen reden zu können.

In den erſten Tagen des September 1567 erfuhr Montluc, daß ein Abgeſandter des Admirals Coligny von Gemeinde zu Gemeinde bei den Proteſtanten umherreiſe, um ihnen anzukündigen, ſie ſollten ſich bereit halten, augenblicklich die Waffen zu ergreifen; den Tag würde ihnen ein zweiter Abgeſandter ankündigen, der etwa in 14 Tagen zu erwarten ſei. Die Nachrichten derſelben Art häuften ſich in den nächſten Tagen dergeſtalt, daß er ſich noch einmal entſchloß, durch einen befreundeten Edelmann, der eben an den Hof reiſete, Katharinen Kunde davon geben zu laſſen, welche indeſſen ebenſo aufgenommen ward, wie alle ſeine frühern Meldungen.

115. Unterdeſſen unternahm Montluc eine Reiſe in die Bäder von

113) C. P. XXII. p. 179. 114) Kriegstrompeter; — Corneguerre — vielleicht noch beſſer mit Kriegsſchnüffler zu überſetzen. 115) C. P. XXII. p. 184.

Barbottan, da ihn das Hüftübel, welches er ſich 1551 bei Chieri geholt hatte, wieder auf's empfindlichſte plagte. Auf dem Wege dahin im Nachtquartier auf dem Gute des Herrn von Panjas hatte er einen ſchrecklichen Traum: „Ganz Frankreich war im Aufſtand, Montluc irrte flüchtig umher, verfolgt von allen Seiten. Endlich ward er ergriffen und in eine Kirche vor einen neuen franzöſiſchen König gebracht, deſſen Hartſchiere die Farben gelb, roth und ſchwarz führten, der italieniſch ſprach und ihn mit Ehrentiteln und Drohungen aller Art überhäufte. Montluc verſprach endlich eingeſchüchtert, da ſein alter König und deſſen Brüder todt ſeien, ſo wolle er nun dem neuen König ebenſo treu dienen, als er jenem gedient habe. Da er nun abſeits geführt ward, wurde ihm alsbald ſein Verſprechen leid, und er verſuchte abermals zu entfliehen; wiederum wurde er verfolgt und ein wilder Lauf brachte ihn endlich an einen ſchauerlich tiefen Abgrund."

Hier erwachte er in Schweiß gebadet. Der Traum des raſtloſen Mannes, der weder bei Tage noch bei Nacht ruhen konnte; dem jetzt beſtändig die Bilder des nun drohenden Aufſtandes vorſchwebten; der ſich bewußt war, daß es ihm ſchlecht genug ergehen könne, wenn die königliche Partei unterläge: war ſicherlich etwas ſehr Natürliches. Montluc aber, der ſich ſeines Traumes vom Tode Heinrichs des II. erinnerte, ward durch den jetzigen beſtimmt, die Badereiſe aufzugeben. Er kehrte in ſein Gouvernement und nach Caſſaigne zurück.

Die allarmirendrn Nachrichten folgten einander nun immer dichter: von Lectoure, in der Stadt machten die Bürger ihre Waffen zurecht, und Herr von Fonterailles, Seneſchal von Armagnac, halte ſich ſorgſam eingeſperrt im Schloß und bereite gleichfalls dieſes und Waffen für den Aufſtand vor; — von Moiſſac, in Montauban zeigten ſich die entſchiedenſten Spuren des nahe bevorſtehenden Ausbruches. Am Sonntag darauf, acht Tage nach dem ominöſen Traume, war gerade Saincторens bei Montluc zum Beſuch und ſie verabredeten eine Jagd-

partie, als die Nachricht eintraf, in Bergerac hätten die Hugenotten bereits zu den Waffen gegriffen und ſtreiften in dem Lande zwiſchen Dordogne und Garonne. Am nächſten Morgen in der Frühe erwartete er Sainctorens zu der beſprochenen Jagdpartie, als ein Brief ankam; Montluc öffnete ihn. Derſelbe war im Ganzen ſehr gleichgültigen Inhalts, er berührte Montluc nur unangenehm, weil darin von Portugieſen die Rede war, und dies ihn an den Verluſt ſeines Sohnes auf Madera erinnerte. Aber aus dem Briefe fiel ein
116. Zettelchen, welches Montlucs Kammerdiener aufhob und auf dem Folgendes ſtand: „Vom 28. bis 30. dieſes Monats September der König gefangen, die Königin todt, la Rochelle genommen, Bergerac genommen, Montauban genommen, Lectoure genommen, und Montluc todt!!“

Die Jagdpartie ward nun ſogleich aufgegeben. Montluc ſendete drei Offiziere, die er bei ſich hatte, mit dem Auftrage ab, Sainctorens zu ſagen, daß er ſoviel bewaffnete Edelleute als möglich ſofort ſammle und ſich um 10 Uhr mit dieſen zu Sampoy einfinde, dann im Galopp nach Lectoure zu gehen und ſich auf möglichſt wenig auffallende Weiſe des Hauptthores zu verſichern. Auch andere Edelleute berief Montluc nach Sampoy. Es fanden ſich nur wenige dort ein. Mit einem Gefolge von 30 Pferden, Herren und Diener zuſammengerechnet, brach er nach Lectoure auf, 14 Arkebuſiere zu Pferd ließ er ſich nachkommen. Unterwegs, bei Terraube, erhielt er bereits die Nachricht, daß die drei voraufgeſendeten Offiziere ſich des Thores bemächtigt hätten.

In der Stadt Lectoure angekommen, ließ Montluc den Herrn von Fonterailles zu ſich bitten, er habe ihm etwas den königlichen Dienſt Betreffendes zu ſagen. Fonterailles weigerte ſich zu kommen: er ſitze auf dem Schloſſe Lectoure Namens der Königin von Navarra. Nun drohte Montluc, das Schloß zu

116) C. P. XXII. p. 116.

ſtürmen und alle benachbarten Städte dazu durch Sturmläuten aufzubieten. Fonterailles kam jetzt. Montluc verlangte Auslieferung des Schloſſes, damit er katholiſche Beſatzung unter einem katholiſchen Commandanten hineinlegen könne, bis er ſehe, wo die herrſchende Aufregung im Lande hinauswolle. Fonterailles wehrte ſich gegen dieſes Anſinnen: er ſei ein treuer Diener des Königs, das Schloß ſei ihm anvertraut. Aber Montluc ließ nicht ab mit Drängen und Drohen. *Fonterailles* verlangte nun, daß er wenigſtens noch für die *nächſte Nacht* im Schloſſe bleiben könne, um ſich zur Abreiſe zu rüſten. Montluc gab dies zu; zwar that es ihm nachher leid, indeſſen mußte er ſich begnügen, nur ſolche Vorkehrungen zu treffen, daß er ſelbſt mit ſeiner Mannſchaft, die ſich durch Zuzug ſtündlich mehrte, nicht überraſcht werden, und daß Fonterailles nicht in der Nacht durch das Hinterthor des Schloſſes proteſtantiſche Beſatzung in dasſelbe hinein ziehen könne. Am nächſten Tage überlieferte Fonterailles das Schloß, obwohl nicht ohne einiges neue Widerſtreben, und Montluc legte 20 Mann Beſatzung ein.

Montluc war in der That zur rechten Zeit in Lectoure er- 117.
ſchienen; am Tage der Uebergabe erfuhr er, daß in der That in letzter Nacht proteſtantiſcher Zuzug bis nahe an die Stadt gekommen, aber auf die Nachricht, Fonterailles und das Schloß ſeien in Montlucs Händen, umgekehrt wäre; in der Stadt zog er auch eine neue Nachricht über die Verſchwörung gegen Freiheit und Leben des Königs und der Königin Mutter ein, welche mit den Angaben jener geheimnißvollen Briefeinlage übereinſtimmte, die ihn zu dem Unternehmen gegen Lectoure bewogen hatte.

Von Lectoure, deſſen Obhut er dem Herrn von Caſſaigne 118.
anvertraute, begab ſich Montluc ſchleunigſt nach Agen, — es war am Tage nach St. Michael, einem Dienſtage; hier bildete er ein Bureau aus dem Rathe Nort, zwei Gerichtsſchreibern

117) C. P. XXII. p. 196. 118) C. P. XXII. p. 203.

und zwei eignen Secretären, dann eine Expedition zur Beſorgung aller der Briefe, die er ausfertigen ließ, um den Adel aufzufordern, ſich zur Rettung des Lebens des Königs oder zur Rache für ſeinen Tod, wenn der Anſchlag gelungen ſei, zu verſammeln. Alles ſollte ſich am 10. October in Agen zuſammenfinden. Außerdem gab Montluc Commiſſionen zur Anwerbung von 40 Compagnieen Fußvolk und acht oder 10 Cornetten Arkebuſiere zu Pferd aus; Sainctorens ſollte an die Spitze des geſammten Fußvolks treten, ſpeciell aber 15 Fähnlein commandiren, 15 andere Montlucs dritter Sohn, gewöhnlich der Chevalier von Montluc genannt, welcher die Vertheidigung Maltas gegen die Türken 1565 mitgemacht hatte und ſich gegenwärtig in Piemont befand, von wo er nach der Guyenne gerufen ward. Vier Ordonnanzcompagnieen wurden außer Montlucs eigener aufgeboten.

Dieſer war entſchloſſen, von den Truppen, welche er auf dieſe Weiſe organiſirte, den größten Theil dem Könige zuzuſenden. Während er zu Agen das Eintreffen der formirten Compagnieen erwartete und ihnen, wie ſie eintrafen, Quartiere in der Umgebung anwies, kam ein Courier des Königs bei ihm an, durch welchen er die Nachricht von den Vorfällen bei Meaux erhielt. Er ſendete dieſen ſofort zurück mit der Meldung, daß der König in kürzeſter Friſt auf Zuzug aus der Gascogne zu hoffen habe; er ſchrieb darauf an alle Commandanten von Compagnieen und alle Herren des Landes und bat ſie um Beſchleunigung ihrer Werbungen und Vorbereitungen und um möglichſte Ausdehnung derſelben. Sobald er eine anſtändige Macht beiſammen hatte, führte er dieſe von Agen nach Limoges.

Am 29. October hatte er an letzterem Orte 1000 bis 1200 Pferde und 30 Fähnlein Fußvolk beiſammen, welche er die Muſterung paſſiren und dann unter dem Befehle des Herrn von Terride, dem Gondrin beigegeben ward, auf Moulins abmarſchiren ließ, nachdem er den Chefs noch eine eindringliche

Rede gehalten hatte. In dieſer ſtellte er ihnen inſonderheit vor, daß die proteſtantiſche Partei jetzt die Maske abgenommen habe, daß nun jeder deutlich ſehe, wie es ſich nicht um Predigt oder Meſſe, ſondern um ganz andere Dinge, um die rein politiſche Frage der Herrſchaft über Frankreich handle. Er bedauerte, daß er nicht ſelbſt die Truppen weiter führen könne; doch ſei dies unmöglich, er müſſe in der Guyenne bleiben und hier verſuchen, mit den geringen Kräften, die er behielte und mit dem Grundadel des Landes die Dinge in Ordnung zu halten. Er empfahl die möglichſte Eile an.

In dem Gefühle, Großes für den Dienſt des Königs geleiſtet zu haben, indem er ihm mit Schnelligkeit und ohne daß jener es zu fordern wagte, ein wohlausgerüſtetes Heer von 4000 bis 5000 Mann zuſchickte, kehrte er nach der Guyenne zurück. Hier erwartete ihn eine unangenehme Ueberraſchung. Während er, ſeit Burie nicht wieder im Lande erſchienen war, als Generallieutenant des Königs factiſch in der ganzen Gascogne und Guyenne geſchaltet hatte, brachte jetzt ein Dragoner 119. des Einnehmers von Guyenne ein Patent für Herrn von Candale, das Gouvernement von Bordeaux und dem zugehörigen Lande zu übernehmen und zu verwalten, als ob Montluc ſelbſt dort ſei.

---

119) Hier finden wir eine der früheſten Erwähnungen des Wortes Dragoner. Anfangs des 17. Jahrhunderts nannte man bekanntlich Dragoner aufgeſeſſene mit Piken und Musketen bewaffnete Infanterie, die ausſchließlich zu Fuß kämpfte und ſich der Pferde lediglich zum ſchnelleren Fortkommen bediente. Ueber Sinn und Bedeutung des Wortes Dragoner iſt viel geſtritten worden. Während ſich die Meiſten dafür entſchieden, daß die Bezeichnung Drache (Dragon) für dieſe Truppen ein Furcht-, Schimpf- oder Spottname ſei, haben ſie andere vom deutſchen Tragen (getragene Infanterie) ableiten, wieder andere ſelbſt mit dem römiſchen Draconarii, allerdings in ſchwer begreiflicher Weiſe in Verbindung bringen wollen. In unſerer Stelle tritt der Dragoner ziemlich deutlich in der Eigenſchaft von einer Art Landreiter oder Poſtboten auf.

Unternehmungen gegen la Rochelle 1568.

Nachdem der Verſuch der Proteſtanten, ſich in oder bei Meaux des Hofes zu bemächtigen, geſcheitert und dieſer glücklich nach Paris entkommen war, traf Condé Anſtalten, die Hauptſtadt ſelbſt zu blokiren. Er zog zu dem Ende von allen Seiten Truppen an ſich und ſchnitt alle Verbindungen der Hauptſtadt mit dem umliegenden Lande ab. Montmorency, welcher in Paris befehligte, wollte ihn machen laſſen; er rechnete darauf, daß beim nahen Eintritte der ſchlechten Witterung Condé ohnedies genöthigt ſein werde, die Belagerung aufzuheben. Indeſſen die Pariſer wurden ungeduldig und Montmorency entſchloß ſich endlich, einen großen Ausfall zu machen. Derſelbe führte zur Schlacht von St. Denis, am 10. December 1567. In dieſer waren die Proteſtanten anfangs glücklich, Montmorency fiel; aber nun machten die Katholiken noch einen wüthenden Angriff und der Sieg blieb ihnen. Obwohl Condé die Miene annahm, als wolle er die Blokade fortſetzen, zeigte ſich doch dies bald unmöglich, ſeine Armee war durch Krankheiten, Deſertionen und durch die Schlacht von St. Denis geſchwächt; dazu erſchien das deutſche Hülfscorps nicht, welches der Herzog Caſimir von Pfalz-Zweibrücken herbeiführen ſollte.

Condé beſchloß endlich in Uebereinſtimmung mit Coligny, nach Lothringen abzumarſchiren, um dort den Herzog Caſimir aufzuſuchen.

So ward Paris freigemacht von der Blokade. Bald darauf
120. erhielt Montluc den Auftrag zu dem Verſuche, la Rochelle fortzunehmen. Trotz der Kränkung, die er eben erfahren, indem ihm ein großer Theil ſeines Gouvernements abgenommen und in andere Hände gelegt war, hatte er doch den beſten Willen, den Auftrag auszuführen. Indeſſen waren die Mittel, welche

120) C. P. XXII. p. 228.

ihm zu dieſem Behufe angewieſen wurden, allzu erbärmlich. An Leuten fehlte es in der Guyenne nicht, aber wohl an Geld und an Artillerie. Montluc ward angewieſen auf 20000 Francs, welche ihm die Stadt Toulouſe aus dem Ertrag von confiscirten Mobilien der Hugenotten liefern ſollte. Die Stadt Toulouſe erklärte, daß von dieſem Ertrage wenig übrig und bereits das Meiſte zur Deckung der Koſten verwendet ſei, welche ſie im bisherigen Kriegslaufe gehabt habe. Es wurden Montluc ferner 15000 Francs auf königliche Zölle in der Saintonge angewieſen; aber es ergab ſich, daß dieſe Zölle jährlich überhaupt nur 9000 Franken einbrächten. Der Gouverneur von Nantes ſollte die Artillerie liefern, aber ſeine ganze transportable Artillerie beſtand aus einer Kanone, deren Laffete und Räder außerdem in abſcheulichem Zuſtande waren. 121.

Alle dieſe Nachrichten, welche den Auftrag zur Belagerung von la Rochelle faſt wie einen Spott erſcheinen ließen, erhielt Montluc erſt nach und nach. Als ihm Toulouſe kein Geld geben wollte, ſuchte er es von Bordeaux zu bekommen, aber mit dem gleichen ſchlechten Erfolge, wie dort. Er ſchrieb an den König um beſſere Anweiſungen; er wollte ſeine Vorbereitungen darum nicht bis zu deren Eintreffen aufſchieben, aber er wußte wohl, was eine Elle Belagerung koſtet, und daß ſeine Soldaten, wenn ſie nicht bezahlt würden, nothwendig die Umgegend ausplündern müßten. Doch ſetzte er drei Compagnieen Gensdarmes, einen kleinen Theil einer vierten, einige Cornetten Argoulets und ein Dutzend Fähnlein Fußvolks nach Saintes an der Charente in Bewegung. Da er hier die Nachricht des Gouverneurs von Nantes über den Zuſtand ſeiner Artillerie

121) An Feldartillerie waren die Heere beider Parteien in den Hugenottenkriegen ungemein ſchwach; dem Hofe, wie den proteſtantiſchen Führern fehlte es an Geld. Die meiſte Artillerie beſaßen die Städte zu eigen; dieſe hüteten ſich aber, ſie herauszugeben und zogen es vor, ſie für den Nothfall zu ihrer eigenen Vertheidigung zurückzubehalten.

erhielt, eine Antwort des Königs auf seine Bitte um bessere Geldanweisungen aber noch nicht eingetroffen war, so blieb er längere Zeit in dieser Gegend temporisirend stehen und schickte Bitte auf Bitte um Geld an den König, ohne indessen eine Antwort zu bekommen.

Herr von Pons, welcher den Befehl hatte, unter Montluc zur Belagerung von la Rochelle mitzuwirken, bemächtigte sich der Inseln Oleron und Alvert vor der Rhede von la Rochelle. Die Insel Ré ließ Montluc durch ein Detachement von 500 Arkebusieren unter seinem Neffen Leberon, welcher die Infanterie commandirte und sich zu genanntem Zweck im Hafen von Brouage einschiffte, wegnehmen. Zu gleicher Zeit legte er Magazine an und traf alle Voranstalten zur Belagerung, soweit es ihm die Mittel erlaubten, die er flüssig machen konnte.

122. Die erste Antwort, welche Montluc auf alle seine Bitten um Geld vom Könige erhielt, war, daß der Friede so gut als abgeschlossen sei und daß er bald weitere Befehle bekommen würde.

In der That verhielt es sich mit dem Frieden so. Die Protestanten, nachdem sie das Corps des Herzogs Casimir an sich gezogen, kehrten mächtiger als je wieder vor Paris zurück; indessen lockten die Erfahrungen, welche sie im vorigen Jahre vor der Hauptstadt gemacht, nicht zu dem Versuche einer Wiederholung. Sie wendeten sich also gegen Chartres, um dieses anzugreifen. Katharina von Medici folgte ihnen mit der katholischen Armee unter dem Befehle ihres jetzt 16jährigen Lieblingssohnes, des Herzogs von Anjou, den sie zum Generallieutenant des Königreiches ernannt hatte. Vor Chartres knüpfte sie neue Unterhandlungen an; sie wollte den gegenwärtigen Sturm vorübergehen lassen, um dann mit mehr Sicherheit des Erfolges die geschwächte protestantische Partei angreifen zu können. Es kam ihr zu Statten, daß die Edelleute im protestantischen Lager meistens kriegsmüde waren. Gegen die Ansicht

122) C. P. XXII. p. 235.

Condés und Colignys ward ſolchergeſtalt am 27. März 1568 der Vertrag von Longjumeau abgeſchloſſen. Derſelbe geſtand den Proteſtanten die Religionsfreiheit auf dem Fuße des Edictes von St. Germain (vom Januar 1562) zu; dagegen ſollten ſie alle Plätze, die ſie noch beſaßen, herausgeben. Ihre Armee mußten ſie natürlich entlaſſen und alle Opfer, welche ſie gebracht hatten, um das Corps des Herzogs Caſimir an ſich zu feſſeln, waren vollkommen umſonſt gebracht. Coligny und Condé konnten nichts weiter thun, als die Herausgabe der feſten Plätze verzögern.

Katharina dagegen verſtärkte ihre Truppen, ließ die Chefs der Proteſtanten genau beobachten und ihnen alle Verbindungen unter einander abſchneiden.

Montluc erhielt bald vom Könige die Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens von Longjumeau, welcher auch der Friede von Chartres oder der kleine Friede genannt wird, mit dem Auftrage, ihn in Bordeaux zu publiciren und alle Fußvölker zu entlaſſen. Letzteres that er; nach Bordeaux ging er nicht ſelbſt, ſondern ordnete nur die Publication des Friedens daſelbſt an. Er glaubte nicht an die Dauer desſelben; er war überzeugt, daß Carl IX. den Streich, welchen ihm die Proteſtanten bei Meaux geſpielt hatten, nicht vergeſſen werde, daß er ſuchen werde, ſich dafür zu rächen und nur auf eine gelegene Zeit dazu warte.

Beginn des dritten Hugenottenkrieges 1568.

In ſeiner Ueberzeugung von der geringen Dauerhaftigkeit des Friedens ward Montluc nicht müde, über die Chancen des möglicherweiſe wieder ausbrechenden Krieges nachzudenken und dem Könige und der Königin Anträge zu ſtellen, welche auf eine möglichſte Sicherung für alle Fälle hinzielten.

Der proteſtantiſche Gouverneur von Blaye, am Ausfluſſe 123.

123) C. P. XXII. p. 238.

der Garonne, des Roys, den er bisher immer geſtützt hatte, war ihm verdächtig geworden. Er bewog ihn, nach Paris zu gehen, und empfahl dem Könige, ihn dort feſtzuhalten, bis er, Montluc, einen neuen Gouverneur zu Blaye eingeſetzt habe. Des Roys aber kehrte feſt im Vertrauen des Königs und ſelbſt reich beſchenkt nach Blaye zurück.

124. La Rochelle war von den Proteſtanten nicht zurückgegeben; es war in vortrefflichem Zuſtande, auch wohl mit Artillerie verſehen, ganz anders als die königlichen Plätze, von denen wir oben an Nantes ein abſchreckendes Beiſpiel hatten; es war der einzige Seeplatz, in deſſen Beſitz die Proteſtanten ſich befanden. Da ſie auf auswärtige Hülfe immer Rückſicht nehmen mußten, war ihnen aber ein Seeplatz unentbehrlich. Es war alſo vorauszuſehen, daß ſie beim Wiederbeginn des Krieges ſich zunächſt hieher werfen würden. Wenn man nun weiter nichts thun konnte, ſo ſchien es wenigſtens räthlich, bei Rochelle eine kleine königliche Flottille zu bilden, welche deſſen Verbindung mit dem Meere unterbräche, auch wohl die Inſeln Ré und Oleron im Zaume hielte. Montluc berechnete, daß man mit vier größern Fahrzeugen und vier Schaluppen ausreichen würde und daß der ganze Aufwand für den König ſich auf 10000 Francs belaufen würde, wenn angeſehene Leute des Landes in Rechnung auf ſpätern Erſatz vorerſt den Unterhalt übernähmen, wozu er ſelbſt zweitauſend Säcke Korn ſteuern wollte.

Er beſprach ſeinen Plan zu Bordeaux mit angeſehenen Leuten der Stadt und des Landes, und da derſelbe Beifall fand, ward beſchloſſen, Montlucs Neffen Leberon zu der Königin Mutter zu ſenden, die man am geeignetſten hielt, alle Vortheile der Sache zu begreifen, damit er ihr dieſelbe vortrage und erläutere.

Leberon ging ab; Katharina hörte ihn auch an und antwortete ihm dann zunächſt, daß ſie ihren Rath darüber hören

---

124) C. P. XXII. p. 241.

wolle. Nach drei Tagen erhielt er den Beſcheid, der Rath finde den Vorſchlag nicht zweckmäßig. Leberon beſchwor ſie, nach Montlucs Auftrag, wenigſtens diesmal demſelben folgen zu wollen. Alles blieb vergeblich.

Von Bordeaux zurückgekehrt nach Agen, verletzte ſich Mont- 125.
luc ein Bein und mußte drei Monate lang das Bett hüten. Kaum einigermaßen von dieſem Uebel geheilt, holte er ſich einen beſchwerlichen Katarrh. Ende Juli begab er ſich nach Caſſaigne, da ihm ein Luftwechſel höchſt noth that.

Wenn Katharina auf alle Vorſchläge Montlucs, welche zur Abſicht hatten, ſich für den Wiederausbruch des Krieges zu rüſten, ſo wenig Gehör gab, ſo lag dies darin, daß ſie auf wohlfeilere Weiſe die Macht der Proteſtanten in der Wurzel zu brechen dachte. Sie ertheilte Tavannes, dem Generallieutenant in Burgund, Befehl, ſich der Perſon des Prinzen von Condé, welcher ſich zu Noyers in Burgund aufhielt, zu bemächtigen. Tavannes glaubte, daß er es hier wieder einmal mit einer Weiberlaune zu thun habe, gab eine entſprechende Antwort und ſorgte unter der Hand dafür, daß Condé gewarnt wurde. Verdächtige Menſchen, welche ſich in der Gegend von Noyers umhertrieben, wurden von Condés Leuten abgefangen und man fand bei ihnen Zettel mit der Aufſchrift: „Der Hirſch iſt im Garn, die Hetze geht los.“ Eine ähnliche Warnung erhielt Coligny. Beide begaben ſich unverweilt nach la Rochelle, wo ſie am 19. September eintrafen.

Damit war der Krieg von neuem erklärt. Ungefähr um dieſelbe Zeit begab ſich die proteſtantiſche Königin von Navarra von Pau nach Foix, um dort eine Ständeverſammlung abzuhalten. Montluc zu Caſſaigne erfuhr von dieſer Reiſe; jedenfalls war er von der nahen Gefahr des wieder ausbrechenden Krieges ſchon unterrichtet und die Königin von Navarra, ſo zurückhaltend ſie ſich bis jetzt benommen hatte, war ihm längſt

125) C. P. XXII. p. 246.

verdächtig. Er ließ ſie ſcharf beobachten und mindeſtens dachte er daran, ſich unter Umſtänden ihrer Perſon zu bemächtigen. Als ſie ſich eine Zeit lang zu Nerac aufhielt, ließ er ſie durch ſeinen Neffen Leberon bewillkommnen. Sie gab dieſem die friedlichſten Verſicherungen. Montluc, der ſchon ſo oft, wo er recht richtig gehandelt zu haben glaubte, ſehr ſchlechten Dank dafür geerntet hatte, hielt es in Rückſicht der nahen Verwandtſchaft dieſer Fürſtin mit dem königlichen Hauſe doch wohl für zu gewagt, ſie ohne weiteres abzufangen; dagegen trachtete er, ſie hinzuhalten. Er kündigte ihr den Beſuch ſeiner Frau zu Nerac an. Indeſſen ehe dieſer Beſuch zur Ausführung kam, wendete ſich die Königin von Navarra plötzlich, wahrſcheinlich auf die entſcheidenden Nachrichten hin, welche ſie von Condé und Coligny erhalten hatte, an die Garonne und überſchritt dieſe. Nun bot Montluc in aller Eile Truppen auf; jetzt in der offenbaren Abſicht, ihr den Weg abzuſchneiden, — und daß er dieß nicht gethan, ward ihm ſpäter vom Hofe zum Vorwurf gemacht.

Indeſſen es war zu ſpät; die Königin von Navarra kam über Bergerac glücklich nach der Saintonge, von Bergerac ab unter einer Escorte von 80 Pferden, die ihr unter de Piles entgegengeſendet waren.

126. Jetzt ſchritt Montluc wüthend zu den umfaſſendſten Aufgeboten und Rüſtungen in Guyenne und Gascogne. Seinem Sohne, dem Chevalier, gab er Auftrag, dreißig Fähnlein Fußvolk anzuwerben. Ueber den Anſtrengungen, denen er ſich bei allen dieſen Arbeiten wiederum unterwarf, verſchlechterte ſich ſein Geſundheitszuſtand dergeſtalt, daß er es ſelbſt für nöthig hielt, ſein Teſtament zu machen, was bisher noch nie geſchehen war.

Noch ſchwebte Montluc in äußerſter Todesgefahr, als er von Montpellier von dem dort commandirenden Joyeuſe die Nachricht erhielt, es habe ein proteſtantiſches Corps aus der Provence die Rhone überſchritten und ziehe, von Uzès ab ge-

126) C. P. XXII. p. 250.

führt von Baron d'Acier durchs Languedoc, um ſich durch die Rovergue über Lot und Dordogne zum proteſtantiſchen Hauptheer in Saintonge zu begeben; es ſeien 5000 bis 6000 Lumpenkerle mit Weibern und Kindern, denen Montluc leicht den Weg verlegen werde. Zugleich erhielt dieſer die Nachricht, daß der Herzog von Montpenſier die katholiſchen Truppen aus Poitou und Guyenne an ſich ziehen werde, um die Proteſtanten ernſtlich zu bekämpfen.

Montluc beſchied alle verfügbaren Truppen in die Gegend von Cahors, wohin er ſich ſelbſt auch, ſobald er das Bett verlaſſen konnte, gefolgt von einem Arzte und einer Sänfte, die er für jetzt bequemer reiten konnte, als einen Andaluſier, ſchleppte. Hier ſchloß ſich ihm auch Descars mit ſeiner Ordonnanzcompagnie und einer neuerrichteten Compagnie Chevauxlegers an. Alles in Allem brachte Montluc 400 Helme zuſammen; die ſämmtlichen von ſeinem Sohn, dem Chevalier, organiſirten 30 Fähnlein Fußvolk zählten nach Ausſcheidung des unbrauchbaren Volks noch nicht mehr als 1800 Mann. Von dem Fußvolk, welches Sainctorens unter Terride im vorigen Jahre nach Frankreich geführt hatte, war die Mehrzahl der tüchtigen Soldaten in den dort neuerrichteten Regimentern geblieben.

Bei Cahors kam neue Kunde über den Marſch der Provenzalen; alle Nachrichten ſtimmten darin überein, daß ſie nicht ſtärker ſeien als 5000 bis 6000 Mann. Allerdings wunderten ſich Montluc und ſeine Umgebung darüber, daß dennoch die bedeutenden katholiſchen Streitkräfte in Dauphiné, Provence und Languedoc den Marſch dieſer Leute nicht aufgehalten hätten; indeſſen ſie glaubten, was ſie wünſchten. Montluc überſchritt den Lot und rückte nach Gourdon, um von dort aus die Provenzalen an dem Uebergang über die Dordogne zu verhindern.

Ein Abgeſandter des Königs kam hier zu Montluc mit dem Befehle, er möge ſich an Montpenſier, der im Poitou ſtehe, anſchließen. Es ward indeſſen im Kriegsrathe überlegt, daß

Montpenſier jedenfalls von Condé und Coligny noch nichts zu fürchten habe, daß vielmehr dieſe jedem offenen Gefechte ausweichen würden, da ſie noch gar keine Infanterie hätten, erſt diejenige der Provenzalen erwarteten, daß es alſo beſſer ſein würde, letztere auf eigene Fauſt an der Dordogne anzugreifen, bevor ſie ſich mit Condé hätten vereinigen können. Marſchirten die Katholiken der Guyenne nach Poitou, ſo gäben ſie überdieß den Provenzalen die Freiheit, ſich mit den proteſtantiſchen Streitkräften an der Garonne zu vereinigen, und auch Coligny und Condé ſeien durch nichts gehindert, ſich dorthin zu begeben und feſtzuſetzen.

127. Bald nachdem Monſalés, der königliche Abgeſandte, ſehr unzufrieden über den Beſchluß, welcher in Folge dieſer Ueberlegungen gefaßt wurde, und namentlich aufgebracht über Montluc, dem er die Schuld daran beimaß, Gourdon verlaſſen hatte, meldete der Biſchof von Cahors, daß die Provenzalen dicht bei dieſer Stadt ſeien. Gleich darauf kam ein Bote mit einem Briefe der Königin-Mutter an Decars und mit der Anweiſung, den Boten paſſiren zu laſſen, da er die Möglichkeit habe, die Provenzalen recognosciren zu können. Montluc gab dieſem Spion einen tüchtigen Offizier mit, der ſich auf die Schätzung von Truppenſtärken verſtand. Er ſelbſt mit ſeinen Streitkräften näherte ſich von Gourdon aus der Stadt Cahors. Unterdeſſen überſchritten die Provenzalen ohne Widerſtand den
128. Lot. Ihr Marechal de Camp, Pierre Moreau, welcher früher in Montlucs Compagnie in Piemont gedient hatte, gerieth, um Quartiere für ſie auszuwählen, mitten in die Quartiere der Katholiken. Bei Gramat gefangen gemacht, ward er vor Montluc gebracht und von dieſem über die Stärke der Provenzalen befragt, mit dem Verſprechen, man werde ihm das Leben ſchenken, wenn er die Wahrheit ſage.

Er konnte natürlich die genaueſte Auskunft geben und ſeine

127) C. P. XXII. p. 257. 128) C. P. XXII. p. 260.

Aussagen sogar durch Vorweisung der Musterrollen erhärten. Danach ergab sich nun, daß die Provenzalen nicht etwa 5000 bis 6000 Mann Lumpenkerle zählten, — sondern etwa 18000 Mann Fußvolk, meistentheils Arkebusiere; mit blanken Waffen, Piken und Hellebarden mochten höchstens 3000 bewaffnet sein. Von den Arkebusieren waren 6000 alte erlesene Soldaten. An Kavallerie zählten die Provenzalen 500 bis 600 Mann; darunter 300 Helme, wohlberitten und gerüstet, der Rest Arke- 129.
busiere zu Pferd und Argoulets. Eben weil sie an Kavallerie verhältnißmäßig schwach waren, vermieden sie die Ebene und zogen durch das Gebirgsland.

Nach diesen Nachrichten, welche allerdings ganz anders lauteten als die bisher erhaltenen, welche aber von dem Spion der Königin und dessen Begleiter vollkommen bestätigt wurden, von denen die Stärke des Feindes selbst noch viel höher geschätzt ward, hielt es Montluc für angemessen, sich aus der Nähe des Gegners zurückzuziehen und einem Kampf mit ihm aus dem Wege zu gehen. Der günstigste Fall, worauf die Katholiken sich jetzt noch Rechnung machen durften, war, daß es ihnen gelänge, den Feind in dem ebenen Land unmittelbar an der Dordogne anzugreifen, wo ihnen ihre wenn nicht zahlreichere, doch durch ihre Beschaffenheit überlegene Kavallerie einige Hoffnung auf Erfolg gab.

Während Montluc in diesem Sinne die Uebergänge über

---

129) Der einfache Helm mit Visir heißt bei den Franzosen dieser Zeit „Salade" (italienisch celata). Wenn in den Berichten aus dieser Zeit von „Salades" die Rede ist, so muß man darunter wohlgerüstete Lanzenreiter verstehen, zum Unterschied von Arkebusieren zu Pferd, welche keinen Harnisch und vor allen Dingen keinen Helm mit Visir, sondern nur eine Pickelhaube ohne Visir (Morion) trugen. Die Küraſſiere waren anerkannter Weise noch eine viel zu junge Truppe, als daß sie hätten besonders berücksichtigt werden können; obwohl ein Lanzenreiter, der seine Lanze wegwarf und dafür ein Pistol mehr nahm, dadurch sofort zum Küraſſier (Pistolier) ward; was häufig genug vorkam.

die Dordogne unterſuchen ließ und Anſtalten zur Anlage von Magazinen traf — denn unter allen Umſtänden mußte man auf Acier warten, da er zwiſchen Dordogne und Lot feſte Stellung genommen, um zuerſt den Entſcheid Condé's abzuwarten, den er aufgefordert hatte, den Krieg in die Guyenne zu ſpielen, — während Montluc ſeine Anſtalten traf, kam auf die Berichte von Monſalés hin ein beſtimmter Befehl des Königs, man ſolle ſofort, ob man ſchon ein Gefecht geliefert habe oder nicht, zum Herzog von Montpenſier marſchiren.

130. Die Chefs der Truppen Montlucs wollten aber davon nichts hören: das heiße die Guyenne preisgeben. Montluc, der ſich zu krank fühlte, als daß er große Dienſte im Felde hätte leiſten können, erbot ſich, in der Guyenne zu bleiben und für deren Erhaltung zu ſorgen, während die übrigen zu Montpenſier zögen. Indeſſen wollte dies den übrigen nicht einleuchten. Dann ward wieder vorgeſchlagen, man ſolle die Infanterie allein zu Montpenſier marſchiren laſſen; aber dagegen ward der Einwand erhoben, das heiße die Infanterie bei ihrer Schwäche im Verhältniß zur feindlichen auf die Schlachtbank ſchicken. Kurz man marſchirte nicht; die Infanterie ward an der Dordogne in Quartiere gelegt, die Ordonnanzcompagnieen zogen in ihre Garniſonen und der Landadel ging heim. Montluc begab ſich nach Caſtelnau, um dort abzuwarten, wohin Acier ſich mit ſeinen Truppen wenden werde. Er bekam hier einen Ruhranfall und die Aerzte gaben ihn ſchon auf; doch erholte er ſich wieder und ging behufs ſeiner vollkommenen Wiederherſtellung nach Agen.

Unterdeſſen ging Acier, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, am 24. October 1568 an's rechte Ufer der Dordogne über. Nun wollte Montluc, da er auch einigermaßen wieder geſund war, ihm folgen und ſich mit Montpenſier vereinigen. Er beſchied zu dem Ende die Truppen nach Villeneuve d'Agen.

130) C. P. XXII. p. 263.

Als sie hier noch nicht beisammen waren, traf ein Schreiben Montpensiers an Montluc ein, er solle Alles stehen und liegen lassen und sich schleunigst nach Bordeaux begeben, auf welches 131. der Feind ein Unternehmem vorhabe; vom Parlamentshof zu Bordeaux kam gleichfalls ein Hülferuf. Montluc übertrug Terride und Gondrin die weitere Versammlung der Truppen und eilte mit 20 Edelleuten nach Bordeaux. Er fand daselbst fünf Compagnieen Garnison; durch Anreden an den Parlamentshof und die Stadtvorsteherschaft ermuthigte er diese Körperschaften und stellte ihnen vor, daß sie selbst die Waffen ergreifen müßten, so viele unter ihnen fähig wären, dieselben zu tragen, um dem Volke mit gutem Beispiele voranzugehen. Er bat sie, für acht Tage ihre Sitzungen zu schließen, damit sie in dieser Zeit sich mit der Führung der Waffen vertraut machen könnten. Die Musterung der bewaffneten Bürgercompagnien ergab, daß sie 2500 Mann zählten.

Am fünften Tage verließ Montluc Bordeaux und begab sich 132. zunächst nach Ste. Foy. Hier erhielt er neue Nachrichten von Montpensier. Dieser schrieb, er könne noch nicht absehen, ob der Feind sich etwa nach der Guyenne werfen oder ob er eine andere Richtung einschlagen werde. Montluc möge daher die Dordogne und besonders die Plätze Libourne an der Dordogne und Bordeaux an der Garonne im Auge behalten.

Bald darauf hörte man, die Protestanten zögen die Loire 133. aufwärts gegen la Charité hin, um sich mit dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken zu vereinigen, der ihnen wieder ein deutsches Hülfscorps zuführe; Montpensier aber marschire in Eile auf Poitiers, dem Herzog von Anjou entgegen, der bestimmt war, den Befehl der katholischen Armee zu übernehmen. Der Winter war da; Montluc konnte augenblicklich nicht positiv in den Gang des Krieges eingreifen. Um das Land an der

131) C. P. XXII. p. 269. 132) C. P. XXII. p. 274. 133) C. P. XXII. p. 275.

Dordogne zu ſchonen, entfernte er die meiſten Truppen von dort, ließ nur Sainctorens mit einer Compagnie Gensdarmes in Libourne, drei Compagnieen Fußvolk unter Leberon in Ste. Foy, mit Befehl, ſich nach Libourne hineinzuwerfen, wenn der Feind ſich der Guyenne nähere, endlich zwei Compagnieen Fußvolk in Caſtillonne. Das übrige Fußvolk und die Argoulets wurden im Lande von Agen und im Quercy unter Montlucs Sohn, dem Chevalier, vertheilt. Die Ordonnanzcompagnieen und der Landadel gingen größtentheils heim.

Die proteſtantiſchen geſammelten Streitkräfte in Guyenne unter den ſogenannten Vicomtes, ſieben an der Zahl, waren nur ſchwach, ſie hielten ſich in Montauban und deſſen Umgegend und unternahmen von dort aus Streifereien. Montluc konnte ihnen nichts anhaben, weil er einſah, daß ſie ſich alsbald in einen feſten Platz werfen würden, wenn er Kräfte von Bedeutung gegen ſie führe. In einem ſolchen konnte er ſie nicht angreifen, weil er keine Artillerie und kein Geld hatte, ſie zu ſchaffen. Alles Geld, was er auftreiben konnte und alle Truppen, die nicht abſolut in der Guyenne unentbehrlich waren, wollte er wo möglich der katholiſchen Hauptarmee zugehen laſſen, deren Befehl jetzt der Herzog von Anjou, dem Tavannes rathend zur Seite ſtand, übernommen hatte und welche nothwendig die Entſcheidung bringen mußte.

Selbſt durch einzelne Streiche des kleinen Krieges den Proteſtanten zu ſchaden, war Montluc ſehr erſchwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht. Wahrſcheinlich, um ſich ſtets den Weg zu Unterhandlungen offen zu halten, hatte Katharina verordnet, daß die katholiſchen Truppen diejenigen Proteſtanten, welche ſich ruhig verhielten und nicht die Waffen trügen, unbeläſtigt laſſen ſollten. Dieſe ruhigen proteſtantiſchen Bürger aber, welche mitten zwiſchen den Katholiken und den katholiſchen Truppen ſaßen, dienten ihren Leuten in der verſchiedenſten Weiſe und bei dem innigen Zuſammenhalt der proteſtantiſchen Gemeinden viel wirkſamer, als es ähnlich auf katholiſcher Seite der Fall war. Die

proteſtantiſchen Streifparteien fanden überall ſichere Herberge, Spione, Wegweiſer ſo viel ſie wollten; und eben hieran fehlte es den Katholiken ſtark.

Fortgang des dritten Hugenottenkrieges. 1569.

Aus dem oben Geſagten iſt es begreiflich, daß Montluc keine große Luſt hatte, ſeine ohnehin ſchwachen Kräfte in unnützen Hetzjagden gegen proteſtantiſche Parteien aufzureiben; ſein erſter Eifer war ohnedies verflogen. Das Ende des Jahres 1568 und der Anfang des folgenden vergingen ziemlich ruhig.

Die katholiſche Hauptarmee unter dem Herzog von Anjou und die proteſtantiſche ſtanden in Poitou einander temporiſirend gegenüber.

Ende Februar kam neues Leben in den Krieg. Montluc erhielt jetzt vom Herzog von Anjou den Befehl, die Vicomtes 134.
in der Rovergue aufzuſuchen und anzugreifen. Er bot dazu ſämmtliche verfügbare Truppen auf. Das erſte aber, was er that, war, daß er die fünf Fußcompagnieen aus Ste. Foy und Caſtillonne bei Cahors unter Leberon vereinigte, eine Compagnie der Ordonnanz, die zunächſt zur Hand war, dazu ſtoßen ließ und Leberon den Auftrag gab, Villefranche in der Rovergue zu überfallen, wo eine beträchtliche hugenottiſche Truppe ſtehen ſollte. Trotz aller Eile und alles Geheimniſſes fand Leberon das Neſt leer. Die Proteſtanten hatten doch rechtzeitig Nachrichten erhalten.

Unterdeſſen war aber zu Montluc die Kunde gedrungen, daß Piles mit 1600 bis 1800 proteſtantiſchen Reitern, — worunter 300 bis 400 gut beritten und gerüſtet, der Reſt Arkebuſiere zu Pferd auf ſchlechten Mähren — ſich des unbeſetzt gelaſſenen Ste. Foix bemächtigt habe. Montluc fürchtete für Libourne. Er ſendete ſogleich Befehl an Leberon, die Rovergue

134) C. P. XXII. p. 276.

zu laſſen und eiligſt die Dordogne abwärts gegen Ste. Foy umzukehren; allen anderen im Anmarſch befindlichen Abtheilungen und Compagnieen wies er dieſelbe Richtung an.

Piles hatte unterdeſſen bei Ste. Foy die Dordogne überſchritten und ſtreifte zwiſchen Dordogne und Garonne, um Remonten, Rekruten, Geld aufzutreiben. Schleunigſt ward er durch das Landvolk davon unterrichtet, welches Gewitter von allen Seiten ſich gegen ihn zuſammenziehe. Er beſchloß, den Zuſammenſtoß bei der etwas mangelhaften Beſchaffenheit ſeiner Truppen nicht abzuwarten und ſendete allen ſeinen Detaſchements Befehl, ſich zwiſchen Duras und Lauzun zu concentriren.

Die Vereinigung der Truppen Montluc's ward ihrerſeits durch ſchlechte Wege, die Schwierigkeit der Uebergänge über die Flüſſe, mangelhafte Nachrichten über die wirkliche Stellung des Feindes, der bald hier, bald dort ſein ſollte, trotz des guten Willens aller einzelnen Führer, ſehr verzögert. Einige vereinzelte Abtheilungen trafen zwiſchen Duras und Monſegur mit Abtheilungen des Corps von Piles zuſammen und beſtanden gegen dieſe ein glückliches Gefecht.

Als aber Montluc alle ſeine Kräfte vereinigt hatte, — und es war diesmal eine anſtändige Macht, bei der ſich allein 9 Ordonnanzcompagnieen befanden, — war Piles längſt bei Ste. Foy angekommen und mit der Mehrzahl ſeiner Truppen bereits an's rechte Ufer der Dordogne zurück, als Montluc am linken Ufer vor Ste. Foix erſchien.

135. Auf eine Verfolgung über die Dordogne wollte dieſer ſich nicht einlaſſen; nur ſeinen Sohn, den Chevalier, ſendete er mit zehn Fähnlein Fußvolk in's Limouſin, damit er ſich dort dem Hauptheer des Herzogs von Anjou anſchließe. Er ſelbſt blieb in Ste. Foix mit ſechs Fähnlein Fußvolk unter Leberon. Alles Andere kehrte in die Garniſonen zurück oder ward für beſondere Unternehmungen beſtimmt.

---

135) C. P. XXII. p. 293.

Die letzterzählten Ereigniſſe fallen in das erſte Drittel des März. Die Hauptheere der beiden Parteien ſtanden einander jetzt bei Jarnac an der Charente gegenüber; der Herzog von Anjou war unſchlüſſig, ob er eine Schlacht wagen ſolle oder nicht; die Nachricht, daß ſein Bruder, der König, eiferſüchtig auf ihn, ſich der Meinung zuneige, Anjou wolle den Kampf in die Länge ziehen, um deſto länger ſeine Macht zu behaupten, beſtimmte ihn zum Schlagen. Am 13. März 1569 kam es zum Treffen bei Jarnac; der Sieg blieb den Katholiken; Condé wurde nach der Schlacht gefangen und von dem fanatiſchen Montesquiou wehrlos niederträchtiger Weiſe erſchoſſen. Aber Anjou hatte keinen Begriff davon, wie man einen Sieg verfolge; Coligny zog ſich nach Cognac zurück und beherrſchte von hier aus nach wie vor beide Ufer der Charente.

Die Katholiken warfen ſich auf die Kleinigkeitskrämerei, das Schleifen von proteſtantiſchen Plätzen, Verfolgung einzelner Streifparteien und verſprengter Abtheilungen und Aehnliches. Montluc mußte 4 Compagnieen von Ste. Foy nach Bergerac 136. ſchicken, um dieſes ſchleifen zu laſſen. Er ſelbſt ging nach Montmoreau, als Anjou dort eintraf, um ihm ſich vorzuſtellen. Anjou wollte ihn bei ſich behalten und keiner war damit mehr zufrieden als Montluc; aber ſeine Freude ſollte nicht lange dauern. Bald kamen Hülferufe aus dem Medoc, ein großer Theil von Colignys Heer ſei dort eingebrochen. Montluc ward darauf nach der Guyenne zurückgeſchickt, wo er allerdings ſogleich erfuhr, daß der Lärm ein blinder geweſen ſei und der „große Theil" der proteſtantiſchen Armee in Verſprengten beſtanden habe, welche ſich nach dem Bearn zurückzogen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch andere ebenſo gut wie Montluc von vornherein das Gleiche dachten und daß nur Tavannes den Anlaß benutzte, Montluc von der Perſon des Herzogs von Anjou zu entfernen.

136) C. P. XXII. p. 296.

Montluc beſchäftigte ſich nun in der Guyenne zum Zeitvertreib mit der Eroberung und dem Schleifen von Schlöſſern, wo die Proteſtanten ſich feſtgeſetzt hatten, in der Regel in ſehr unbedeutenden Abtheilungen.

137. Durch Leberon und Madaillan, letzterer Lieutenant ſeiner Ordonnanzcompagnie, ließ er Levignac einnehmen und alle Proteſtanten, welche dort gefunden wurden, niedermachen. Dieſelben ſollten das Schloß Bridoire wegnehmen; aber die Proteſtanten warteten den Angriff nicht ab, ſondern räumten den Poſten. Er ſelbſt nahm la Roche Chalais an der Dronne, welche vereint mit der Isle der Dordogne zufließt, deſſen Beſatzung die Communication zwiſchen Saintonge und Guyenne unſicher machte, und wüthete hier noch in der alten, in letzter Zeit ein wenig außer Brauch gekommenen Art. Blaye an der limanartigen Mündung der Gironde anzugreifen, hatte er große Neigung, aber die Stadt Bordeaux verweigerte ihm die unentbehrlichen Mittel dazu, welche er bei einem Beſuche nach der Einnahme von la Roche Chalais von ihr verlangte.

138. Bald nach den oben erwähnten Unternehmungen erhielt Montluc zu Ste. Foy ein Schreiben des Herzogs von Anjou, durch welches er angewieſen ward, dem Marſchall d'Anville, Heinrich von Montmorency, dem das Gouvernement des ganzen Südens, Dauphiné, Provence, Languedoc und Guyenne übertragen war, ſo weit es bei ihm ſtände, behülflich zu ſein; zu gleicher Zeit auch Terride, der nach dem Siege von Jarnac mit der Eroberung des Bearn beauftragt war, kräftig dabei zu unterſtützen.

Montluc hatte alſo in d'Anville, obgleich die Sache möglichſt fein ausgedrückt war, plötzlich einen Vorgeſetzten, womit er wenig zufrieden war. Indeſſen äußerte er wenigſtens ſeine Unzufriedenheit nicht; ſein Reſpect vor hoher Geburt ließ ihm die Ueberordnung eines Sohnes des Connetable Montmorency in

137) C. P. XXII. p. 299. 138) C. P. XXII. p. 312.

einem weniger unangenehmen Lichte erſcheinen; und da d'Anville zugleich ein jüngerer Mann war, ſo glaubte er vielleicht auch, denſelben doch nach ſeinem Sinne leiten zu können. D'Anville, der etwa dasſelbe denken mochte, nur gerade umgekehrt, auch vielleicht durch Andere gegen Montluc eingenommen war, benahm ſich gegen denſelben von Anfang an ziemlich unanſtändig. Montluc erfuhr, daß d'Anville aus der Auvergne über Alby nach Toulouſe reiſen wolle. Er ſendete ihm entgegen, um ihm von dieſem Vorhaben abzurathen, da das Land am Montauban von Feinden wimmle und bat ihn, über Rhodez nach Cahors zu reiſen. An letzterem Orte wollte Montluc mit dem Marſchall zuſammentreffen.

Er erhielt auf ſein Schreiben keine Antwort. Erſt in Toulouſe eingetroffen, benachrichtigte d'Anville ihn von ſeiner Ankunft dort und erſuchte ihn um eine Zuſammenkunft; zugleich mit der höflichen Anmerkung, daß er ohne Montlucs Rath nichts thun wollte. Montluc litt gerade an einer ſehr ſchmerzhaften Bruſtwarzenentzündung. Einigermaßen hergeſtellt machte er ſich aber auf den Weg nach Toulouſe, von einem großen Gefolge von Edelleuten begleitet, einem größeren, als zu dieſer Zeit d'Anville es hatte. Bei den Berathungen, die jetzt folgten, verſprach d'Anville, wenn er eine Stadt in Languedoc, welches er als ſein ſpezielles Gouvernement betrachtete, genommen haben werde, auch eine proteſtantiſche Stadt in Guyenne anzugreifen. Dafür wollte Montluc die Stände von Guyenne, die er zu Agen zuſammenrief, beſtimmen, den Sold für 1000 bis 1200 Arkebuſiere zu liefern, die zum erſten Auguſt in Bereitſchaft ſein ſollten.

Unterdeſſen lag Terride, wie erzählt, mit der Eroberung 139.
des Bearn beauftragt, beſtändig vor Navarrens; eine Nachricht auf die andere kam von dem Belagerungscorps, daß die Stadt vollſtändig eingeſchloſſen ſei und bald Mangel leiden

139) C. P. XXII. p. 315.

werde. Es war hienach anzunehmen, Navarrens müſſe bald fallen, — aber es fiel nicht, gerade wie ſeiner Zeit Sebaſtopol.

Dagegen zog ſich ein Gewitter gegen Terride zuſammen. Die Proteſtanten nämlich ſchickten bald nach ihrer Niederlage von Jarnac den Grafen Montgommery, einen tüchtigen Soldaten, denſelben, der am Tode Heinrichs II. ſchuld war, nach der Rovergue, damit er von dort aus Bearn unterſtütze. Montgommery war damit beſchäftigt, ſich eine Streitmacht in dieſen Gegenden zu bilden. Die einzelnen Corps, welche Montluc über die Guyenne vertheilt hatte, hielten mehr in polizeilicher als militäriſcher Weiſe die Vicomtes im Schach und begnügten ſich damit. Die Vicomtes beſchäftigten die Katholiken und unter dem Schutze dieſer Beſchäftigung bildete Montgommery ungeſtört ſeine Streitmacht. Niemand, ſelbſt Montluc dachte nicht daran, daß Montgommery die Abſicht habe, nach Bearn zu ziehen. Die Katholiken im Allgemeinen waren nach dem Siege von Jarnac, obgleich derſelbe nicht verfolgt worden war, ſo aufgeblaſen, daß ſie allen Widerſtand der Proteſtanten für abgethan hielten; ſo ließen ſie ſich auch durch die Gerüchte von Zwieſpalt, welcher unter den Vicomtes ausgebrochen wäre, einſchläfern.

Plötzlich erhielt Montluc die Nachricht, daß die Truppen, welche Montgommery bei Caſtres und Gaillac am Tarn ſammle, zu einem Einbruch in's Bearn beſtimmt ſeien. Er wollte es noch nicht glauben, da er in acht bis zehn Tagen ſelbſt mit ſeinen Rüſtungen fertig ſein werde und d'Anville ſchon mit den ſeinigen faſt fertig wäre. Indeſſen ward ihm darauf noch poſitiver geantwortet, Montgommery werde oberhalb Toulouſe über die Garonne gehen. Montluc bat nun denſelben Mann, von dem er dieſe Nachrichten erhielt, Herrn von St. Germain, ſie d'Anville zu überbringen. St. Germain that dies; theilte aber Montluc bald mit, daß es ihm ſo vorgekommen ſei, als ob d'Anville andere Berichte habe und dieſen mehr Vertrauen ſchenke als den ſeinigen.

Montluc ſchrieb nun an St. Girons, Gouverneur von Mas de Verdun an der obern Garonne, er möge auf ſeiner Hut ſein, Montgommery wohl beobachten und ihm von deſſen Annäherung unverzüglich Kunde geben. Außerdem theilte er durch einen zuverläſſigen Offizier Terride mit, was er vernommen hatte. Terride antwortete, er habe keine große Furcht vor Montgommery und deſſen Truppen, und hinreichende Kräfte, es mit jenem aufzunehmen. Dagegen lauteten die mündlichen Berichte des von Montluc geſchickten Offiziers über den Stand der Dinge vor Navarrens nichts weniger als tröſtlich. Bei jedem Ausfall, den die Beſatzung mache, ſagte er, zögen die Belagerer den Kürzeren.

Drei Tage danach ſendete Fontenilles ein Schreiben ſeines 140.
Lieutenants Neé nach Agen an Montluc, aus welchem ſich völlig unzweifelhaft ergab, daß Montgommery vom Tarn aus bereits die Arriège überſchritten habe und ſich St. Gaudens an der Garonne nähere. Widerſtand finde er keinen, ward hinzugefügt, das ganze Land ſei von katholiſchen Truppen entblößt.

Im höchſten Maaße beſtürzt, ſendete Montluc ſogleich an Terride, er habe den Feind auf dem Halſe und möge ſchleunigſt die Belagerung von Navarrens aufheben, um ſich gegen Orthez und St. Sever zurückzuziehen. Dann befahl er drei Ordonnanzcompagnieen, ſeiner eigenen, der von Fontenilles und der von Gondrin, ſich augenblicklich in Marſch zu ſetzen. Er hatte die Abſicht, wenn Montgommery noch nicht am linken Ufer der Garonne ſei, gegen dieſen Fluß, andernfalls nach Aire am Adour zu rücken.

Am andern Tage begab ſich Montluc nach Lectoure, wo 141.
er 5 Fähnlein Fußvolk unter Caſtella zuſammenzog und wo ſich auch der Landadel zahlreich bei ihm einfand. Von hier aus benachrichtigte er d'Anville, der noch immer ruhig in Toulouſe ſaß und den Feind ſich an der Naſe hatte vorbeiziehen laſſen,

140) C. P. XXII. p. 321. 141) C. P. XXII. p. 323.

von ſeinen Anſtalten und ſprach ſeine Anſicht aus, daß man mit vereinter Kraft Montgommery nach Bearn folgen müſſe, wenn derſelbe bereits einen Vorſprung in dieſer Richtung habe. Am folgenden Tage marſchirte er nach Aire, wo am Abende außer den 5 Compagnieen Caſtella's auch die drei Ordonnanzcompagnieen und 120 Landedelleute verſammelt waren.

D'Anville's Antwort auf Montluc's Mittheilung lautete dahin, daß er es nicht für nöthig hielte, Montgommery zu folgen, da derſelbe einmal doch über die Garonne ſei; Terride habe die entſprechenden Verhaltungsmaßregeln, er ſelbſt, d'Anville, werde zunächſt, ſobald ihm die aus Languedoc verſprochenen Fußvölker zukämen, ein feſtes Schloß bei Lavaur angreifen.

Montluc ſchrieb zurück, der Marſchall möge doch Alles Andere ſtehen und liegen laſſen und für jetzt nur an Montgommery denken, in deſſen Beſiegung jetzt die Entſcheidung für die ganze Guyenne und Gascogne liege, — Terride bat er wiederholt und dringend, die Belagerung von Navarrens ſchleunigſt einzuſtellen; wenn es nöthig ſei, ſelbſt ſeine Artillerie zu opfern und ſich ohne Säumen zurückzuziehen.

Noch am gleichen Abende kam von Terride die Nachricht nach Aire, er habe die Belagerung aufgehoben und ſich nach Orthez am Gave de Pau zurückgezogen; Montluc möge die Güte haben, bis dorthin zu ſeiner Aufnahme vorzurücken. Montluc erwiderte darauf, er werde den Adour nicht überſchreiten, bevor d'Anville angekommen ſei, denn er ſelbſt habe nur 5 Fähnlein Fußvolk und, wie er vernommen, zähle Terride in ſeinen 18 Fähnlein nicht mehr als 1800 Mann. Wenn man unter dieſen Umſtänden es auf ein Treffen mit Montgommery ankommen laſſe, liege die Wahrſcheinlichkeit einer Niederlage nahe und dieſe würde ihm vorgeworfen werden. Terride möge ſich nach S. Sever, am Adour, abwärts Aire zurückziehen. Terride lehnte dies ab.

Am Tage darauf hattte Montluc eine Zuſammenkunft mit Bellegarde, welcher mit vier Ordonnanzcompagnieen das linke Garonneufer in der Gegend von Toulouſe hatte bewachen ſollen,

auch, wie d'Anville, den Feind ohne Widerſtand hatte paſſiren laſſen und jetzt ſechs Stunden von Aire gegen Bigorre hin ſtand. Montluc ſetzte Bellegarde den Stand der Dinge auseinander, und dieſer erbot ſich, noch einmal auch ſeinerſeits an d'Anville zu ſchreiben und zu verſuchen, ob er ihn zum Marſch an den Adour beſtimmen könnte. D'Anville antwortete Bellegarde, wie er Montluc geantwortet hatte: Terride ſei nach Orthez zurückgegangen, alſo in Sicherheit, ſomit ſei in Bearn nichts von Bedeutung zu thun und er habe keine Luſt, ſeine Zeit dort zu verlieren; indeſſen, fügte er dießmal hinzu, um ſeinen guten Willen zu zeigen, wolle er doch an's linke Garonneufer kommen und dort einige Tage ſtehen bleiben, um abzuwarten, ob ſich Gelegenheit zu einem Treffen mit Montgommery böte.

Auf dieſe Verſicherung hin marſchirte Montluc mit ſeinen Truppen abwärts den Adour nach St. Sever und bat Terride um eine Zuſammenkunft zu Agetmau, wo er ſich mit ihm gründlicher über die ganze Lage und die zu ergreifenden Maßregeln beſprechen wollte. Ueber dieſe Zuſammenkunft gab es ein wahrhaft niederträchtiges Hin- und Herſchreiben. Terride wollte nicht nach Agetmau kommen, weil es nicht in ſeinem Gouvernement Bearn läge; das Gut gehörte unglücklicherweiſe den Grammonts, mit denen mehrere wichtige Mitglieder von Terrides Kriegsrath verfeindet waren. Montluc wollte ſeinerſeits nicht nach Orthez gehen; er nahm an, und ſicherlich nicht ohne allen Grund, daß Terride vom Hochmuthsteufel geplagt ihm nicht entgegenkommen wolle; er begriff das nicht, da er dieſen Mann wirklich für verloren hielt, wenn er nicht noch in der elften Stunde Vernunft annehme.

Endlich wurde ein anderer Ort für die Zuſammenkunft ausgemacht. Aber ehe dieſe ſtattfinden konnte, war Terride von Montgommery in Orthez eingeſchloſſen, angegriffen und gründlich geſchlagen worden. Montluc konnte nichts weiter thun, als die verſprengten Trümmer ſeines Corps aufnehmen. Terride ſelbſt,

der ſich in's Schloß von Orthez geflüchtet hatte, war dort in Kriegsgefangenſchaft gerathen.

142. Montluc ging von St. Sever ſofort nach Aire zurück, wo er noch neun Tage ſtehen blieb, in Erwartung, daß d'Anville jetzt die Situation ernſter anſehen und ihm zu Hülfe kommen werde. Indeſſen d'Anville antwortete auf alle Bitten Montluc's: was er denn jetzt noch in Bearn thun ſolle, da Terride doch einmal geſchlagen und gefangen ſei? Montluc ſtellte ihm vor, daß Montgommery mit ſeinen ſiegreichen Truppen nicht im Bearn bleiben, ſondern in die Gascogne und Guyenne einbrechen würde, wenn er dort abſolut keinen Widerſtand fände. Jetzt verſprach d'Anville, noch einige Zeit am linken Garonneufer warten zu wollen, ſo lange, bis der Monat abgelaufen ſei, für welchen die Stadt Toulouſe ſeinen Truppen Sold zahle. Nach einer Berathung der hauptſächlichſten Chefs aus der Guyenne von den Corps Montluc's und Bellegarde's beſchloſſen dieſe, d'Anville zu bitten, daß er Montluc Tag und Ort zu einer Zuſammenkunft beſtimme, um die Mittel zur Vertheidigung der Guyenne zu überlegen.

Endlich beſtimmte d'Anville den Tag zu einer ſolchen Zuſammenkunft und als Ort für dieſelbe Auch am Gers. Montluc führte jetzt ſeine Truppen nach Marſiac zurück, wo Bellegarde ſtand, ſtellte beide Corps unter deſſen Befehl und begab ſich für ſeine Perſon mit kleinem Gefolge nach Auch; traf aber hier ſtatt d'Anville nur einen Abgeſandten desſelben, mit der Nachricht, daß der Marſchall am nächſten Tage an's rechte Garonneufer zurückgehen werde, um den Krieg in Languedoc fortzuführen.

So lange Montluc in Aire weilte, hatte er ſich beſtändig auf einen Angriff Montgommery's gefaßt gehalten und ſeine Anſtalten ſo getroffen, daß er jede Bewegung des Feindes zeitig im Voraus erfahren mußte. Nachts verſammelte er ſeine Truppen

142) C. P. XXII. p. 340.

in Gefechtsbereitſchaft und hatte die Abſicht, bei der Annäherung des Feindes Aire zu räumen, ſich zurückzuziehen, dadurch Montgommery zu einem weiten Marſche zu veranlaſſen und ihn dann unter möglichſt günſtigen Umſtänden anzugreifen.

Der letzte Entſchluß d'Anvilles überraſchte ihn wie den ganzen Adel der Guyenne, der für ſeine Güter fürchtete, im höchſten Maaße unangenehm. Das Spiel in Aire noch länger fortzuſetzen, war nicht wohl möglich.

Montluc ließ nur zwei Compagnieen Fußvolk unter Labatut 143.
in Marſiac zur Beobachtung Montgommerys zurück; Bellegarde und Gondrin vertheilten ſich in dem Land gegen die obere Garonne hin; fünf Compagnieen Fußvolk legte Montluc nach Port Ste. Marie und Aiguillon und gab noch einige Commiſſionen zur Anwerbung von Fußvolk aus. Er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Agen.

Der Landadel des Armagnac flüchtete alle bewegliche Habe in den feſten Platz Lectoure. Die Beſtürzung im ganzen Lande war groß und man fürchtete täglich, Montgommery aus dem Bearn vorrücken zu ſehen. Jede Streifpartei der Proteſtanten, welche ſich zeigte, beherrſchte durch Schrecken das Land. Montluc war kaum einige Tage in Agen, als in dem Lande zwiſchen Dordogne und Garonne der proteſtantiſche Parteichef Peyre mit 300 Pferden erſchien, dann bei Thonens über die Garonne ging und das Land ſüdlich derſelben ebenſo brandſchatzte, wie vorher das nördliche. Montluc ſetzte ihm nach mit wenigen eben zuſammengerafften Truppen, warf ein Detachement nach Caſteljaloux hinein, bewahrte ſo dieſen Ort vor Plünderung und Brandſchatzung, und ließ dann zwei neugeworbene Compagnieen, theils Fußvolk, theils Arkebuſiere zu Pferd, unter den Capitäns Plex und Pommies in dem Orte als Beſatzung zurück, welche von hier aus glückliche Streifzüge bis unter die Thore von Mont de Marſan machten.

143) C. P. XXII. p. 345.

144. Unterdeſſen hatte d'Anville ſeinen Plan, ſogleich an's rechte Garonneufer zurückzukehren, wieder einmal geändert. Er hörte, daß Montluc mißvergnügt das ganze Land an der mittleren Garonne aufgeben und ſich auf die Vertheidigung von Libourne beſchränken wolle. Es war klar, daß Montluc dazu nur durch den Mangel an Unterſtützung, welche doch d'Anville ihm gewähren konnte, beſtimmt worden war. D'Anville fürchtete, die Verantwortlichkeit für den Verluſt der Guyenne auf ſich zu laden, und blieb daher wiederum am linken Garonneufer temporiſirend ſtehn. Sobald er dies Montluc mittheilte, begann derſelbe ihn wiederholt aufzufordern, mit Vereinigung aller Truppen Montgommery entgegen zu ziehen.

D'Anville ſagte zu, und es wurde nun wirklich bei Auch eine anſehnliche Truppenmacht vereinigt; nämlich 37 Fähnlein Fußvolk, 17 Compagnieen Gensdarmes (die Doppelkompagnie d'Anvilles für zwei gerechnet), 600 Arkebuſiere zu Pferd und ein zahlreicher berittener und bewaffneter Landadel; das Ganze mochte ſich auf 4000 Mann Fußvolk und 2000 Pferde belaufen. Montluc erhielt das Commando der Avantgarde. Auf die Nachricht, daß Montgommery bereits bis Mont de Marſan und Umgegend vorgerückt ſei, ward der Marſch in dieſer Richtung angetreten.

Aber kaum war man in Bewegung, als d'Anvilles Luſt, weiterzugehen, auch ſchon wieder verſchwunden war. Die Litanei war immer dieſelbe: was er in Bearn ſolle? dem König gehöre kein Platz mehr dort, alle ſeien in den Händen der Proteſtanten; ſchwere Artillerie, um eine Belagerung zu beginnen, habe man nicht; auch an Lebensmitteln ſei bereits Mangel und die Soldaten begännen zu murren.

Montluc that ſein Möglichſtes, um alle dieſe Einwände zu widerlegen. Aber, nachdem er ſich in dem erſten Kriegsrath, welcher abgehalten ward, ziemlich derb ausgelaſſen und d'An-

144) C. P. XXII. pg. 353.

ville dadurch ſchwer geärgert hatte, ward er von nun ab zum Kriegsrathe nicht mehr zugezogen. Er verlor alſo an Terrain und Einfluß auf die Beſchlüſſe. Dennoch zog er das Heer durch unermüdliches Treiben ſich nach bis gegen Mont de Marſan hin. Endlich wollte er dieſes angreifen und wegnehmen. D'Anville gab zuerſt ſeine Zuſtimmung und ſendete Montluc ſelbſt die von dieſem zur Verſtärkung der Avantgarde verlangten zehn Fähnlein Fußvolk und zwei Geſchütze. Aber bald ward ihm ſeine Zuſtimmung wieder leid; ſeine Umgebung hetzte beſtändig: Montluc wolle nur deshalb den Krieg in der Guyenne und Gascogne geführt haben, weil er wohl wiſſe, daß Alles, was daſelbſt geſchähe und erreicht würde, auf ſeine und nicht auf d'Anvilles Rechnung geſchrieben werden würde. 145.

So ließ der letztere Montluc ſagen, es wäre ihm doch lieber, wenn das Unternehmen auf Mont de Marſan unterbliebe. Indeſſen Montluc ließ ſich jetzt nicht mehr abhalten; er ſetzte ſich in Marſch gegen die Stadt, welche aus zwei abgeſonderten durch die Douze von einander getrennten Theilen beſteht. Montgommery hatte die Gegend mit ſeinem Corps bereits wieder geräumt und war nach Orthez zurückgegangen, ſobald er von einem katholiſchen Gefangenen, den ſeine Leute zu Grenade machten, erfahren hatte, daß d'Anvilles ganze Macht im Anzuge ſei. Montluc eilte ſeiner Truppe mit Arkebuſiren zu Pferd voraus, um zu recognosciren; ſeine Recognoscirung machte ihm keine großen Hoffnungen auf Erfolg. Während er aber noch damit beſchäftigt war, hatten ſich fünf Fähnlein Fußvolk unter Caſtella, die er ſelbſt von Agen mit nach Auch gebracht, dem Stadttheile am rechten Ufer der Douze genähert und deſſen Mauern mit nachgeführten Leitern ohne Beſinnen erſtiegen. Die Beſatzung, nur zum kleinen Theile aus Truppen Montgommerys, zum größten aus den bewaffneten proteſtantiſchen Einwohnern beſtehend, im Ganzen 500 Mann

145) C. P. XXII. p. 364.

ſtark, ward nach dem Stadttheile am linken Ufer der Douze zurückgedrängt; es gelang aber Caſtella nicht, hier zugleich mit ihr einzubrechen. Caſtella folgten die zehn Fähnlein, welche d'Anville zur Verſtärkung der Avantgarde geſendet hatte, faſt auf dem Fuße und auf demſelben Wege über die Mauern.

Montluc, davon unterrichtet, begab ſich in die Stadt; in einem Hauſe am rechten Douzeufer gegenüber einer ſchadhaften Stelle in der Mauer am linken Ufer, welche der Feind eben mit Fäſſern verſtellte, die er dann mit Erde anfüllte, poſtirte er eine Anzahl Arkebuſiere, um durch Schießen jene Arbeit zu ſtören, und ſammelte dann bei dem Hauſe die übrige Infanterie, ſoweit ſie zuſammenzubringen war. Unter Führung eines Menſchen aus der Stadt von langer Statur gingen die verſammelten Fähnlein durch die Douze gerade auf die beſchädigte Mauerſtelle los und ſtürmten ſie glücklich. Die Reſte der feindlichen Beſatzung wurden in das Schloß zuſammengetrieben.

Montluc fühlte die Laſt der Jahre und der Waffen; er mußte ſich, nachdem der Sturm des zweiten Stadttheiles gelungen war, in ein Haus führen laſſen und in's Bett legen. Bald kam ſein jüngſter Sohn Fabian in Begleitung einiger anderer Edelleute mit der Kunde, daß die in's Schloß eingeſchloſſene Beſatzung zu kapituliren wünſche. Diejenigen, welche dieſe Kunde brachten, wünſchten, daß Montluc auf dieſe Kapitulation einginge, weil ſie dem proteſtantiſchen Commandanten Favas, den ſie als einen tapferen Soldaten ſchätzten, gerne das Leben gerettet hätten. Montluc ſagte ihnen, ſie möchten kapituliren, er würde die Kapitulation unterzeichnen. In der That war es aber nicht ſeine Abſicht, es zu einer ſolchen kommen zu laſſen. Er ließ daher unter der Hand den Soldaten ſagen, ſie möchten während vor dem Thore des Schloſſes parlamentirt würde, auf einer oder der andern Stelle daſſelbe erſteigen und Alles niedermachen, um ſo den Tod einer Anzahl katholiſcher Edelleute zu rächen, die bei Orthez auch gegen Treu und Glauben, nachdem ſie ſich ſchon ergeben hatten, niedergemacht

ſeien. Montlucs Wille geſchah, indeſſen wurde Favas doch gerettet, da der junge Montluc und deſſen Begleiter, ſobald ſie die Verwirrung bemerkten, die dem Einbruche der Katholiken in's Schloß folgte, ihn zu ſich herauszogen.

Montluc erſtattete perſönlich an d'Anville Bericht über die 146.
Einnahme von Mont de Marſan. Dieſer rückte nun mit allen ſeinen Truppen nach der Stadt vor, und als er hier Alles geſehen, hatte er die Freundlichkeit zu bemerken: „daß dabei mehr Glück als Verſtand im Spiele geweſen ſei.“ Hienach kann man beurtheilen, welchen Grund Montluc hatte, zu hoffen, daß die Einnahme von Mont de Marſan d'Anville beſtimmen werde, die Operationen in Bearn und gegen Montgommery fortzuſetzen. In der That erklärte d'Anville, ſobald Montluc ihn traf, daß er nun feſt beſchloſſen habe, nach Languedoc umzukehren.

Die Litanei der Gründe dafür hatte Montluc ſchon ſo oft gehört und, ſie zu widerlegen, ſich ſo oft vergeblich bemüht, daß er es endlich müde geworden war, es weiter zu verſuchen. Er überlegte, daß bei dem weiten Umfange der d'Anville ertheilten Vollmachten es dieſem möglich ſein werde, ihm und der Guyenne alle Truppen für den Krieg im Languedoc zu entziehen; daß Montgommery, der in Bearn am Ende Mangel leiden werde, ſich ſchon dadurch genöthigt ſehen werde, über kurz oder lang in die Guyenne einzubrechen, daß es dann leicht für ihn — Montluc — abſolut unmöglich ſein könne, irgend welchen nennenswerthen Widerſtand zu leiſten und daß dennoch die Schuld an dem Verluſte der Guyenne ihm aufgebürdet werden würde. Da er ſich nun in den erſten Religionskriegen vom Könige den Ehrennamen des Erhalters der Guyenne verdient und keine Luſt hatte, ihn auf ſchmähliche Weiſe und doch ohne ſeine Schuld zu verlieren, kam er zu dem Entſchluſſe,

146) C. P. XXII. p. 375.

das Gouvernement der Guyenne niederzulegen und sich in's Privatleben zurückzuziehen.

Er wurde in diesem Entschlusse bestärkt, als er erfuhr, daß d'Anville Lussan, einen seiner persönlichen Feinde, an den Hof abgeschickt habe, um über die letzten Ereignisse und über künftige Absichten Bericht zu erstatten.

Er machte d'Anville mit seinem Entschlusse bekannt, ohne ihn dadurch indessen auf andere Gedanken bringen zu können, und sendete nun seinen Sohn Fabian an den Hof ab, um die Abdankung vom Gouvernement der Guyenne zu überbringen und mündlich das Nähere über die Motive derselben zu berichten. Unglücklicher Weise ward Fabian unterwegs von einer protestantischen Streifpartei gefangen. Die Abdankung Montlucs kam daher von ganz anderer Seite an den Hof.

Das Verhältniß desselben zu d'Anville ward immer mehr vergiftet. Am Tag, wo dieser seinen Abmarsch antrat, ward Montluc, als er sich anmelden ließ, gar nicht vor den Marschall gelassen. Obgleich er es selbst nicht begriff, wie er diesen Schimpf hinnehmen könne und es sich nur daraus zu erklären vermochte, daß das Alter seine einstige Hitze beträchtlich abgekühlt habe, ging er doch äußerlich darüber hin, als ob nichts vorgefallen sei. Zuträger hatten Montluc selbst Berichte überbracht, daß d'Anville, den er beständig gereizt und geärgert habe, ihm nach dem Leben trachte.

147. D'Anville marschirte nach Masères ab, vor welchem er am 5. Oktober 1569 erschien. Montluc behielt wenige Kräfte übrig; die Soldaten, auch derjenigen Compagnieen, welche ihm blieben, aus dem Lande geworben, in welchem sie den Krieg führten, gingen zum großen Theile nach Hause, um dort ihre Geschäfte zu besorgen, ihre Verwandten zu besuchen. Montluc ließ von dem Getreide, welches sich auf dem reichen Markte Mont de Marsan vorfand, soviel möglich nach Armagnac,

147) C. P. XXII. p. 385.

Gascogne und Guyenne ſchaffen, um deren Plätze zu verproviantiren; nur ſchwache Abtheilungen blieben zur Beobachtung Montgommerys gegen Bearn ſtehen. Montluc ſelbſt ging nach Agen. Obgleich er wegen Aufgabe ſeines Gouvernements bereits an den König geſendet hatte, wollte er doch dasſelbe fortführen, bis er erſetzt und ſein Nachfolger eingetroffen wäre.

Nicht lange dauerte es, ſo brach Montgommery aus Bearn, 148.
wo er nichts mehr zu leben hatte, in's Armagnac heraus. Euſe, ſchwach beſetzt von den Katholiken, mußte geräumt werden; in Condom erhoben ſich die Proteſtanten und riefen Montgommery herbei. Montluc veranſtaltete einige neue Werbungen von Fußvolk, um wenigſtens die Hauptplätze nothdürftig beſetzen zu können; d'Anville, der, ohne ſich wegen Montgommery in Unkoſten zu ſetzen, ſeine Truppen um Toulouſe ſtehen ließ, that Montluc allen möglichen Abbruch, entzog ihm Ordonnanzkompagnieen, ohne ihn zu fragen und erklärte, er ſei nicht mehr Gouverneur der Guyenne. Montluc ließ ſich dadurch nicht ſtören; die Gefahr für das Land wurde auch immer dringender, ſchon drohte ihm das Schickſal, der Hauptſchauplatz des Krieges zu werden.

Wie erzählt worden, hatten die Katholiken den Sieg von Jarnac durchaus nicht verfolgt. Coligny konnte ſich bei Cognac feſtſetzen. Um nach dem Tode Condés wieder einen Chef an die Spitze der proteſtantiſchen Partei zu ſtellen, der durch ſeine Geburt Rechte auf den franzöſiſchen Thron habe, bat er die Königin von Navarra, ihm ihren Sohn, den jungen Prinzen Heinrich, zuzuführen. Heinrich kam, ebenſo der junge Prinz Condé, Sohn des bei Jarnac ermordeten.

Herzog Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken führte durch Burgund ein neues Hülfscorps aus Deutſchland an die Loire und bemächtigte ſich des Ueberganges la Charité. Als ihn hier unverſehens eine Krankheit dahin raffte, erſetzte ihn im

148) C. P. XXII. p. 389.

Commando Graf Volrad von Mannsfeld, welcher die Deutſchen an die Vienne führte, wo ſich Coligny mit ihnen vereinigte. Dieſer beſchloß nun, auf ſolche Weiſe wieder verſtärkt, ohne daß die Katholiken es verhindert hätten, Poitiers zu belagern. Der junge Herzog von Guiſe warf ſich in die Stadt und vertheidigte ſie tapfer, bis der Herzog von Anjou mit dem katholiſchen Hauptheere zum Entſatz heranrückte. Coligny, der es nicht für angemeſſen hielt, eine Schlacht zu wagen, hob die Belagerung auf, Anjou aber folgte ihm, die Schlacht zu ſuchen. Die proteſtantiſchen Chefs beſtürmten Coligny, dieſelbe anzunehmen. Lange wich dieſer aus, endlich mußte er nachgeben. Am 3. Oktober kam es bei Montcontour an der Dive im jetzigen Departement Vienne zum Haupttreffen, welches abermals ſiegreich für die Katholiken ausfiel.

Die Proteſtanten waren ſo geſchwächt und in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß ſie, wie es ſchien, auf dem Kriegsſchauplatz zwiſchen Vienne und Niederloire ſich nicht länger behaupten konnten, ohne dem ſicheren Untergang entgegenzugehen. Coligny mußte ſie auf ein anderes Kriegstheater führen, auf welchem man eine hinreichende Zahl von feſten Plätzen beſäße und die Streitmacht für den Kampf im freien Felde wieder verſtärken könne. Es gab jetzt nur ein Kriegstheater dieſer Art, im Süden, in Guyenne, Gascogne, Bearn, wo die Vicomtes ſich um Montauban beſtändig behaupteten, wo man die wohlerhaltenen Truppen des bis jetzt immer ſiegreichen Montgommery fand. Coligny marſchirte alſo ſüdwärts, um durch's Perigord und Limouſin die Garonne zu gewinnen.

149. Als Montluc ſeine Annäherung erfuhr, vertraute er zunächſt Lectoure den ſichern Händen zweier Malteſerritter, des Romegas und ſeines dritten Sohnes an. Er ſelbſt war im Lande bald hier, bald dort, um zu rathen, zu ermuthigen, zu werben. Die Proteſtanten waren zuerſt auf Montauban gezogen;

149) C. P. XXII. p. 393.

es war anzunehmen, daß sie die Vereinigung mit Montgommery über das schlecht befestigte, mit umliegenden Höhen dominirte Agen, oder Port St. Marie suchen würden, um den beträchtlichen Streitkräften d'Anvilles auszuweichen. Die Stadt Agen gerieth in die höchste Bestürzung; der Handelsstand machte Miene, sie zu räumen und seine Waaren nach Bordeaux oder Toulouse zu flüchten; die Geistlichkeit und die Behörden wendeten sich hülfesuchend an Montluc. Dieser begab sich nach Agen und entfaltete hier noch einmal das Talent, welches er so oft bewiesen hatte, die Leute zu ermuthigen und eine Stadt schnell in Vertheidigungszustand zu setzen. Agen wurde von seinen Einwohnern fast unter den Augen des Feindes befestigt und Montluc erklärte seinen festen Willen, die Vertheidigung der Stadt selbst leiten zu wollen, soviel ihm Romegas und sein Sohn auch davon abriethen, und sich erbaten, selbst nach Agen zu gehen, während er sich in das festere und sicherere Lectoure werfen solle. Bei allen seinen Arbeiten zur Vertheidigung des Landstriches, den er als seiner Obhut speziell anvertraut noch betrachtete, fand Montluc dennoch Zeit, auch für d'Anville noch Verstärkungen aufzubringen, mit dem er trotz aller früheren Beleidigungen jetzt unentwegt wieder anknüpfte, um des allgemeinen Besten willen und in der sicheren Hoffnung, daß dieser Mann jetzt endlich begreifen würde, was zu thun nothwendig wäre.

Indessen darin hatte er sich sehr getäuscht. Der Adel von 150.
Armagnac hatte an d'Anville einen Brief gerichtet, in welchem er denselben um Unterstützung, um ein Einschreiten zunächst gegen Montgommery bat, der von Condom aus das Land ungestört brandschatzte und plünderte. D'Anville hatte es schon so weit gebracht, daß er von Toulouse bis Grenade am linken Garonneufer vorgerückt war. Aber in dem Briefe, welchen der Adel von Armagnac ihm sendete, kam unglücklicher

150) C. P. XXII. p. 395, 405.

Weiſe auch die Stelle vor, derſelbe werde, wenn es d'Anville nicht beliebte, zu helfen, gezwungen ſein, ſich direkt an den König zu wenden. Daß man ſich nun nicht ſeiner Gnade unbedingt vertraute, empörte den Narren dermaßen, daß er ohne Rückſicht auf die Pflicht, welche ihm ſeine Stellung und die Lage auferlegte, aus reinem perſönlichen Aerger von Grenade nach Toulouſe zurückkehrte. Beſonders wüthend war er auf Montluc, dem er die Abfaſſung dieſes Briefes zuſchrieb, obgleich derſelbe ihn in der That vor der Abſendung nur oberflächlich hatte vorleſen hören. Monferrand, welcher durch Montlucs Vermittlung 1000 Arkebuſiere von Bordeaux die Garonne hinaufführte, um ſich mit d'Anville behufs einer Unternehmung gegen Montgommery zu vereinigen, und ſchon bis Port Ste. Marie gekommen war, kehrte um, als er vernahm, daß d'Anville nach Toulouſe zurückgegangen ſei.

151. Bald darauf bemächtigten ſich die Proteſtanten, unter Coligny aus der Gegend von Montauban an den unteren Lot hinabziehend, des Punktes Aiguillon und nahmen ihr Lager rings um Agen, in welche Stadt Montluc alle benachbarten Garniſonen zuſammenzog. Die deutſchen Reiter Colignys ſtreiften bis an die Thore der Stadt und ſetzten ſich keck in den nächſten Dörfern feſt, ohne daß Montluc bei gelegentlichen Ausfällen ihnen etwas Nennenswerthes anhaben konnte. Indeſſen machte Coligny keine Anſtalt, Agen anzugreifen, er ſtand ruhig im Lande und nährte ſich redlich, um ſeine Truppen aufzufüttern, wie es andererſeits auch Montgommery ſüdlich der Garonne that. D'Anville rührte ſich nicht.

152. Endlich begann Coligny den Bau einer Brücke bei Port Ste. Marie, um ſich mit Montgommery in Verbindung zu ſetzen, und ſchwere Artillerie aus dem Bearn, die bereits im Anmarſch war, an's rechte Garonneufer zu ziehen. D'Anville erhob ſich bis zu dem Gedanken, 60 Arkebuſiere auf drei Fahr-

151) C. P. XXII. p. 408. 152) C. P. XXII. p. 415.

zeugen zur Zerſtörung dieſer Brücke flußabwärts ſchicken zu wollen, jedoch nur für den Fall, daß Coligny von dem Unternehmen im Voraus nichts erfahre und nicht darauf gefaßt ſei. Für Montluc war die Zerſtörung der Brücke eine Sache von großer Wichtigkeit; in Agen ward viel über die Sache geſprochen; ein Maurermeiſter aus Aiguillon war der Meinung, daß eine Schiffsmühle, die man die Garonne abwärts treiben ließe, die Zerſtörung bei dem jetzigen hohen Waſſerſtand und der ſtarken Strömung des Fluſſes wohl vollbringen könne, und der Ingenieur, welchen Montluc bei ſich zu Agen hatte, war derſelben Anſicht, vorausgeſetzt, daß die Mühle tüchtig mit Steinen beſchwert werde.

D'Anvilles Projekt wurde aufgegeben; ein Officier desſelben ließ Montluc ſagen, man ſolle zu Agen die drei Boote, wenn ſie den Strom hinabkämen, zurückhalten, da Coligny bereits von der Abſicht, ſie zu ſenden, wiſſe, und ſich darauf vorbereitet habe, ſie zu empfangen. In der gleichen Nacht aber ließ nun Montluc ganz insgeheim wirklich eine Schiffsmühle losmachen und den Strom hinabtreiben. Um 11 Uhr ging dieſelbe von Agen ab, um 1 Uhr nach Mitternacht ſtieß ſie auf Colignys Brücke und zerriß ſie gründlich, obgleich ſie auf den Allarm der Poſten von beiden Ufern her beſchoſſen ward. Sie war nicht beſetzt, die Beſchießung nützte nicht; erſt bei Marmande lief die Schiffsmühle, nachdem ſie ihre Arbeit getreulich verrichtet hatte, auf den Strand.

Montluc ließ die freudige Nachricht von der Zerſtörung der 153.
proteſtantiſchen Brücke durch ein kleines Fahrzeug, deſſen Schiffer er mit 25 Thalern belohnte und deſſen Mannſchaft, als ſie die Stelle der ehemaligen Brücke paſſirte, ſich platt niederlegte, nach Bordeaux hinabbringen (15. Dec. 1569), wo ſie am 16. Dec. eintraf; Montlucs Bruder, der Biſchof von Valence, welcher ſich zu Bordeaux befand, beförderte den Bericht ſofort weiter an den König, der ſich im Lager vor St. Jean d'An-

153) C. P. XXII. p. 420.

gely (an der Boutonne, rechtem Zufluſſe der Charente) aufhielt, mit deſſen Belagerung ſich die katholiſche Hauptarmee nach dem Siege von Montcontour, als ob ſonſt nichts zu thun wäre, die Zeit vertrieb.

154. Coligny mußte ſeine ſolide und zuſammenhängende Brücke durch eine kleine fliegende Brücke am Spanntau erſetzen, vermöge welcher zu gleicher Zeit höchſtens ſieben Reiter mit ihren Pferden übergeſetzt werden konnten. Mittelſt dieſer zog er zuerſt drei Cornetten Reiter, die er bereits von den ſeinigen hatte an's linke Ufer gehen laſſen, dann die ganze Streitmacht Montgommerys an's rechte Ufer der Garonne, wozu ſechs Tage nothwendig waren. Montluc ſuchte ſich gewiſſe Nachrichten über die ferneren Abſichten der Proteſtanten zu verſchaffen und erfuhr bald, daß ſie Agen vorbei nach Montauban zu marſchiren gedächten, um von dort aus die Umgegend von Toulouſe zu verwüſten, auch wohl dieſes ſelbſt anzugreifen, wenn es mit Ausſicht auf Erfolg möglich wäre. Er gab davon ſogleich, da er an d'Anville nicht wohl ſich wenden konnte, Menſencal, dem erſten Präſidenten des Parlaments von Toulouſe, Nachricht, welche er zugleich mit gutem Rathe begleitete.

Ende des dritten Hugenottenkrieges 1570.

155. In den erſten Wochen des Jahres 1570 traten die vereinigten Kräfte Colignys und Montgommerys ihren Marſch von Pont Ste. Marie am rechten Garonneufer um Agen vorbei auf Montauban an, ohne ſich ſonderlich zu beeilen, ſtets darauf bedacht, ſich in den Marſchquartieren, welche ſie nahmen, zu ſtärken und auszuruhen. Montluc rückte mit den zwei Ordonnanzcompagnieen, welche er dort hatte, aus Agen, um den Feind zu recognosciren. Ihn anzugreifen, daran durfte er nicht denken. Aber auch die vorbeiziehenden Proteſtanten, obgleich

154) C. P. XXII. p. 426. 155) C. P. XXII. p. 430.

ſie ihn bemerkten, kümmerten ſich nicht um ihn. Herr v. Durfort hatte vom Schloß Bajaumont aus das Heer Colignys gemächlich beſchauen und faſt zählen können.

Dieſen Herrn ſchickte Montluc an König Carl IX. mit dem Auftrag, demſelben über das, was er vom Feinde geſehen und was man von deſſen Plänen wußte, Bericht zu erſtatten. In dem Briefe, welchen er Durfort mitgab, bemerkte Montluc auch, daß die weitere Abſicht der Proteſtanten auf das Languedoc gehe; die Bevölkerung dieſer Provinz ſei in höchſter Beſorgniß, ſie habe bereits d'Anville gebeten, ihr Joyeuſe als Führer zu ſenden, woran es ihr vorzugsweiſe fehle. Wenn es dem König gefalle, d'Anville zur Erfüllung dieſes Wunſches anzuweiſen, wenn er dann ferner auch nur die Hälfte der Hauptarmee unter dem Herzoge von Anjou oder dem Dauphin (Sohn des Herzogs von Montpenſier) nach der Rovergue marſchiren laſſe, ſo ſei noch nichts verloren. Montluc würde ſich mit dem Detachement der Hauptarmee zur Verfolgung des Feindes verbinden und man werde ſicherlich auch Mittel finden, d'Anville zur Thätigkeit zu bewegen.

Vom Biſchofe von Agen, mit welchem Montluc zu dieſer Zeit alle ſeine Maßregeln zu beſprechen pflegte, hatte er erfahren, daß der Gouverneur von Narbonne ein Hugenott ſei; derſelbe habe das Haupt der Katholiken von Narbonne aus der Stadt verwieſen; die Katholiken hätten ſich darauf an d'Anville gewendet, um die Rückkehr jenes Mannes zu erzielen, d'Anville indeſſen habe die Sache ziemlich lau behandelt. Nun habe ſich auch das Parlament von Toulouſe in's Mittel gelegt; indeſſen ſeien die Dinge noch beim Alten. Montluc erzählte dies Durfort, zunächſt nur behufs mündlicher Mittheilung an den König, wies ihn übrigens in dieſer Beziehung an den Biſchof von Agen. Der letztere nun gab Durfort eine ſchriftliche Darſtellung der Angelegenheit mit.

Während Durfort an den Hof ging, zog Coligny wirklich über Montauban vor Toulouſe und plünderte und verwüſtete

alle Umgebungen dieſer blühenden Stadt. Die katholiſche Hauptarmee, nachdem ſie ſieben Wochen lang das von Piles tapfer vertheidigte St. Jean d'Angely belagert und dabei 3000 Mann verloren hatte, ſtand ruhig in ihren Winterquartieren. Montluc erhielt im Februar unterdeſſen vom Könige den Befehl,
156. alle Truppen, die er auftreiben könne, zu ſammeln, Artillerie von Bordeaux, Toulouſe und Bayonne zu nehmen und das ſeit Montgommerys ſiegreichem Zug gänzlich in den Händen der Proteſtanten befindliche Bearn zurückzuerobern. Geld zur Beſoldung des Fußvolks oder zur Ausrüſtung der Artillerie ward ihm keines angewieſen. Toulouſe ſchlug außerdem die Lieferung von Artillerie ab; das letzte was die Stadt davon noch beſeſſen, habe d'Anville vor Maſéres verbraucht. Montluc wendete ſich nun an den König mit der Bitte um etwas Geld und ſichere Anweiſungen auf die ſonſtigen nothwendigſten Bedürfniſſe. Auf dieſe Bitten erhielt Montluc die Antwort: der König finde es ſehr auffallend, daß Montluc die Unternehmung ſo in die Länge ziehe, er habe geglaubt, derſelbe ſtehe bereits mitten in Bearn; wenn Montluc ſich nicht anders benähme als bisher, ſo werde ſich der König ſeinerſeits genöthigt ſehen, andere Vorſorge zu treffen; ſeit drei Jahren habe Montluc nichts gethan, was einen Kreuzer werth ſei.

Dieſe einfältige und ungerechte Antwort hatte Montluc ſeinen Feinden am Hofe und dem Einfluſſe d'Anvilles insbeſondere zuzuſchreiben, welchen letzteren die Sendung Durforts an den König, in der er Einmiſchung in ſeine Gerechtſame und Verläumdung ſehen wollte, in eine unſinnige Wuth verſetzt hatte.
157. Am 27. Februar 1570 hatte d'Anville einen Brief in dieſer Angelegenheit an den König geſchrieben, in welchem er Montluc ohne die geringſten Umſchweife einen Lügner und Verläumder nannte, verblümt ihn der Brandſchatzung, Beraubung und Plünderung königlichen Landes, ja des Diebſtahls an königl-

156) C. P. XXII. p. 436. 157) C. P. XXII. p. 434.

lichen Geldern beſchuldigte und von dem alten Soldaten in einem Tone der Verachtung ſprach, wie nur der dümmſte ariſtokratiſche Dünkel ihn eingeben konnte.

Montluc war außer ſich vor Wuth und Verzweiflung über die Antwort des Königs, er verfluchte ſich, daß er jemals dem Könige und ſeiner Mutter treue Dienſte geleiſtet, daß er ſich nicht lieber hinter einen der Hofſchranzen geſteckt habe, durch deren Brille die Könige ſehen; daß er ſeine Söhne auf den Schlachtfeldern geopfert, ſtatt ſie zu Kammerherrn zu erziehen. Im Anfange wollte er dem Könige ohne Weiteres ſchreiben, daß er unter dieſen Umſtänden nicht nach Bearn gehe. Aber bald beſann er ſich eines Andern, ſein ſoldatiſcher Sinn ſiegte, und er beſchloß, ſeinen Feinden zu zeigen, was er trotz ſeines Alters vermöchte. Er borgte 14000 Franken, einige Artillerie ſtellte ihm Toulouſe endlich gegen ſeine perſönliche Bürgſchaft, andere der Gouverneur von Bayonne, wohin er hundert Pferde unter Monteſpan und Madaillan entſendete, um den Convoi zu escortiren. Er ſchickte Gondrin und Sainctorens, letztern als **Maréchal de camp**, nach Nogarol, um dort die Truppen zu ſammeln; er ſetzte dieſe in Marſch, ließ werben, Lebensmittel zuſammenbringen; endlich begab er ſich, nachdem alle dieſe Dinge in nur ſechs Tagen mindeſtens in Gang gebracht waren, auch perſönlich nach Nogarol.

Hier trat er ſogleich mit den Truppenführern über die Rich- 158.
tung, in welcher der Feldzug begonnen werden ſolle, in Berathung. Einige waren für den Angriff auf St. Sever, andere wollten, daß man direct auf Pau marſchire; Montluc erklärte ſich dafür, mit dem Angriff auf Schloß Rabaſtens zu beginnen, eines der feſteſten, welche die Königin von Navarra beſaß, nördlich von Tarbes und öſtlich dem obern Adour gelegen. Hier hatte er das fruchtbarſte Land der Gascogne hinter ſich und kam in Betreff der Verpflegung nicht in Ver-

158) C. P. XXII. p. 442.

legenheit. Außerdem wollte er dieſes feſte Schloß jedenfalls mit Gewalt nehmen, nicht durch Kapitulation, und dann Alles über die Klinge ſpringen laſſen. Er verſprach ſich davon einen günſtigen Einfluß auf das ganze Land; keine Stadt, hoffte er, außer etwa Navarrens, werde ihm dann noch widerſtehen, und die Stadt Toulouſe, wenn ſie von dem guten und kräftigen Anfang höre, werde ihm deſto bereitwilliger weitere Bedürfniſſe liefern.

Am Tage nach dieſer Berathung ging Montluc mit geringem Gefolge nach Dax, wohin er den Vicomte von Orthez, Gouverneur von Bayonne, ſammt der aus dieſer Stadt kommenden Artillerie beſchied. Orthez, der zu Dax ſtehen bleiben ſollte und etwa 1000 Mann geſammelt hatte, beſtärkte Montluc in ſeiner Abſicht; er ſtellte ihm namentlich vor, daß man bei einem Angriffe auf St. Sever die unfruchtbaren Küſtenheiden (les Landes) hinter ſich und mit Verpflegungsſchwierigkeiten unbedingt zu thun haben werde; daß andererſeits bei dem Angriffe auf Rabaſtens auch die katholiſchen Basken aus den Thälern von Soule und Daſpe beſſere Gelegenheit hätten, ſich mit Montluc zu vereinigen. Es ward nun abgemacht, daß Orthez mit ſeinen Leuten und mit zwei Compagnieen Gensdarmes und zwei Compagnieen Fußvolk, die zu Mont de Marſan in Quartier lagen, von Dax direct auf Pau vorgehen ſolle, ſobald er vernähme, daß Rabaſtens in Montlucs Gewalt ſei.

159. Dieſer kehrte alsbald nach Nogarol zurück und führte von dort ſeine Truppen nach Rabaſtens. Eine Recognoscirung zeigte ihm, daß man zuerſt die Stadt und von ihr aus das Schloß angreifen müſſe. Nachdem er den Tag ſeiner Ankunft zur Anfertigung von Schanzkörben und Faſchinen benutzt hatte, ließ er in der Nacht die Geſchütze in Batterie ſtellen und ſchoß am nächſten Morgen Breſche. Die Feinde ſteckten nun die Stadt in Brand und zogen ſich in das Schloß zurück. Mont-

159) C. P. XXII. p. 444.

lucs Soldaten ſuchten lange vergeblich dem Feuer Einhalt zu thun; trotz ihrer Bemühungen brannte der größte Theil der Stadt nieder. Montluc ließ die Artillerie in dieſe hineinführen und ſtellte ſie in Batterie. Seine Abſicht war, einen großen Thurm einzuſchießen und mit deſſen Trümmern den tiefen Waſſergraben auszufüllen, welcher das Schloß umgab, ſo daß man über jene hinwegſtürmen könne. Es gelang auch den Thurm einzuſchießen, aber er füllte den Graben keineswegs aus. Nachrichten von einem nahe bevorſtehenden Entſatzverſuch bewogen Montluc einerſeits Anſtalten gegen deſſen Annäherung zu treffen, andererſeits aber auch den Sturm zu beſchleunigen. In der vierten Nacht ließ er die Contrescarpe des Grabens ſoweit abſtechen, daß man bequem auf die Trümmer des Thurmes hinabſteigen konnte.

Für den nächſten Tag beſchloß er den Sturm. Obgleich er ſich vorgenommen hatte, ſich dabei nicht perſönlich auszuſetzen, hatte er doch eine Ahnung, daß ihm ein Unglück begegnen werde. Er gab noch am Morgen dem Advokaten von Las ein Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Gelder und empfahl ihm ſeine beiden jüngſten Töchter und ſeine Frau zur Fürſorge an, falls er bleiben ſolle; darauf ſtach er mit den Edelleuten ſeiner Umgebung verſchiedene Flaſchen aus und ermunterte ſie zu rückſichtsloſem Draufgehen, dann ließ er zum Sturme blaſen.

Das Fußvolk begann dieſen alsbald, that aber nicht vollkommen ſeine Schuldigkeit. Jetzt vergaß Montluc alle ſeine guten Vorſätze. „Ihr Edelleute, wendete er ſich an dieſe, hier gilt es, daß wir zugreifen. Drauf! ich ſelbſt werde euch den Weg zeigen und beweiſen, daß ein gutes Roß nie eine Mähre wird. Folgt mir tapfer nach und ohne euch zu beſinnen; einen ehrenvolleren Tod als hier werden wir nicht ſo leicht finden. Vorwärts ohne Redensarten!“ Herrn von Goas, der proviſoriſch das Fußvolk befehligte, nahm er an ſeine Seite und empfahl ihm, wenn er, Montluc, verwundet werden ſollte, ſich nicht darum zu kümmern und nur dafür zu ſorgen, daß das Schloß genommen werde.

160. Man ſchritt zum Sturm, bei demſelben erhielt Montluc alsbald einen Arkebuſenſchuß in's Geſicht, augenblicklich war es mit Blut bedeckt. Goas wollte ihn halten. Montluc wies dies ab. Die Soldaten ſtutzten und machten Miene, umkehren zu wollen; Montluc, dem es ſchwer ward zu ſprechen, da ihm das Blut aus dem Mund und der Naſe quoll, ſchrie ihnen doch zu: „Wohin wollt ihr? was wollt ihr beginnen? was geht's euch an, daß ich verwundet bin? Vorwärts! jeder an ſeinen Platz! mir fehlt nichts!" Goas wies er noch insbeſondere an, dafür zu ſorgen, daß der Sturm ſeinen Gang ginge.

Darauf mußte er aber umkehren, um ſich verbinden zu laſſen; den Edelleuten, die ſich zunächſt um ihn befanden, rief er noch zu: „Ich gehe, mich verbinden zu laſſen; daß Niemand mir folgt! rächt mich, wenn ihr mich lieb habt." Der Regimentschirurg von Goas, Meiſter Simon, konnte ihm mit den Fingern die Knochen von beiden Backen herausreißen. Dieſe Wunde Montlucs iſt nie vollſtändig geheilt worden; er mußte von jetzt ab draußen beſtändig eine Maske tragen, daß kalte oder ſcharfe Luft nicht daran komme. Er war kaum verbunden, als Goas und Madaillan herbeieilten, um ihm zu verkünden, daß die Katholiken in Schloß Rabaſtens eingedrungen wären und Alles mordeten, was ihnen unter's Meſſer käme, um ſeine Verwundung zu rächen.

„Gelobt ſei Gott, antwortete Montluc, daß ich den Sieg auf unſerer Seite weiß, bevor ich ſterbe. Jetzt kann der Tod kommen. Schnell zurück und ſorgt dafür, daß Keiner geſchont wird, wenn ihr mich lieb habt."

Alles wollte jetzt bei dem Morden ſein und verließ den Verwundeten, bei welchem außer dem Regimentschirurgen nur der Advokat de Las und zwei Pagen zurückblieben. Das Blutbad in Rabaſtens war fürchterlich; außer zwei dort gefangen

160) C. P. XXII. p. 459. vgl. a. Brantôme, Vies des hommes illustres et capitaines français; discours LXX.

gehaltenen katholiſchen Kaufleuten, welche befreit wurden, entgingen ihm nur zwei Proteſtanten, welchen es gelang, ſich zu verſtecken.

Ein proteſtantiſcher Edelmann der Gegend, welcher aber nicht die Waffen gegen die Katholiken oder gegen den König, wie man zu ſagen pflegte, ergriffen hatte, hatte dem Sturme von Rabaſtens von einem benachbarten Hügel aus zugeſehen. Er bat um die Erlaubniß, Montluc beſuchen zu dürfen und bot ihm ein Haus in der Nähe an, welches dieſer annahm und wo er nun nach Möglichkeit gepflegt ward. Hier verſammelte er am Tage nach dem Sturm die ſämmtlichen Officiere ſeines Corps und hielt ihnen folgende Standrede:

„Meine Kameraden und Freunde! was mich bei meinem Unglücke von geſtern am meiſten ſchmerzt, iſt, daß ich euch nun verlaſſen muß, ohne daß zuvor die königliche Sache in dieſem Lande auf den gehörigen Stand gebracht ſei. Ihr kennt alle meinen Plan, ich habe ihn euch nicht verborgen und ich bitte euch nun, daß ihr ſeine Ausführung fortſetzt, wie ihr mir in deren Anfang beigeſtanden habt. Das Blutbad von Rabaſtens wird ohne Zweifel einen heilſamen Schrecken im Lande Bearn verbreiten, und ich bin überzeugt, daß ihr außer zu Navarrens keinen Widerſtand mehr findet. Laſſet die Gelegenheit, die euch Gott gegeben, jetzt nicht entſchlüpfen; thätet ihr es, würde jedermann ſagen, ihr ſeiet nur kühn mit mir und durch mich und könntet nichts ohne mich. Und ein ſo großes Lob das für mich ſein möchte, verzichte ich doch viel lieber darauf, da meine Achtung und Liebe zu euch mich ebenſo eiferſüchtig über eure Ehre wachen laſſen, als über meine eigene. Denkt alſo nicht mehr an mich, als ob ich ſchon todt wäre. Viele Officiere ſind hier unter euch, die ebenſowohl als ich den Oberbefehl führen können. Ihr habt tüchtige und brave Burſche, die jetzt mit doppeltem Muthe drauf gehen werden, um ihren General zu rächen. Ich bin überzeugt, daß keiner unter euch iſt, der nicht gern Herrn von Gondrin dort gehorchte; außerdem, daß er

dem erſten Hauſe angehört, iſt er auch unter euch allen der älteſte Officier. Und weil ſeine Geſundheit nicht die feſteſte iſt, bitte ich euch, Sainctorens, Goas und Madaillan ihm zur Seite ſtehen und ihm mit eurem Rathe zur Hand ſein zu wollen. Er iſt alt, wie ihr ſeht, und alle Mühe, die es giebt, müßt ihr drei, die ihr jung ſeid, ihm abnehmen. Euer Wille iſt gut, das weiß ich, ich bitte euch alſo nur, ſeid einig; dann wird meine Wunde, wenn ihr etwas Tüchtiges ſchafft, doch das Gute haben, daß ſie euch Ehre einbringt. Bei Gott! liebe Kameraden, laßt dies Unternehmen, welches einen ſo guten Anfang genommen hat, nicht bei dieſem ſchon aufhören. Macht euch die Beſtürzung des Feindes zu Nutze, und zeigt der Welt, daß nicht Alles an mir hängt, daß ihr euren wohlerworbenen Theil an unſerm gemeinſamen Ruhme habt. Wollt ihr alſo nach meinem Rathe handeln und Herrn von Gondrin fortan als euer Haupt erkennen?“

161. Obgleich nun alle dies verſprachen und Manchem die Anſprache des alten ſchon aufgegebenen Generals Thränen in die Augen gebracht hatte, verließ doch alsbald der Landadel in Maſſe das Heer und auch die Soldaten machten ſich davon und gingen heim. Freilich folgte der Einnahme von Rabaſtens, welche am 23. Juli ſtattfand, auch bald der Friede.

Nachdem die Proteſtanten die Umgegend von Toulouſe verwüſtet hatten, zogen ſie an die Loire, überſchritten dieſe ohne Widerſtand zu finden und drangen in's Burgund ein. Hier trat ihnen bei Arnay le Duc (am obern Arroux, im Departement Côte d'Or, nordöſtlich Autun) am 25. Juni der Marſchall Coſſé mit der katholiſchen Hauptarmee entgegen. Der Sieg blieb mindeſtens unentſchieden; jedenfalls konnten die Proteſtanten ſich ungehindert in dem Land zwiſchen Yonne und Loire ausbreiten. Sie bedrohten Paris; Katharina von Medici ſah ſich außer Stande, ſie aufzuhalten, ſie mußte wiederum durch

161) C. P. XXII. p. 468.

einen Frieden Zeit gewinnen. Die Proteſtanten ihrerſeits waren gleichfalls erſchöpft und fühlten das Bedürfniß der Ruhe. So kam es am 8. Auguſt zu dem Abſchluß des Friedens von St. Germain en Laye, welcher für die Proteſtanten günſtiger 162.
als irgend ein früherer, ihnen eine wenig beſchränkte Religionsfreiheit gab, ihnen den Zutritt zu allen Staatsämtern öffnete und vier Sicherheitsplätze, unter welchen La Rochelle, zugeſtand.

Am dritten Tage nach ſeiner Verwundung ließ Montluc ſich nach Marſiac bringen, von dort ſchaffte ihn ſeine Frau nach 163.
Condom, wo ihn eine Kolik drei Wochen noch im Bette feſthielt. Noch ehe der Frieden abgeſchloſſen war, erhielt er hier eine Botſchaft von der Königin Mutter, er möge alle Truppen, die er noch auf dem Gebiete der Königin von Navarra ſtehen habe, von demſelben zurückziehen. Da er fragte, ob denn der Friede geſchloſſen ſei, ward ihm geantwortet, dies gerade nicht, aber man erwarte ſeinen Abſchluß täglich. Hierauf gab Montluc Gondrin den Auftrag, unverzüglich, nicht blos die Truppen aus Bearn zurückzuziehen, ſondern ſie auch zu entlaſſen. Da die Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens wirklich bald eintraf, ſo ſparte dieſe Entlaſſung der Truppen der Gascogne viel Geld, welches ſonſt ganz unnütz ausgegeben worden wäre.

Bei ſeiner Geneſung ſollte Montluc den größten Aerger 164.
ſeines Lebens haben. An dem Tage nach ſeiner Verwundung ſendete Gondrin den Capitän Montaut mit Bericht über die letzten Ereigniſſe im Bearn an den König. Da Montluc wußte, daß ſein Sohn Fabian nicht an den Hof gekommen, daß alſo ſein Geſuch um Entlaſſung vom Gouvernement der Guyenne nicht offiziell an denſelben gedrungen ſei, ſo trug er jetzt dem Capitän Montaut auf, dasſelbe dort zu wiederholen. Mon-

---

162) Es iſt dieſer faule Friede, welchen die franzöſiſchen Witzköpfe la paix boiteuse et mal assise tauften; er ward unterzeichnet von Biron, welcher hinkte (boiteux) und de Mesme, Herrn von Malaſſiſe.
163) C. P. XXII. p. 486. 164) C. P. XXII. p. 469.

laut erfuhr am Hofe, daß bereits einen Monat früher der König, ohne deſſen Geſuch zu erwarten, Montluc einen Nachfolger in der Perſon des Marquis von Villars gegeben habe. Man theilte dies Montluc erſt mit, als er einigermaßen hergeſtellt war.

Die Kränkung war zu niederträchtig, als daß der alte Soldat ſie ſtillſchweigend hätte hinnehmen können. Er ſchrieb dem
165. Könige einen Leſebrief, in welchem er ihm zum Eingange ſagte, daß er wohl noch hätte zwei Monate mit ſeiner Gouvernementserneuerung warten können; dann, nach Herſtellung des Friedens, würde Montluc ſelbſt auf's Beſtimmteſte um Enthebung von den Funktionen eines Gouverneurs der Guyenne nachgeſucht haben und der König hätte ſich eine große Ungerechtigkeit erſpart. Welche Gründe immer zu dieſer Abberufung beſtimmt haben möchten, jedenfalls ſei Montluc niemals ſelbſt gehört worden und doch ſei es in der Ordnung, daß ein Verklagter nicht vor ſeiner Vertheidigung verurtheilt werde, zumal ein Mann, den man ſeinerzeit als den Erretter und Erhalter der Guyenne gefeiert habe. Montluc führt dann in einer einfachen Schilderung ſeine ganze Thätigkeit in der Guyenne während der Religionskriege dem Könige vor, durch welche er ſich jenen Ehrentitel verdient habe, und fährt endlich, an die Einnahme von Rabaſtens anknüpfend, folgendermaßen fort: „Und wenn ich auch an dieſe Waffenthat, wie an viele ähnliche, die ich während der Regierungen Euers Vaters und Großvaters gethan, keine andere Hoffnung knüpfte und für ſie keine andere Belohnung erwartete, als die ich ſonſt wohl geerntet, die Zufriedenheit und den ſchönen Dank meines Königs und Herrn, ſo glaubte ich doch auf dieſe mir ſichere Rechnung machen zu dürfen. Ein alter Soldat von 70 Jahren, Ihr Generallieutenant in dieſen Landen, konnte ich meine Pflicht vollſtändig erfüllen, indem ich den Andern Befehle ertheilte, ohne mich perſönlich auszuſetzen; dennoch führte mich das Streben, Ihnen bei jeder Unternehmung den

165) C. P. XXII. p. 471.

Sieg zu verſchaffen, wie den gemeinſten Soldaten in Reihe und Glied und in den dickſten Kugelregen; und eine Menge Edelleute ſetzten ſich gleicher Gefahr mit mir aus und ſchätzten ſich glücklich, einem der älteſten Soldaten Frankreichs, der hier freiwillig auf den Rang des Generals verzichtete, zu folgen. Ich durfte wohl hoffen, daß Euer Majeſtät es nicht ganz unbeachtet laſſen würden, daß ich ebenſo, wie ich in den erſten Religionskriegen der erſte war, welcher Ihren Waffen den Sieg verſchaffte, auch die letzte Waffenthat des eben beendeten Krieges ſiegreich hinausführte. Meine Hoffnung, mindeſtens ein belobendes Schreiben, wie Sie es auch dem geringſten Offizier dieſes Königreiches in ähnlichem Falle zukommen laſſen, von Ihnen zu erhalten, war ſicherlich beſcheiden genug. Statt deſſen habe ich nun erfahren, daß Sie, ohne mein Geſuch zu erwarten, mich meines Gouvernements enthoben haben und, was die Hauptſache iſt, ohne mir mit einer Sylbe dies anzuzeigen, ſo daß ich eher die Ankunft meines Nachfolgers, als die mir zugedachte Beleidigung erfuhr. Und in derſelben Zeit, da Sie durch ein allgemeines Geſetz für Ihr ganzes Königreich alle diejenigen, welche derſelben verluſtig erklärt waren, in den alten Stand und Rang wieder einſetzten, haben Sie, kann ich ſagen, durch ein Spezialgeſetz, ausdrücklich für mich gemacht, mich der Würde entſetzt, die ich ſtets mit den Waffen in der Hand in Ehren erhalten. Aber zöge man mich auch bis auf's Hemde aus, wahrlich, ich werde trotzdem immer in einem Ehrenkleide ſtecken; man wird mir das nicht nehmen können, daß ich von meiner Kindheit an die Waffen im Dienſt Ihrer Krone getragen habe mit aller Treue, die ein König fordern durfte. Man wird es mir immer laſſen müſſen, daß ich bei ſo vielen Gefechten, Schlachten, Treffen, Unternehmungen bei Tag und Nacht, Stürmen, Einnahmen und Vertheidigungen von Städten geweſen bin, als irgend ein Menſch, der heute in Europa lebt. Das iſt in allen Landen bekannt. Und ich kann in Wahrheit ſagen, — die Ehre davon ſei Gott und den Königen, die mich verwendet haben, — daß

ich niemals eine Niederlage erlitten, wo immer ich commandirte, daß ich niemals den Feind angegriffen habe, ohne ihn auch zu ſchlagen, möge man dies übrigens auf Rechnung meines Glücks oder worauf ſonſt immer ſchreiben."

Nachdem Montluc dieß durch die Aufführung ſeiner Leiſtungen in den Kriegen vor den Religionsunruhen erwieſen, ſchließt er:

„Alles Dieſes habe ich Euer Majeſtät ſagen wollen, weil es Ihnen vielleicht kaum bekannt iſt und weil Diejenigen, welche Ihnen von mir erzählten, mich kaum nach Verdienſt taxirt haben. Bisweilen haben ſie von mir wie von einem Buſchklepper geredet, dann haben ſie und oft genug geſchwätzt, daß ich ſeit drei Jahren nichts gethan, was der Rede werth ſei. Damit haben ſie Ihnen mehr Schaden gethan, als mir: mir konnten ſie doch den wohlerworbenen Ruhm nicht nehmen; Sie aber ſind durch dergleichen Reden zu einer Handlungsweiſe verleitet worden, die ſich die Leute meines Handwerkes, zu Eurer Majeſtät Vortheil wahrlich nicht, zum Exempel nehmen werden. Alle, welche in dieſer Zeit zu militäriſchen Würden berufen, durch den Waffendienſt hinaufzukommen ſtreben, werden auf den Gedanken gerathen, daß, wie mein Beiſpiel zeigt, die Dienſte langer Jahre und der wohlerworbene Ruf der Tüchtigkeit ihnen niemals ſo viel nützen, als die Zungen ihrer Neider und Verkleinerer ihnen ſchaden können. Zum Schluſſe meines langen und weitläufigen Schreibens muß ich Euer Majeſtät noch um Verzeihung bitten, daß ich mich durch den Schlag, der mich getroffen, gezwungen ſah, von meinem Schmerz Ihnen Mittheilung zu machen und meine Klagen an Sie zu bringen. Ich mußte mich an Sie wenden, weil ich wünſchte, von Ihnen beſſer gekannt zu werden, als dies bisher der Fall geweſen zu ſein ſcheint, weil ich Sie aber zugleich auch gehorſamſt bitten möchte, daß Sie künftig, wenn Ihnen eingeblaſen wird, mich oder einen andern ihrer treuen Diener zu mißhandeln, bevor Sie dies thun, dem Verklagten wenigſtens auch Gehör ſchenken. Mein

Wunsch, Sie immer glücklich zu sehen, ist so lebhaft, daß ich sehr zufrieden bin, wenn Sie von Allen, welchen Sie in diesen letzten Religionskriegen Aufträge ertheilt haben, in allen Provinzen des Landes ebenso gut bedient worden sind, als von mir in der Guyenne, wo ich Land und Städte bewahrt, den Feind geschlagen, wo immer Gelegenheit war, ihn zu bekämpfen, Städte mit Gefahr meines Lebens erstürmt habe, mag so viel als da wolle gesagt werden, ich habe nichts gethan, was der Rede werth sei. Jedenfalls bitte ich Sie gehorsamst, zu glauben, daß Niemand auf der Welt einen besseren Willen hatte, als ich. Weil es Ihnen denn so beliebt, ziehe ich mich zurück, ohne eine andere Anerkennung für so viele Mühen und Dienste langer Jahre, als den Kummer um den Verlust meiner Söhne, die für Ihren Thron kämpfend gefallen sind, und sieben Kugeln im Leibe, die mich stets an die Dienstwilligkeit erinnern werden, die ich immer Ihren Vorfahren bewiesen habe und die ich auch Euer Majestät bewiesen haben würde. Möge Ihnen Gott alles Glück, Wohlergehen und Gesundheit verleihen."

Mit diesem Briefe, der ohne Montluc's Wissen gedruckt wurde und gedruckt zu werden verdiente, auf den er vom Könige nur einige schöne Redensarten, „welche nichts kosten," zur Antwort erhielt, schied Montluc eigentlich aus dem militärischen und öffentlichen Leben.

Letzte Jahre Montluc's.

Seine letzten Jahre gedachte der alte Krieger in Ruhe auf 166. seinen Gütern zuzubringen und beiläufig auf die Abfassung oder Vollendung seiner Denkwürdigkeiten zu verwenden. Die Zurückgezogenheit von den Geschäften war seiner Gesundheit äußerst zuträglich; aber daß er nicht aufhörte, mit gespanntem Interesse dem Gange der Weltbegebenheiten zu folgen, versteht sich bei

166) C. P. XXII. p. 541.

dem lebhaften Geiſte des Mannes von ſelbſt. Bei den häufigen Beſuchen von den vielen Freunden, welche er unter dem Adel der Nachbarſchaft und der ganzen Guyenne und Gascogne hatte, bildeten die Tagesbegebenheiten den Hauptgegenſtand des Geſpräches.

Montluc ſah nur den zunehmenden Einfluß, die wachſende Macht der Proteſtanten; und ſah ſie mit Beſorgniß; was da unter der Decke von Katharinen und den Häuptern der Katholiken geſpielt ward, das ſah er nicht. Es ſollte ihm klar werden, als er die Nachricht von der Bartholomäusnacht erhielt.

167. Obgleich er zur Zeit gar kein öffentliches Amt bekleidete und durchaus zurückgezogen von den Geſchäften lebte, hielt es Katharina doch für angemeſſen, ihm zu ſchreiben und die Scheußlichkeiten des 24. Auguſt 1572 zu rechtfertigen, mindeſtens es zu verſuchen; da hieß es, es ſei eine große Conſpiration gegen König und Staat entdeckt worden und man hätte ihr auf keine andere Weiſe, als in welcher es eben geſchehen, begegnen können. Montluc war durch ſeine eigenen Erfahrungen immer kühler geworden, hatte immer mehr erkannt, daß die Religion blos ein Mantel ſei, allen Regungen perſönlicher Rache und perſönlichen Ehrgeizes oder perſönlicher Eitelkeit bequem umzuhängen, und wußte auch jetzt vollkommen wohl, was er von dem Briefe der Königin Mutter zu halten habe.

168. Die proteſtantiſche Macht concentrirte ſich in la Rochelle und dies zu belagern wurden nun von Katharinen umfaſſende Anſtalten getroffen. Der Herzog von Anjou rückte mit einem Heere vor die Stadt. Montluc, welcher ſchon ſeit langer Zeit immer darauf gedrungen hatte, den Proteſtanten la Rochelle zu entreißen, ward von Katharinen gleichfalls aufgefordert, der Belagerung beizuwohnen. Er that es, jedoch ohne ein Commando zu führen; auch mit ſeinem Rathe, den er gelegentlich ertheilte, drang er nicht durch. Die Belagerung des Platzes, welcher von

---

167) C. P. XXII. p. 544. 168) C. P. XXII. p. 545.

den Protestanten geschickt vertheidigt wurde, führte zu keinem Resultat und als die Nachricht eintraf, daß der Herzog von Anjou zum König von Polen erwählt sei, was man vorzüglich den diplomatischen Künsten von Montluc's Bruder Johann, dem Bischof von Valencia, verdankte, ward in aller Eile am 6. Juli 1573 der vierte Religionsfriede geschlossen, welcher den Protestanten ihre früheren Freiheiten bestätigte; Rochelle mußte allerdings einen königlichen Statthalter aufnehmen, dagegen blieben Nismes und Montauban den Protestanten zu uneingeschränktem Besitz. Während dieses vierten Religionskrieges hatte Montluc seinen jüngsten Sohn Fabian, der unter Villars in der Gascogne mitfocht, beim Sturm auf eine Barricade zu Rogarol, verloren.

Traurig kehrte er von der Belagerung Rochelles auf seine 169.
Güter zurück, ohne das mindeste Interesse an den Festen, mit denen die Wahl des Herzogs von Anjou zum König von Polen am Hofe gefeiert ward.

Karl IX. erlebte noch die Bildung der Partei der Politiker, welche sich um seinen jüngsten Bruder, den Herzog von Alençon, schaarte, um diesen zum König zu erheben. Er starb am 30. Mai 1574. Nach seinem Tode berief Katharina Montluc an den Hof. Montluc ging nach Paris, um sich zu zerstreuen und begleitete die Königin Mutter von dort auf ihrer Reise nach Lyon. Hier traf am 8. September der König von Polen, welches Land er heimlich verlassen hatte, jetzt als König von Frankreich, Heinrich III., ein. Sein Wiedererscheinen entzündete den Bürgerkrieg von Neuem. Er machte an Montluc einigermaßen wieder gut, was seine Vorgänger verdorben; er ernannte den alten General zum Marschall von Frankreich. Verjüngt, dem Anscheine nach, kehrte dieser nach der Gascogne 170.
und Guyenne, welche wieder einmal in zwei gesonderte Gouvernements abgetheilt waren, zurück, um noch einmal den Pro-

169) C. P. XXII. p. 548. 170) C. P. XXII. p. 551.

teſtanten den Krieg zu machen. Schon auf der Reiſe in die Heimath mußte er indeſſen erkennen, daß ſeine Kräfte nicht mehr die alten ſeien; daß er viel mehr Grund habe, an den eignen Tod zu denken, als wie er ihn anderen bereiten ſolle. Mitten in den Geſchäften mußte er bald weiter erkennen, daß auch ſeine geiſtigen Fähigkeiten und damit ſein Einfluß auf die Truppen abgenommen hatten. Er zog ſich bald auf ſein Gut Eſtillac zurück, wo er im Juli 1577 ſtarb. Die Flucht des jungen Königs von Navarra, des ſpäteren Heinrich IV., welche im Frühling 1576 erfolgte, hatte er alſo erlebt. Er ſah den großen Umſchwung der Verhältniſſe voraus, welchen dieſes Ereigniß
171. mit ſich bringen konnte. Begraben ward Montluc zu Condom. Von ſeinen vier Söhnen überlebte ihn nur ein einziger, der Ritter, welcher in den geiſtlichen Stand eintreten wollte und zum Biſchof von Condom gewählt ward, aber wegen körperlicher Gebrechen nicht geweiht werden konnte. Von Montlucs 6 Töchtern traten die beiden älteſten in's Kloſter, die vier jüngern verheiratheten ſich vortheilhaft. Wenn Montluc noch in ſeinen letzten Jahren den frühzeitigen Tod von dreien ſeiner Söhne und ſeine eigene mangelhafte Geſundheit beſonders ſchmerzlich deshalb beklagte, weil dieſe Umſtände ihn verhinderten, ſich irgend ein, wenn auch kleines Stück Land an irgend einer fernen Küſte zu ſelbſtſtändiger Herrſchaft zu erobern, ſo beſchäftigte ihn ganz gegen das Ende ſeines Lebens noch der Gedanke,
172. ſich in eine einſame Priorei in den Pyrenäen, von welcher aus er ſpaniſchen und franzöſiſchen Boden zugleich überblicken konnte, zurückzuziehen. Der Tod ließ ihn nicht zur Ausführung dieſes Planes kommen.

---

171) C. P. XX. p. 305. 172) C. P. XXII. p. 555.

Montlucs Denkwürdigkeiten und Ansichten.

Allgemeine Gesichtspunkte.

Die Hauptquelle für unsere Darstellung von Montlucs Leben 173.
waren wie billig seine eigenen Denkwürdigkeiten. Er hat dieselben in den letzten Zeiten seines Lebens dictirt; in welchen Jahren ist schwer zu sagen, sehr wahrscheinlich aber, daß die gegenwärtige Arbeit nicht so eigentlich den Anfang der Arbeit gemacht habe und daß die letztere zu verschiedenen Zeiten durchgesehen und dieses oder jenes in ihr nachgeholt worden sei.

Montluc nannte seine Denkwürdigkeiten Commentarien (**Commentaires**) nach dem Vorgange Julius Cäsars, wie er 174.
selbst sagt, und seine ausgesprochene Absicht bei ihrer Abfassung war, durch die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse mit allen Nebenumständen, mit Angabe der Gründe, die ihn bestimmten, der Hindernisse, die ihm entgegentraten, kriegerische Belehrung zu gewähren.

Um das letztere nun desto sicherer zu erreichen, begnügt er sich nicht mit der nackten Erzählung der Begebenheiten, sondern fügt jeder einzelnen von großer Bedeutung oder je einer Reihe von minder bedeutenden eine Analyse bei, in welcher er auf der einen Seite ebenso freimüthig die von ihm begangenen Fehler eingesteht und tadelt, als auf der andern sein Verdienst am Erfolge unbefangen hervorhebt. Dies letztere ist nun allerdings das häufigere; er stellt sich meistentheils als ein Muster hin, dem man nacheifern solle. „Hier, meine Kameraden, habt ihr nun ein schönes Beispiel, nach dem ihr euch richten könnt.“ „Officiere, meine Kameraden, ihr dürft euch nicht schämen, von mir, dem ältesten Capitän Frankreichs, etwas zu lernen.“ „Spiegelt euch hierin, liebe Kameraden, und bemerkt wohl, was hier zum Erfolge meine Umsicht und Schnelligkeit thaten.“

---

173) C. P. XX. p. 309 ffg. 174) C. P. XX. p. 323.

So und in ähnlicher Weiſe beginnt Montluc regelmäßig ſeine Analyſen.

„Eigenlob ſtinkt“ iſt ein altes Sprichwort, und weil es ein altes Sprichwort iſt, iſt es ſchon früher den Leuten bisweilen aufgefallen, daß Montluc es wagt, ſich ſo unbefangen und ungeſcheut ſelbſt zu loben, bisweilen eingefallen, darüber lieblich die Naſe zu rümpfen. In unſerer jüngferlichen Zeit mag das noch öfter vorkommen. Da lobt ſich ja kein Menſch ſelbſt — und doch dieſe Menge großer Männer! Seht einmal, wie alle Zeitungen den Herrn X lobhudeln und jeden Quark vom Zaune brechen, um ihm einen Lorbeerkranz draus zu flechten! Seht, wie da Herr Y — **in effigie** natürlich — plötzlich an allen Schaufenſtern hängt, etwa noch mit irgend einem dummen Spruch darunter, der zu dem Manne paſſen ſoll, aber zu ihm paßt, wie die Fauſt auf's Auge, mit kühnem Faltenwurf des Mantels, wie er doch nie ſtatt des wohlgebürſteten Fracks ihn über die Straße zu führen wagte! Und da findet ihr gar Herrn Z in der illuſtrirten Zeitung oder auf einem Pfeifenkopf und alle illuſtrirten Unterhaltungsblätter und alle Pfeifenköpfe bringen ihn, ſo getreu es ihre Holzſchneider und Lederſchneider vermögen, nach. Aber was können Herr X, Y und Z dafür, die beſcheidenen großen Männer, daß ſie ſo die Bewunderung aller Welt auf ſich ziehen? ſie loben ſich doch nicht ſelbſt. O gewiß nicht, ihr unſchuldigen Seelen; das wagen ſie nicht, und darum thun ſie es nicht, ſondern ſtellen ihre Pfeifenſchneider dazu an.

Uns aber ſteht einſtweilen der Mann höher als X, Y, Z, der den Muth hat, ſich ſelbſt zu loben, wenn er das Bewußtſein hat, dies zu verdienen, und andere ihn nicht loben wollen. Aber, wenn er's verdiente, würden ihn da nicht auch andere loben und preiſen? Liebe Kindlein, ſeid verſichert, daß ein elender Holzkopf, der eine gewiſſe Schlauheit beſitzt, ſich **sub rosa** bei Tanzvergnügungen geltend zu machen und der in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle Niemandem imponirt, auch die Rolle eines Bandwurmes durchaus nicht für eine ungeeignete

hält, Schaaren von Lobrednern und Haufen von Anerkennung findet, wo der tüchtige Mann, der im Gefühle seines Werthes den Kopf hoch trägt, nur auf Kränkungen und auf Verkleinerer stößt. Das war zu allen Zeiten so und ist zu unsern Zeiten, wo die falschen großen Männer wie die Kohlköpfe aus dem Boden schießen, mehr als jemals so.

Wo Montluc sich selbst lobt, da thut er es mit der vollsten Unbefangenheit, in der vollsten Ueberzeugung, daß er etwas Lobenswerthes gethan und daß er selbst am geeignetsten sei, das Lobenswerthe in seinen Handlungen zu kennen und Andern mitzutheilen. Wohl mag es bisweilen vorkommen, daß er sich auf den Erfolg einer Angelegenheit einen größern Einfluß, an einem Ereignisse einen größern Antheil zuschreibt, als er ihn wirklich hatte. Aber in manchen Fällen ist diese Ueberschätzung auch wohl nur eine scheinbare, insofern als er wenigstens ein hervorragendes Mitglied einer richtig blickenden Partei war, oder auch insofern andere geschickt seinen nichtofficiellen Einfluß als officiellen für sich zu escamotiren wußten; — eine Erscheinung, die auch wieder so oft und so zu allen Zeiten vorkommt, daß wir sie, ihre regelmäßige Wiederkehr allein in Betracht gezogen, getrost eine Naturerscheinung nennen dürfen.

Die Sprache und die Anschauungsweise in den Commentarien Montlucs sind durchaus männlich. Er sagt Alles gerade heraus; wo er eine Ansicht ausspricht, da geschieht es ohne Verklausulirung; ohne „dürfte", „möchte", „könnte", ohne „unmaßgeblich" und ohne Wahrung eines Anspruchs auf Bescheidenheit. Die Meinung tritt eben als des Mannes Meinung auf, ohne Rücksicht darauf, daß andere sie theilen, nur mit dem einzigen Anspruch, daß sie einer festen innigen Ueberzeugung entwachsen ist und deshalb geachtet werden müsse. Seinen Haß gegen die „Demokraten" seiner Zeit, die Hugenotten, versteckt der Mann nicht hinter schönen Phrasen von Liebe zu „König und Vaterland"; er sagt es gerad heraus, daß er sich und seine Freunde von ihnen in seinem Besitze bedroht sah und daß er

ihnen deshalb auf die erbittertste Weise den Krieg machte, deshalb, weil es sich hier um die Frage handelte, wer Herr sein solle, wer Diener; wer Hammer, wer Ambos. Die ganze Religionsgeschichte steht für ihn im Hintergrund; wenn er bei den Protestanten die Religion nur als einen Vorwand betrachtet, so steht er aber auch keinen Augenblick an, den Katholiken mit gleicher Münze zu zahlen. „Geht mir mit eurer Religion, Gott gehört meine Seele unter allen Umständen, das weiß ich, hier aber handelts sich um andere Dinge, um unser Geld und Gut!“ ruft er beiden Parteien zu. Wir dürfen es ihm glauben, wenn er uns sagt, daß er von Natur nicht grausam sei, und daß die Grausamkeit, welche er bisweilen übte, ihren Ursprung lediglich seiner Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit verdankte.

175. Ihren Zweck, militärische Belehrung zu gewähren, haben Montlucs Commentarien ihrer Zeit hinreichend erfüllt. Schon ehe sie im Drucke waren, wurden sie vielfältig abgeschrieben und mit Eifer gelesen; 1592 wurden sie zum ersten Male zu Bordeaux gedruckt, dann noch siebenmal wiederholt bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Seitdem kommen neue Auflagen nur wenige vor. Der kriegerische König Heinrich VI. nannte die Commentarien „die Bibel des Soldaten,“ und mit Recht, wie Jedermann willig zugestehen wird, der sie gelesen.

Montluc hat seine Commentarien dictirt; man braucht nicht anzunehmen, daß dies völlig aus dem Gedächtniß geschehen sei; wenn Montluc auch öfters wiederholt, daß er in seinem Leben nichts geschrieben habe und daß er die Schreibereien hasse, so hatte er doch in den höhern Stellungen, welche er in den letzten dreißig Jahren seines Lebens bekleidete, wie alle andern höhern Officiere dieser Zeit bei allen Nationen seinen Schreiber oder seine Schreiber, denen er schon unmittelbar nach den Ereignissen seine Noten darüber dictiren konnte. So oft lag er während seiner kriegerischen Laufbahn hülflos verwundet oder krank dar-

175) C. P. XX. p. 312.

nieder und hatte häufig wohl kaum einen andern Zeitvertreib, als den der Erinnerung an das was er gethan, ſicherlich keinen paſſenderen für einen Mann, der ſo völlig in ſeine Handlungen aufging, als er, der ſtets mit Leib und Seele dabei war; der ebenſo gern, wie er von den Thaten Anderer reden und ſich vorleſen hörte, um ſich zu erbauen und zu unterrichten, von ſeinen eigenen Erlebniſſen ſprach. Nach ſeinen lebendigen, wenn auch bisweilen weitſchweifigen Erzählungen, deren Anſchaulichkeit und Intereſſe ſeine Zeitgenoſſen ſchon lobten, war es für einen Zuhörer leicht, ohne eigentlich nachzuſchreiben, Noten zu machen, welche ſpäterhin von ihm ſelbſt benutzt werden konnten, um ſich an Namen von Oertlichkeiten und Perſonen zu erinnern, die er übrigens häufig entſtellte.

Wir wollen es nun verſuchen, von den militäriſchen Grundanſichten Montlucs, welche allerdings mit denen aller tüchtigen Soldaten übereinſtimmen, aber doch manche Originalität der Auffaſſung darbieten, im Nachfolgenden ein überſichtliches Bild zu geben.

Ueber die Wahrſcheinlichkeit im Kriege und das Wagen.

Im Kriege iſt nichts ſicher, er iſt das Gebiet des Wahrſcheinlichen; man hat keine gewiſſen Nachrichten, kann oft in den wichtigſten Angelegenheiten ſeine Maßregeln nur auf Schlüſſe bauen, man kann ſich bei keiner Rentenanſtalt auf den Erfolg verſichern. Das iſt eine der erſten und urſprünglichſten Wahrheiten, welche Jedermann auffallen, der ſich mit dem Kriege beſchäftigt. Montluc drückt ſie in der Kriegslehre ſeiner Commentarien wiederholt in einigen Sprichwörtern aus, wie: »**Fa mi indovino e io ti darò danari**,« — Mach mich zum Seher, ich wills dir gut bezahlen! — oder: »**Si l'ost savait que fait l'ost souvent l'ost defferoit l'ost**,« — Wenn Feind wüßte, was Feind treibt, würde Feind oft Feind ſchlagen. 176.

176) C. P. XXI. p. 187. XXII. p. 290. XXI. p. 44.

Eine und dieſelbe einfache Wahrnehmung wird aber für verſchiedene Leute die Grundlage ganz verſchiedenen Handelns und ganz verſchiedener Principien für dasſelbe. „Weil ich durchaus keine ſichern Nachrichten habe, weil ich nicht weiß, ob ich einen Erfolg erringen werde, den ich doch wünſchen muß, thue ich lieber nichts," ſagt der Eine, der Bedenkliche. „Weil ich niemals ſichere Nachrichten haben kann, weil ich niemals des Erfolges ſicher bin und doch Erfolge wünſchen muß, ſo muß ich es eben verſuchen und die Sache ſoweit treiben, als ich kann," ſagt der Andere, der Kühne. „Alſo fort mit den tauſend Bedenklichkeiten, verſucht es, wagt." Und dies iſt nun, wie man ſich leicht denken kann, auch die Meinung Montlucs;
177. ſein Wahlſpruch iſt: Vielleicht gelingt es! Aus dieſer Anſchauung fließt das Beſtreben beſtändiger Thätigkeit und der Neigung zum Angriffe her. »Chi assalta vince.« — Der Angreifer ſiegt. Nichts Schlimmeres gibt es als einen Führer, der ſtets fürchtet zu verlieren, der ſtets wiederholt: aber wenn wir verlieren, der niemals ſagt: aber wenn wir gewinnen. Ein ſolcher wird unter keinen Umſtänden etwas Kräftiges thun und daher niemals etwas Tüchtiges erreichen. Wer Erfolge erreichen will, der ſtelle ſich ſelbſt den höchſt möglichen beſtändig ſelbſt vor Augen, und iſt er in der Arbeit drin, ſo ſetze er ſie fort, ohne ſich durch kleine Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Wer einen
178. Platz zu vertheidigen hat, der denke ſich immer, daß ſein Feind noch mehr Furcht habe, ihn anzugreifen, als er ſelbſt, ernſthaft angegriffen zu werden; immer behalte er den Kopf oben und zeige nie, daß ihm bange wird, auch wenn es der Fall wäre; denn oft iſt gelungen, was kein Menſch für möglich hielt und ebenſo oft mißlungen, was, wie alle Welt glaubte, nothwendig gelingen müſſe. So fließt aus der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Wagens zugleich der Grundſatz einſichtiger Beharrlichkeit.

---

177) C. P. XX. p. 351, 401, 474, 492. XXI. p. 8. XXII. p. 112, 135. 178) C. P. XXI. p. 339, 308.

Unſinnig iſt es, einen Führer nur deshalb und ſchlechtweg deshalb zu tadeln, weil er verlor, ohne zu unterſuchen, weshalb er verlor; nicht immer lächelt das Glück. Aber je öfter man verſucht und ernſtlich verſucht, deſto öfter wird man auch gewinnen.

Dennoch ſoll das Wagen kein blindes ſein; kann man 179.
keine völlig ſichern Nachrichten vom Feinde haben, ſo ſoll man doch nichts verſäumen, ſich diejenigen zu verſchaffen, welche man wirklich haben kann; kann man ſich nicht auf den Erfolg verassecuriren, ſo ſoll man doch alles Mögliche nach beſtem Wiſſen und mit Aufbietung aller Kräfte und aller Thätigkeit dazu thun, daß der Erfolg im höchſten Maße wahrſcheinlich werde. Sich wirklich ziemlich ausreichende Nachrichten vom Feinde zu verſchaffen iſt am leichteſten möglich, wo ein Unternehmen ſich an eine Localität anknüpft und die Thätigkeit für längere Zeit auf einen Punkt, einen beſchränkten Raum gebannt iſt, alſo namentlich bei Belagerung und Vertheidigung feſter Plätze. Einer Belagerung muß ſtets eine gründliche Recognoscirung vorausgehen; der Führer ſoll ſich dabei nicht auf andere verlaſſen, aber ebenſowenig auf ſich allein; denn was einer nicht ſieht, das erkennt der andere und der Keckſte ſieht oft den beſten Weg. Was viele für unmöglich halten, iſt es darum noch nicht wirklich und gar mancher Platz ward ſchon durch unmögliche Möglichkeiten oder durch mögliche Unmöglichkeiten genommen und verloren. In allen Dingen des Krieges iſt ohne gute Spione und gute Verbindungen, durch welche man ſich Nachrichten über die Abſichten des Feindes verſchafft, nichts Geſcheidtes zu beginnen. Iſt es wirklich unmöglich, ſich gute Nachrichten vom Feinde zu verſchaffen, ſo kann man ſie bisweilen, ja oft durch Schlüſſe erſetzen. Sinnet man bei jeder Gelegenheit darüber 180.
nach, was der Feind wohl in dieſem oder jenem Falle thun könnte, ſo wird man ſeinen Gedanken oft begegnen; denn auch

---

179) C. P. XXI. p. 101, 148, 155. XXII. p. 279, 288, 298. 180) C. P. XXI. p. 309.

er denkt und ſinnet, und das Gedankenſyſtem der Menſchen iſt einander ſo ziemlich gleich. Montluc ſpricht hier dasſelbe aus, was Jomini ſpäterhin auf eine ebenſo überzeugende als einfache Weiſe weiter entwickelt hat; wofür er ein wirklich ausreichendes Recept gegeben. In der Handlung ſoll man ſtets
181. auf Alles gefaßt ſein. »Non ti fidar e non sarai ingannato«, — Trau nimmer und du wirſt dich nie täuſchen laſſen; halt nicht das Unwahrſcheinliche für unmöglich, damit du nicht Ge-
182. legenheit erhalteſt, das böſe Wort zu ſprechen: das hätt' ich nicht gedacht!

Schnelligkeit des Zugreifens.

Hat man Alles wohl überlegt, ſoweit es einem Menſchen möglich iſt, Alles, was eintreten kann, erwogen, hat man ſich mit dem Entſchluſſe durchdrungen, zu wagen und mit der Er-
183. kenntniß, daß man wagen müſſe, um überhaupt zu gewinnen, ſo ſoll man ſchnell und entſchieden handeln. Iſt der Feind geneigt, auszureißen, iſt er wankend, unentſchloſſen, was man an ſeiner äußern Haltung ſchon zu erkennen vermag, ſo gebe man ihm nicht Zeit, ſich zu ſammeln oder zu beſinnen, ſondern handele nach dem Principe Alexanders des Großen: Was du heute thun kannſt, das verſchieb nicht auf morgen, denn bis morgen könnte gar Manches vorfallen, was die Umſtände ändert und dann wäre es nicht am Orte, zu ſagen: das hätte ich nicht gedacht. Hat man erkannt, daß man handeln dürfe, oder ſind die Sachen ſo angethan, daß man handeln muß, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll, ſo beſinne man ſich nicht länger. Dann fort mit den Kriegsräthen, fort mit jeder Rückſicht auf Aeußerlichkeiten oder ſelbſt auf die eigene Schwäche und des Feindes Stärke! Ein Stoßgebet zu dem Herrn der Heerſchaaren: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! ein muthiges Vertrauen

---

181) C. P. XXI. p. 157. 182) C. P. XXI. p. 71. 183) C. P. XXI. p. 71, 406, 459, 479. XXII. p. 56, 201, 337, 351.

faßt zu ihm und zu dem Glücke, das er allein beherrſcht und vertheilt, — und nun vorwärts! Da wird man zum Erſtaunen aller Andern Dinge vollführen und gelingen ſehen, an deren Ausführung alle Welt gezweifelt hatte. Schnelligkeit iſt auch das beſte Theil zum Verbergen der eigenen Abſicht, zum Bewahren des Geheimniſſes.

Die eben zuſammengeſtellten Anſichten Montlucs laſſen ſich leicht und erkennbar in die Sätze zuſammenfaſſen, welche auch die neuere Kriegswiſſenſchaft, wo ſie ohne Ziererei auftritt, als ihre Grundſäulen und das heißt als die Grundſäulen Alles kriegeriſchen Handelns erkannt hat: die eigene Kraft in die entſcheidende Richtung bringen, die eigene Abſicht dem Feinde verbergen, wie diejenige des Feindes erkennen, ſchnell zugreifen; alles Dinge, die nur der Angreifer in vollem Maße ausführen kann.

Montluc und die Ritterlichkeit.

Demjenigen, der ſich ernſtlich mit dem Studium der Geſchichte befaßt und dabei gewiſſe Einzelheiten einer beſondern Beachtung zu würdigen nicht vergeſſen hat, wird es ſicherlich wie uns aufgefallen ſein, daß bei allen tüchtigen und bei allen wirklich großen Soldaten ſo wenig von der ſogenannten Ritterlichkeit die Rede iſt, welche wir, namentlich auch in unſerer Zeit, von Kammerherren, Hofcavalieren und ſentimentalen Junkern als die erſte und eigentlichſte Eigenſchaft des Soldaten in ſchlechter Proſa und in noch ſchlechtern Verſen preiſen hören können, wenn wir Luſt haben, dieſe ſchlechte Proſa und dieſe noch ſchlechtern Verſe zu leſen, was allerdings für einen Menſchen von Verſtand und Bildung eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt und allenfalls nur überwunden werden kann, wenn es zum Geſchäfte gehört.

Montluc iſt ein echter gascogniſcher Junker und wir wüßten von ſeinen Sprüchen in Verbindung mit ſeinem wohlaufgefaßten Handeln keinen bündigern Beweis dafür zu geben als den:

184. **Qui perd la sien, perd le sens**; — wer das Seine verliert, verliert den Verſtand. Aber wie himmelweit verſchieden iſt dieſer gascogniſche Junker von unſern modernen Krautjunkern, welche bei all ihrer Branntweinbrennerei die Ritterlichkeit als das zweite Wort im ungewaſchenen Maule führen!

Montluc war in einer Zeit geboren, in der die wahre Ritterlichkeit noch keine ganz und gar verſchollene Sache war, in der ein ſolch ritterliches Hornvieh, wie Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, noch eine innerliche Berechtigung hatte, zu leben, ohne nothwendig für eine Ruine oder einen Don Quixote gehalten werden zu müſſen. Montluc war an einem kleinen Hofe mit allen verkehrten Prätenſionen eines ſolchen auferzogen worden und hatte ſeine erſte militäriſche Schule in jenen Ordonnanzcompagnieen durchgemacht, welche wohl als das letzte Ueberbleibſel alter Ritterſchaft betrachtet werden dürfen, das in Frankreich trotz Ludwig **XI.** ſich erhalten hatte; er hatte in einer Ordonnanzcompagnie noch einen Feldzug in Italien gleichzeitig mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel gemacht. Wich mit Bayards Tode wirklich die Ritterlichkeit aus der franzöſiſchen Ritterſchaft?

Man ſollte es faſt glauben: nach der Unglücksſchlacht von Pavia ſchrieb König Franz, der ritterliche König **par excellence**, an ſeine Mutter, wenn wir den Junkerpoëten von heute glauben wollen: Alles iſt verloren, nur nicht die Ehre! wenn wir uns aber genauer darum bekümmern, nicht gerade glauben, daß dieſe ritterlichen Poeten und Branntweinbrenner auch Geſchichtsſchreiber ſein müſſen, wenn wir mit unſern eigenen, nöthigenfalls unritterlich bebrillten Augen in die Documente ſehen, welche die abſcheuliche Geſchichte höchſt unbequemer Weiſe bisweilen aufzubewahren für gut hält, ſchrieb das Ideal der Junker nur ein klein wenig anders, nämlich: „Alles verloren, nur nicht die Ehre — — und das Leben!“ — Wenn's doch nicht

184) C. P. XXII. p. 406.

wahr wäre, aber leider iſt's nun einmal wahr, und die Leute, welche, ohne ſelbſt in die Quellen zu ſehen, mitunter thörichter Weiſe bemerken, „daß manche unſerer Behauptungen noch des Beweiſes zu bedürfen ſcheine," können ſich von der Richtigkeit dieſer Behauptung auf die einfachſte Weiſe überzeugen.

Zufällig ſind wir auf den berühmten Brief Franz I. gekommen, weil er eben ein Jahr nach Bayards Tode geſchrieben ward, berühmt in ganz anderer Weiſe, als die Mondſcheinpoeten im Goldſchnitt es ſich wünſchen mögen. Doch laſſen wir Franz I. laufen und kehren zu unſerm abtrünnigen Ritter zurück, der abtrünnig der Ritterſchaft werden mußte, um ein Soldat zu werden.

Die Neigung, die Reiterwaffe, die Waffe der Ritterſchaft zu verlaſſen, und ſich der Volkswaffe, der Waffe des Fußvolks zuzuwenden, hatte ſich bei Montluc ſehr früh declarirt; er hatte ſie immer gehabt, wie er ſelbſt ſagt; und ſobald ſich die Gelegenheit dazu bot, führte er ſeinen Entſchluß aus. Man kann nun allerdings mit Recht ſagen, daß Montluc in der Infanterie die Waffe der Zukunft erkannte und ſie deshalb ſich erkor, um ſich deſto ſicherer eine Zukunft zu gründen. Dies iſt vollkommen wahr; aber es iſt jedenfalls ein ächt bürgerlicher Zug für einen Ritter damaliger Zeit, in dieſer Weiſe auf ſein Fortkommen zu ſpeculiren; man kann hinzuſetzen, daß für einen franzöſiſchen Ritter in der Zeit, als Montluc ſich für ſie entſchied, ſchon ein hoher Grad von Einſicht dazu gehörte, in der Infanterie die Waffe der Zukunft zu erkennen. Denn ſo ganz entſchieden und deutlich war die Sache damals durchaus noch nicht, und gerade die franzöſiſche Ritterſchaft hat im Ganzen die längſte Zeit gebraucht, ſich zu dem Glauben an die Infanterie zu bekehren.

Nicht zufrieden damit, den Fuß aus dem Bügel zu haben, wirft ſich nun aber unſer abgeſeſſene Ritter mit einem ganz bourgeoismäßigen Pflichteifer, der alles Andere ausſchließt, auf ſeinen Dienſt und ſein Amt. Beſtändig nur auf das Waffenhandwerk gerichtet, welches den ganzen Menſchen beſchäftigt, in

welchem er durch Lehre, Beiſpiel und Thätigkeit ſich ſtets zu vervollkommnen ſtrebt, — hat er nicht den mindeſten Sinn
185. für die nobeln Paſſionen, welche in Frankreich von jeher ein ſo weit ausgedehntes Regiment führten und für unzertrennlich von der Tüchtigkeit in allen Dingen galten. Montluc verſchmäht nicht ein gutes Glas Wein; indeſſen er läßt dieſen Genuß nur nach gethaner Arbeit zu, und das Saufen findet vor ſeinen Augen nicht die mindeſte Gnade, noch ärger ergeht es dem Spiel. Was die Liebe betrifft, erweiſet er ſich zwar ein wenig toleranter; indeſſen er will dieſe Sache doch auch nur als eine Erholung in wohlverdienten Mußeſtunden, wo man durchaus nichts Beſſeres zu thun hat, ſtatuiren. Und er ſelbſt hat von ſeiner Erlaubniß ſtets nur einen äußerſt mäßigen Gebrauch gemacht. Guter Familienvater und zweimal ſelbſt verheirathet, wie wir wiſſen, erfüllte er ſeine ehelichen Pflichten, wie ſeine zehn Kinder beweiſen, getreulich in den Pauſen zwiſchen ſeinen Feldzügen, ohne während dieſer ſelbſt, in denen doch manche Mußeſtunde eintrat, ſich viel mit den Weibern zu ſchaffen zu machen. Wenn er es hin und wieder that, ſo mag er ſich dabei noch ziemlich närriſch ausgenommen haben, wie wir z. B. aus den ſonderbaren Hoſen und ſonſtigem Zubehör ſchließen können, die
186. er ſich einſt zu Ehren einer Schönen erzeugen ließ. Immerhin wollen wir glauben, daß er dort, wo er ſich einmal mit der Liebe befaßte, vor ſeiner Schönen wie vor einem feindlichen Platze dem Grundſatze folgte, ſobald ſie einmal auf Anträge hörte, nicht nachzulaſſen, bis ſie ſich wirklich ergeben hatte; — ſchon um keine unnütze Zeit zu verlieren.

Freigebigkeit, das Gegentheil des Geizes und der Habſucht, iſt jedenfalls eine wahrhaft ritterliche Tugend. Nun war Montluc allerdings freigebig; indeſſen gerade bei dieſer Tugend kommt es vielleicht noch mehr als bei einer anderen darauf an, wie ſie geübt wird, erſt nach der Art erhält ſie ihren Werth.

185) C. P. XX. p. 325 ffg. 186) C. P. XXI. p. 157.

Und in dieſer Beziehung machen wir nun bei Montluc ſehr wunderliche Erfahrungen. Das kann man ihm auf keinen Fall nachſagen, daß ſeine Rechte gab, ohne daß die Linke wußte, was jene gab. Nein, noch in ſeinen alten Tagen wußte Mont- 187.
luc jeden Klepper bei den Fingern herzuzählen, den er einmal an den oder jenen verſchenkt; wußte genau, was jedes Geſchenk, das er machte, gekoſtet hatte, vielleicht gar, zu welchem Preiſe und mit welchem Vortheil der Beſchenkte es wieder verkauft hatte. Hätte man den Mann auf ſeinem Sterbebette befragt, wie viel Flaſchen Wein und wie viel Rebhühner der Herzog von Guiſe und der Herzog von Sachſen ſammt ihren Begleitern bei jenem Schmauſe im Lager von Pierrefonds wohl ver- 188.
tilgt hätten, wir zweifeln nicht daran, Montluc würde genaue Auskunft darüber gegeben haben. Wenn nun Montluc ſich jedes Geſchenkes, welches er einmal gemacht hatte, ſo genau erinnerte, ſo kam das daher, daß er nichts verſchenkt hatte, ohne dabei auf den eigenen Nutzen, oder auf den Nutzen des Dienſtes, welche für ihn beide innig mit einander verknüpft waren, ſo daß er ſie gar nicht zu trennen vermochte, zu rechnen. Er wollte tüchtige Leute an ſich feſſeln, ſie dem Dienſte gewinnen und erhalten und wußte, daß kleine Geſchenke und eine gute Tafel keine ganz ſchlechten Mittel zu dieſem Ende ſind. Oft genug mag ſeine Abſicht bei ſeiner Freigebigkeit eine äußerſt ſpezielle geweſen ſein, wenn er auch nicht gerade daran dachte, mit der Wurſt nach der Speckſeite werfen zu wollen.

Daß er mindeſtens ebenſo gerne nahm, als gab, iſt auch eine ziemlich ausgemachte Sache. Ob er bei dem Nehmen immer in den richtigen Grenzen geblieben ſei, ob er immer nur genommen habe, was ihm gegeben ward, darüber ſchwebt mindeſtens ein gewiſſes Dunkel. Die Meinung, daß er ſich auf unerlaubte Weiſe bereichere, war wenigſtens eine ſehr allgemein verbreitete unter ſeinen Zeitgenoſſen, und wenn er ſelbſt ſo oft

187) C. P. XXII. p. 466 ffg. 188) C. P. XXI. p. 471.

in den Commentarien es für nothwendig hält, sich gerade gegen dieſe Meinung zu verwahren, ſo ſcheint uns dieß im vorliegenden Fall vielmehr eine Selbſtanklage als etwas Anderes. Rühmend müſſen wir aber unter allen Umſtänden hervorheben, daß er empfangene Geſchenke und Wohlthaten ebenſo genau und mit ungeheucheltem Danke aufzählt, als diejenigen, welche er ſelbſt gemacht oder erwieſen hatte.

Soviel wird ſich wohl aus den allgemeinen Zügen, die wir ſoeben beſprochen haben, ergeben, daß es mit dem Dinge, welches man gewöhnlich Ritterlichkeit zu benennen pflegt, bei unſerem Helden nicht ſehr weit her war. Vielleicht wird aber noch eine Bemerkung Montlucs nicht wenig dazu beitragen, dieß näher in's Licht zu ſetzen: während, wie bekannt, die Blüthe der branntweinbrennenden Ritterſchaft von heute die großen Städte am liebſten niederbrennen möchte; — ohne Brennen geht es einmal nicht bei ihr ab, wenn ſie ſich auch hauptſächlich an den Branntwein hält; — räth der Gascogner dem Adel,
189. ſich nicht aus den Städten zurückzuziehen und ſoviel als möglich in dieſen Sitz und Stimme in den Behörden zu ſuchen, um wirklichen Einfluß zu haben!! Man ſollte meinen, das höre ſich ein gutes Stück vernünftiger an.

Montlucs ſehr unritterliche militäriſche Politik läßt ſich kurz in die Worte zuſammenfaſſen: „Man muß ſeinen Vortheil zu erkennen und wahrzunehmen wiſſen, und demgemäß handeln, ohne ſich um ſonſtige Rückſichten zu bekümmern!“ Nun wird dies heutzutage allerdings auch der ritterliche Kämpfer für vollſtändig richtig anerkennen; aber wir müſſen uns wohl erinnern, daß Montluc vor dreihundert Jahren lebte, daß er obenein ein Franzoſe war und daß, wie wir geſehen haben, ſein Character, wie ſeine durch Erfahrung gewonnene Ueberzeugung ihn durchaus zum Wagen trieben; dann nimmt die Sache eine andere Ge-

189) C. P. XXII. p. 318.

ſtalt an und der Mann erhebt ſich durch ſeinen Grundſatz über ſeine Zeit und die Verhältniſſe, in denen er lebte.

Die Erzählung der Thaten Montlucs hat uns genugſam gezeigt, wie ſehr er geneigt war, ſeine eigene Perſon einzuſetzen und mit ihr zu zahlen. Ja er hebt es ausdrücklich hervor, wie nothwendig und wie nützlich dies zu ſeiner Zeit ſein könne, 190.
wie es unter Umſtänden gar nicht zu vermeiden ſei, wenn ein Führer etwas Rechtſchaffenes ausrichten wolle, — aber wohlverſtanden unter Umſtänden. Iſt es vermeidlich, ſo ſoll der Führer ſich ſchonen und ſich erhalten, nicht aus Furcht und ohne Furcht zu zeigen, ſondern um des allgemeinen Beſten willen. Wenn der Führer unnütz, nur der Bravade halber, ſich opfert, ſo iſt er zu tadeln. Zu tadeln iſt er, wo er unnütz und ohne dringende Veranlaſſung ſich ausſetzt. Montluc tadelt ſich ſelbſt, weil er, fortgeriſſen von dem Augenblick, vor Rabaſtens ſich verlocken ließ, ſeinem Grundſatze zuwider zu handeln; alle böſen Folgen, die bei weiterem Fortgange des Krieges dies haben konnte, ſtehen ihm lebhaft vor Augen, — und freilich erhielt er auf ſeine alten Tage einen argen Denkzettel für ſeinen Vorwitz bei dieſer Gelegenheit. Wer aus Furcht vor dem Tode ſich 191.
nicht ausſetzen mag, der iſt allerdings ein Narr, denn der Tod kann ihn freilich überall treffen, ein Ziegel vom Dache kann ihn erſchlagen; am allerwenigſten gehört ein ſolcher Narr in den Krieg; er mag an ſeinem Heerd, auf ſeinem Kohlfeld und Nachts in ſeinem Bette bleiben. Aber ebenſo thöricht, als ihn zu fürchten, iſt es, den Tod ohne Noth zu ſuchen.

Gerade im 16. Jahrhundert, da das Feuergewehr ſich mit Entſchiedenheit entwickelte und — verhältnißmäßig — eine ebenſo große Rolle ſpielte als heute, da außerdem die Zuſammenbringung der Heere durch Werbung deren Ergänzung ebenſo ſchwierig machte, als die Leere der Staatskaſſen ihre lange Erhaltung

190) C. P. XXII. p. 298; XXI. p. 227; XXII. pg. 470.
191) C. P. XXI. p. 306.

auf einem Punkte, kam der Fall sehr häufig vor, daß zwei Heere sich in günstigen Stellungen wochenlang einander gegenüberstanden, ohne daß eines von ihnen einen Vortheil zum Angriff zu finden vermochte oder es für angemessen hielt, anzugreifen. Endlich mußte dann aber der Eine doch weichen, sei es, weil es ihm an Lebensmitteln, sei es, weil es ihm an Wasser oder woran sonst immer zu gebrechen anfing, — wenn er sich nicht verzweifelter Weise zum Angriff entschließen mochte. Nun herrschte aber der ritterliche Aberglaube, bei den Franzosen besonders stark, man müsse unter solchen Umständen wenigstens bei hellem Tage abziehen, um dem Feinde zu zeigen, daß man sich nicht vor ihm fürchte. Gegen diesen ritterlichen Aberglauben erhebt sich Montluc zu wiederholten Malen und mit
192. aller Kraft, indem er viele Beispiele aufführt, wo ein solches Unterfangen übel abgelaufen war. Man muß nur wollen, was man auch kann, sagt er; es ist aber ein böses Ding, zwei Absichten zugleich zu verfolgen, zurückgehen und dennoch kämpfen zu wollen. Daß man kämpfen will, vorausgesetzt, der Feind komme aus seinem Verstecke hervor, zeigt man ihm hinreichend durch den Abzug am hellen Tage, und doch verspricht man ihm durch den Abzug an sich zugleich einen sicheren Erfolg. Fort mit dieser närrischen Ritterlichkeit, welche Alles auf's Spiel setzt! Ist man einmal dem Feind so nahe gewesen, daß man ihm das Weiße im Auge sah und hat dennoch nicht mit ihm anbinden können, so hänge man dem Rückzug das Dunkel der Nacht um, und wenn man einen in jeder Beziehung überlegenen Feind in der Nähe und im Anzuge weiß, mit dem man vernünftiger Weise einen Tanz nicht wagen kann, so wolle man ihn nicht erst Angesicht in Angesicht erwarten und lächerlicher Weise die Comödie eines Courageſpiels aufführen, das man ohne Gefahr nicht aufführen darf und zu dem es an der eigentlichen Courage auch wirklich fehlt. So schimpflich es ist, auf bloßes

192) C. P. XX. p. 459. XXI. p. 201. 403.

Geſchrei hin einer Gefahr auszuweichen, einer Gefahr, die man 193.
nicht ſieht, die man nicht einmal für wahrſcheinlich halten kann; ſo vernünftig iſt es, in ſolcher Unbeſtimmtheit zu wagen, und ſo wenig daraus in ſolchem Falle Jemandem ein Vorwurf gemacht werden darf, ſelbſt wenn er das Spiel verliert; ſo unſinnig iſt es, bei genauer Kenntniß der Unzulänglichkeit der eigenen, der Ueberlegenheit der feindlichen Kräfte des ſogenannten Ehrenpunktes halber Bravaden aufführen zu wollen, bei denen man ja nie blos das eigene Leben, auch das Leben der Soldaten und überdies viel Wichtigeres in den meiſten Fällen auf's Spiel ſetzt. Hier hört das Ausreißen auf, ſchimpflich zu ſein; je ſchneller es beſchloſſen und ausgeführt wird, deſto beſſer, deſto mehr Lob verdient derjenige, der es anordnet. Und wenn unter Umſtänden freilich derjenige das beſte Theil erwählen mag, welcher ſich verzweifelt auch gegen die erkannte Uebermacht wehrt, dann nämlich, wenn er einmal in den Kampf verwickelt iſt, wenn er ſieht, daß der Feind unerbittlich iſt und daß die Rettung lediglich von einem unverhofften Glücksfalle abhängig gemacht werden muß; ſo ſoll man ſich doch nicht muthwillig in dergleichen Umſtände bringen. Weiß man den weit überlegenen Feind in der Nähe, ſo ſoll man lieber Alles dran ſetzen, ihm aus dem Wege zu gehen und die Soldaten zu dieſem Zwecke 194.
ihre Kräfte anſtrengen, als ſie in einem unnützen und verderblichen Kampfe ſich aufreiben laſſen. Kein Umweg ſoll in ſolchem Falle zu groß ſein, Hunger und Durſt ſoll nicht geſcheut, kein Nachtmarſch vermieden, kein böſer Pfad über die Berge unbenutzt gelaſſen werden, um einer nach aller menſchlichen Berechnung unvermeidlichen Niederlage aus dem Wege zu gehen. Der Führer, von dem ſeine Soldaten wiſſen, daß er ſie nie unnöthig und des bloßen Ehrenſpieles halber einer Gefahr ausſetzt, werden im entſcheidenden Augenblick ihm deſto williger und verläßlicher zu Dienſten ſein. Und trotz ſeines aufbrauſen-

193) C. P. XX. p. 503. 194) C. P. XX. p. 491.

den und ungeſtümen Temperamentes konnte Montluc am Abend ſeiner Tage mit gerechtem Stolze von ſich rühmen, daß er niemals unnützer Weiſe eine offenbare Gefahr aufgeſucht und den Gott, der ihn ſo oft beſchützt, in Verſuchung geführt habe, ſo oft er auch im Zweifelsfalle und wo die dringende Nothwendigkeit es verlangte, waghalſig drauf gegangen war. Wir erkennen hier eine der Tugenden großer Feldherrn. Dem blöden Verſtande, der nur nach geometriſchen Configurationen und obenein nicht nach den wirklichen, ſondern nach den rein papiernen, ohne alle Rückſicht auf Räume und Zeiten urtheilt, ſcheinen die Operationen Napoleons zur Umgehung Macks bei Ulm nicht blos ebenſo gewagt, ſondern noch viel gewagter, als die desſelben Feldherrn auf dem Kriegstheater Rußlands 1812. Dieſer blöde Verſtand hat eben gar kein Maaß für die Grenzen zwiſchen Nothwendigkeit und Unnöthigkeit, zwiſchen wirklichen Chancen des Erfolgs und illuſoriſchen. Aber freilich der andere blöde Verſtand, welcher mit Achſelzucken auf alle materiellen Verhältniſſe, alſo auch auf die geometriſchen und auf dieſe zuerſt hinabblickt und ſich lediglich in blauen Phraſen von moraliſchen Größen oder „Potenzen“ behaglich fühlt, hat dieſes nothwendige Maaß ebenſo wenig.

Daß der ritterliche Aberglaube tauſend Widerſprüche in ſeinem Schooße birgt, darf nicht eben Wunder nehmen; denn das iſt eine Eigenthümlichkeit jeder Art von Aberglauben, möge ihr Name ſonſt ſein, welcher er wolle. Nach dem Katechismus der modernen Ritter machen die Könige oder die Kriegsherren überhaupt die Ehre; wem ſie dieſelbe zuſprechen, der hat ſie; wem ſie dieſelbe verweigern, der hat ſie eben nicht; was ſie zu thun befehlen, das auszuführen iſt ehrenhaft, und was ſie zu thun verbieten, das zu thun iſt unehrenhaft. Montluc ging ſehr weit in ſeiner Anhänglichkeit an die königliche Macht und in ſeiner Ueberzeugung von ihren Rechten auf die Unterthanen der Krone.
195. Obgleich er wohl wußte, was einſt Herr von Jarnac zu ſeinem

195) C. P. XXI. p. 306.

Könige geſagt hatte: es ſei der größte Pfiff und die höchſte Schlauheit der Fürſten geweſen, daß ſie ihren Unterthanen einbildeten, deren Leben gehöre ihnen und es ſei die höchſte Ehre für einen Unterthan, im Dienſt ſeines Königs und für denſelben zu ſterben, es ſei aber auch die größte Dummheit der Unterthanen geweſen, dies wirklich zu glauben und ſich um dies ſchöne Ehrenbette förmlich zu reißen; — obgleich Montluc dies wohl wußte, ſo zweifelte er doch nicht einen Augenblick daran, daß ſein Leben und ſeine Güter dem Könige gehörten; — aber was ſeine Ehre betraf, ſo war er auch ebenſo feſt überzeugt, daß ihm dieſe kein König machen oder nehmen könne, ſondern daß er in dieſer Beziehung unbedingter Herr ſeiner ſelbſt, wie der Schmid ſeiner Thaten ſei. Die meiſten Ritter ſeiner Zeit theilten ſeine Meinung über dieſen Punkt wohl ebenſo wenig, als die modernen; denn die Mehrzahl der Leute, welche in der Welt zu äußeren Ehren gekommen ſind, kamen dazu in allen Zeiten ohne ihr Verdienſt, durch die Talente des Bandwurms, und bekamen erſt mit dem Rocke, den man ihnen anzog, — dann aber natürlicherweiſe auch ganz ſicher und in ausreichender Portion — den Verſtand und die Fähigkeit.

Und dieſe Sorte von Lumpenkerlen hat wohl mehr als Könige und Regierungen ſonſtiger Art die ſchöne Lehre aufgebracht, daß der ein Mann von Ehre ſei, dem ſie von Königen und Regierungen über das Hemd gezogen wird, und nicht der, der ſie unter dem Hemd und der Haut unausreißbar bei ſich trägt. Denn dieſe ſchöne Lehre gab manchem lumpigen Burſchen das — wenn auch nur auswendige — Recht, auf den wahren Mann von Ehre, der von Rechtswegen nur Fußtritte für ſeinen Hinteren zu vergeben hatte, von oben herab zu ſehen.

Wenn aber die Lumpenritter auch zu Montluc's Zeit, wie zu allen anderen, den Fürſten und Regimentern aller Art die freie Verfügung über ihre Ehre zuerkannten; — eben weil jeder, wie jener ehrliche Oeſterreicher ſagt, das von Andern haben will, was er nicht ſonſt hat, ſo dachten ſie doch in Betreff

ihres Lebens, ihrer Güter und ihrer kleinlichſten äußeren Intereſſen ganz anders. Jeden Augenblick ward das allgemeine Intereſſe der dümmſten perſönlichen Laune, Feindſchaft und Eitelkeit, geopfert. Da fürchtet dieſer ſein Gut zu verlieren oder herunterkommen zu ſehen, wenn er handelt, wie es ſeine Pflicht iſt, und handelt darum eben anders, immer mit ſchönen Redensarten, verſteht ſich. Da iſt ein anderer, hat durch ſeine Dummheit Alles verdorben, was zu verderben war; ein Retter naht ſich, bietet Unterſtützung und verlangt dafür nur ein kleines Entgegenkommen. Aber der Verderber überlegt, daß er von höherem Adel iſt, als ſein Retter und verweigert das Entgegenkommen; betrifft doch das Verderben nicht ihn perſönlich, ſondern das Allgemeine. Oder er überlegt auch, daß der Ort der Beſprechung, welchen der Erretter angekündigt hat, ein Gut ſeines perſönlichen Feindes iſt, und fängt eine lange Beſprechung über eine andere Wahl an, während das Feuer ihm auf den Nägeln brennt und keine Zeit zu verlieren iſt. Ein Dritter kann großen Schaden abwenden, wenn er ſich aufſetzt und mit einem Haufen Bauern da oder dorthin reitet, aber er erinnert ſich, daß er ein hoher Würdenträger iſt, daß er ein Gefolge von Adjutanten ꝛc. — wären es auch nur ein paar Regimentsmuſiken, die einen Pſalm Davids oder ein anderes luſtiges Lied vor ihm herſpielen, — bei ſich haben muß und wartet auf dies anſtändige und ſchöne Gefolge, bis es zu ſpät iſt, noch irgend etwas zu thun.

196. Auch gegen dieſen Aberglauben des Lumpenpacks in Flittern erhebt ſich nun Montluc mit aller Kraft ſeiner Seele, und wiederum kann er ſich das, in ſeiner Zeit doppelt rühmliche Zeugniß ausſtellen, welches aber heute noch bei einem Umblick in nächſter Nähe rühmlich genug erſcheint, daß er niemals um perſönlicher Eitelkeiten willen verſäumt habe zu thun, was er thun mußte.

---

196) C. P. XXII. p. 330. 210.

Ueber die Behandlung der Soldaten und der Untergebenen im Allgemeinen.

Ein Befehlshaber ohne Truppe oder Heer ist ein Unding; diese sind die Werkzeuge, mit denen er allein etwas zu schaffen vermag, was der Rede werth ist. Ein Befehlshaber mit einer Truppe, über welche er keine Gewalt hat, ist nicht viel besser daran, als ein solcher ohne Truppe. Nun hat es zu allen Zeiten Einrichtungen in den Heeren gegeben, darauf berechnet, die Truppe an ihren Führer zu knüpfen und ihm die Gewalt über dieselbe zu geben, deren er bedarf. Die Kriegsgesetze schreiben dem Soldaten Gehorsam seinen Führern vor und bedrohen ihn mit Strafen, wenn er diesen Gehorsam nicht leistet; sie geben dem Führer eine Strafgewalt, welche es ihm möglich machen soll, den Gehorsam zu erzwingen; sie versprechen Belohnungen und geben dem Führer die Gewalt, solche auszutheilen, um den Wetteifer anzuspornen. Alles sehr schöne Dinge; die Leute mit der Energie hinterm Ofen hervor haben den „unbedingten Gehorsam" erfunden und in ihrer Art entwickelt, sie thun sich sehr viel darauf zu Gute; und, das ist nicht zu läugnen, die Sache muß sicherlich ziehn, vorausgesetzt nur, daß der unbedingte Gehorsam wirklich immer vorhanden ist und — — daß er natürlich erscheint, nicht blos demjenigen, welcher ihn nach dem Gesetze zu fordern hat, sondern auch demjenigen, welcher ihn zu leisten hat. Daß nun der Gehorsam natürlich erscheine und daß man sich dann auf seine wahrhafte Existenz, nicht blos seine Existenz als Phantasieding unter allen Umständen verlassen könne, hängt einzig und allein vom Führer ab. Er bringt die Strafen zur Anwendung, er die Belohnungen; werden aber diese wie jene ihren Zweck erfüllen, wenn sie nicht den rechten Mann treffen, wenn sie nicht überall treffen und blitzschnell, wo sie und wie sie verdient wurden? Was ist außerdem Belohnung, was ist Strafe? Soll jede tapfere oder tüchtige That mit tausend Franken belohnt

werden, so wird der unbedingte Gehorsam für den Staat sicherlich eine kostspielige Sache, um so mehr, da die tüchtigere That nun nothwendig mit zweitausend, dreitausend Franken belohnt werden müßte, und da es sich bei einem Fehlschuß in dem richtigen Herausfinden des wahren Verdienstes leicht ereignen kann, daß die Waare der Tüchtigkeit immer mehr im Preise steigt. Ist das Ganze ein fauler Haufen, so gilt für tüchtig und tapfer bald, was bei einer anderen Truppe für die gewöhnlichste Pflichterfüllung gegolten hätte. Wie schafft man nun zuerst und vor allen Dingen eine Truppe, bei welcher einfach für Pflicht gehalten wird, was bei einer anderen als Auszeichnung betrachtet wird? wie schafft man eine Truppe, deren Soldaten ein freundlicher Blick des Führers mehr gilt als tausend Franken und ein unfreundlicher mehr als Stockschläge? wie schafft man eine Truppe, auf deren Gehorsam man sich auch in der größten Gefahr, auch dort, wo man sie nicht unter Augen hat, unter allen Umständen verlassen kann?

Auf alle diese Fragen hat Montluc nur eine Antwort: es
197. hängt Alles vom Führer ab.

Dieser soll vor allen Dingen durch das Beispiel wirken; damit er aber das könne, muß er das Beispiel geben können. Darum ist es unnatürlich, daß der Mann dem Buben gehorche, der Tapfere und Muthige dem Feigen, der Wissende dem Unwissenden. Alle Gesetze werden unter solchen verkehrten Umständen den freien, allein stichhaltigen Gehorsam nicht aufrecht erhalten können. Was den Punkt der natürlichen Ueberlegenheit betrifft, so hat man allerdings zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen darüber auch mannigfache Meinungen gehabt. Montluc z. B. findet es ganz natürlich, daß ein königlicher Prinz, wenn er auch ein dummer Junge ist, einen alten
198. erfahrnen General commandire; er gesteht überhaupt der höhern

197) C. P. XXI. p. 63. 198) C. P. XXII. p. 500.

Geburt gerne ein Vorrecht zu. Das ſind Sachen der Zeit; iſt dies Gefühl ein natürliches, in Fleiſch und Blut aller Leute eines Heeres übergegangen, ſind namentlich die höheren Führer von ihm völlig durchdrungen, ſo wird ein blutjunger Prinz an der Spitze eines Heeres unbedingt, ſelbſt ohne ſehr hervorragende Eigenſchaften, denſelben Einfluß erlangen und behaupten können, wie unter andern Umſtänden nur ein alter tüchtiger General es vermöchte; namentlich dann, wenn die Leiter des Staates ſo vernünftig ſind, ihm einen vernünftigen und überlegenen Leiter an die Seite zu geben. In ſolchem Falle kann ein ſolcher Oberbefehlshaber ſelbſt manche Eiferſüchtelei niederſchlagen, neutraliſiren und ſo ſehr wohlthätig wirken; woraus aber nicht nothwendig zu ſchließen iſt, daß er in einer unteren Befehlshaberſtelle, die ihn zum beſtändigen unmittelbaren Verkehr mit ſeinen Soldaten zwänge, ebenſo gut an ſeinem Platze wäre. Dieſe Dinge ſind ganz gewiß auch heute noch wahr für die Heere monarchiſcher Staaten, und ihre Wahrheit wird ſich inſonderheit bewähren, wenn der Prinz neben natürlicher Tapferkeit auch etwas Geiſt hat, mindeſtens ſoviel, um verſtändigen Berathern folgen zu können. In Republiken oder denſelben durch ihre Verfaſſung naheſtehenden Gemeinweſen geſtaltet ſich die Sache ſchon anders. Der Geſchicktere, militäriſch Tüchtigere wird ſich freilich auch hier gerne einem Manne von minderem militäriſchem Geſchick unterordnen, welcher einen hervorragenden politiſchen Einfluß oder eine hervorragende politiſche Stellung einnimmt und dieſe auf anſtändigen Wegen erlangt hat; aber dem erſten beſten Dorfmagnaten, der ſein Vorgeſetzter ſein ſoll, lediglich weil er der größte Pintenwirth in X. oder der reichſte Fabrikant in Y. iſt, ordnet er ſich gewiß nicht gerne unter; und iſt er dazu gezwungen, ſo ſetzt es ein böſes Verhältniß ab. Die Soldaten eines republikaniſchen Milizheeres verlangen außerdem vielleicht in noch höherem Maaße als die eines anderen Heeres wirkliche Ueberlegenheit desjenigen, dem ſie folgen ſollen, und zwar in den Dingen, in welchen ſie ihm folgen ſollen.

Mögen ſie ſich durch die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens hin und wieder über die Art der Ueberlegenheit täuſchen laſſen, welche ſie von ihrem Führer fordern, ſo hört dieſe Täuſchung ſicherlich bald auf, wenn ſie längere Zeit aus dem bürgerlichen Leben heraustreten, und ſie fangen bald an, rein militäriſche Anſprüche zu machen. Die militäriſche Schwäche tritt dann aber am erſten hervor und wird am leichteſten erkannt, nicht bei den höchſten Befehlshabern, die dem Soldaten ferner ſtehen, ſondern bei den untern und mittlern, welche in beſtändigem Verkehr mit ihm ſtehen.

Innerliche und anerkannte Ueberlegenheit des Führers iſt alſo die erſte Grundlage ſeiner Gewalt über die Soldaten unter allen Umſtänden. Der Führer, welcher überall zeigt, daß er ſtets die rechten Mittel zum Ziele wählt und mit gutem Beiſpiele im paſſenden Augenblick vorangeht, wird für berechtigt zur Führung erkannt; er *erringt* ſich den Gehorſam des Soldaten, ohne ihn zu *erzwingen*, weil bei dem Gehorſam der Soldat ſeinen *Vortheil* ſieht. Er erwirbt ſich die *perſönliche* Anhänglichkeit ſeiner Untergebenen. Aber dieſe perſönliche Anhänglichkeit kann nicht genug gekräftigt und geſtärkt werden und verſchiedene Mittel führen hier zum Ziele.

Eines der erſten iſt die gewinnende Perſönlichkeit des Führers. Ein General, welcher ſich von ſeinen Untergebenen abſchließt,
199. ſich ihnen ſelten zeigt, wie jener, deſſen Montluc erwähnt, der ſich alle Tage zwei Stunden auf ſeinem Zimmer einſchloß, um ungeſtört den raſenden Roland zu leſen, gewinnt ſchwer die Liebe der Soldaten; dieſe ſetzt eine gewiſſe Vertraulichkeit voraus. Der Soldat wird immer zuerſt den Führer lieben, der ſich ihm auf eine *ungezwungene* Weiſe *gleichzuſtellen* weiß, was nur ein Führer kann, der Achtung vor der Menſchenwürde hat. *Erkünſtelte Herablaſſung* wird bald von dem Soldaten erkannt, ſie beleidigt ihn oft mehr als etwas Anderes;

199) C. P. XXI. p. 310.

er liebt den herablaſſenden Hofmann, der ihm gewiſſermaßen beſtändig zuruft: ſieh, was ich für ein prächtiger Kerl bin, welche Gnade ich dir Canaille erweiſe, daß ich faſt mit dir ſpreche, als ob du meines Gleichen wäreſt, er liebt dieſen ebenſo wenig, als den ſchweigſamen Murrkopf, der Geſichter ſchneidet, als ob er beſtändig vom Zipperlein geplagt würde. Müffling war — nach den hergebrachten Anſichten — gewiß ein größerer Stratege, als der alte Blücher, jedenfalls war jener dieſem in Bezug auf wiſſenſchaftliche Bildung und die aus ihr hervorgehende Ueberlegenheit unvergleichbar voranzuſtellen. Aber der Marſchall Vorwärts ſprach mit dem Soldaten auf ungekünſtelte Weiſe wirklich als mit ſeines Gleichen; Müffling hielt ſo etwas unter ſeiner Würde. So beliebt der alte Blücher bei dem Soldaten war, ſo groß ſein Einfluß, ſeine unmittelbare Wirkung auf deſſen Willen, ſo unbeliebt war Müffling, welchen ſie den „Muff“ getauft hatten, und ſo gering deſſen unmittelbare Einwirkung.

Unausgeſetztes Strafen kann dem Führer die Liebe ſeiner Untergebenen ebenſo wenig gewinnen, wie beſtändiges Schimpfen, Tadeln und Mäkeln. Montluc bemerkt ſehr richtig, daß, wo Härte nothwendig ſei, ſie ſich doch niemals gegen das Ganze 200.
richten ſolle, daß man vielmehr einen Einzelnen herausgreifen müſſe, um Tadel oder Strafe anzubringen. In der That iſt die Strafe in militäriſchen Verhältniſſen noch mehr als irgendwo anders des abſchreckenden Exempels wegen da. Mögen die Juriſten und Rechtsgelehrten über die Abſchreckungstheorie denken, was ſie wollen, für den Krieg und die Heere gilt ſie unbedingt. Daher kann die militäriſche Strafe zu ihrem Zwecke auch ſtets wirkſam ſein, wenn ſie auf einen Einzelnen, Herausgegriffenen, angewendet wird, wobei ſie um ſo ſicherer wirkt, je offenbarer und unbedingter der Beſtrafte von ſeinen Kameraden auch für ſtrafbar erkannt wird. Als ſich einſt im feind-

200) C. P. XXI. p. 63.

lichen Feuer ein ganzes in Reserve aufgestelltes Bataillon auf die Anweisung seiner Führer niederlegte und der bei ihm haltende General es in Pausch und Bogen mit dem Titel: „feige Hunde" tractirte, trug dies sicherlich nicht dazu bei, ihn bei den Soldaten beliebt zu machen.

Ohne Weiteres Stockschläge auszutheilen, war bei den deutschen Landsknechten in ihrer guten Zeit, die ziemlich weit in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts hineinreicht, durchaus nicht gebräuchlich. Die ganze Heergemeindeverfassung duldete so etwas nicht. Bei der französischen Infanterie kam es viel häufiger vor; der Officier und namentlich der höhere Officier fühlte sich hier im Allgemeinen viel mehr über den Soldaten erhaben, als es bei den Deutschen der Fall war; der Ständeunterschied von Bauer und Edelmann trat in dem Verhältnisse des Soldaten zum Officier bei den Franzosen viel entschiedener hervor, als bei den Deutschen. Um desto anerkennenswerther ist es, daß
201. Montluc sich gegen die Stockschläge ausspricht und auf ein ganz anderes Mittel der Leitung immer wieder zurückkommt, auf das edlere, anständigere, und darum auf die Dauer gewiß auch wirksamere, des ermunternden oder strafenden Wortes, der Rede.

Montluc hatte die Gabe einer ächt soldatischen natürlichen Beredtsamkeit; er ging von dem Grundsatze aus, daß sich dem Soldaten
202. leicht etwas weiß machen lasse und daß man diese Eigenschaft benutzen müsse, um ihm vorkommenden Falls, wenn auch auf einem Umwege, auf die rechte Bahn zu helfen. Wer sicher auf den Erfolg seiner Thaten rechnet, der handelt unbedingt energischer und entschiedener, als wer nur mit halbem Glauben und halbem Herzen zur That schreitet. Folglich, sagt Montluc, muß man dem Soldaten, wo man angreifen will,
203. stets durch die Rede die Ueberzeugung beizubringen suchen, daß

---

201) C. P. XXI. p. 113. 202) Brantôme, vies des hommes illustres et capitaines français; discours LXX. Paris 1823, p. 65. — C. P. XX. p. 450. 482. 490. 203) C. P. XXI. p. 393.

er nothwendig ſiegen müſſe; man muß ihn auf jedes Zeichen, welches Muthloſigkeit beim Feinde anzeigt, aufmerkſam machen, ja auf Dinge, die nur möglicherweiſe die Neigung des Feindes zum Ausreißen bedeuten könnten.

Eine andere ganz natürliche Eigenſchaft des Menſchen iſt ſeine Neigung zum Wettſtreit; er ſtrebt danach, es dem andern zuvorzuthun, der eine freilich in dieſem, der andere in jenem Ding; indeſſen im Kriege concentrirt ſich zuletzt Alles auf eine Art der Auszeichnung und eine Art des Wettſtreites oder läßt ſich bei geſchicktem Verfahren des Führers darauf concentriren. Was dem einzelnen Menſchen eigen iſt, das kann auf ſehr einfache Weiſe auch zur Eigenſchaft ganzer Corps gemacht werden und trägt dann ſicherlich gute Früchte. Die Corps aber, welche nach Auszeichnung ſtreben und ringen, haben den ſehr natürlichen Wunſch, wo ſie etwas Tüchtiges bieten, auch bemerkt zu werden. Wenn ein Mann im Heere gekleidet iſt, wie der andere, ſo iſt dies oft ganz unmöglich; man muß daher äußere Auszeichnungen für die einzelnen Corps zur Anwendung bringen. Montluc hatte in Piemont den Soldaten ſeiner Compagnie Ueberzüge von gelbem Taffet über ihre Sturmhauben gegeben; und bald waren Montlucs „gelbe Sturmhauben" in der ganzen Armee bekannt. Aber freilich wollten ſie dann auch für ihre rühmlichen Thaten belohnt ſein, und in Betreff dieſer Belohnung war Montluc, ſowie er bei den Strafen dem ſtrafenden Worte den Vorrang vor den Stockſchlägen zugeſtand, wieder der Meinung, daß eine gut angebrachte belobende Rede von beſſerer Wirkung ſei, als Geld und Geldeswerth. Nichtanerkennung, ja wohl gar Undank für geleiſtete Dienſte, ſchien ihm, wie das Niederträchtigſte, ſo auch das Dümmſte, was ein Vorgeſetzter ſeinen Untergebenen gegenüber begehen könne. Er begriff es vollkommen, daß, wenn ſonſt nichts, der Aerger über

204. 205.

204) C. P. XXI. p. 163. 205) C. P. XX. p. 381, 401; XXI. p. 135, 226.

Undank den Mann einer Sache oder einem Führer, sei er König, sei er General, abwendig machen könne. Er selbst hatte
206. des Undankes in seinem langen kriegerischen Leben genug erfahren und er hatte denselben tief genug gefühlt; wenn er dennoch der Sache, die er ergriffen, unwandelbar treu blieb, so mag das zum Theil daher kommen, daß er immer hiebei noch seinen Vortheil sah; aber zugleich tröstete er sich damit, daß er sich in einer sehr anständigen Gesellschaft befinde. Und das ist sicherlich wahr, daß nur tüchtige Leute unter diesem Undanke leiden. Die Untüchtigen thun vor allen Dingen nichts, wodurch sie Dank verdienten, dann aber haben sie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" auch gar nicht das Bedürfniß des tüchtigen Mannes, Gerechtigkeit zu finden; sie appelliren mit großer Leichtigkeit an die Gnade; ihre Bandwurmnatur macht es ihnen bequem, sich an Orten wohl zu fühlen, zu denen der anständige, seiner selbst bewußte Mann nicht hinabsteigen kann, und die in einem so anständig geschriebenen Buche, wie das vorliegende, leider Gottes nicht mit Namen genannt werden dürfen, wenn man nicht eine zartumschreibende Ode schreiben will. „Gnädige" Herren finden sich stets in Menge; seine eigene Gnade anerkannt zu sehn, ist ein gar zu verlockendes Gefühl und gnädig kann man selbst gegen einen Pfeifenputzer sein; aber „gerechte und billige" Herren finden sich selten; ebenso selten, als die gnädigen Herren häufig. Welche Niederträchtigkeit, wenn ein Mensch, der auf alle Weise belohnt wird, nachher obenein behauptet, es sei ihm nur sein gutes Recht geschehen, sein Herr und Gebieter habe nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan! So etwas ist ja gar nicht zu ertragen und namentlich, wenn der Herr und Gebieter sich sagen muß, daß er als Schuhputzer des Belohnten besser an seinem Platze wäre, wie als dessen Herr und Gebieter.

Es waren offenbar nicht die bittern Erfahrungen, welche

206) C. P. XXII. p. 211, 484.

Montluc ſelbſt machte, welche vorzugsweiſe in ſeine ſpäteren Jahre fielen und welche er in dieſen mit beſonderer Schärfe wahrnahm; es war ein angeborner Sinn für Recht und Billigkeit und ſein Inſtinct für die rechten Wege zum Zweck, der ihn immer vor der Klippe bewahrte, ſich undankbar zu beweiſen, tüchtigen Thaten ſtatt mit Anerkennung, mit Beleidigungen zu lohnen. Von Anfang an hatte er es ſich zum Geſetz gemacht, wo er etwas Lobenswerthes fand, es nicht unbelobt zu laſſen, und durch das öffentliche Lob nicht blos den Belobten zu weiteren Verſuchen auf gleicher Bahn, ſondern auch Andere zur Nacheiferung anzuſpornen.

Ein franzöſiſcher Feldherr des ſechszehnten Jahrhunderts hatte es in ſeinem Heere niemals mit Franzoſen allein zu thun. Inſonderheit das Fußvolk zog hier ſeine beſten Kräfte aus der Fremde. Wenn ein franzöſiſcher General in ſeinem Heere drei Regimenter Fußvolk hatte, ſo war beſten Falles eins darunter ein franzöſiſches aus der Gascogne oder der Picardie, ein zweites beſtand dann aus Deutſchen oder Schweizern, ein drittes aus Italienern. Ausnahmsweiſe hatte man es ferner mit Greierzern oder auch mit Spaniern zu thun. Wenn von Schweizern die Rede iſt, ſo ſind darunter immer ſolche aus der deutſchen Schweiz zu verſtehen. Sehr oft werden dieſe Schweizer mit den übrigen Deutſchen verwechſelt oder durcheinandergeworfen und abgeſehen davon, daß es noch heute für jeden Franzoſen, wie für jeden andern Uneingeweihten ein mächtiges Kunſtſtück ſein würde, einen eidgenöſſiſchen Schwaben von einem württembergiſchen oder einen eidgenöſſiſchen Allemannen von einem badiſchen zu unterſcheiden, hatte die Sache auch ihren noch weitergehenden Grund, den wir uns gleichfalls aus heute fortbeſtehenden Verhältniſſen vollſtändig klar machen können. Die ſogenannten Schweizerregimenter im fremden Dienſte waren nämlich damals ebenſo wenig von reiner Race, als ſie es heute zu ſein pflegen. Man wird ſich erinnern, daß die närriſchen eidgenöſſiſchen Hyperpatrioten, als die Engländer für den orien-

taliſchen Krieg ihre Schweizerlegion errichteten, mit Emphaſe verkündeten, das ſei lauter reines Blut, da ſei kein Schwabe — d. h. kein rechtsrheiniſcher Schwabe drin. Als aber mehrere Diebſtähle und ähnliche Unzukommenheiten ſich in dieſer Legion ereigneten, da kündigten dieſelben Hyperpatrioten mit derſelben Sicherheit und demſelben Feuer an, dieſe ausländiſchen oder fremdländiſchen Verbrechen — ſo nannte unter Anderm einſt ein ſchwungvoller limmatatheniſcher Staatsanwalt auch die Nothzucht — ſeien von lauter — rechtsrheiniſchen — Schwaben begangen worden. Und man kann es nicht läugnen, daß ſie wenigſtens theilweiſe in dieſer Beziehung Recht hatten, denn die vorgekommenen Spitzbübereien mögen ſich ungefähr in gleichem Procentmaaß auf die linksrheiniſchen und die rechtsrheiniſchen Schwaben vertheilt haben. Aber nach Adam Rieſe hätte auf die letzteren der Antheil Null in der Legion kommen müſſen, wenn von ihnen in dieſer gar nichts vorhanden geweſen wäre. Man kann alſo auch hieraus wieder erkennen, daß ein Bischen Rechnen Niemandem etwas ſchadet und daß das zu weite Schießen den Teufel nichts taugt. Sowie es dieſes Beiſpiel aus unſer Aller nächſter Erinnerung zeigt, ſtand es nun im ſechszehnten Jahrhundert mit dem Purismus der Schweizerregimenter ungefähr auch und die ſo oft vorkommende Verwechslung wird dadurch um ſo erlaubter.

Ohne deutſche Landsknechte oder Schweizer glaubten die Franzoſen zu Montluc's Zeit gar nicht auskommen, allermindeſtens keinen Zuſammenſtoß im offenen Felde wagen zu können. Das war wie ein Evangelium. Dieſe Truppen wurden daher auch immer mit großer Rückſicht behandelt, wie es das Benehmen Montlucs, als er ſich der Deutſchen wegen der im Proviante von ihnen angerichteten Verheerungen zu Siena entledigen wollte, genugſam beweist, obgleich gerade er ſich vor Allen dagegen ſträubte, ihre Ueberlegenheit über ſeine Gascogner anzuerkennen.

Die Leute aus der wälſchen Schweiz, welche gemeinſam

unter dem Namen Gruyens (Greyerzer) zuſammengefaßt werden, weil ihr Stamm aus dem Greyerzer Land im Freiburgiſchen (Gruyère) herkam, mit denen aber öfters auch die Bündner (Griſons) zuſammengeworfen und verwechſelt werden, ſtanden viel tiefer im Preiſe, wie die Deutſchen und deutſchen Schweizer. Ihrer, wie der Italiener, bediente man ſich lieber zur Beſetzung von feſten Plätzen, wie im offenen Felde.

Spanier waren eine nur ausnahmsweiſe Erſcheinung in den franzöſiſchen Heeren; außerdem ſendete Spanien, wo es den Franzoſen Hülfstruppen ſchickte, wie während des Religionskrieges, ihnen keineswegs das Beſte, was es hatte.

Die bunte Zuſammenſetzung der franzöſiſchen Fußvölker war für die Befehlshaber der franzöſiſchen Heere eine wahre Schule der Länder- und Völkerkunde; ſie insbeſondere machte es Montluc möglich, ſeine Kenntniß in fremden Sprachen zu ſammeln, in denen er, — wenigſtens was die romaniſchen betrifft, — mit großer Zuverſicht radebrechte, wo irgend die Gelegenheit ſich dazu bot. Alle Truppen dieſer verſchiedenen Nationen verlangten nun ihre beſondere Behandlung; und wer bei den Truppen auszukommen verſtand, wußte es auch in den Bevölkerungen der Länder, aus denen ſie hervorgegangen waren. Dem Spanier gegenüber, meinte Montluc, müſſe man mit 207.
dem ſtolzen Ernſte auftreten, der ihm ſelbſt eigen ſei und müſſe religiöſer und kirchlicher thun, als man es von Natur ſei; gegen den Italiener müſſe man ſich klug und verſchwiegen benehmen und es vermeiden, ſeinen Weibern ſchön zu thun oder ihnen zu nahe zu treten; mit den Franzoſen könne man bei richtigem Benehmen Alles anfangen, was man wolle; mit den Schweizern und Deutſchen müſſe man ſaufen, wie ein Loch, wenn man Achtung bei ihnen erlangen wolle.

Machte nun die buntnationale Zuſammenſetzung der franzöſiſchen Fußvölker an die geſchmeidige Klugheit des Generals

207) C. P. XXI. p. 230.

nicht geringe Anforderungen, ſo bot ſie ihm andererſeits, wußte er ſie zu benutzen, ein ſicheres Mittel, etwas Tüchtiges zu
208. leiſten. Er mußte es nur verſtehen, den nationalen Wettſtreit anzuregen. Dazu gehörte freilich, daß man die Regimenter verſchiedener Nation jedes für ſich anredete, jedes eiferſüchtig auf das andere machte; jedem von den Tugenden und der kriegeriſchen Tüchtigkeit ſeines Volkes vorerzählte; es war dasſelbe Spiel, welches man heute noch ſpielt, wenn man der Infanterie ſagt: keine Kavallerie der Welt ſei im Stande, ein wohlgeſchloſſenes Carré zu ſprengen, und in demſelben Athemzug der Kavallerie erzählt: kein Infanteriecarré der Welt vermöge ihrem Anpralle zu widerſtehen. Obgleich es Montluc ſchwerer als einem andern werden mochte, Truppen, die nicht aus der Gascogne waren, derlei Geſchichten zu erzählen, entſchloß er ſich doch immer dazu und meiſtentheils gelang es ihm, da er bei ſeinem lebhaften Temperament, einmal angefangen, ſich leicht ganz in ſein Capitel hineinräſonnirte, die Leute anzuregen und ſie zum Wettſtreite zu ſpornen.

Kam es vor, daß Montluc einen Beſchluß faſſen mußte, der möglicher Weiſe irgend etwas für die Soldaten Unangenehmes enthielt, ſo ſuchte er es ſtets ſo einzurichten, daß die Soldaten ſich ſelbſt dafür erklärten, indem aber auch er ſich den etwaigen Unannehmlichkeiten vollſtändig unterwarf. Er wollte z. B. im dichtgeſchloſſenen Haufen um jeden Preis irgendwo durchdringen, von Umkehr durfte nicht die Rede ſein; er ſtellte zu dem Ende eine Anzahl von entſchloſſenen Sergeanten mit ihren Hellebarden hinter den Haufen, mit dem Befehle: Jedem in die Kniekehlen zu kitzeln, der Miene zum Umkehren mache. Aber ausdrücklich hob er in ſolchen Fällen hervor, daß man mit ihm etwa keine Ausnahme machen dürfe und holte die Zuſtimmung der Soldaten ein.

Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen, und

208) C. P. XXII. p. 140.

wenn ein überfüllter Wanſt zu allem Guten träge wird, ſo 209.
macht doch ein leerer zu allem Guten unfähig. Hungrige und durſtige Soldaten müſſen urſprünglich andern ſehr weit überlegen ſein, wenn ſie dieſen, die gut gegeſſen und getrunken haben, trotz des Hungers und Durſtes noch überlegen bleiben ſollen. Es iſt daher eine ſich ganz von ſelbſt verſtehende Pflicht des Führers, für die Verpflegung ſeiner Truppe, ſoweit möglich ſelbſt über das Nothwendige hinaus, zu ſorgen. Geſchieht dies mit Gewiſſenhaftigkeit und dabei noch mit guter Manier, ſo ſtärkt es unfehlbar die Anhänglichkeit der Soldaten an ihre Führer und dieſe können dann um ſo mehr in außerordentlichen Fällen außerordentliche Anſtrengungen fordern und erlangen, je ſeltener und je weniger ſie ohne Noth ſolche Anforderungen ſtellen.

Wenn nun ein Führer nach dieſen Grundſätzen bei der Behandlung der Soldaten verfährt und das Zeug dazu hat, dies Verfahren mit Geſchick durchzuführen, ſo wird er allerdings, wie es Montluc behauptet, zu allen Zeiten mit den Soldaten Alles anfangen können. Wenn ſomit Alles in die Hand des Führers geſtellt iſt, ſo darf dieſer ſich niemals mit den Soldaten 210.
entſchuldigen, wo er ſeine Pflicht nicht erfüllt, etwas Befohlenes nicht ausgeführt hat; er ſoll den Soldaten ſeine Stimmung mittheilen, nicht die ihrige empfangen, und alle ſeine Gedanken ſollen auf die Durchführung deſſen gerichtet ſein, was ihm zu thun obliegt. Montluc wollte ſeine Officiere ebenſo wenig von dem böſen Willen oder der Unfähigkeit ihrer Soldaten reden hören, als Napoleon ſeine Marſchälle von den Lebensmitteln.

Im Allgemeinen werden junge Officiere — nur nicht zu junge — beſſer im Stande ſein, den Pflichten tüchtiger Führer zu genügen, als alte. Dieſer Anſicht war auch Montluc; er 211.
meinte, der alte Officier ſehe zu leicht überall Gefahren, überall

---

209) C. P. XXI. p. 479 ffg. 210) C. P. XXI. p. 479. 211) C. P. XXI. p. 121, 128.

die Bedenklichkeiten der Sache; der jüngere mache ſich weniger aus der Gefahr, vielleicht weil er ſie nicht vollkommen erkenne, und die Rüſtigkeit ſeines Körpers und die Wärme ſeines Herzens, die dem Alten meiſtentheils fehle, mache den jungen kecker und energiſcher. Jede Regel hat ihre Ausnahmen; ſo auch dieſe: hat der alte Officier ſich ſeine Jugendfriſche bewahrt, dann gilt er ohne Frage mehr als der ſonſt ebenſo tüchtige jüngere. Unſer Jahrhundert hat ſeinen Blücher und ſeinen Radetzki aufzuweiſen und für ſeine Zeit iſt Montluc ſelbſt eine Ausnahme von ſeiner Regel. Eine ſchöne Sache, meinte er, ſei es für
212. einen Krieger um ſeinen guten Namen; aber er ſolle nicht daran denken, auf ſeinen Lorbeern ruhen zu wollen; es ſei nicht genug, dieſen guten Namen erworben zu haben, es komme auch darauf an, ihn zu bewahren, und der älteſte General könne das nicht anders als durch unausgeſetzte Thätigkeit, durch unausgeſetzt gleiche Leiſtungen wie diejenigen, welche ihm ſeinen Ruf erwarben. Der junge Nachwuchs, welcher beſtändig in die Heere komme, glaube wohl anfangs auf's Wort an den Ruf ſeines alten Führers, aber er höre auf, daran zu glauben, wenn er dieſen nun beſtändig verlieren, nichts Tüchtiges mehr leiſten ſähe, und mit dem Glauben an den Ruf eines geſchickten und glücklichen Führers höre auch die günſtige Wirkung dieſes Rufes auf die Thätigkeit der Truppe auf.

Jeder von uns hat wohl ſchon zwei Leute gleichen Alters zuſammengeſehen, deren Verhalten auf den erſten Blick einen bedeutenden Contraſt zeigte. Der eine war aufbrauſend, lebhaft, gerieth leicht in Zorn, nahm nie ein Blatt vor das Maul, verletzte dadurch auch wohl und zankte ſich und gab Anlaß zu Zank. Der andere ſaß ſchweigſam, lächelte vornehm, wog jedes Wort auf der Goldwage ab und brachte es zierlich oder ſalbungsvoll heraus, immer kühl verſtändig, mit Rückſichten nach allen Seiten, den geringſten Anſtoß vermeidend. Und da haben

212) C. P. XXI. p. 425.

wir denn auch wohl über beide reden hören; der erſte erfreute ſich in ſolchen Geſprächen der Titel Grobian, böſes Maul, unumgänglicher Menſch; der zweite dagegen ward als ein feiner Mann von verſtändigem Benehmen, von großer wiſſenſchaftlicher und Weltbildung, kurz als eine Art Weltwunder geprieſen. Die meiſten waren der Meinung, daß man dem letztern Alles anvertrauen dürfe, dem erſtern nichts Wichtiges ſelbſtſtändig in die Hand geben könne, weil er durch ſeine Unmanierlichkeit und ſeinen Jähzorn Alles verderben würde.

Lernt man nun die Leute genauer kennen, namentlich mitten in der Thätigkeit, ſo wird man in der Mehrzahl der Fälle zu einem ganz andern Reſultat kommen. Man findet nämlich oft, daß die Schweigſamkeit des ſchweigſamen Weiſen vollſtändige geiſtige Nullität iſt, bisweilen gepaart mit der gänzlichen Unfähigkeit, ſich für irgend etwas entſchieden zu intereſſiren, doch auch mit einer Art mehr thieriſcher als menſchlicher inſtinctiver Schlauheit, vermöge welcher er ſeine Mängel geſchickt den Augen der Welt zu verbergen ſucht; man findet, daß das rückſichtsvolle Urtheil des Weiſen die Folge eines unentſchiedenen, unentſchloſſenen Characters, des Mangels an geiſtiger Selbſtſtändigkeit iſt und nichts weiter, daß der Weiſe im Handeln ebenſo ſchwankt und ſich dahin und dorthin verneigt, wie in der gedrechſelten Rede.

Dagegen zeigt ſich, daß der Grobian eigentlich nur ein Mann war, der ſeine Meinung rund und ohne Complimente herausſagt, weil er eine Meinung hat, der nun auch ebenſo kräftig nach dieſer Meinung handelt, wo es darauf ankommt; daß er aufbrauſete, weil er ein wirkliches Intereſſe für das hatte, was beſprochen ward, daß er dieſes Intereſſe für ſeine eigene Thätigkeit auch in dieſe mit hineinbringt, daß aber eben ſein lebhaftes Intereſſe an der Handlung, weit entfernt, ihn zu unnützer und verkehrter Anwendung ſeiner aufbrauſenden Natur zu verleiten, dieſe vielmehr mäßigt, wo der Nutzen der Sache es verlangt.

Hier ist Feuer und dort war Wasser, der Grobian hatte rothes und der Weise weißes Blut in den Adern, und jenem hielt auch im Alter sein inneres Feuer vor, während diesem sein Wasser nun vollständig eingefroren war.

Montluc gehörte zu den aufbrausenden Grobianen und dies zog ihm manchen Nachtheil zu, hatte zur Folge, daß die Leute ihn oft ganz falsch beurtheilten und ungerechter Weise in Hinsicht auf seine Leistungsfähigkeit unter die weißblütigen Aale herunter setzten. Er war in diesem Punkte ganz anderer Meinung und hielt absolut nichts von den Leuten, die „durch eine gewisse Kühle weiser erscheinen wollten“[213]. Soviel steht fest, daß er durch seinen aufbrausenden Character nie etwas verdarb und ihn wohl zu mäßigen verstand, wo es darauf ankam; soviel steht auch fest, daß alle großen Feldherrn, die noch im Alter sich als solche gezeigt haben, in frühern Jahren den wohlbegründeten Ruf von Grobianen und aufsätzigen, unhandlichen Leuten hatten.

Montluc und die Wissenschaft.

Bei allen alten tüchtigen Soldaten findet man einen großen Respect vor der Wissenschaft und dem Wissen, in welchen Landen und Zeiten man sie auch aufsuchen möge. Je mehr sie geleistet haben, desto größer und deutlicher ist diese Achtung. Hatten sie sich in ihrer Jugend nicht systematisch eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage aneignen können, weil es an Gelegenheit dazu für sie fehlte, so studiren sie noch im Mannes- und Greisenalter auf eigene Faust, wie und was sie können, und bedauern fast noch auf ihrem Sterbebette, daß ihnen die systematische Grundlage fehlte, daß sie in ihren Knaben- und Jünglingsjahren keine Gelegenheit hatten, sich diese anzueignen. Merkwürdig sticht gegen diese fast rührende Erscheinung das unsinnige Schimpfen stumpfer Exercirplatzzöglinge und getreuer Besucher von Huren-

213) C. P. XXI. p. 175.

häuſern und Pintenwirthſchaften gegen die ſogenannte „Theorie", d. h. gegen das Wiſſen ab. Meiſtentheils wird man in ihnen Menſchen finden, die ebenſo wenig können als ſie wiſſen, die vor dem „Machen" ſollen, — ſobald ſie dazu aufgefordert werden — **hic Rhodus, hic salta!** — einen ebenſo großen Horror empfinden, als vor dem „Lernen" ſollen. So lange keine Gefahr im Verzuge iſt, wiederholen ſie zwar mit größter Unverſchämtheit, aber freilich mit ebenſo geringer Berechtigung das Wort des alten Zieten „wenn ſie an Ort und Stelle wären, wollten ſie es ſchon machen", aber — wenn ſie nun an Ort und Stelle kommen, wie ſieht es da aus? Die Hunde ziehen entweder den Schwanz ein und laſſen die Ohren gar erbärmlich hängen oder, von einigen Halben begeiſtert, machen ſie eine Dummheit über die andere zum Entſetzen Europa's und aller umliegenden Dörfer, und wenn der Rauſch vorüber iſt, halten ſie ſich höchſt verdrießlich die Hinterbacken und benutzen ſelbſt die erſte günſtige Gelegenheit, um vom hohen Roße hinabzuſteigen und denjenigen gemißhandelten Theilen ihres Ich, welche — wenn ſie auch in Wahrheit mehr als ihr **Alter ego** ſind — doch mit Geiſt und Wiſſen allerdings das Geringſte nicht zu ſchaffen haben, nach harter Strafe die mehr oder minder gut verdiente Ruhe zu gönnen.

Wenn man ſeiner Zeit dem alten Montluc von ſolchen Burſchen erzählt hätte, die alle mögliche Gelegenheit hatten, ſich wiſſenſchaftlich zu bilden und ſie ſchnöde verſäumten, um nachher in der dümmſten Weiſe darüber zu ſchwätzen und auch danach zu thun, — er hätte an deren Exiſtenz gar nicht geglaubt; hätte er aber, durch den Augenſchein davon überzeugt, daran glauben müſſen, ſo hätte er ſicherlich die lebendigen Beweisſtücke mit denſelben Stockprügeln tractirt, von denen er ſonſt ſo wenig hielt; nicht um ihnen wiſſenſchaftlich nachzuhelfen, — denn dies iſt eine ganz vergebene Mühe bei den prädeſtinirten Vierfüßlern — ſondern um ſie ein für allemal in die Kategorie zu verſetzen, in welche ſie gehörten.

Montluc, deſſen wiſſenſchaftliche Erziehung in der Jugend, wie diejenige aller jungen Edelleute ſeiner Zeit, nahezu Null war, ſuchte unabläſſig die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen. Aber wie das?

Kriegsſchulen, auf denen ſyſtematiſche Vorträge über die Kriegswiſſenſchaft gehalten worden wären, gab es damals nicht; es exiſtirten zu ſeiner Zeit in Venedig und in Sicilien bereits Artillerieſchulen: aber ganz abgeſehen davon, daß auf ihnen lediglich das Artilleriehandwerk betrieben und gelehrt wurde, in Frankreich war ſelbſt von Schulen dieſer Art nicht einmal die Rede und die venetianiſchen und ſicilianiſchen waren kaum bekannt, wenn ſie bekannt geweſen wären, einem Franzoſen nicht zugänglich.

Die Bildungsmittel für den Soldaten waren alſo zu Montlucs Zeit neben der Erfahrung, aus welcher er ſich ſeine Theorie abſtrahiren konnte, das lebendige Geſpräch, das Leſen, die eigene Ueberlegung vor der Handlung, wenn man in den Fall kam, handeln zu müſſen oder handeln zu können.

Wie wenig die bloße Kriegserfahrung nütze, davon war Montluc vollſtändig durchdrungen; namentlich war ihm die Kriegserfahrung wenig werth, welche man in den untern Graden ſammelt, wo man nur dem Befehle zu folgen hat und weder Gelegenheit noch Veranlaſſung findet, zu überlegen, was man thun will und warum man es thun will. Darum war er der Meinung, um ſich zu bilden, genüge es in jungen Jahren nicht, die Gelegenheit zum Kampfe aufzuſuchen, wo man in den niedern Graden nicht viel mehr erfährt, als ob man die nothwendige Courage habe, im feindlichen Feuer und vor den feindlichen Piken zu ſtehen, oder nicht, — und oft ſelbſt dieſes kaum;
214. man müſſe vielmehr vor allen Dingen danach ſtreben, die Reden erfahrener und tüchtiger Leute über die Gründe des Sieges und der Niederlage und zwar von beiden Seiten zu hören.

---

214) C. P. XX. p. 358, 325.

Die Gelegenheit zu ſolchen Geſprächen ſuchte nun Montluc wo ſie nur immer zu finden war; im Alter von 25 Jahren 215.
hörte er ihnen viel lieber zu, als daß er der ſchönſten Dame den Hof gemacht hätte. In der That ſpielt das Geſpräch eine wichtige Rolle in der Geſchichte der Entwicklung der Kriegswiſſenſchaft im 16. und 17. Jahrhundert. In der That iſt es ja wirklich die mehrſeitige Betrachtung — Theorie — der Thatſachen in ihrer natürlichſten und urſprünglichſten Geſtalt.

Allgemein iſt es bekannt, daß das erſte — in ſeiner Art — vollſtändige Lehrbuch der Kriegskunſt, welches die neuere Zeit uns bietet, — die ſieben Bücher von der Kriegskunſt des Niccolò Machiavelli, des großen Staatsſchreibers von Florenz, in der 216.
Form eines Geſpräches abgefaßt iſt. Montluc ſelbſt ſoll nach einer Angabe des Druckers der erſten Ausgabe ſeiner Werke, Millanges, einen Dialog über „das Glück in beſonderer 217.
Beziehung auf ſeine Perſon" verfaßt haben, welcher leider nie gedruckt worden iſt, weil er dem Drucker zu verſtümmelt zukam; — jedenfalls müßte dieſer Dialog auch militäriſch ein großes Intereſſe gewährt haben. Des Juſtus Lipſius Werk über 218.
das römiſche Heerweſen, welches 1596 zu Antwerpen erſchien, iſt ebenfalls in der Form eines Zwiegeſpräches. Weniger bekannt als die Werke des Macchiavelli und des Lipſius dürfte der Dialog ſein, welcher ſich in den vollſtändigen Ausgaben von Wallhauſens „Kriegskunſt zu Pferd" (1616) als deren 219.
letzter und fünfter Theil vorfindet und zwiſchen einem Herrn Muſanus (einem Facultätsgelehrten) und einem Herrn Martinus (einem Soldaten) geführt, beweiſen ſoll, nicht blos daß es eine Kriegskunſt und eine Kriegswiſſenſchaft giebt, ſondern

---

215) C. P. XXI. p. 301, 358. 216) Sette libri dell' arte della guerra di Niccolò Macchiavelli; Milano, 1805. 217) C. P. XX. p. 312. 218) Lipsii, de militia Romana libri V; Antw. 1596. 219) Gedruckt zu Frankfurt am Main, bei Paul Jacobi, in Verlegung Johann-Theodori de Bry.

daß dieſe auch höher im Range ſteht als alle übrigen Künſte und Wiſſenſchaften; unſeres Wiſſens die erſte eifrige Berührung dieſer Streitfrage; denn im Alterthum war darüber gar kein Streit, dieſen hat erſt das aus dem Mönchsthum hervorgegangene Facultätsgelehrtenthum in die Welt gebracht. In dem eben angeführten Dialog oder Discurs Wallhauſens wird gleichfalls — unſeres Wiſſens — zum erſten Mal die Frage der Errichtung von Kriegsſchulen oder Lehrſtühlen der Kriegswiſſenſchaft in derſelben Art, wie wir ſie heute verſtehen, angeregt und durchgreifend behandelt.

So gebührt dem Geſpräch, nicht blos dem lebendigen, ſondern auch dem gedruckten, ein nicht geringer Platz in der Entwicklungsgeſchichte der neuern Kriegswiſſenſchaft. Montluc, der ſich mit Vorliebe an dem lebendigen Geſpräche fortbildete,
220. und in ihm vornämlich dies lernte, wie oft man das Recht hat zu wagen und nur nicht wagt, weil man ſich beim Feinde alles in viel beſſerm Stande vorſtellt als es iſt, ward durch dieſes unfehlbar auch auf den Gedanken gebracht, einen Dialog niederzuſchreiben oder niederſchreiben zu laſſen, welcher einen für die Soldaten ſo wichtigen und doch ſo verſchiedenartig aufzufaſſenden Gegenſtand behandelt, als es das vielartige Glück iſt.

Neben dem Geſpräch ſtand das Leſen oder das Vorleſen laſſen. Die Druckerkunſt fing ſchon in Montlucs Jugend an, aus den Kinderſchuhen herauszutreten. In Frankreich — hier noch mehr als in Italien, deſſen litterariſche Geſchichte ſich niemals ſo vollkommen im Sande verlaufen hatte, wie diejenige anderer Länder — wurde ſie zuerſt benutzt, um die Meiſterwerke des claſſiſchen Alterthums anfangs im Original, dann auch in Ueberſetzungen aller Welt zugänglich zu machen. Ein großes Verdienſt um das allgemeine Bekanntwerden der claſſiſchen, namentlich römiſchen, Litteratur hatte Franz I. Mochte ſonſt nicht

220) C. P. XXI. p. 44.

viel an ihm ſein, mochte er, was Liederlichkeit betrifft, vollſtändig würdig ſein, den Vicarius des Sultans zu machen, dieſes Verdienſt bleibt ihm unbeſtritten und iſt unſeres Erachtens bis auf den heutigen Tag noch lange nicht ſo gewürdigt, als es ſollte. An den Ueberſetzungen aus den Schriften der Claſſiker bildete ſich die neufranzöſiſche Schriftſprache. Es iſt kein Wunder, daß ſie unſerer deutſchen Sprache in dieſer Zeit ſo weit vorauskam; der einzige Grund davon war, daß ſie dem Lateiniſchen nicht ſo ferne ſtand als unſer Deutſch. Welcher Unterſchied zwiſchen den franzöſiſchen Werken des 16. Jahrhunderts und den deutſchen derſelben Zeit in der Präciſion und Leichtigkeit des Ausdrucks — verſteht ſich im Allgemeinen! Luther und ſeine Genoſſen machen eine Ausnahme; aber im Allgemeinen iſt es wahr, daß die franzöſiſchen Schriften dieſer Zeit in Hinſicht auf die Sprache ebenſo hoch über den deutſchen ſtehen, als die italieniſchen über den franzöſiſchen.

Wenn einerſeits ein klarer Gedanke die Bedingung einer klaren und anſchaulichen Ausdrucksweiſe iſt, folglich dieſe nicht ohne jenen beſtehen kann und jener auch zu dieſer führen müßte, ſo iſt doch andererſeits ebenſowenig zu beſtreiten, daß ſich mit einem ſchlechten und groben Material nicht ſo leicht und nicht ſo gut arbeiten läßt, als mit einem guten und feinen, daß folglich die Ausbildung der Sprache auf die Ausbildung des Gedankens ihren Einfluß äußert und auf die Fähigkeit, den Gedanken ſo wieder zu geben, daß er von Jedermann erfaßt werden kann und von Jedermann erfaßt werden muß. Wenn wir überlegen, daß die römiſchen Claſſiker in allen weltlichen Dingen im 16. Jahrhundert unſere faſt unumſchränkten Schulmeiſter wurden, daß die franzöſiſche Sprache der römiſchen um ſo vieles näher ſtand als die deutſche, ſo dürfen wir die Unbeholfenheit unſerer weltlichen deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit füglich mit minderem Grimme anſehen und wir dürfen es nicht mehr ſo apodictiſch auf die Nachahmungsſucht der Deutſchen ſchreiben, daß ihre weltlichen Schriftſteller zu Ende des 16. und

im 17. Jahrhundert ihre Schriften voll lateiniſcher Citate ſtopften und es auch an wälſchen Redensarten und Wörtern aller Art nicht fehlen ließen. Aber doppelte Hochachtung werden wir wohl vor den Männern empfinden müſſen, welche, wie Luther und ſeine Nachfolger, ſich auf die Füße der Sprache ihres Volkes ſtellten und, indem ſie dieſelbe ehrten, ſie zu den höchſten Ehren brachten. Sie waren es, die uns Deutſchen unſere Eigenthümlichkeit bewahrten und denen wir es noch heute danken müſſen, wenn wir in unſerer eigenen Weiſe denken, weil in unſerer eigenen Weiſe reden können. Dieſe Ehre gebührt aber dem Proteſtantismus; in deutſcher Rede und Schrift iſt er vorangegangen, und wie lange das katholiſche Deutſchland in dieſer Beziehung hinter dem proteſtantiſchen weit, unendlich weit zurückgeblieben iſt, das weiß ja wohl auch der Unerfahrenſte.

Hat es auf unſere deutſche Neigung zum Idealiſiren und Philoſophiren keinen Einfluß geäußert, daß die Ausbildung eigenthümlich deutſcher Redeweiſe im Anfang durchaus auf dem geiſtigen Gebiete ſtattfand? Abgeſehen von unſerer Befähigung dazu liegt die Erörterung dieſer Frage außer unſerem Wege; aber ſie aufzuwerfen, iſt an jedem Orte geſtattet.

Wenn die Deutſchen nun auch zu einer eigenen Litteratur in allen Gebieten des Wiſſens, welche lateiniſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Brocken nicht bedarf und in ihrer Eigenthümlichkeit alle anderen überflügelt, im Laufe der Zeit gelangt ſind, ſo beruht doch immer noch unſere formelle Bildung weſentlich auf den claſſiſchen Studien, und weil die Form ebenſoſehr auf den Gedanken rückwirkt, als der Gedanke auf die Form, daher kommt es, daß wir heute noch ſo viele Leute, welche in ihrer Jugend nicht Gelegenheit hatten, eine claſſiſche Bildung zu erwerben, dieſes als einen fühlbaren Mangel beklagen hören; — natürlich nur tüchtige Leute in ihrem Fache, denn die Eſel von Haus aus fühlen, wie ſich von ſelbſt verſteht, derartige Mängel niemals.

Montluc ließ ſich in ſeinen Mußeſtunden, wenn er nicht

Gelegenheit hatte, ſie mit lebendigen lehrreichen Geſprächen auszufüllen, mit Vorliebe aus den franzöſiſchen Ueberſetzungen des 221.
Julius Cäſar und des Titus Livius vorleſen; dazu aus Schriftſtellern ſeiner Zeit, aus dem Werke du Bellays (Langeys) und der Italiener, Guicciardinis und vielleicht Machiavellis. Er war der Meinung, wer geleſen, begriffen und behalten habe, ſei befähigter als ein Anderer, etwas Tüchtiges gut 222.
hinauszuführen. Im Weſentlichen waren es geſchichtliche Werke, an denen er ſich erbaute; eigentlich theoretiſche, welche Grundſätze aufſtellten und Regeln entwickelten, gab es noch zu wenige. Im Alterthum waren ihrer auch ſehr wenige geſchrieben; mindeſtens ſind eigentliche Kriegshandbücher wenige auf uns gekommen; die reglementsartigen Werke des Arrian, Aelian und Aſclepiodot, wie mehrere ähnliche, wurden erſt ſpäter im lateiniſchen und in neueren Sprachen bekannt. Sie waren übrigens auch wenig dazu geſchaffen, den Geiſt eines Kriegsmannes zu bilden, wenngleich ſie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung des Kriegsweſens der neueren Zeit geblieben ſind, da ſie Moritz von Naſſau-Oranien den erſten Anſtoß zur Einführung regelmäßiger Exercierübungen und der Reglemente, welche Ordnung und Gleichförmigkeit in dieſe hineinbrachten, gegeben haben. Aus ſeiner Lectüre ſchöpfte Montluc insbeſondere einzelne Maximen großer Feldherren, wie wir früher ſchon angeführt haben, die er ſich zur Richtſchnur ſeines eigenen Handelns nahm und deren glückliche Befolgung er in den Geſchichten verfolgte. Damit dieſe aber recht belehrend würden für den jungen Krieger ſollten ſie, meinte er, von Soldaten ſelbſt ge- 223.
ſchrieben werden, alte tüchtige Generale vornehmlich ſollten ſelbſt ihre Denkwürdigkeiten einfach und wahrheitsgetreu niederſchreiben und dies nicht den Gelehrten überlaſſen, die doch immer die Dinge unwillkürlich entſtellten und das Einfachſte periphraſirten.

---

221) C. P. XXI. p. 307 u. a. 222) C. P. XXII. p. 273 ffg. 223) C. P. XXI. p. 307.

Montluc war von einem heftigen männlichen Ehrgeize bewegt; der größte Aerger für einen Mann von Herz, sagt er, sei es, wenn er sehen müßte, wie andere zu großen Unternehmungen
224. bestellt würden, während er selbst an seinem friedlichen Heerde sein Huhn verzehre. Dies ist nun sicherlich wahr, und doch müssen gerade die tüchtigen Leute diesen Aerger häufig genug hinunterschlucken, wenn sie sich nicht auf andere Weise wollen mißhandeln lassen und, allerdings verwendet, doch nur solche Posten annehmen, auf denen alle ihre Thätigkeit verloren ist und sie höchstens zusehen können, wie Andere, die über sie gestellt sind, Alles verderben oder auch zwar ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen und ausbeuten, alle Ehre aber, die von ihr herkommt,
225. für sich hinwegnehmen. Aergernisse dieser letzteren Art erfuhr Montluc die Menge; aber er war einmal so beschaffen, daß er lieber sie duldete, als die Zurückgezogenheit von der öffentlichen Thätigkeit. So vielen Grund er hatte, sich über die Könige von Frankreich zu beschweren, immer kehrte er doch nach kurzem Groll wieder in ihren Dienst zurück, weil nur sie ihm die Ge-
226. legenheit zur Thätigkeit geben konnten, damit Gelegenheit, seinen Werth zu zeigen, sich auszuzeichnen.

Wenn Regierende und Hochgestellte es heute fast zur Staatsmaxime gemacht haben: „Wir wollen leben, aber nicht gedruckt sein"; so war Montluc durchaus anderer Ansicht. Für ihn war es das höchste Ziel seines Strebens, daß sein Name „in
227. die Bücher komme" und durch diese der Nachwelt überliefert werde. Aber freilich wollte er dort seinen Namen nicht mit schändlichen, feigen und erbärmlichen Handlungen, sondern mit glänzenden und tüchtigen verknüpft sehen, er wollte ebenso in den Büchern genannt sein, wie jene großen Feldherrn des Alterthums, von denen er sich hatte vorlesen lassen. Ein solches Streben, wie es schon den höheren Geist an sich bekundet, erhebt

224) C. P. XX. p. 350. 225) C. P. XXII. p. 211 ffg. 226) C. P. XXI. p. 341. 227) C. P. XXI. p. 302 ffg.

und reinigt denſelben und macht ihn zu guten und tüchtigen Handlungen ſo kräftig als geneigt. Allerdings iſt oft genug der Geiſt willig und das Fleiſch ſchwach und nicht Alles wird in Wirklichkeit gethan, wie der willige Geiſt es möchte. Indeſſen das Hauptreſultat kann kein ſchändliches ſein; und Montluc, welcher nach ſeiner innigen Ueberzeugung ſelbſt ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb, um Andere zu belehren, nahm dabei auch zugleich Gelegenheit, ſich von den Vorwürfen, die ihm von ſeinen Zeitgenoſſen gemacht wurden, zu reinigen. Konnte ihm das nun auch nicht vollſtändig gelingen, ſo hat er das wenigſtens erreicht, daß die Schattenſeiten ſeiner Thätigkeit einer Nachwelt, die ferne ab ſteht von den Parteikämpfen, an denen er Theil nahm, in einem weniger ſchwarzen Lichte erſcheinen, weil ſie ſich aus dem Character des Mannes erklären und weil der Unbefangene eingeſtehen muß, daß gerade ohne dieſe Art von Schatten auch dieſe Art von Licht unter den äußeren Verhältniſſen von Montluc's Zeit nicht beſtehen konnte.

Der größte Schatten, welcher auf Montluc fällt, iſt jener der Grauſamkeit in den Hugenottenkriegen; was die unehrliche Bereicherung auf Koſten des Staatsſchatzes, die Ausſaugung der Länder betrifft, ſo bleibt von dieſen Vorwürfen nicht viel übrig, wenn man ſie näher betrachtet. In Frankreich iſt es eigentlich immer ſo geweſen und iſt bis auf den heutigen Tag ſo, wie es in dem ariſtokratiſch regierten Rom vor der Kaiſerzeit war, daß derjenige, der ein Amt erhält, das höchſte herauszuſchinden ſucht, was er kann. Montluc hat jedenfalls nicht mehr geſtohlen, als Andere auch und man darf ſogar glauben, daß er ſich mit weniger begnügt hat, als gebräuchlich war. Von Guyenne und Gascogne ſagte man, daß er ſie förmlich ausgeplündert habe. Die Berichte darüber ſind, wie auch aus proteſtantiſchen Schriftſtellern der Zeit zu entnehmen iſt, äußerſt übertrieben worden; es ſah in keiner Provinz, in welcher der Reformationskrieg lebhaft geweſen war, beſſer aus als in Guyenne und Gascogne unter Montluc's Gouvernement.

Und die Sache ist sehr erklärlich; wir haben im Laufe unserer Erzählung zu wiederholten Malen gesehen, wie zerrüttet die Staatsfinanzen waren; wie wenig die Regierung vermochte, auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse ihrer Heere zu befriedigen. Was blieb nun dem Befehlshaber eines solchen Heeres übrig, als aus dem Lande zu leben, in welchem er den Krieg führte? Daß dabei aber nicht sehr geordnet verfahren werden konnte, ist an sich klar, und wenn man bedenkt, daß hier eben von einem Bürgerkrieg die Rede ist, so kann es wenig auffallen, daß die Protestanten von der katholischen Armee mehr in Anspruch genommen wurden, als die Katholiken, daß man sie in manchen Fällen wohl bis auf's Hemd auszog. Eben so fest steht, daß von protestantischer Seite, wo diese die Oberhand hatte, mit den Katholiken in ganz gleicher Weise verfahren wurde.

Bleibt also die Grausamkeit. Was diese betrifft, ist sie für den Soldaten ein sehr relativer Begriff. Wir haben wohl einen General nicht einmal, sondern oft genug einen Menschenschlächter nennen hören, wenn er in einer einzigen Schlacht von seiner Armee 20000 Menschen opferte. Aber wie, wenn damit der Friede herbeigeführt wird und nun keine weitere Menschenschlächterei nothwendig ist? Da tritt auf der anderen Seite ein anderer General auf, den Unsinnige wegen seiner Humanität preisen. Er wagt keine Schlacht; wir wissen nicht ganz gewiß, ist es wegen seiner Unentschlossenheit; ist es wegen seiner Scheu vor dem Vergießen von Menschenblut? Die öffentliche Meinung entscheidet sich für das letztere. Nun ist ihr humaner General immer darauf bedacht, einer entscheidenden Schlacht auszuweichen; dies gelingt ihm, der Krieg wird in die Länge gezogen. Das Ausweichen machte viele anstrengende Märsche nöthig, 30000 Menschen blieben dabei an den Straßen liegen und kamen hülflos um, freilich nicht unter dem Schwerte des Feindes, sondern vor Hunger und im Schmutz, — also wahrscheinlich auf eine holdseligere Weise. Der Winter kommt heran und der humane

General bezieht Winterquartiere; aber sein Gegner sitzt ihm auf dem Leibe; er muß daher seine Mannschaft eng zusammenlegen, es reißen ansteckende Krankheiten ein und an ihnen und vor dem Mangel sterben wieder 30000 Mann dahin. Nun macht sich der Menschenschlächter diese Verluste seines Feindes zu Nutze und greift an; der humane Mann muß jetzt schlagen; er verliert die Schlacht und außerdem noch ebenso viel als sein Gegner an Mannschaft in ihr. Besehe mans bei Lichte und sage dann, wo die Grausamkeit liegt, welcher von den beiden hier wahrhaft human und wer der eigentliche Menschenschlächter war?

Montluc zeigt sich 1528 unendlich besorgt um die Jungfernschaft der Mädchen von Campistrano; in den italienischen Kriegen spricht er sich für die gute Behandlung der Gefangenen aus und erklärt es für unwürdig, sie bis auf's Hemd auszu- 228.
ziehen. Als er in Siena commandirt, hält er die Austreibung der unnützen Mäuler für nothwendig, um die Stadt, wie er hofft, bis zum Entsatze behaupten zu können. Er begreift, daß der Rath die Maßregel nicht anordnen will und nimmt frei und frank die Verantwortlichkeit dafür auf seine Schultern. Nach gleichzeitigen andern Schriftstellern war die Grausamkeit dieser Austreibung ihrem Umfange nach lange nicht so groß, als Montluc selbst sie darstellt. Hier ist ihm gewiß durchaus nichts vorzuwerfen. Er fühlt, wo er einmal hart ist, stets die Schwere seiner Verantwortung und entschließt sich zu solchen Handlungen immer nur aus seiner reiflichen Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. Auch an andern Punkten dieser Blätter haben wir Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß von einer natürlichen Neigung zur Grausamkeit bei Montluc nicht füglich die Rede sein kann.

Nun beginnt aber der Bürgerkrieg in der Guyenne und Gascogne, und hier beginnt unser Montluc zu wüthen. Er läßt hängen, was hängen kann; alle Fruchtbäume werden zu

228) C. P. XXI. p. 362.

Galgen, Kapitulationen werden von ihm gebrochen; er läßt ſich zuweilen ſo weit fortreißen, ſeinen eigenen Scharfrichter zu ſpielen. Da ſcheint ſich eine entſchiedene Disharmonie mit ſeinem ganzen bisherigen Verhalten zu zeigen. Und doch iſt ſie vielleicht lange nicht ſo groß, als ſie auf den erſten Blick erſcheint.

Prüfen wir unſere Anſichten genau, ſo finden wir, daß es nicht die Grauſamkeit an ſich iſt, welche wir verwerfen und tadeln zu müſſen glauben, ſondern die unnütze zweckloſe Grauſamkeit. War nun die Grauſamkeit Montluc's während der Bürgerkriege eine zweckloſe? nach ſeinen Anſichten wohlverſtanden. Nein! Bei ihm ſtand es feſt: es müſſe Alles beim Alten bleiben, die Rebellion müſſe und werde unterdrückt werden; es handle ſich nur um die Zeit, in welcher dieſes Ziel erreicht würde; je mehr man dieſe Zeit abkürzen könne, deſto beſſer wäre es für das Land, welches durch eine lange Dauer des Bürgerkrieges nothwendig in Verfall gerathen müſſe. Darum trat er von Anfang an mit dem Vorſatze auf, abzuſchrecken und dadurch die Ruhe herzuſtellen. Daß nun perſönliche Motive hinzukamen, ſeine Wuth gegen die Proteſtanten zu vermehren, iſt an ſich klar: Verläumdungen, welche über ihn ausgeſprengt waren, die Beſtechungsverſuche, welche ſeine Ehre verletzten, Ehrentitel aller Art, die er im Lande bekam. Dann muß der Unterſchied zwiſchen dem äußeren Kriege, Staat gegen Staat, Fürſt gegen Fürſt, und dem inneren Kriege, der Rebellion, nicht unbeachtet gelaſſen werden, welchen die Vertheidiger des Beſtehenden noch mehr als deſſen Angreifer zu allen Zeiten gemacht haben. Im äußern Kriege iſt für den Soldaten nur die Frage: ſoll in dieſem Lande künftig dein Fürſt regieren oder der fremde? Im inneren Kriege ſtellt ſich die Frage für ihn ſo: Sollſt künftig du auf deinem Gute, in dieſer Stadt, in ihrer Gemeindeverſammlung regieren oder ſoll es dein Nachbar, mit dem du täglich zuſammenkommen mußt, dein alter perſönlicher Feind? Das Gefühl der perſönlichen Feindſeligkeit, welches die Grauſamkeit ſo recht eigentlich gebiert, iſt in Bürgerkriegen aus

dieſen Gründen immer viel ſchneidender hervorgetreten, als in den Kriegen, in welchen ſich Heere zweier Staatsparteien entgegenſtanden. In den Heeren des 16. Jahrhunderts ward dies Gefühl perſönlicher Feindſeligkeit noch durch den Umſtand beträchtlich abgeſchwächt, daß der Soldat ſich als freien Handwerker betrachtete, und Soldaten der verſchiedenſten Nation in dem gleichen Heere, Soldaten gleicher Nation in verſchiedenen Heeren dienten. Der äußere Krieg erſchien dem Soldaten als ein Wettſtreit der Ehre mehr, als ein Kampf um Mein und Dein, in dem der eine Alles gewinnen, der Andere Alles verlieren müßte.

Daß Montluc ſeine Grauſamkeit in den Bürgerkriegen nicht für eine zweckloſe hielt, ergibt ſich recht deutlich daraus, daß er in ihr nachließ, als er ſah, daß die Abſchreckung die Früchte nicht trage, welche er von ihr erwartete, daß ſeine Bemühungen durch andere Einflüſſe, die er nicht beherrſchen konnte, namentlich durch Katharinens Gleichgewichtsſyſtem und Alles, was daraus folgte, paralyſirt würden.

Weil nun dies Alles aus den Commentarien in ungekünſtelter Weiſe und unzweifelhaft ſich ergibt, können wir behaupten, daß, wenn Montluc nicht vermocht hat, ſich durch ſie völlig von allen Flecken zu reinigen, es ihm doch allerdings gelungen iſt, ſeine Handlungsweiſe zu erklären und in einem viel milderen, weil natürlicherem Lichte erſcheinen zu laſſen.

Montluc iſt, wie er es wünſchte, in die Bücher gekommen, und wenn die anderen Bücher, in denen ſein Name ſteht, denſelben nicht immer in der Weiſe nennen, wie es ſeinen Wünſchen entſprach, ſo vervollſtändigen die Commentarien das Bild und laſſen uns den Mann als einen ganzen Mann erſcheinen.

Was ihn in den Geſchichtsbüchern ſeiner Lectüre auch ganz beſonders anſprach, das waren die Reden der Feldherren des Alterthums und neuerer Zeiten an ihre Truppen, an Volksverſammlungen und an Räthe. Hingeriſſen von ihrer überzeu-

genden Kraft und von der Begeiſterung, in welche ſie ihn verſetzten, zweifelte er nicht an der Wirkung, welche ſie zu allen Zeiten haben müßten; immer mehr beſtärkten ſie ihn in der Anſicht von der überlegenen Macht dieſes inneren geiſtigen über den bloß äußerlichen materiellen Zwang, von der Eroberung der Leiber durch die Eroberung der Geiſter. Eine ſolche Anſicht erhebt aber unzweifelhaft über das Gemeine und ſtellt einen Mann an und für ſich ohne weitere Zugabe auf eine höhere Stufe. Ins Leben übertragen ſtärkt ſie ihn unfehlbar in der Achtung der Menſchenwürde und hebt damit die Selbſtachtung und den moraliſchen Werth aller Derer, welche in irgend einer Weiſe von ihm abhängig ſind, unter ſeinem Befehle oder ſonſtigem Einfluſſe ſtehen. Die natürliche Gabe der Beredtſamkeit kann durch die Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung entwickelt werden. Montluc redete gut und überzeugend, obgleich ihm
229. dieſe Bildung abging; aber er rieth allen Denen, welchen Gelegenheit, ſich letztere zu verſchaffen geboten war, dieſe Gelegenheit nicht zu verſäumen, weil er nicht daran zweifelte, daß er ſelbſt noch beſſer und mit noch größerer Leichtigkeit geredet haben würde, hätte er in ſeiner Jugend eine beſſere Bildung erhalten. Er rieth ihnen namentlich auch, ſich mehrere fremde Sprachen anzueignen, damit ſie ſich auch in dieſen zu ihrem eigenen und Anderer Nutzen vorkommenden Falles fließend ausdrücken könnten.

Im 18. Jahrhundert hatte ſich die moderne Monarchie ſo kräftig entwickelt, daß die Idee einer vollſtändigen Trennung von Staat und Volk als eines anordnenden und regierenden Theiles einerſeits, eines dienenden und gehorchenden Theiles andererſeits aller Welt geläufig war und die Beamten der Regierung das höchſte Erſtaunen ergriff, wenn einmal das Volk ſich beifallen ließ, auch nur ein Intereſſe an dem Gange der Staatsgeſchäfte und der Schickſale des Staates, wäre es auch ganz im Sinne der Regierung und in ihrem Nutzen

229) C. P. XXII. p. 273. 401.

geweſen, äußern zu wollen; ja daß ſelbſt dem größten Theile des Volkes ein ſolches Anſinnen einzelner aus ſeiner Mitte höchſt merkwürdig und unbegreiflich vorkam.

Der General Loucadou, Commandant von Kolberg im Jahre 1806, von welchem wenigſtens feſtgeſtellt iſt, daß er das Pulver nicht erfunden hat, war wirklich verſteinert und konnte es nicht begreifen, als die Bürgerſchaft von Kolberg unter Nettelbeck's Führung ein Intereſſe daran zeigte, daß dieſer Platz behauptet werde.

Nun hatte allerdings auch ſchon zu Montluc's Zeit und namentlich in Frankreich, der Monarchismus bedeutende Fortſchritte gemacht, aber bis zur vollſtändigen Trennung von Staat und Volk war er doch lange noch nicht gedrungen; mächtige Corporationen des Adels und in den Städten ſetzten ihm in dieſer Beziehung immer noch einen Damm entgegen. Das vollſtändige Durchdringen der cäſariſchen Idee ſetzte auch in der That erſt die Exiſtenz der ſtehenden Heere und der damit Hand in Hand gehenden Entwaffnung des Bürgerthums voraus.

Wer keine Waffen hat, darf und kann auch in der Politik des Staates nichts zu ſagen haben. Aber ſo lange die ſtehenden Heere noch nicht exiſtirten, exiſtirte auch die Trennung einer beſtändig bewaffneten von einer beſtändig unbewaffneten Klaſſe nicht; und erſt, als die ſtehenden Heere mit ihren unnützen, aber viel Zeit wegnehmenden Exercirkünſten auftraten, entwickelte ſich allmälig die Meinung von den Schwierigkeiten, aus dem unbewaffneten in den bewaffneten Zuſtand überzugehen. Die Soldaten fingen an zu glauben, daß der Zeitverderb nothwendig ſei und erſannen täglich mehr unnützes Zeug, um ihn in ſeiner Art nothwendig zu machen, und die Bürger, welche dieſe haarſträubenden Manöver mit anſahen, aus denen ſie ſich einen Vers durchaus nicht machen konnten, hielten zuletzt dieſelben auch für nothendig und entſetzten ſich vor der Kluft, die ſie zu überſchreiten hätten, um Soldaten zu werden.

Montluc lebte lange vor der Zeit, in welcher es ſo weit kam; außerdem hatte er aus ſeiner Lecture der Claſſiker wohl behalten, wie zu Rom der Bürger ſich ebenſo raſch in den Soldaten, als dieſer in den Bürger verwandelte, und namentlich für einen gebildeten Mann ſchien ihm dies leicht; waren doch die größten Feldherrn Roms, wie er ſich ausdrückte, Gelehrte
230. — er verſteht darunter freilich nur wiſſenſchaftlich gebildete Leute — geweſen. Als er die Gemüther zu Bordeaux, welches ſich von den Proteſtanten bedroht glaubte, beruhigen wollte, verlangte er von den Mitgliedern des Parlamentshofes nur, —
231. ſie möchten auf acht Tage Gerichtsferien machen, um ſich in dieſer Zeit in den Waffen zu üben, die ſie im Nothfall führen wollten.

Ein drittes Mittel wiſſenſchaftlicher militäriſcher Bildung war nun bei Montluc die Vorherüberlegung aller der Fälle, in welche er möglicher Weiſe durch den Feind verſetzt werden konnte. Was war dies weiter als die Entwicklung einer vollſtändigen Theorie der Kriegskunſt, allerdings für ſeinen Gebrauch! Denn, wenn, wie es nicht anders ſein konnte, die gleichen oder Fälle gleicher Art in ſeinem Kriegsleben öfter wiederkehrten, ſo mußte ſich auch die Art ſeiner Ueberlegung im Weſentlichen wiederholen und es konnte nicht anders ſein, als daß er allmälig das Gleichartige in dem Reſultat ſeiner Ueberlegung entdeckte, welches wir eben Grundſätze und, zur unmittelbaren Anwendung zugerichtet, Regeln nennen, aus denen eben jede Theorie ſich zuſammenſetzt. Und daß es ſich wirklich ſo verhielt, ergibt ſich auch für uns noch unverkennbar aus den Analyſen, mit welchen Montluc die Erzählungen von ſeinen Kriegsthaten begleitet hat. Denn dieſe Analyſen führen eben ſtets auf wenige wirkliche Grundwahrheiten zurück, aus denen ſich, ſobald man beſtimmte materielle Verhältniſſe hinzu-

230) C. P. XXII. p. 271. 231) C. P. XXII. p. 272.

nimmt, unter denen ſie angewendet werden ſollen, die Regeln auch a priori entwickeln ließen.

Nehmen wir nun an, daß die Grundſätze und Regeln der Kriegskunſt, wie ſie auf ſolche Weiſe Montluc oder ein anderer General aus ſeiner Praxis ſich abſtrahirte, wiſſenſchaftlich, ſyſtematiſch geordnet und mit Hinweiſung auf ihre Anwendung in den verſchiedenen Einzelfällen, die ſich im Kriege ereignen können und die ſich leicht genug claſſificiren laſſen, zuſammengeſtellt werden, ſo erhalten wir ein Lehrbuch der Kriegskunſt in dem neueren Sinne, wie wir ein ſolches verſtehen. Das Studium eines ſolchen oder die Verfolgung eines Vortrages, der in gleichem Sinne gehalten würde, gibt das Reſultat von Erfahrungen, möge auch die wiſſenſchaftliche Form, wie dies nach dem Obigen möglich iſt, die Sache anders hinſtellen. Und ſoweit überhaupt der Menſch im Stande iſt, aus den Erfahrungen Anderer zu lernen und ſie ſich zu Nutze zu machen, ergibt ſich alſo, daß das Studium eines ſolchen Lehrcurſes, bei welchem die active Thätigkeit des Geiſtes durch die Verfolgung kriegsgeſchichtlicher Beiſpiele erregt wird, die Erfahrung erſetzen kann; wogegen die Erfahrung an ſich entweder dieſe Art von Studium oder die eigene Ueberlegung, d. h. die theoretiſche Betrachtung der Verhältniſſe im Kriege während des Kriegslebens ſelbſt, nicht zu erſetzen vermag.

Dies iſt nun ganz und gar auch Montluc's Meinung. Es iſt von Intereſſe, ſeine Anſichten und Ausſprüche darüber näher in's Auge zu faſſen. Am Ende ſeiner Commentarien hält er 232.
eine Anrede an den König, in welcher er ihm aus dem Schatze ſeiner Lebenserfahrung guten Rath zu ertheilen bemüht iſt. Es iſt ihm aufgefallen, daß der König, wenn er eine Stelle bei einem Gerichtshofe vergibt, den Bewerber immer erſt durch einen Parlamentshof prüfen läßt. Dagegen findet dies nicht ſtatt, wo eine Gouverneursſtelle in einem feſten

232) C. P. XXII. p. 491 ffg.

Platz, eine Ordonnanzcompagnie oder die Stelle eines **Maréchal de camp**, eines **Mestre de camp** vergeben wird. Vielmehr erhält dieſe oft der Erſte, der Beſte auf die Fürſprache eines Hofmannes oder einer ſchönen Dame, ohne daß man ſich darum bekümmere, ob er auch fähig ſei, ſie zu bekleiden. Namentlich iſt dieſe Unſitte ſeit Franz I. eingeriſſen. Was ſoll man aber zu dieſem Widerſpruche ſagen? Vor einer Gerichtsſtelle handelt es ſich nur um die Vertheilung von Mein und Dein zwiſchen den Unterthanen. Ob ein Gut dem Peter oder dem Paul zugeſchrieben werde, es bleibt in dem einen wie in dem andern Falle beim Könige, beim Lande. Verliert dagegen ein Gouverneur eine Stadt, ſo geht dieſe dem König und dem Lande verloren; verliert ein Feldherr durch die Ungeſchicklichkeit und Unerfahrenheit ſeines **Maréchal de camp** und ſeiner **Mestres de camp**, oder der Capitäns der Ordonnanzkompagnieen, denen er den Befehl über die einzelnen Flügel oder Haufen des Heeres anvertrauen mußte, eine Schlacht, ſo kann damit eine ganze Provinz dem Lande und dem Könige verloren gehen.

Montluc ſchlägt daher vor, man ſolle auch die wichtigen Offiziersſtellen nicht an andere Leute vergeben, als an ſolche, die von einer militäriſchen Prüfungskommiſſion für tüchtig befunden ſind. Dieſe Prüfungskommiſſion ſollte nach ſeiner Meinung zuſammengeſetzt ſein aus dem Herzog von Anjou (nachher Heinrich **III.**) und aus alten erfahrenen Kriegsführern. Aber, ſagte er, freilich gibt es manche erfahrene Leute, mit denen es nicht weit her iſt, weil es ihnen am genügenden Verſtande fehlt, um zu faſſen und zu behalten, was
233. ſie geſehen haben. Sie können wohl ſagen: ich war bei Ceriſolles, Dreux, Jarnac, Moncontour. Aber wenn ſie darauf antworten ſollten, weshalb Enghien bei Ceriſolles den Sieg gewann und Guiſe bei Dreux, weshalb Coligny bei Jarnac

233) C. P. XXII. p. 516.

und Moncontour den Kürzeren zog, wie ſich Alles begab, und welche Gründe jeden der Feldherrn zu ſeiner Handlungsweiſe beſtimmten; da würde es übel ausſehen mit ihrer Antwort und man müßte auf die Idee kommen, daß ſie darüber ſo wenig hätten reden hören, ſo wenig darüber nachgedacht hätten, als der roheſte Landsknecht.

Es iſt, wie man ſieht, dies ein Vorläufer von der Meinung Friedrichs des Großen über den Mauleſel, der alle Feldzüge des Prinzen Eugen mitgemacht hätte und ſich in Folge deſſen ſeiner Kriegserfahrung rühmen wollte.

Die Erfahrung, d. h. die ſogenannte Erfahrung, kommt alſo hier wie dort ſehr ſchlecht weg. Aber in der That mußte Montluc trotz alledem einen hohen Werth auf die Kriegserfahrung legen. Der Widerſpruch, den man darin ſehen könnte, exiſtirt bei näherem Zuſchauen indeſſen gar nicht. Denn zu ſeiner Zeit war ohne Kriegserfahrung keine theoretiſche Ausbildung möglich.

Man verſetze ſich lebhaft in dieſe Zeit zurück. Stehende Heere exiſtirten nicht, Milizeinrichtungen, denen zufolge Truppenkörper zu beſtimmten Zeiten des Jahres auf einige Dauer zuſammengezogen werden konnten, exiſtirten nicht: die ſchönen Legionen Franz I. — „nach dem Muſter der Römer“ kamen über die papierne Exiſtenz nicht hinaus. Unter ſolchen Umſtänden konnte der ſtrebſamſte Offizier die Elemente, wir wollen nicht ſagen ſeiner Kunſt, ſondern nur ſeines Handwerkes nicht lernen ohne den Krieg, d. h. ohne daß er bei einem für den Krieg geworbenen Haufen ſtand. Wie wollte er mit dem Soldaten umgehen lernen? Er konnte für ſich die Handgriffe mit der Pike erlernen, das iſt richtig. Aber ein Reglement beſtand nicht. Er wußte nicht, wenn er ſich noch ſo wüthend damit übte, ob ſeine Handgriffe noch ſtimmen würden, wenn er in dieſes oder jenes Regiment im Fall eines Krieges käme, ob da nicht eine ganz andere Obſervanz regieren würde, als diejenige, nach welcher er ſeine Uebungen angeſtellt hatte. Ganz

ebenſo war es mit der Arkebuſe, fügen wir noch hinzu, daß die Arkebuſe damals durchaus noch nicht als Jagdgewehr adoptirt war und daß bei Vogelſchießen und Scheibenſchießen, wie ſie wohl die Bürger in den Städten hatten, noch lange die Armbruſt die Arkebuſe ferne hielt; ein ſehr wichtiger Umſtand, auf welchen lange nicht genug Gewicht gelegt worden iſt. Vollends nun, den einfachſten Trupp aufzuſtellen, ihn die einfachſten Bewegungen machen zu laſſen, wo hatte der junge Edelmann Gelgenheit, dies zu erlernen? Er hatte keine im Frieden, und doch braucht jedes Ding ſeinen Schick und namentlich für den Officier iſt es nicht gleichgültig, ob er ſeine Sache völlig inne habe oder ob er ſie erſt ableſen muß. Ein Schulmeiſter, der heute erſt die Decimalrechnung lernt, in der er morgen ſeine Buben unterweiſen ſoll, iſt ſicherlich eine lächerliche Perſon; aber in Bezug auf Lächerlichkeit reicht er gewiß dem Offizier nicht bis an die Knieſcheiben, der ſein Reglement aus der Taſche hervorholt, um „rechts um!“ oder „links um!“ ohne Fehler commandiren zu können. Ein alter Oberſtlieutenant, der bisher ein Bataillon commandirt hatte, ward von ſeinem alten in ein neues Regiment verſetzt und erhielt das Commando des letzteren. Seine Officiere gaben ihm ein ſolennes Feſteſſen zum Abſchied. Acht Tage vorher war er dazu eingeladen und lief dieſe acht Tage, — wahrſcheinlich die unglücklichſten ſeines Lebens — troſtlos und ſchweißtriefend umher. Denn — das wußte er — ein Toaſt wurde einmal auf ihn ausgebracht, eine rührende Abſchiedsrede wurde an ihn gehalten, und darauf mußte er antworten; er konnte nicht anders. Das wußte er aber auch, daß er eine ſolche Antwortsrede aus dem Stegereife in ſeinem Leben nimmer halten könnte! Er ſetzte ſich alſo hin, um ſie ſchriftlich zu verfaſſen und ein guter Anfang fiel ihm alsbald ein; er hatte bei ähnlicher Gelegenheit einmal einen Andern anfangen hören: „Ich bin kein militäriſcher Cicero“, — und dies konnte er von ſich mit der größten Beſtimmtheit ſagen, obgleich es auf den Andern nicht

einmal gepaßt hatte. Als wahrheitsliebender Mann wählte er dieſen Anfang und brachte dann auch eine ziemlich vernünftige Fortſetzung und einen ziemlich anſtändigen Schluß zu Stande. Darauf lernte er die Rede auswendig; der ſchwere Tag kam heran; der Bediente, welcher ſeinen Herrn beſtändig über einem gewiſſen Blatte hatte brüten ſehen, ſteckte ihm dieſes Blatt, als er den Paraderock ausklopfen mußte, in des letzteren linke Bruſttaſche. Unſer Oberſtlieutenant trat den heißeſten Gang ſeines Lebens an und fühlte unterwegs das Bedürfniß, ſich an's Herz zu greifen, bei welcher Gelegenheit er das beſagte Blatt entdeckte und ſich von ſeiner Identität überzeugte.

Man ſaß bei Tiſche, der Oberſtlieutenant aß wenig und war ziemlich ſchweigſam, nur zerſtreut antwortete er auf wohlgemeinte Anreden, doch ſah man ihn oft, wie im Gebete, die Lippen bewegen; — er wiederholte ſich ſtill ſeine Rede. Seine Stimmung wirkte auf die Stimmung der Andern; die Sache ſchien langweilig werden zu wollen. Da war der zum Toaſtiren erleſene Officier ſo vernünftig, den Champagner nicht abzuwarten, ſondern beim dritten von den zwölf Gängen ſeine Standrede zu halten. Allem Volk fiel ein Stein vom Herzen; wie es ſchien auch dem Oberſtlieutenant. Er erhob ſich, um zu danken und begann mit großer Sicherheit: „Liebe Kameraden! ich bin kein militäriſcher Cicero, ich — ich — ich" — kurz, die Sache ſtockte; mit ſchmerzlicher Geberde faßte ſich der Redner unter den Rock in die Gegend, wo das Herz zu ſitzen pflegt und ſtieß bewegt die Worte hervor: „hier ſitzt's! hier ſitzt's!" Zuſchauer und Zuhörer glaubten, daß der Redner damit ſagen wolle, er ſei zu gerührt, um zu ſprechen. Aber diesmal ſaß in der Gegend des Herzens auch die bewußte Bruſttaſche und flugs flog aus ihr das bekannte Blatt hervor und die Rede ward nun zu Ende abgeleſen. Die Theilnehmer des Mahles biſſen ſich allerdings ein wenig auf die Lippen, als das Herz ſich in ein beſchriebenes Blatt auflöste, aber damit war's auch abgethan und Keiner nahm dem Manne übel, daß er kein militäriſcher Cicero

war, während es ihm andererſeits Jeder übel genommen hätte, wenn er beim Commandiren ſeines Bataillons oder Regiments einmal eine ſolche Scene aufgeführt und ein Blatt zum Ableſen hervorgeholt hätte.

Alſo die Erwerbung der elementarſten Künſte des Handwerkes war den Officieren des 16. Jahrhunderts nicht anders möglich, als im Kriege. Auch das Mittel der „kleinen Schachteln" ging ihnen ab, welche, wie erzählt wird, noch bis vor Kurzem bei manchen Heeren mit den Reglementen ausgegeben wurden und bemalte Holzſtückchen enthielten, die Pelotons vorſtellten und zur Einübung der Evolutionen in der Stube auf dem Arbeitstiſch benutzt werden konnten. Selbſt durch Zündhölzer konnten dieſe hölzernen Pelotons nicht erſetzt werden, weil es noch gar keine Zündhölzer gab.

Wie mit den Elementarkünſten verhielt es ſich auch mit den höheren Führerkünſten. Bei dem Mangel an ſyſtematiſchen Lehrbüchern, dem Mangel an Kriegsſchulen blieb dem ſtrebſamen Officier für ſeine höhere theoretiſche Ausbildung nur der Weg Montluc's, der Weg der Kriegserfahrung. Nur während des Krieges ſelbſt fand der Offizier Gelegenheit, über kriegeriſche Vorfälle, die er mit angeſehen hatte und an denen er theilgenommen, lebhaft nachzudenken oder über kriegeriſche Vorfälle, welche erſt bevorſtanden, eine allſeitige Ueberlegung anzuſtellen, ſich lebhaft in ſie hinein zu verſetzen und Vermuthungen über das, was der Feind thun werde, ſich zu bilden, Betrachtungen über die Mittel, mit denen, und die Wege, auf denen man die Abſichten des Feindes vereiteln und ihn ſelbſt ſchädigen könne, anzuſtellen. Nur im Feldlager fand er Gelegenheit, auch die Meinungen Anderer über die kriegeriſchen Vorfälle, über die Gründe von Sieg und Niederlage anzuhören, dieſe Vorfälle allſeitig beleuchtet zu ſehen und ſo allmälig ſelbſt zu einer feſtſtehenden Anſicht, die ſich im gegebenen Falle leicht und ohne langes Beſinnen anwenden läßt, zu gelangen.

Aus dem Geſagten iſt nun an ſich klar, wie viele Dinge, die jetzt außerhalb des Krieges erlernt werden können, im 16. Jahrhundert dem Führer nur die Kriegserfahrung geben konnte, aber freilich nicht nothwendig geben mußte, wenn ſie in einem bloßen Mittlaufen beſtand und nicht fortwährend als Mittel der Bildung ausgebeutet ward. Heute dient dem Führer die Kriegserfahrung, außerdem daß ſie ihm eine gewiſſe Behülflichkeit in Anwendung ihm ſchon bekannter Mittel gibt, weſentlich als Prüfſtein und zur Befeſtigung ſeines militäriſchen Charakters. Er lernt durch ſie ſich über die perſönliche Gefahr hinwegſetzen, er lernt, wenn es ihm nicht an der natürlichen Anlage dazu ganz fehlt, Verantwortlichkeiten auf ſich nehmen, trotz der Unbeſtimmtheit ſeiner Lage mit Beſtimmtheit und Schnelligkeit handeln, trotz aller materiellen und moraliſchen Gefahren das Bewußtſein behalten und mit Bewußtſein handeln, nicht den Kopf verlieren.

Dies iſt dann allerdings noch viel, und Montluc rühmt es von ſich, daß er immer den Kopf oben behalten habe. Wandelte ihn einmal die Schwäche der Furcht an, und er läugnet nicht, daß dies ſich öfter ereignet habe, ſo ſammelte er ſich im 234.
Gebete zu dem Geber alles Glückes und Unglückes. „Mein Gott, der du mich erſchaffen haſt — betete er — ich bitte dich, erhalte mir das Bewußtſein, daß ich es heute nicht verliere. Du haſt es mir gegeben; von dir allein habe ich es. Haſt du beſchloſſen, daß ich heute ſterben ſoll, ſo mache, daß ich mit dem Rufe eines tüchtigen Mannes ſterbe, den ich unter ſo vielen Gefahren zu erringen ſuche. Ich bitte dich nicht um das Leben; denn ich will Alles, was dir gefällt. Dein Wille geſchehe, deiner himmliſchen Güte befehle ich Alles."

Hatte er dann noch ſeinen Roſenkranz hinzugefügt, ſo fühlte er ſich wunderbar erhoben und umgeſtimmt. Jede Furcht war

234) C. P. XXII. p. 537.

verbannt, das zeitliche Leben war abgeſchloſſen und es blieb nur noch das geiſtige Feuer, welches das Streben nach dem ewigen Leben, nach einem ſchönen Tode, der nach dem italieniſchen
235. Sprichwort — »**Un bel morir tutta la vita onora**« — ein ganzes Leben ehrwürdig macht, — verleiht. Der Tod iſt nichts, aber ohne ein Andenken bei der Nachwelt ſterben, heißt ſterben wie ein Vieh. Mag eine beſondere Anlage nothwendig dazu ſein, um dieſen Gedanken Montluc's — nicht blos verſtehen, — ſondern mitfühlen zu können, ſoviel ſteht feſt, daß die wiſſenſchaftliche Bildung und insbeſondere die geſchichtliche, welche Montluc von früh auf bis zu ſeinem Tode ſuchte, ihn reiner entwickelt. So trägt auch auf dieſem mittelbaren Wege die Wiſſenſchaft wieder mächtig zur Bildung des wahren Soldaten und des wahren Führers im Kriege bei. Wie ſie den Menſchen, der von ihr erfüllt iſt, fähiger macht, bei vollem Bewußtſein ſeine Gedanken gehörig zu ordnen und aus dem Vorrath der Mittel die zweckentſprechenden in jedem Falle richtig und ohne Bedenken zu wählen, ſo wirkt ſie auch darauf hin, daß der Mann das Bewußtſein bewahre, ſich loslöſe von der Furcht vor perſönlicher Gefahr und daß er nun eben mit Bewußtſein handeln kann.

Wir haben oben des Weitern von dem Gefühle der Unſicherheit geredet, der Einſicht in die Wahrheit, die ſich dem Krieger unabweisbar aufdrängt, daß er auf dem wankenden Boden bloßer Wahrſcheinlichkeiten einher wandle und von den Folgen, die dieſes auf das Handeln je nach der Charakteranlage des Mannes übt, ſo daß der eine zum Wagen, der andere zu ſteter Bedenklichkeit und Furcht vor dem Handeln geſtimmt werde. Wo das Gefühl der Unſicherheit ſehr ſtark ausgeprägt iſt, dort wird immer der letztere Fall eintreten. Nun iſt aber die Unſicherheit durchaus nicht ausſchließlich das Attribut des Krieges; in der That begegnet ſie uns auf Schritt und Tritt, in allen

235) C. P. XXII. p. 539.

Verhältniſſen des Lebens. Einigen Ständen oder Menſchenklaſſen tritt ſie näher und öfter in allen Geſtalten entgegen als anderen; am wenigſten nah und am ſeltenſten entgegen in unſeren Zeiten den Beamtenklaſſen, welche in eine feſte Hierarchie gegliedert, nach feſten Geſetzen, Reglements und Befehlen zu handeln beſtimmt ſind. Zu dieſen Beamtenklaſſen aber gehören ſeit Errichtung der ſtehenden Heere in Europa auch deren Führer während ihres Friedenslebens. Alles geht für ſie nach Regel und Schnur: dem Kampf um die Exiſtenz ferne geſtellt, in ihrer dienſtlichen Thätigkeit feſten, eingewohnten Normen folgend und mit allen Mitteln ausgerüſtet, Widerſtände gewöhnlicher Art ſchnell niederzuſchlagen, Hinderniſſe gewöhnlicher Art leicht zu überwinden, — treten ſie nun aber grade aus dieſem wohlgeregelten Friedensleben auf eine Bühne, wo die Unſicherheit eine gewaltige Herrſcherin iſt, die des Krieges. Iſt es ein Wunder, wenn ſie von dem Eindrucke dieſes Gegenſatzes noch mehr ergriffen werden, als ein anderer Menſch, dem jede Art von Unſicherheit auf ſeinem Lebenswege eine ſtete Begleiterin geweſen iſt!

Uns iſt es in der That ſo vorgekommen, als mache ſich ſeit der Einführung der ſtehenden Heere in der Kriegsgeſchichte bei den auftretenden Feldherren das Gefühl der Unſicherheit mit der Conſequenz einer Hinneigung zu Bedenklichkeit öfter und mehr geltend als vorher. Ja, wer zu kühnen Behauptungen geneigt wäre, möchte ſelbſt ſagen können, daß dieſer Unterſchied in der Stimmung der Führer ſich in den ganzen Syſtemen der Operationen ausſpreche und ſeit Errichtung der ſtehenden Heere die gewagten Operationen ebenſo ſelten ſind als ſie ſonſt an der Tagesordnung waren; — er möchte dies ſagen können, ohne ganz und gar vorbeizuſchießen. Man vergleiche Montluc und Clauſewitz über die Unſicherheit im Kriege. Beide kommen zu demſelben Reſultat: es muß gewagt werden, weil Alles unſicher iſt. Aber bei jenem iſt dieſes Reſultat wie ein unmittelbares Gefühl, und Clauſewitz gelangt zu ihm erſt auf dem

Wege der Abſtraction unter hundert und wieder hundert Umſchweifen. Unwillkürlich wird man auf den Gedanken gebracht, daß dem Officier des ſtehenden Heeres im Frieden auch in dieſer Beziehung die Wiſſenſchaft die Schule des Lebens erſetzen müſſe.

Berichtigung.

Seite 249 in der Note iſt Petitot ſtatt Pektot zu leſen.

Inhalt.

Einleitung S. V—XLVI.

David.

Einleitung S. 3. Davids Eintritt in's Leben 17. Hofdienst 20. Flucht und Aufstand 24. Fremder Dienst 35. Erbfolgekrieg 39. Königswahl und Befestigung des Thrones 44. Erweiterung des Reiches 48. Politisch militärische Erweiterung des Davidischen Königreiches 56. Aufstand Absaloms 70. Fortgang des Aufstandes nach Absaloms Tod und endliche Unterdrückung desselben 83.

Xenophon.

Xenophons Geburt, Dienst in der athenischen Reiterei, Verbindung mit Sokrates 97. Xenophon macht als Begleiter des Prorenos den Zug des jüngern Kyros gegen den Artaxerxes mit 101. Xenophons Hervortreten 107. Die Zehntausend 120. Marsch der Zehntausend von dem Zabatos bis an die Grenze der Karduchen 125. Zug durch die karduchischen Gebirge 132. Marsch über den Kentrites bis zum östlichen Euphrat (Murad) 137. Marsch vom Euphrat bis nach Gymnias (Gümisch Kaneh) 142. Marsch von Gymnias nach Trapezunt 147. Aufenthalt an der Nordküste Kleinasiens 150. Fahrt und Zug von Kotyora nach Kalpe 169. Aufenthalt auf der Landzunge von Kalpe 173. Zug nach Byzantion und Aufenthalt daselbst 181. Xenophon im Dienste des thrakischen Königs Seuthes 186. Uebertritt des griechischen Corps in den Dienst der Lakedämonier, Abgang und baldige Rückkehr Xenophons 193. Dienst Xenophons unter Derkyllidas und Agesilaos; Ver-

Digitized by Google

bannung und Exil 206. Aussöhnung mit Athen; Ende 210. Xenophon als Schriftsteller 213.

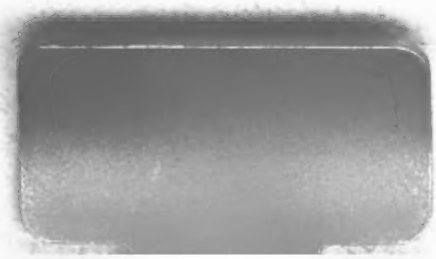
Montluc.

Montlucs Jugend und erste Feldzüge 249. Der napoleonische Feldzug 257. Theilnahme Montlucs an dem dritten Kriege zwischen Karl V. und Franz I. 262. Beginn des vierten Krieges zwischen Karl V. und Franz I. 269. Die Schlacht von Cerisolles 279. Theilnahme Montlucs an dem Feldzuge im Norden gegen die Engländer 1544 und 1545. 298. Erste Feldzüge des fünften Krieges Frankreichs gegen den Kaiser in Piemont 1551 bis 1553 299. Montluc als Gouverneur von Siena 310. Neuer Dienst in Italien 1555 bis 1557 333. Der Feldzug an der französischen Nordgrenze 1558 und 1559 342. Theilnahme Montlucs an den Hugenottenkriegen bis zum Edikt von Amboise 350. Montluc während des Religionsfriedens und beim Ausbruche des zweiten Krieges 378. Beginn des dritten Hugenottenkrieges 1568 393. Fortgang des dritten Hugenottenkrieges 1569 403. Ende des dritten Hugenottenkrieges 1570 424. Letzte Jahre Montlucs 437. Montlucs Denkwürdigkeiten und Ansichten; allgemeine Gesichtspunkte 441. Ueber die Wahrscheinlichkeit im Kriege und das Wagen 445. Schnelligkeit des Zugreifens 448. Montluc und die Ritterlichkeit 449. Ueber die Behandlung der Soldaten und der Untergebenen im Allgemeinen 461. Montluc und die Wissenschaft 476.

Druck von E. Kiesling in Zürich.

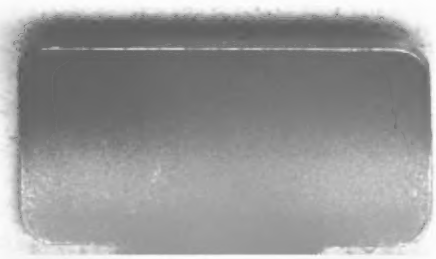
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google